

Orbis Linguarum

Vol. 44

Wissenschaftlicher Beirat
Advisory board
Conseil Scientifique
Rada Naukowa

Leszek Berezowski
(Uniwersytet Wrocławski)

Edward Białek
(Uniwersytet Wrocławski)

Marcin Cieński
(Uniwersytet Wrocławski)

Rolf Fieguth
(Université de Fribourg)

Klaus Garber
(Universität Osnabrück)

Martin Kagel
(The University of Georgia, Athens)

Andrzej Kałny
(Uniwersytet Gdański)

Maria Kłańska
(Uniwersytet Jagielloński)

Sławomir Piontek
(Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)

Danuta Rytel-Schwarz
(Universität Leipzig)

Georg Schuppener
(Universität Leipzig)

Arvi Sepp
(Universiteit Antwerpen)

Carl Vettters
(Université du Littoral)

Mykola Zymomyra
(Дрогобицький державний педагогічний університет імені Івана Франка)

Institut für Germanische Philologie
der Universität Wrocław

Orbis Linguarum

Vol. 44

Herausgegeben von
Edward Białek, Krzysztof Huszcza und Katarzyna Nowakowska

Neisse
Verlag 

Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT

Dresden – Wrocław 2016



Uniwersytet
Wrocławski

ORBIS LINGUARUM 44/2016

Herausgegeben von Edward Białek, Krzysztof Huszcza und Katarzyna Nowakowska

Gutachter:

Prof. Dr. Leszek Berezowski (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Jerzy Biniewicz (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Sławomir Bobowski (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Teresa Bruś (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Adam Bžoch (Ústav svetovej literatúry SAV, Bratislava)
Prof. Dr. Renata Dampc-Jarosz (Uniwersytet Śląski)
Prof. Dr. Rolf Fieguth (Université de Fribourg)
Prof. Dr. Mariusz Jabłoński (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Czesław Karolak (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)
Prof. Dr. Artur Dariusz Kubacki (Uniwersytet Pedagogiczny im. KEN w Krakowie)
Prof. Dr. Paul Martin Langner (Uniwersytet Pedagogiczny im. KEN w Krakowie)
Prof. Dr. Anna Małgorzewicz (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Kazimiera Myczko (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)
Dr. habil. Joanna Orska (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Gerhard Rupp (Ruhr-Universität Bochum)
Dr. habil. Joanna Szczęk (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Wiesław Wenz (Papieski Wydział Teologiczny we Wrocławiu)
Prof. Dr. Ewa Żebrowska (Uniwersytet Warszawski)

Redaktion:

Prof. Dr. Edward Białek / Dr. Justyna Kubocz
Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej
Plac Nankiera 15 b, 50-140 Wrocław
Tel. (+48) 713752863; e-mail: ebialek@atut.ig.pl
<http://www.ifg.uni.wroc.pl/pol/p/283>

© ORBIS LINGUARUM 2016

ISSN 1426-7241

ISBN 978-3-86276-219-4

ISBN 978-83-7977-202-5

Neisse Neisse Verlag Dresden
Verlag www.neisseverlag.de



Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
ul. Kościuszki 51 a, 50-011 Wrocław, Tel. (+48) 71/342 20 56, Fax (+48) 71/341 32 04
E-mail: oficyna@atut.ig.pl

„Vaterland, du riefst den Sänger . . .“. Theodor Körners patriotische Lyrik

Einleitung: Biografisches und Bibliografisches

Dieser Beitrag verfolgt eine eng begrenzte Zielsetzung. Es wird keine ausführlichen biographischen Einzelheiten über den Sohn des lange Jahre mit Friedrich Schiller befreundeten Dresdener Oberappellationsrats Christian Gottfried Körner (1756–1831) geben, auch keine Einschätzung des erstaunlich umfangreichen Gesamtwerkes von Theodor Körner (1791–1813). Es liegen mehrbändige Ausgaben seiner Texte vor, da gäbe es viel zu sagen, zum Beispiel zu seinen Leistungen als Dramatiker – immerhin heißt es in einer namhaften Literaturgeschichte aus den 1970er Jahren, Körner sei „der begabteste Dramatiker der Befreiungskriege“¹ gewesen und seine dramatischen Arbeiten ließen „Ansätze großer Gestaltungskraft“¹ erkennen.

Es ist auch keine Schilderung seines Lebens als Lützower Jäger vorgesehen; Körner machte im Lützowschen Freikorps ja sehr schnell Karriere, wurde Oberjäger, bald Leutnant und sogar Lützows Adjutant. Es geht in diesem Beitrag lediglich um Theodor Körners Kriegslieder und patriotische Gedichte; einige dieser Texte sollen etwas genauer angesehen werden. Es werden Leseindrücke geschildert, natürlich gibt es Wertungen und Urteile – dies in der Hoffnung, das Nachdenken über Theodor Körner anzuregen.

Körners Kriegslieder und patriotische Gedichte erschienen, um das hier nur anzudeuten, von seinem Vater herausgegeben, 1814 postum unter dem Titel *Leier und Schwert*; es gab zuvor, im November 1813, bereits eine noch von Theodor Körner geplante, aber erst nach seinem Tod realisierte Ausgabe von *Zwölf freien deutschen Gedichten*, sie stellen gewissermaßen die Keimzelle von *Leier und Schwert* dar. Eine weitere Ausgabe von Leier- und Schwert-Dichtungen veranstaltete ein Herr v. Freymann, ebenfalls 1814. Textgrundlage für meine Bemerkungen sind die Gedichte, wie sie Hans Zimmer im 1. Band seiner Körner-Ausgabe aus dem Jahr 1893 vorgelegt hat.²

¹ Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Siebenter Band, Berlin 1978, S. 534.

² Hans Zimmer (Hg.): Körners Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster Band, Leipzig / Wien o.J. [1893], S. 71–121. Zur Entstehungs- und Druckgeschichte der Sammlung gibt Hans Zimmer in seiner „Einleitung des Herausgebers“ (S. 67–70) die entsprechenden Auskünfte. Ich gehe in meinen Ausführungen auf die unterschiedlichen Ausgaben

Alle Ausgaben (auch die *Zwölf freie deutsche Gedichte*) enthalten übrigens mehrere bereits vor Körners Eintritt in das Jägerkorps entstandene Texte; ich beschäftige mich hier ausdrücklich nur mit solchen, die auf dem Wege des jungen Dichters zu den Lützowern und dann dort geschrieben worden sind.

Ganz ohne einen sozusagen biografischen Einstieg soll es aber doch nicht abgehen, dazu jedoch nur so viel:

Am 15. März 1813 verlässt Theodor Körner Wien, wo er seit 1811 lebt; zuvor hat er in Freiberg/Sa., Leipzig und Berlin studiert. In Wien ist er mit schmissigen Einaktern und dann vor allem mit seinem umjubelten politischen Drama *Zriny* schnell zum gefeierten Theaterdichter geworden, seit dem 1. Januar 1813 sogar mit dem gut dotierten Titel eines k.k. Hoftheaterdichters geschmückt. Nun geht er nach Breslau. Dort schart der Major Ludwig Adolf Wilhelm von Lützwow (1782–1834) Freiwillige zum Kampf gegen die napoleonischen Truppen um sich; Körner wird Lützwowscher Jäger. Er stirbt, noch nicht einmal 22 Jahre alt, am 26. August 1813, in einem Gefecht bei Rosenow (in der Nähe von Gadebusch).³

In Wien ist der junge Sachse glücklich gewesen, soweit sich das aus der Sekundärliteratur und auch aus belletristischen Darstellungen seines Lebens entnehmen lässt. Deren gibt es zahlreiche, ich beschränke mich auf den 1983 im (Ost-) Berliner Verlag der Nation unter dem Titel *Mit Leier und Schwert* erschienenen Roman von Ulrich Völkel und auf Wolfgang Walter Püschels Erzählung *Der Sänger der schwarzen Freischar*, 1954 im (Ost-) Berliner Verlag Neues Leben ediert.⁴ Körner verlobt sich in Wien mit der schönen Schauspielerin Antonie (Toni) Adamberger (1790–1867), er ist gern gesehener Gast in Salons und intellektuellen Zirkeln, so bei der Schriftstellerin Karoline Pichler (1769–1843) und bei der zu seiner Gönnerin werdenden einflussreichen Frau Henriette von Pereira-Arnstein (1780–1859).⁵ Ihr schreibt er dann schöne, aufschlussreiche Briefe, als er bei den Lützowern steht; ihre Nichte Marianne Saling (auch: Saaling) wird in Wien von Körner ebenfalls angebetet und angedichtet. Er geht beim preußischen Gesandten Wilhelm von Humboldt (1767–1835) ein und aus – aber am 10. März 1813 schreibt er an den Vater in Dresden (nachdem er schon im Januar brieflich Andeutungen über bevorstehende große Veränderungen in seinem Leben gemacht hat): „Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen,

und Drucke nicht ein, sondern lege die Sammlung in der von Hans Zimmer getroffenen Form zu Grunde, das heißt auch einschließlich der sechs Gedichte, die von Zimmer als „Anhang“ gekennzeichnet worden sind. Sie sind in der von Körners Vater veranstalteten Ausgabe der Sammlung von 1814 aus, wie Zimmer (S. 69) schreibt, politischen wie ästhetischen Rücksichten nicht enthalten gewesen.

³ Vgl. zu Körners letzten Stunden die ausführliche Darstellung bei Emil Peschel / Eugen Wildenow: Theodor Körner und die Seinen. Zweiter Band, Leipzig o.J. [1898], S. 105–116.

⁴ Ulrich Völkel: *Mit Leier und Schwert*. Roman um Theodor Körner, Berlin 1983. – Wolfgang Walter Püschel: *Der Sänger der schwarzen Freischar*. Eine Erzählung um Theodor Körner, Berlin 1954.

⁵ Vgl. dazu Emil Peschel / Eugen Wildenow: Theodor Körner und die Seinen. Erster Band, Leipzig o.J. [1898], S. 322–325.

wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, – laß mich ihr würdiger Jünger sein! – Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen.“⁶

Bei den Lützowern: Zwischen Hochgefühl und Missmut

Kämpfen, dreinschlagen – das will er, deshalb ist er zum Lützowschen Korps gegangen. Aber die Haltung der preußischen Heeresführung, die mitunter der Lützowschen Truppe ein gehöriges Maß an Mißtrauen entgegenbringt und sie (nicht nur aus der Sicht Körners) mit unbedeutenden Aufgaben abseits der „richtigen“ Kampfhandlungen betraut und in eine passive Rolle drängt, bringt es mit sich, dass er, wie man seinem Tagebuch⁷ entnehmen kann, ausgesprochen missmutig wird. *Mißmut*⁸ heißt dann auch ein Gedicht vom Mai 1813, unter dem Titel steht, gewissermaßen klagend: „Als ich bei Sandow [das ist in der Nähe von Havelberg, d. Verf.] lange Zeit die Ufer der Elbe bewachen mußte.“

Der Text beginnt mit den Worten, die meinen Bemerkungen zur Überschrift dienen; ich zitiere einige Verse:

Vaterland, du riefst den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück.
Blutig hassend deine Dränger,
Hielt nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reih'n,
Tauchte in der Trennung Schmerzen –
Und war dein.

„Sturmgefaßt“ sei er gewesen, heißt es weiter, aber was sollte der kampfeswillige Sänger „im Gedränge/Ohne Schlachten-Morgenrot?/Gib die friedlichen Gesänge/Oder gib des Krieges Strenge –/Gib mir Lieder oder Tod!“ Schließlich, und mit dem Wissen um Körners Tod wenige Monate später liest man das als geradezu erschreckend:

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Cimbeln schmetterten drein.
Deutschland wirft um seine Kronen –
Und hier soll ich ruhig wohnen

⁶ Brief Körners an die Eltern, 10.3.1813. Zit. nach dem Abdruck bei Peschel / Wildenow: Zweiter Band (s. Anm. 3), S.7.

⁷ Die Tagebuchaufzeichnungen werden nach ihrer Wiedergabe bei Peschel / Wildenow: Zweiter Band (s. Anm. 3) herangezogen. Die mit dem genannten Gedicht in Zusammenhang stehenden Notizen siehe dort S. 56.

⁸ Körners Werke (s. Anm. 2), S. 98 f. Die folgenden Zitate daraus.

Und des Stromes Wächter sein?
Soll ich in der Prosa sterben?
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber schnell!

Da haben wir Körners Lebenssituation zwei Monate nach dem Eintritt ins Lützowsche Korps: Die Reminiszenz an das glückliche Leben in Wien, an das er sich mit Tränen erinnert, das er aber nichtsdestoweniger ganz bewusst aufgegeben hat und die Klage darüber, nun kein richtiger Kämpfer, sondern „des Stromes Wächter“ sein zu sollen – und die Todesbereitschaft, die auch in anderen Texten immer wieder aufscheint. Diesen und weiteren Motiven in 1813 geschriebenen Gedichten und Liedern wende ich mich nun zu und lasse dabei natürlich auch die Formen nicht außer Acht, die Körner seinen Gedanken gibt.

Am 19. März 1813 war Theodor Körner in Breslau angekommen.⁹ Schon eine Woche später schreibt er an seine Familie: „Das Corps singt schon viele Lieder von mir, und ich kann Euch gar nicht beschreiben, wie angenehm das Verhältnis ist, in dem ich lebe, da die gebildetsten und ausgesuchtesten Köpfe aus ganz Deutschland neben mir in Reih und Glied stehen.“¹⁰

Wie kann man sich das vorstellen – seine Lieder werden gesungen, kaum dass er im Freikorps angekommen ist, die ersten Exerzierübungen gerade überstanden und diese der Frau von Pereira launig und selbstironisch geschildert hat, etwa mit den Worten, sie habe wohl „nie etwas Komischeres gesehen, als einen Hoftheaterdichter, der auf dem Kirchhof in Zobten exerzieren“¹¹ müsse? (Körner stand ja zuerst in Lützows Infanterie und hatte sich dort gleich die Stellung als Flügelmann zu sichern gewusst, die eigentlich Karl Horn zustand, später Fritz Reuters „Lehrer und Freund“, der bei den Lützowern Körners Kamerad war und es akzeptierte, dass Körner an seiner Stelle Flügelmann wurde.¹²) Dass das Freikorps sofort seine Lieder sang, resultierte eben aus Körners Begabung, sehr schnell mit Gedichten und Liedern auf neue Situationen zu reagieren, seine Empfindungen gewissermaßen umgehend in Verse gießen zu können. Nicht zu vergessen – er brachte auch fertige Texte mit nach Breslau, ein reichhaltiges Reservoir lyrischer Formen stand ihm zur Verfügung, schon in der ersten (und einzigen zu seinen Lebzeiten erschienenen) Gedichtsammlung *Knospen*, 1810 bei Göschen in Leipzig erschienen, hatte er das erprobt. Zudem sang er, wie in vielen Quellen zu lesen ist, seine (und andere) Texte mit angenehmer Stimme, sich mit der Gitarre begleitend – ein früher „Liedermacher“ fürwahr.

⁹ Vgl. zur Reise nach Breslau, zur Einschreibung in die Listen des Lützowschen Korps und zu Körners ersten Tagen im Korps Peschel / Wildenow: Zweiter Band (s. Anm. 3), S. 22–37 und Völkel (s. Anm. 4, 1. Titel), S. 294 ff.

¹⁰ Brief Körners an die Eltern, 26.3.1813. Zit nach der Wiedergabe bei Peschel / Wildenow: Zweiter Band (s. Anm. 3), S. 32.

¹¹ Vgl. den Brief Körners an Frau von Pereira, 26.3.1813, zit. nach Peschel / Wildenow: Zweiter Band (s. Anm. 3), S. 30:

¹² Vgl. dazu Peschel / Wildenow: Zweiter Band (s. Anm. 3), S. 27 f.

Jetzt, bei den Lützowern, schrieb er gewissermaßen auf Zuruf. Morgen muss marschiert werden? Da hieß es schnell: Theodor Körner, schreib uns doch noch ein Marschlied, du kannst das doch! Und er konnte das und tat es auch, wobei ihm die poetische Routine auch insofern half, als er den Rhythmus seiner Lieder vorhandenen und den Kameraden bekannten Melodien anpasste, also sofort singbare Texte produzierte.¹³ So ungefähr kann man sich das wohl nach dem Studium der Sekundärliteratur und auch beim Blick in die dort wiedergegebenen Tagebuchaufzeichnungen Körners vorstellen.

Als ein Beispiel dafür nenne ich eines der ersten Gedichte, das Theodor Körner im Kreise der Lützower geschrieben hat, es steht unter dem Titel *Jagerlied in Leier und Schwert*.¹⁴ Gesungen werden konnte bzw. sollte es nach der Weise von *Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark*, dem 1787 entstandenen und seinerzeit berühmten und wohl viel gesungenen *Kaplied* des volkstümlichen demokratischen Publizisten und Dichters Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791). Da geht es um deutsche Soldaten, die sich Mut machen zur langen Fahrt über das Meer nach Südafrika – der württembergische Herzog hatte der Holländisch-Ostindischen Kompagnie zwei Bataillone gegen Bezahlung überlassen, anders gesagt: Er hatte diese Menschen verkauft. Nur nebenbei sei gesagt, dass Körner der Schubartschen Vorlage in vielem folgt, so etwa im Strophen- und Versbau und sogar im Reimschema. Schubarts *Kaplied* hat im Gegensatz zu den sechs Strophen Körners allerdings deren zwölf.¹⁵

Ulrich Völkel hat in seinem Körner-Roman beschrieben, wie man sich die Entstehung des *Jagerlieds* vorstellen könnte; ich gehe ganz kurz darauf ein.¹⁶ Elisa von Lützow (1788–1855), die schöne Gattin des Korpskommandeurs, verabschiedet am ersten Abend von Körners Anwesenheit beim Korps den jungen Mann mit den Worten „Frisch auf, Herr Jäger, sei Er flink!“, nachdem sie ihn zuvor aufgefordert hatte, für die Jäger „ein paar hübsche Verse“ zu verfassen, unter Gesang marschiere es sich doch leichter. Der Satz „Frisch auf, Herr Jäger. . .“ bleibt in ihm haften, „er ließ sich summen, verwandelte sich ein wenig“, heißt es weiter in dem Roman, „und siehe, der Anfang für das erbetene Lied war gemacht.“ Körner stellt dann der Frau von Lützow und seinem Kommandeur das Lied vor, und der findet, „daß das Lied unverzüglich gedruckt und an die Truppe gegeben werden müsse.“ Das geschieht denn auch; und als am nächsten Tag „die Kompanie einigermaßen ausgerichtet in Marschformation dastand, wurden rote und grüne Zettel verteilt, auf denen der Text eines Liedes stand [. . .], Theodors Text.“ Und der beginnt so:

Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink!
Die Buhse von der Wand!
Der Mutige bekämpft die Welt.

¹³ Vgl. dazu die Hinweise zu den Melodien bei mehreren der Texte in *Leier und Schwert* (s. Anm. 2).

¹⁴ Körners Werke (s. Anm. 2), S. 92.

¹⁵ Vgl. den Text des *Kaplieds* in: *Die deutsche Literatur. Ein Abri in Text und Darstellung*. Hg. von Otto F. Best und Hans-Jürgen Schmitt. Band 6. Stuttgart 1976, S. 174–176.

¹⁶ Vgl. Völkel (s. Anm. 4, 1. Titel), S. 298–301. Die Zitate daraus.

Frisch auf den Feind! frisch in das Feld!
Fürs deutsche Vaterland!¹⁷

Von überall her sei man zusammengeströmt, heißt es dann weiter, getrieben von „der Rache Strahl“, „der Sprache heilig Band“ knüpfe alle zusammen und „ein Gott, ein Vaterland“ und natürlich ein „treues deutsches Blut.“ Keine großartige Gedankenlyrik haben wir da vor uns, es ist vielmehr das, was man ohne Weiteres mit „Gebrauchslyrik“ bezeichnen kann: Sangbar (die Melodie, wie gesagt, dürfte den meisten der Jäger bekannt gewesen sein), jede Menge Versatzstücke solcher Lieder werden verwendet – frei, flink sind die Jäger; fürs deutsche Vaterland und gegen Tyrannenmacht gilt es zu kämpfen, alle sind Brüder usw. Auffällig die letzte Strophe mit ihrer Formulierung vom gerechten Krieg, in den man zieht und der Gewissheit, dass Gott auf der richtigen Seite ist und den deutschen Jägern helfen wird:

Drum, muntre Jäger, frei und flink!
Wie auch das Liebchen weint!
Gott hilft uns im gerechten Krieg!
Frisch in den Kampf! – Tod oder Sieg!
Frisch, Brüder, auf den Feind!

Diese Gedanken bzw. diese unanfechtbare Überzeugung wird in weiteren Liedern des Jahres 1813 mehrfach ausgesprochen; aus dem „gerechten“ Krieg wird dann auch schon einmal der „heilige“ Krieg, ein „Kreuzzug“ sogar – da beginnt es für mich, um das an dieser Stelle schon einmal zu sagen, bedenklich zu werden. Da steigert sich der junge Dichter in eine Stimmung hinein, die sozusagen keinen Raum mehr lässt für Überlegung, für Abwägen – da ist dann nur noch Hass.

Gebrauchslyrik oder Über die Verwendbarkeit von Kunst

Am 27. März 1813 fand in der Kirche zu Rogau in Schlesien die feierliche Einsegnung des Lützowschen Freikorps statt; Theodor Körner hatte zu diesem feierlichen Anlass einen Text geschrieben; schnell und wieder gewissermaßen auf Zuruf.¹⁸ Sein *Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps*, das auch bereits auf Zettel gedruckt den Lützowschen Soldaten in der Kirche zur Verfügung stand, ist in seinem Ton zunächst ein wenig getragener:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,

¹⁷ Körners Werke (s. Anm. 2), S. 92. Die folgenden Textzitate ebenda.

¹⁸ Vgl. den Text des Liedes in Körners Werke (s. Anm. 2), S. 83–84. Zitate daraus. Eine Beschreibung der Zeremonie bei Peschel / Wildenow: Zweiter Band (s. Anm. 3), S. 33 f. Auch Ulrich Völkel (s. Anm. 4, 1. Titel), S. 314–317, hat die Einsegnungszeremonie beschrieben, dabei wohl auf Peschel / Wildenow fußend.

Und aller Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
D e m H e r r n a l l e i n d i e E h r e !

Man ist ja in einer Kirche, die Stimmung des Textes ist dem Ton des den Rhythmus vorgebenden Kirchenliedes *Ich will von meiner Missetat* angemessen. Dieses Kirchenlied, ein Bittlied aus dem 17. Jahrhundert, ist von Georg Philipp Telemann als Choral komponiert worden; es folgt in seinem Rhythmus wiederum einem noch älteren Lied.¹⁹

Aber auch hier ist schon der Grundgedanke ausgesprochen: Gott ist auf unserer Seite, er hat ja in uns (den Jägern) angefacht, was uns „zu Sieg und Schlacht“ führen wird. In der zweiten Strophe wird das noch verstärkt; wenn wir, die deutschen Jäger, das Vaterland retten, dann siegt eigentlich Gott durch unsere Hand:

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum – retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
D e m H e r r n a l l e i n d i e E h r e !

In der letzten Strophe wird das noch bekräftigt, damit ja niemand auf den Gedanken käme, Gott sei nicht auf der deutschen Seite:

Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
„Auf, deutsches Volk, erwache!“
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
In seiner Freiheit Morgenrot.
D e m H e r r n a l l e i n d i e E h r e !

Da schrillen zumindest bei mir die Alarmglocken, „deutsches Volk, erwache“ – da ist „Deutschland erwache“ nicht fern, und nicht wenige von Körners Texten sind dann auch in der Folgezeit immer wieder gebraucht, auch missbraucht worden. Das war in den 1840er Jahren während der Zeit der sogenannten Rheinkrise ebenso der Fall wie 1870/71, noch etwas später während des 1. Weltkrieges, als zum Beispiel Körners Verse „kriegerische“ Postkarten schmückten im Verein mit dem Bildnis des deutschen Kaisers, der schwarz-weiß-roten Flagge und dem Eisernen Kreuz usw.²⁰

¹⁹ Vgl. den Text des Kirchenliedes in <http://www.christliche-gedichte.de>. Zugriff am 4.9.2013. Das Lied ist im aktuellen evangelischen Gesangbuch nicht enthalten; der Text findet sich aber im Kirchenbuch der Evangelischen Kirche. Hg. von der Evangelischen Synode von Nordamerika (1908), S. 258.

²⁰ Vgl. Ludwig-Maximilians-Universität München. Goethezeit-Portal: Körner-Sprüche auf Postkarten im Ersten Weltkrieg. Zugriff am 2.4.2013.

In diesem Zusammenhang soll ein Satz zitiert werden, dessen Sinn uns allen wohl klar ist. Stefan Hermlin (1915–1997) hat ihn formuliert, bezogen nicht auf Theodor Körner, sondern auf Friedrich Hölderlin (1770–1843) und die Tatsache, dass Soldaten der Naziarmee 1944 durchaus mit Hölderlin-Texten in der Tasche angetroffen werden konnten. Hermlin begann nämlich seine Rede auf einer Tagung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen im Juni 1982 folgendermaßen: „Einer der schrecklichsten Aspekte der Kunst besteht in ihrer Verwendbarkeit, die umso größer ist, je mehr wir es mit bedeutender Kunst zu tun haben. Man kann sich gegen diese Evidenz wehren, man kann von Mißverständnissen reden, leugnen kann man sie nicht.“²¹

Hier soll jetzt natürlich kein Vergleich zwischen Theodor Körner und Friedrich Hölderlin angestellt werden; wichtig ist nur, dass beide Dichter Texte geschrieben haben, die Soldaten in ihren Taschen oder Tornistern oder sonst wo mit sich führen konnten, wenn sie ihr Land verteidigten oder zu verteidigen glaubten oder als Eroberer durch andere Länder marschierten.

Als Theodor Körner mit den Lützowern im März 1813 durch Schlesien marschierte, entstand, wie das Emil Peschel und Eugen Wildenow ausdrücken, „das gewaltigste aller Kriegslieder des Dichters, dessen volltönende Strophen in der Jugend Deutschlands ein lautes Echo fanden.“²² Gemeint ist das Gedicht *Aufruf*²³, und das beginnt wahrlich volltönend und bringt schon in der ersten seiner sechs Strophen viel von dem, was Körners kriegerische Lyrik kennzeichnet – jugendlichen Schwung, Kampfstimmung, eine deutlich sichtbare Erregtheit, aber eben auch teutomanische Elemente:

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! – Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif – ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein! –
Der Freiheit eine Gasse! – Wasch die Erde
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Aufschlussreich ist die zweite Strophe: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen“, so beginnt sie und kritisiert damit recht deutlich und gar nicht nur unterschwellig, dass der preußische König ja lange gezögert hatte, das Volk zum Kampf gegen Napoleon aufzurufen – aber dann folgt in der zweiten Zeile nicht, wie man vielleicht erwarten könnte, die Kennzeichnung des Krieges als Volkskrieg:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!

²¹ Stefan Hermlin: Hölderlin 1944. Rede anlässlich der Tagung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen am 6.6.1982. In: Sinn und Form, Heft 6/1982. Zitiert nach dem Abdruck in Stefan Hermlin: Äußerungen 1944–1982. Berlin und Weimar 1983, S. 435–440, hier S. 435.

²² Peschel / Wildenow: Zweiter Band (s. Anm. 3), S. 37–38.

²³ Körners Werke (s. Anm. 2), S. 88–90. Die folgenden Zitate daraus.

Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen –
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Kreuzzug, heiliger Krieg, mit diesen Begriffen wird ja unterstellt, dass dieser Krieg zum Ruhme Gottes geführt wird, mithin sogar Gottes Wille ist. Logisch deshalb der Fortgang des Textes und in der dritten Strophe die, wie ich finde, Ungeheuerlichkeit, dass Gott „sein Volk“, also das deutsche, „in Waffenrüstung sehn“ wolle:

Zerbrich den Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine bauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldenblut!

Dann wieder Todesbereitschaft, die „kühne Wollust des Kampfes“, das deutsche Volk als das „alte Volk des Siegs“, der gerechte Krieg und in der letzten Strophe die Überzeugung: „Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!“, gereimt mit „Hoch schlägt dein [des wackren Volkes] Herz, hoch wachsen deine Eichen./Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?“

Und auf den Hügeln seiner Leichen, so weiter in der letzten Strophe dieses Textes, sollte das deutsche Volk die „Freiheitsfahne“ aufpflanzen – Körner konnte nicht ahnen, dass nach dem endgültigen Sieg über Napoleon weder in Deutschland noch in Europa die ersehnte Freiheitsfahne aufgepflanzt wurde, sondern die von Zensur, Reaktion und Restauration.

Immerhin – für ihn selbst ging seine am Ende des Gedichts ausgesprochene Hoffnung in Erfüllung, dass das Volk „die treuen Toten“ nicht vergessen solle.

Um noch einmal auf Hölderlin zurückzukommen – den Tod fürs Vaterland hat er auch besungen, in dem um 1800 entstandenen Gedicht *Der Tod fürs Vaterland* etwa, die letzte Strophe geht so:

Und Siegesboten kommen herab: Die Schlacht
Ist unser! Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Toten! Dir ist,
Liebes! nicht einer zuviel gefallen.²⁴

²⁴ Hölderlins Werke in zwei Bänden. Erster Band. Weimar 1963, S. 164.

Dieser Text steht natürlich auch in einer handlichen Ausgabe Hölderlinscher Gedichte aus dem Jahr 1943, bequem im Marschgepäck mitzuführen.²⁵

Ähnliche Töne wie im Gedicht *Aufruf* finden sich in dem nach einer seinerzeit populären Weise singbaren *Lied der schwarzen Jäger*.²⁶

Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeister mahnen.
Auf, deutsches Volk, zum Krieg!
Ins Feld! ins Feld! Hoch flattern unsre Fahnen,
Sie führen uns zum Sieg.

Klein ist die Schar, doch groß ist das Vertrauen
Auf den gerechten Gott.
Wo seine Engel ihre Festen bauen,
Sind Höllenkünste Spott.

Gebt kein Pardon! Könnt ihr das Schwert nicht heben,
So würgt sie ohne Scheu!
Und hoch verkauft den letzten Tropfen Leben!
Der Tod macht alle frei. [. . .]

Mir erscheinen hier die Vergleiche zwischen den guten, gerechten deutschen Kämpfern, die sich auf Gott und seine Engel verlassen können und den Höllenkünsten der anderen, der Franzosen, ziemlich grobschlächtig; die Leichenhügel sind natürlich die der Feinde, und der rote Besatz auf den schwarzen Uniformen der Lützower (in der vierten Strophe angesprochen) bedeutet „Frankenblut.“

Ein, wie ich finde, geradezu schlimmer Text ist Theodor Körners *Lied von der Rache*.²⁷ Das hat wohl auch Körners Vater so gesehen, denn er nahm dieses Lied seinerzeit nicht in die von ihm veranstaltete Ausgabe von *Leier und Schwert* auf.²⁸ Aber in späteren Ausgaben steht es, und einige Worte dazu muss man schon sagen. Der Ton wird in diesem Lied nach sozusagen moderatem Beginn und dem Ruf nach Rache durch die „deutsche Rächerfaust“ immer maßloser; jedes Mittel sei im Kampf gegen die Feinde einzusetzen, das Völkerrecht gelte nichts, die Feinde seien zu töten, selbst wenn sie winselnd um Gnade schreien usw. Und natürlich: Gott ist mit uns, den Deutschen:

Heran, heran! – Die Kriegstrompeten schmettern.
Heran! Der Donner braust! –
Die Rache ruft in zack'gen Flammenwettern
Der deutschen Rächerfaust!

Heran, heran, zum wilden Furiantanze,
Noch lebt und glüht der Molch!

²⁵ Hermann Kasack (Hg.): Hölderlin. Gedichte. Berlin 1943, S. 61–62.

²⁶ Körners Werke (s. Anm. 2), S. 93. Zitate daraus. Das Lied ist zu singen nach der Weise „Am Rhein, am Rhein“.

²⁷ Körners Werke (s. Anm. 2), S. 120–121. Zitate daraus.

²⁸ Siehe dazu die Bemerkungen in Anm. 2.

Drauf, Brüder drauf mit Büchse, Schwert und Lanze,
Drauf, drauf mit Gift und Dolch!

Was Völkerrecht? – Was sich der Nacht verpfändet,
Ist reife Hollensaat.
Wo ist das Recht, das nicht der Hund geschändet
Mit Mord und mit Verrat?

Die deutschen Kämpfer sollen sich „satt in Blut“ der Feinde saufen, es sei eine Lust, „wenn an dem Lanzenknopfe/Ein Schurkenherz zerbebt/Und das Gehirn aus dem gespalt’nen Kopfe/Am blut’gen Schwerte klebt!“ – nein, da kann man Theodor Körner selbst bei bestem Willen nicht mehr folgen. Und das *Lied von der Rache* ist ja mit den zitierten Versen längst nicht zu Ende, es wird sogar noch schlimmer:

Gott ist mit uns! – Der Hölle Nebel weichen,
Hinauf, du Stern, hinauf!
Wir türmen dir den Hügel ihrer Leichen
Zur Pyramide auf!

Dann brennt sie an, – und streut es in die Lüfte,
Was nicht die Flamme fraß,
Damit kein Grab das deutsche Land vergifte
Mit uberrhein’schem Aas!

Zu den Gedichten und Liedern Theodor Körners, die einstmals sehr bekannt waren und gesungen wurden, gehört sein *Schwertlied*.²⁹ Er hat diesen Text kurze Zeit vor seinem Tod gedichtet, in Kirch-Jesar nahe Schwerin am 24. August 1813; bei Peschel/Wildenow wird er deshalb auch Körners „Schwanengesang“ genannt.³⁰ Körner hat, der Überlieferung zufolge, dieses Lied am Abend des 25. August 1813 im Kreise Lutzowscher Offiziere und russischer Kosaken am Ort seines letzten Nachtquartiers, nämlich in Gottesgabe westlich von Schwerin, gesungen und damit großen Erfolg gehabt. Dieser Abend bildet übrigens das Zentrum von Wolfgang Walter Puschels auch heute noch lesbarer Körner-Erzählung *Der Sänger der schwarzen Freischar*; der Dichter singt dort mit deutschen Kameraden und russischen Kosaken, die Lützows Truppe unterstützten, sein *Schwertlied*, zitiert werden im Text die erste und die von Körner eben erst gedichtete letzte (es ist die sechzehnte) Strophe.³¹

Die erste Strophe lautet:
Du Schwert an meiner Linken,

²⁹ Körners Werke (s. Anm. 2), S. 112–114. Zitate daraus.

³⁰ Vgl. Peschel / Wildenow. Zweiter Band (s. Anm. 3), S. 105–107.

³¹ Püschel: *Freischar* (s. Anm. 4, 2. Titel), S. 33–35. Durch die Voranstellung einiger Sätze von Walter Ulbricht, gewissermaßen als Motto, die eine Traditionslinie von Körners Zeit bis zur (damaligen) Gegenwart der DDR und den Bestrebungen „der amerikanischen Okkupanten“ zieht, zeigt allerdings auch diese Erzählung, wie Körner missbraucht werden kann.

Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurra!

Dann folgen viele Strophen, aufgebaut als Wechselrede zwischen dem lyrischen Ich und seinem herzinnig geliebten Schwert, sie kreisen darum, dass Lyrisches Ich und Eisenbraut sich zur Hochzeitsnacht rüsten. Da wird eine gewissermaßen erotisierte Sprache dazu genutzt, Kampfesstimmung zu erzeugen, da werden erotische, sexuelle Symbole eingesetzt. Das Schwert an der Linken des Kämpfers und Sängers wird zur Braut; er liebt es „herzinnig“, wenn die Trompete zum Kampf ruft ist es, als rufe sie zur „Brautnachts-Morgenröte“, seine Braut darf man natürlich nicht verlassen, das Eisen des Schwertes wird an den Mund gepresst; die neu geschriebene letzte Strophe bringt dann die Erfüllung:

Nun laß das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut.
Hurra, du Eisenbraut!
Hurra!

Ein Gipfelpunkt deutscher Lyrik ist dieser Text nicht gerade; hier werden sozusagen Rituale von Männern (oder sehr großen Jungen) gefeiert. Man sieht das auch daran, dass bei dem jeweiligen „Hurra!“ am Strophenende „mit den Schwertern geklirrt“ werden sollte.

Die Zeiten wirklich überdauert hat wohl nur ein Text Theodor Körners, *Lützows wilde Jagd*.³² Sicher hat für das Lebendigbleiben dieses Liedes die Vertonung durch Carl Maria von Weber aus dem Jahr 1814 eine gar nicht zu überschätzende Rolle gespielt; es wurde ja fortan gewissermaßen fast wie ein Volkslied empfunden und wird von deutschen (Männer-)Chören sicher heute noch mit Inbrunst gesungen.

Körner, so geht die Überlieferung, ließ es ursprünglich zur Melodie von Schillers *Reiterlied* aus *Wallensteins Lager* singen („Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!/Ins Feld, in die Freiheit gezogen!“)³³ – und der Text hat ja auch wirklich etwas Beschwingtes, man sieht (und hört!) die Reiter förmlich dahinjagen:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
 Und erfüllen die Seele mit Grausen.
 Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
 Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

³² Körners Werke (s. Anm. 2), S. 103–104. Zitate daraus.

³³ Vgl. zum Beispiel Völkel (s. Anm. 4, 1. Titel), S. 348–350.

Das Lied beschreibt außerdem die Art der Lützowschen Kriegsführung recht anschaulich („Was zieht dort rasch durch den finsternen Wald/Und streift von Bergen zu Bergen?/Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt/ [. . .]/ Es fallen die fränkischen Schergen.“). Die letzte Strophe bringt dann Körners, wie wir wissen, nicht erfüllte Hoffnung bzw. seine Gewissheit, dass all die Opfer nicht umsonst waren:

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir’s auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei’s nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Nur nebenbei hier die Bemerkung, dass Kunst, die sich solch emphatischer Sprache bedient wie die Körners und auch die seines großen Vorbilds Friedrich Schiller, gern parodiert wird. So hat sich der Satiriker Adolf Glabrenner (1810–1876) zweier Gedichtanfange Theodor Körners angenommen und sie in seinem *Lustigen Volks-Kalender für 1858* ohne Erbarmen parodiert – neben dem *Schwertlied* („Du Schwert an meiner Linken,/Schneid ab ein halb Pfund Schinken“) eben auch *Lützows wilde Jagd*, und dies durchaus mit Blick auf die gesellschaftliche Realität in Deutschland nach all den Kornerschen großen Worten: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?/Es wird wahrscheinlich ein Zollburo sein.“³⁴

Ausblick

In der Vergangenheit und bis heute ist der Blick auf Leben und dichterisches Werk dieses jungen Mannes vielfach getrübt bzw. sehr selektiv, was eben damit zusammenhängt, dass nahezu ausschließlich seine Kriegslieder rezipiert und dort eingesetzt worden sind, wo man sie gerade gebrauchen konnte. Diesen Blick gilt es zu schärfen; schließlich sind auch diese Lieder und Gedichte Teil unseres kulturellen Gedächtnisses. Aber der „kriegerische“ Körner ist ja nicht der ganze Dichter. Wir finden in Körners umfangreichem lyrischem Werk auch Texte, in denen es nicht gar so viele Ausrufezeichen gibt, keine Aufforderungen zu Mord und Totschlag, sondern echte Gefühle, Trauer, auch Zuversicht. Als der Dichter im Juni 1813 nach der Schlacht bei Kitzten (südwestlich von Leipzig) schwer verwundet in einem Wald lag und zu sterben meinte, schrieb er das folgende schöne Sonett:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.
Ich fühl’s an meines Herzens matterm Schlage,

³⁴ Adolf Glabrenner: *Lustiger Volks-Kalender für 1858*. Hier zitiert nach Adolf Glabrenner: *Amor als Ochse und anderes recht Erstaunliches*. Hg. von Bruno Kaiser. Berlin 1960, S. 136–137.

Hier steh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie du willst! dir hab ich mich ergeben.

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumlied wird zur Totenklage.
Mut! Mut! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh ich's vor mir stehen;
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.³⁵

Wie wäre es also, wenn wir uns in Körners lyrischem Werk einmal gründlicher umsehen würden?

Literatur

- Die deutsche Literatur. Ein Abriß in Text und Darstellung.* Hg. von Otto F. Best und Hans-Jürgen Schmitt. Band 6. Stuttgart 1976.
- Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.* Siebenter Band, Berlin 1978.
- Hermlin, Stefan: *Hölderlin 1944. Rede anlässlich der Tagung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen am 6.6.1982.* In: „Sinn und Form“, Heft 6/1982, S. 1140–1144.
- Hölderlins Werke in zwei Bänden.* Erster Band. Weimar 1963.
- Kasack, Hermann (Hg.): *Hölderlin. Gedichte.* Berlin 1943.
- Peschel, Emil / Wildenow, Eugen: *Theodor Körner und die Seinen.* Zweiter Band, Leipzig o.J. [1898].
- Püschel, Wolfgang Walter: *Der Sänger der schwarzen Freischar. Eine Erzählung um Theodor Körner,* Berlin 1954.
- Völkel, Ulrich: *Mit Leier und Schwert. Roman um Theodor Körner,* Berlin 1983.
- Zimmer, Hans (Hg.): *Körners Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.* Erster Band, Leipzig / Wien o.J. [1893].
- <http://www.christliche-gedichte.de>. Zugriff am 4.9.2013.

³⁵ Körners Werke (s. Anm. 2), S. 102–103. Das Gedicht trägt den Titel *Abschied vom Leben*, unter der Titelzeile steht: „Als ich in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1813 schwer verwundet und hilflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.“

Schlüsselwörter

Theodor Körner (1791–1813), Deutsche Literatur, Geschichte 1813, Befreiungskriege 1813–1815

Theodor Körner (1791–1813), Sohn des lange Jahre mit Friedrich Schiller befreundeten Christian Gottfried Körner, ist im Jahr 1811 nach Wien gekommen und dort zum gefeierten Theaterdichter geworden. Aber er verließ Wien im März 1813 und schloss sich der Freischar des Majors Ludwig Adolf Wilhelm von Lützow an, um gegen die napoleonischen Truppen zu kämpfen. Er starb, noch nicht einmal 22 Jahre alt, am 26. 8. 1813 in einem Gefecht in der Nähe des mecklenburgischen Ortes Gadebusch.

Der Beitrag wendet sich kritisch einigen der Texte – Kriegsliedern, patriotischen Gedichten – zu, die der junge Dichter als Soldat geschrieben hat; sie stehen in der von Körners Vater 1814 postum herausgegebenen Sammlung *Leier und Schwert*. Diese Texte lassen sich als Gebrauchslyrik kennzeichnen. Körner schrieb sie oft ganz aktuell zu Anlässen wie bevorstehenden Märschen und Gefechten; den Rhythmus passte er vorhandenen bekannten Melodien an. Er produzierte also singbare Texte, die auch sofort gedruckt und an die Kameraden verteilt wurden. In den untersuchten Liedern finden sich zahlreiche Versatzstücke patriotischer Lyrik; der Krieg gegen Napoleon erscheint als gerechter, ja heiliger Krieg, als Kreuzzug sogar, es wird der Hass auf alles Französische, alles Fremde gepredigt. Es liegt auf der Hand, dass zahlreiche Texte Theodor Körners in der Folgezeit und bis heute immer wieder benutzt und auch missbraucht wurden und werden.

Abstract

Native country you called for the singer – the patriotic poetry of Theodor Körner

Theodor Körner (1791–1813), son of Friedrich Schiller's life-long friend Christian Gottfried Körner, came to Vienna in 1811 and there he became a celebrated dramatist. But he left Vienna in March 1813 to join the Freischar (an irregular, military volunteer unit) of Major Ludwig Adolf Wilhelm von Lützow to fight against the Napoleonic troops. He died, not yet 22 years old, on August 26, 1813 in a skirmish near the Mecklenburg town of Gadebusch.

The article addresses in a critical manor some of the texts, which the young poet wrote as a soldier – basically war songs, or patriotic poems. They are taken from the collection *Leier und Schwert* (Lyre and Sword), posthumously published by Körner's father in 1814. These texts can be characterized as Gebrauchslyrik (functional poetry). Körner wrote the poems quite often for specific occasions like upcoming marches or battles; the rhythm was adapted to existing well-known melodies. So he produced singable texts. They were immediately printed and distributed to his comrades. In the songs studied here,

one can find numerous set pieces of patriotic poetry; the war against Napoleon appears as a just, a holy war, as crusade even, preaching the hatred of all things French, everything foreign, it is no surprise that numerous of Theodor Körner's texts were used in the following years and repeatedly abused even until today.

Keywords

Theodor Körner (1791–1813), German Literature, History 1813, The German Campaign 1813–1815 ('Wars of Liberation')

Ernst Wiecherts Werk – Dichtung und Deutung¹

In seinem Buch *Das sprachliche Kunstwerk*, einem der Standardwerke der germanistischen Literaturwissenschaft, bezeichnet Wolfgang Kayser den Roman als „Erzählung von der privaten Welt in privatem Tone“ (Kayser 1948: 359). Diese Definition stimmt nicht für den Romantypus, den man bei Ernst Wiechert antrifft. Das subjektivistische Erlebnis – das Persönliche, das in allen Werken Wiecherts eine Dominante darstellt, ist stets zum Ganzen hin offen. Gott und Natur, Mitmenschen und Gesellschaft sind in das persönliche Erlebnis mit einbezogen. In Wiecherts Romanen erleidet der Mensch von Jugend auf die Spannung des Vielfältigen und strebt zurück zu einer verlorenen Einheit. Es ist die Aufgabe des Dichters, die Bewältigung und Einordnung der gegensätzlichen Strebungen darzustellen und diese, wenn nicht zum Einklang, so doch wenigstens zum Ausgleich in den geschaffenen Figuren zu führen. Entwicklung und Ereignis geben der gestaltenden Kunst eine geschichtliche Weite. Man könnte deswegen Wiecherts Romandichtung besser anhand einer Definition von Fritz Martini formulieren: „Der Roman ist eine Erzählung, in der vom Persönlichen aus das Ganze des Weltseins erfahren wird oder erfahren werden soll“ (Martini zit. in: Bantel; Schaefer 1991: 114). Nicht das große Schicksal wie im Epos ist bestimmend, sondern die seelische Entwicklung des Einzelnen.

Wiechert hat das persönliche Erlebnis stets als Ausgangspunkt betrachtet und benutzt. Von hier aus beherrscht die Subjektivität des Dichters bald bezaubernd, bald belastend das Spiel seiner Gestalten und prägt es mit dem selbstgefälligen Bekenntnis seiner Erfahrungen, in der Bezogenheit zu seinen Themen, durch seine gehobene Ausdrucksweise.

Sein Werk legt Zeugnis ab für das Ringen seiner Generation und die Widersprüche seiner Zeit. Man ist leicht versucht, aus Wiechert einen Sonderling zu machen, als hätte er nur im Gegensatz zu Zeitströmung gestanden, als wäre er nur dazu veranlagt, abseits der Masse seinen Weg zu suchen. In Wirklichkeit spiegeln seine ersten

¹ Die Publikation entstand dank finanzieller Unterstützung durch das Polnische Nationale Forschungszentrum (NCN) im Rahmen des Förderprogrammes *FUGA*. Vertragsnummer: DEC-2013/08/S/HS2/00224.

Der Zugang zu den bisher unbekanntem und/oder in der Sekundärliteratur unveröffentlichten und im Ernst-Wiechert-Archiv im Museum Stadt Königsberg in Duisburg vorhandenen Dokumenten war möglich dank finanzieller Unterstützung durch die Stiftung für Polnische Wissenschaft (FNP) im Rahmen des Stipendiums *KWERENDA*. Vertragsnummer: KW3/2011.

Werke die geistige Gärung und die Wirrnis der Nachkriegsjahre unter der Weimarer Republik (vgl. Gołaszewski 2015a: 31-87).

In seiner Sturm- und Drangzeit tritt er für heidnische und völkische Werte ein, bekämpft die bestehende Sozialstruktur, die Kirchen, die althergebrachte Moral und die bürgerliche Reaktion und wird zum Verkünder einer germanischen Renaissance (vgl. Pleßke 1999: 99-131).

Hatte er rechtzeitig die Gefahren der neuen Bewegung erkannt oder war er nicht vielmehr von den Massenerscheinungen abgeschreckt worden? Wie hat sich bei ihm der innere Wandel vollzogen? Was hat ihn auf diesem Wege zu einem neuen Lebensgefühl geleitet? Darin besteht eine der Grundfragen der aktuellen Wiecherts Forschung, denn es sind inzwischen mehrere Dokumente ans Licht gekommen, die sein Schaffen aber vor allem seine Haltung im Nationalsozialismus neu interpretieren lassen.

Einige 1965 veröffentlichte Briefe aus Wiecherts Korrespondenz mit den Behörden des Dritten Reiches gewähren einen aufschlussreichen Einblick in seine damalige Einstellung. Auch einige bereits 2011 im Wiechert-Archiv im Museum Stadt Königsberg von mir entdeckten und bisher unveröffentlichten Dokumente ergänzen dieses Bild, teilweise revidieren es oder bestätigen bisherige Vermutungen und Gerüchte.

Man hatte Wiechert gebeten, Auszüge aus seinem Werk, insbesondere aus *Der Totenwolf* auf einer Massenkundgebung vorzulesen. Aus einem Brief vom 1.7.1934 an den Veranstalter ist folgendes zu entnehmen:

„Ich kann nicht verantworten, einer Jugend, die durch vorzeitige Überhöhung ihres Selbstbewußtseins nie so gefährdet war wie heute, aus einem Buch des Haßes zu lesen, das ich längst überwunden habe, und um eine Mahnung zur Ehrfurcht und Liebe zu empfangen, ist der äußere Rahmen wie Alter und Einstellung der Versammelten wahrscheinlich wenig geeignet. Auch für mich wird wieder die Zeit kommen, in der ich sagen möchte, was ich sagen will, aber dazu muß man Geduld haben, und es hat keinen Sinn, eine Saat vor der Zeit zu beginnen. Ich hoffe, daß Sie den innerlichen Zwang zu dieser Ablehnung verstehen“ (Reiner 1974: 27).

Kompromisslos setzte er sich gegen Halbwahrheiten und Scheinsicherheiten ein. Hatte er jedoch etwas Besseres zu bieten? Oder war er nur „ein sehr unzuträglicher und rigoroser Mensch“ (vgl. Reiner 1974: 44-46), wie sich seine eigenen Verwandten über ihn geäußert haben sollen, – nach einem Bericht des Ministerialdirigenten Haegert im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda vom 13.1.1940?

War er nur ein Kritiker und Zweifler oder hatte er eine Botschaft der Hoffnung zu verkünden? Schon im Jahre 1934 wollte seine Stimme eine „Mahnung zur Ehrfurcht und Liebe“ sein. Das will aber nicht heißen, er sei Verkünder einer fertigen Welt. Er bietet keine Weltanschauung dar, er will vielmehr eine innere Haltung vermitteln. Worauf es ihm ankommt, ist „die persönliche Einwirkung“ (Quarterly 1965: 38). Durch sein Werk und sein Beispiel weist er nur auf den einzigen, immer gültigen Weg hin, den der Frage, der Suche, und damit ist eine gewisse Unruhe verbunden.

In dieser Hinsicht ist Wiechert grundsätzlich existentiell eingestellt. Nicht das Wesen der Dingen und der Menschen zieht er in Betracht, sondern ihr Dasein. Was

allerdings ihn von den Existenzphilosophen unterscheidet, ist eben, dass er eigentlich keine Philosophierichtung betreibt; dass die Werte, die er anstrebt, nicht vor ihm liegen, als etwas zu Erringendes, sondern hinter ihm als etwas Verlorenes; dass sein Weg eine Rückkehr bedeutet zu den alten, ewigen Werten: Gott, Persönlichkeit und Natur. Abgesehen von seinem Dichterwerk, lebt er nicht für ein Vorhaben, er besinnt sich lieber seines Ursprungs.

Bei Wiechert werden Stadt, Kirche und Staat als gesellschaftliche Einrichtungen herabgesetzt und abgelehnt, nicht nur weil man sich erst einfügen muss, bevor man sich behaupten kann oder weil Anforderungen an den Einzelnen gestellt werden, damit die Allgemeinheit bestehen kann, sondern schon deshalb, weil diese Gebilde Menschenwerk sind. Ihnen haftet etwas Sündhaftes an. Wie im Volke Israel der Niedergang begann, als es an Stelle Jahwes einen König als Oberhaupt haben wollte, so beginnt in Wiecherts Welt der Abstieg jedes Mal, wenn man aus dem Naturgemäßen heraustritt.

Wiechert schildert fast ausschließlich in der Natur das Gegebene und das Anschauliche, das Unabänderliche und das Sichdarbietende, das Mütterliche und das Fruchtragende. Alles bleibt in der Natur eingefangen und beschlossenermaßen, auch der Mensch, der nicht darüber steht, sondern darin eingebettet und mit hineinbezogen ist.

Im Menschen erfasst Wiechert auch nur das Erlebte und das Geträumte, das Er-littene und das Erdachte, das Biologische und das Schicksalhafte.

In der Natur, im Blut, im Dorf sind die Linien des Lebens schon vorgezeichnet. Der Mensch untersteht einem Gesetz, das je nachdem den Namen Gott, Laima, Leben, Pan oder das im Dunklen Wurzelnde trägt.

Alles, was auf der freien Entscheidung des Menschen beruht, was Ausdruck seiner gestaltenden Kraft ist, was eine persönliche Bindung voraussetzt, wird von vornherein als unmöglich hingestellt, verschwiegen oder verschrien.

Die Stadt als Erscheinung einer höheren Entwicklungsstufe, in der Handel, Bildung, Gewerbe und Kunst gesteigerte Lebensmöglichkeiten bieten und die menschlichen Beziehungen sich erweitern, vermehren und vertiefen können, wird nur negativ beurteilt als der Ort der Versuchung, der Sünde und des Untergangs. Im gesellschaftlichen Rahmen entartet der Mensch. Er findet Entfaltung nur in spontanen, ungebundenen Beziehungen. „Der kleine Man [...] hat noch keine Fenster zwischen sich und die Sonne gesetzt“ (Wiechert 1957a: 63). Zwischen Untertanen und Herr, Mensch und Gott ebenso wie zwischen Mensch und Natur darf niemand sich einschalten.

So ergibt es sich auch, dass die Ehe keine Überbrückung der geschlechtlichen Spaltung mit sich bringt, dass die Gründung einer Familie keine Lebensaufgabe ist. Als Bindung ist sie Last, als persönliche Begegnung zum Scheitern verurteilt. Die Ehe wird nur als ein Nehmen hingestellt, und somit stehen Mann und Frau sich fremd und fern gegenüber.

Es erübrigt sich zu bemerken, dass Wiechert mit dieser konservativen Weltanschauung den heutigen Leser nur begrenzt anspricht. Es lässt den Weg in die Zukunft außer Acht. Man vermisst bei ihm jugendliche Begeisterung am Fortschritt der Menschheit und hoffnungsvollen Glauben an die Verbesserung der sozialen und politischen Einrichtungen. Wiechert hat verkannt, dass der Mensch nicht nur natur-

gebunden ist, sondern befähigt ist, neue Werte zu schaffen. In heutiger Zeit sind Stadt und Technik für den heutigen Menschen eben nicht Kennzeichen des Niedergangs, sondern der Entwicklung, der uneingeschränkten Kommunikationsfreiheit, vor allem Mittel zur menschlichen Begegnung und zur Erhöhung der Lebensmöglichkeiten.

Wiechert gehört der Generation an, der die Flucht aufs Land noch möglich und sinnvoll war. Der moderne Mensch kann die Technik nicht einfach übergehen, will er nicht als ein Träumer hingestellt werden. Es hängt natürlich von seiner sittlichen und menschlichen Reife ab, wie er sie nutzt.

Es liegt nicht in Wiecherts Wesen, sich mit der Welt denkerisch auseinander zu setzen. Er erkennt die Missstände der damaligen Zeit, versucht aber nicht, sie im Rahmen einer geschichtlichen Entwicklung zu begründen.

Es ist bezeichnend, dass er in seiner *Rede an die deutsche Jugend* (Wiechert 1957d: 381-411) die Verfallenheit und die Verantwortung des deutschen Volkes brandmarkt, das Geschehene als Erfüllung des Vernichtungswillens hinstellt, ohne jedoch die Verantwortung abzugrenzen, den Weg bis zu Hitlers Machtergreifung mit Tatsachen darzulegen, Einflüsse, Umstände, Begleiterscheinungen und Zielsetzungen der Machtherrschaft festzulegen, um diese dann umso treffender zu Rechenschaft zu ziehen. Seine Anklage beruht mehr auf emotionaler Empfindung als auf einer nüchternen Beurteilung der Fakten, mehr auf einer persönlichen Distanzierung als auf einer angemessenen Verurteilung der Verantwortlichen.

Sein Klagelied ist erschütternd, man wartet vergeblich auf einen Aufruf zum Wiederaufbau. Die damalige Frage war: Wie kann man nach dem Zusammenbruch den Überlebenden ein neues Lebensziel setzen? Wie kann man die Welt neu gestalten? Wiechert hat darauf keine Antworten gegeben. Seine Münchner *Rede an die deutsche Jugend* war sein erstes bemerktes Auftreten nach dem Kriegsende. In einem von Dr. Carl Puetzfeld verfassten Artikel berichtete die Süddeutsche Zeitung vom 13.11.1945 unter dem Titel *Ernst Wiecherts Ruf an das deutsche Volk – Matinee in den Kammerspielen* über die am Sonntag, dem 11.11.1945 gehaltene Ansprache, die als Vorlesung aus seinen Werken angekündigt worden war:

„Die neue Vortragsreihe, die der Buchhändler Severing mit amerikanischer Unterstützung vermittelt, hätte nicht eindrucksvoller eröffnet werden können als mit den Worten Ernst Wiecherts an seine Landsleute und an die Welt. Als berufener Sprecher der Zeit ließ er noch einmal in erschütternder Anschaulichkeit die apokalyptischen Jahre seit 1933 und darüber hinaus vor uns abrollen [...]. Mit ausgewählten schlichten und beseelten Versen aus seiner „Totenmesse“ schloß der Dichter seinen Vortrag, der vom Glauben an eine neue Erde getragen war und in einem Aufblick zu neuer Herrlichkeit der Menschheit gipfelte“ (Puetzfeld 1945).

Er fühlt sich nicht berufen, eine Neuorientierung anzubahnen und, anstatt dem Volk nur das Sühnen der vergangenen Schuld als Aufgabe aufzubürden, ihm auf Grund bleibender Werte neue Felder der Tätigkeit anzuweisen. Vielleicht hat er die Erwartung der deutschen Jugend enttäuscht. Seine Verzweiflung über die Weltnot, seine Empörung gegen den unbekannt Gott erwecken den Anschein, als gehöre er zu der Geistesfamilie der modernen, existentiell ausgerichteten Schriftsteller. Er ist wie sie

vom Versagen des Menschen ergriffen. Aus Entwurzelung, Entäußerung, Entblößung entspringen die Grenzsituationen, die das Denken und Dichten nach dem Zweiten Weltkrieg so stark beeinflusst haben. Sorge und Furcht, Verzweiflung und Wahnsinn, Innesein von Vergänglichkeit und Tod erdrücken den Menschen, der das Paradies seiner Kindheit verloren hat und vergeblich einen Halt sucht. Wiechert behandelt zweifellos ein Existenzproblem und zwar sein eigenes.

Den Weg zum Nichts, wie Jaspers ihn definiert: „Verlorengehen jeden Sinns von Wahrheit, keine verlässliche Ordnung der Welt, Enttäuschung eines jeden Vertrauens und jeden Glaubens, Versinken in der Sinnlosigkeit“ (Jaspers 1947: 880) – diese Erfahrungen hat Wiechert gemacht und oft beschrieben. Sie verleihen seiner Weltanschauung mehr oder weniger einen existenzialistischen Charakter.

Was jedoch Wiechert grundsätzlich von den Existenzialisten trennt, ist das Bewusstsein einer Bindung an die Vergangenheit, das Gefühl der Zugehörigkeit selbst in der Verlassenheit. Der Wiechertsche Mensch steht dem Schicksal noch gegenüber. Er ist noch nicht selbst zum Schicksal geworden. Er tritt noch vor Gott, um ihn herauszufordern. Er hat sich noch nicht selbst als Gott erkannt. Er ist noch an sich selbst gebunden, er unterliegt noch den Gesetzen der Welt. Er hat sich noch nicht herausgeschält aus der Umwelt, sich losgelöst von seiner eigenen Vergangenheit. Er hat sich noch nicht zur selbstständigen Freiheit durchgerungen. Er hat noch immer eine gewisse Ehrfurcht vor dem Leben und allem Lebenden bewahrt. Er ist noch nicht selbst zum Entwurf und zur Aufgabe geworden.

Er hat noch nicht selbst aufgegeben, und so unterscheidet sich Wiecherts Daseinsdeutung wesentlich von einer existenziellen Haltung wie Jaspers sie umschreibt:

„Ich verlasse mich, solange ich lebe, auf meine Kraft; ich trotze allem und lebe, wie ich will... Das Leben ist mir nichts mehr, darum fürchte ich den Tod nicht; er ist mir so gleichgültig wie irgendein anderes der alltäglichen Ereignisse; weil dem Tod verfallen, bin ich zu allem fähig“ (Jaspers 1947: 880).

Ernst Wiechert steht in diesem Kontext als Schriftsteller einzeln da und doch fand er in einer unabsehbaren Lesergemeinde einen begeisterten Anklang.

„Durch mehr als zwanzig Jahre gehörte dieser Schriftsteller zu den am meisten gelesenen Romanautoren im deutschen Sprachbereich. Er hat eine Breitenwirkung besessen wie nur wenige seiner Zeitgenossen.“ Dieses Zugeständnis verschärft Feldkamps Kritik, da er hinzufügt: „Es kann als Alarmzeichen gelten, wenn das Werk eines Dichters sich vor allem an eine ‚Gemeinde‘ wendet. Denn da liegt der Verdacht nahe, daß sein weltanschaulicher Gehalt seinen künstlerischen überwiegt“ (Feldkamp 1958: 921).

Seine Dichtung richtet sich an die Enttäuschten, die Abseitigen, die ‚Stillen im Lande‘. Sein Erfolg wie sein Misserfolg waren teilweise politisch bedingt. Er stand im bewussten Gegensatz zur öffentlichen Meinung und dadurch hat sich das Interesse an seinem Werk in bestimmten Kreisen vergrößert.

Man hat öfters auf die Gefahren hingewiesen, die von seiner Kunst ausgehen: „Es sind wuchtige Dichtungen für ‚ganze‘ Menschen, die man Zimperlingen nicht

aufdrängen soll. Der Ostpreuße Ernst Wiechert könnte unsichere, halbfertige Menschen, sobald er im Übermaß genossen wird, leicht in bodenlose Weltflucht führen“ (Schuhmacher 1932: 258).

Wiechert gibt selbst zu: „Ich habe mein Leben lang die Gefahren nicht verkannt, die von mir ausgingen. Von der ‚Macht des Wortes‘, die ich besaß und die zusammen mit der leisen Traurigkeit meiner Bücher und meines Lebens ein verzauberndes Netz um viele Herzen spann, besonders aber um junge, enttäuschte und einsame Herzen“ (Wiechert 1957b: 593).

Sein Erfolg lässt sich wohl auch dadurch erklären, dass vieles in seinem Werk dem Lebensgefühl der Vorkriegsgeneration entsprach. In einer seelisch zerrissenen Welt verherrlichte er das einfache Leben, und obwohl er in sich gekehrt und weltabgewandt war, wurde auf sein Rufen gehört, eben weil er immer wieder versuchte, sich gegen den Einbruch der Rationalisierung und der Technik zu wehren und den entwurzelten Menschen den Weg zurück in die Natur zu weisen. Naturschwärmerei war in damaliger Zeit eine ausgewählte Speise für die Massen.

Der Dichter verstand es, den Zwiespalt, den er an sich selbst erfahren hatte, bildhaft darzustellen. Bei ihm stehen die Gegensätze dicht beieinander: die kindliche Freude an der Schöpfung und die Klage über ihre Verwahrlosung und ihre Entstellung; die Ehrfurcht vor der Schöpferkraft des Menschen und die Verzweiflung über seine Ohnmacht; die Auflehnung gegen Gott und die Suche nach den ewigen Dingen.

Wiecherts Gestalten sind großflächig aufgefasst, ins Holzschnittartige stilisiert. Der Durchschnitt der Leser neigt dazu, die krassen Gegensätze von Licht und Schatten, Gut und Böse zu bevorzugen. Die Schwarz-Weiß-Zeichnung, von der Wiechert so gern Gebrauch macht, passt sich dem Geschmack an und verbürgt eine einfache Lösung, die dem Erwarteten entspricht.

Man stellt sich deswegen berechtigt die Frage: War Wiechert ein Simplifikant oder Effekthascher? Gewiss sollen seine Schwächen nicht bemäntelt werden, aber die Kritik führt zu weit, wenn Bert Herzog nur ‚das Wölfische‘ in Wiecherts Dichtung hervorhebt und verurteilt (Herzog 1960), wenn Karl Moritz sich anmaßt, Wiechert als ein Beispiel für schlechtes Deutsch zu zitieren und zu verwerfen (Moritz 1967: 58-68).

Im Kontext dieser pejorativen Beurteilung des künstlerischen Wertes Wiecherts fragt man sich, wie man die Macht seines Wortes trotz all seiner Schwächen erklären kann.

Dichtung und Leben sind bei Wiechert nicht getrennt. Bekenntnisbücher, die Einblick ins Seelen- und Privatleben des Autors gewähren, finden leicht Anklang. Der Dichter wendet sich an die Enttäuschten und verspricht ihnen die Rückkehr ins verlorene Paradies: „Die Klage und die verlorene Unschuld des Menschen ist vielleicht die ergreifendste in Wiecherts gesamtem Werk“ (Petersen 1940: 8). Er spendet Trost und Zuversicht. Er spricht seine Leser gefühlmäßig an. Er führt sie nicht zu einer Erkenntnis, er begnügt sich. Den Anbruch einer neuen Zeit mit der Haltung eines Hohenpriesters zu verkünden. Sein Zauberwort ist gestaltlos und verschleiert. Das Namenlose und Zukünftige zieht an wie die schwermütige Schilderung des vergangenen Glückes der Kindheit. Gläubig vertrauen seine Leser ihm sich an. Sie fragen

nicht mehr nach der Wahrheit seiner Bilder, nach der Berechtigung seiner Werturteile, nach dem Zusammenhang seiner Erfahrungen. Die Wahrheit ist verdeckt unter dem Mantel seherhafter Verkündigung. Raunende Beschwörungsformeln verleiten zu bedingungsloser Hingabe. Die betörende Wortmusik wirkt wie eine ‚verbale Droge‘. ‚Die Flöte des Pan‘ hat er gespielt wie kein anderer Dichter in seiner Zeit.

Heutzutage durchschaut man diese Sprachtechnik und lehnt sie als solche ab. Die Kraft großer Gedanken, weitreichender Botschaften, litaneiartig wiederholter Weisheitssprüche oder gar umwälzender Taten verliert schließlich ihre überzeugende Wirkung in seinem gefühlsbeherrschten Blickfeld (vgl. Gołaszewski 2015b: 507-520).

Deswegen taucht berechtigt die Frage auf, ob Wiecherts Dichtung eine Aussicht auf Bestand hat. ‚Was bleibt, stiften die Dichter‘, hat Hölderlin gesagt, und Wiechert hat dazu bemerkt: ‚Es ist gleichsam ein Nachhut-Wort, weil diejenigen, die Gedichte schreiben, immer die Nachhut der Menschheit darstellen, die Nachhut gegen die Verständigen, die Zweckvollen, die tätig Erfolgreichen‘ (Wiechert Von den treuen Begleitern: 894).

Wiechert ist zweifelsohne einer der größten, am meisten gelesenen deutschsprachigen Schriftsteller der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sein Schaffen ist dermaßen von seinem persönlichen Leben beeinflusst wie kaum bei einem anderen Schriftsteller damaliger Zeit. Man muss seine politische Haltung im Nationalsozialismus, seine bildhafte Sprache und die Besinnung auf die ostpreußische Naturlandschaft schätzen, denn all das prädestinierte ihn damals, als Sprache der Nation das Wort zu ergreifen, was beispielweise seine weltbekannte und umstrittene *Rede an die deutsche Jugend* vom 11.11.1945 belegt. Die damaligen Verhältnisse waren anders, die damaligen Leser hatten andere Ansprüche. Ernst Wiechert konnte Klassiker der deutschen Literatur werden. Er ist es nicht geworden. Die Frage, ob es wieder nach seinen Romanen und Novellen gegriffen wird, muss momentan offen bleiben. Denn wie alles bei Wiechert, so war auch in der Rede der Blick in Wirklichkeit mehr in die Vergangenheit gerichtet als in die Zukunft. Er spendete keine Hoffnung und keinen Trost. Im Angesichts der Wunden und der Trümmerhaufen war es kein Aufruf zum Wiederaufbau, sondern ein hartes Abrechnen mit allen Schuldigen. Eine Welle der Entrüstung war die Folge.

In seinen Lebenserinnerungen *Jahre und Zeiten* gibt er selbst zu: ‚Die Erbitterung über diese Rede, die zuerst nur in Teilen in der Presse oder im Rundfunk bekannt wurde, kam aus verschiedenen Teilen des Volkes‘ (Wiechert 1957b: 726). Er hatte für seinen Fehltritt ‚teuer bezahlen müssen‘, und er fügt hinzu: ‚In der Rede n die deutsche Jugend ist nicht etwa das harte Urteil über Verbrechen und Verbrecher zurückzunehmen oder auch nur zu mildern, aber es ist das harte Urteil über die Gesamtheit des Volkes und der Jugend zu mildern. Vieles konnte damals noch nicht gewußt werden, was wir heute wissen, weder die Kraft noch der Umfang des Widerstandes, und vieles will uns heute milder erscheinen als damals‘ (Ebd.).

Mehr als mit den Ereignissen im öffentlichen Leben hatten seine Schritte und Schriften einen Zusammenhang mit seinen persönlichen Erfahrungen und seinem inneren Werdegang. Es fiel ihm schwer, wie er selbst zugibt, sich der Nachkriegszeit anzupassen. So wurde schließlich in späteren Jahren seinem Auftreten keine welt-

anschauliche Bedeutung oder geschichtspolitische Tragweite beigemessen. Er hatte nicht sofort die Sprache gefunden und dann wurde er überhört. Nur seine Bitterkeit blieb als Nachgeschmack im Gedächtnis vieler haften. Daran aber war Ernst Wiechert teilweise auch selbst schuld.

Im Juni 1947 fuhr Wiechert in die Schweiz zum 19. Internationalen Pen-Club-Kongress, der in Anwesenheit von 400 Delegierten und Gästen aus 35 Staaten in Zürich stattfand. Er war einer der vier Deutschen, neben Erich Kästner, Alfred Kerr, Johannes R. Becher, die eingeladen worden waren. Ein Protest wurde gegen Wiecherts Beteiligung erhoben (vgl. Wiechert 1957b: 765).

So tauchte sein Name immer wieder hier und da in der Öffentlichkeit auf, um dann umso schneller aus dem Blickfeld zu verschwinden, zumal er eine Zeitlang nur in unangenehmer Weise von sich reden machte. Dies hing nicht nur damit zusammen, dass er 1948 Deutschland endgültig verließ und sich in der Schweiz sesshaft machte. Dieser Schritt hat gewiss seinem öffentlichen Ansehen in einer Zeit der Erniedrigung und des allgemeinen Leidens geschadet. Schon vorher aber, Anfang 1947, rief in der deutschen Öffentlichkeit ein bereits im Oktober 1946 in Stockholms-Tidningen erschienenes Interview einiges Aufsehen hervor, laut dessen Wiechert erklärt haben sollte, wenn Hitler wiederkäme, würden ihn 60-80 Prozent mit offenen Armen aufnehmen. Es gebe keine Hoffnungen für dieses Volk, nie wieder wollte er zu Deutschland, auch nicht zur deutschen Jugend sprechen. Vielmehr werde er Deutschland ehestens verlassen. In seinem Alter möchte er endlich Ruhe finden und er träume von einem Haus am Genfer See.

Mitte Februar 1947 stellte Wiechert dazu berechtigend fest, es handele sich um gelegentliche, viele Monate zurückliegende und stark vergrößerte Äußerungen, die zudem noch in unzulänglicher Weise verallgemeinert worden seien. So wurde sein Fall in der deutsche Presse in zahlreichen Artikeln besprochen, insbesondere seine vermeintlichen Aussagen im Ausland.

Als kurz vor seinem Tod sein letzter Roman *Missa sine nomine* erschien, rückte vorübergehend sein Werk wieder in den Mittelpunkt der literarischen Welt. Er lebte zurückgezogen auf dem Rütihof, zwischen Stäfa und Uerikon am Züricher See, und als er schließlich, nach langem, schwerem Leiden verschied, da wurde es bald still um ihn in der Presse.

Das Gesamtwerk Ernst Wiecherts – einschließlich der frühen Romane, die nur für die Gesamtausgabe vom Dichter freigegeben wurden, – erschien 1957 in zehn Bänden im Verlag Kurt Desch in München. Die Ausgabe ist längst vergriffen.

Seitdem ist die Nachfrage stark zurückgezogen. Es gibt aber wohl noch eine große Anzahl von Menschen und vor allem viele Heimatvertriebene, die Ernst Wiechert und seine Werke hochschätzen.

Heutzutage nach über 65 Jahren nach dem Tod des Dichters hat man von all den kontroversen Äußerungen und Geschehnissen genügend Abstand gewonnen; Ent-rüstung und Huldigung haben sich beschwichtigt. Die Zeit ist wohl gekommen, das Gesamtwerk zu überschauen, kritisch zu bewerten und anzuerkennen, das Bleibende vom Vergänglichen zu scheiden und sein Vermächtnis weiterzureichen. Hoffentlich bildet sich eine Forschungsarbeitsgruppe, die sich mit dem Gesamtschaffen Wiecherts

im breiten Kontext der Literatur der Inneren Emigration und des Exils auseinanderzusetzen wird.

Literatur

Quellen

- Wiechert, Ernst (1957a): Die Jeromin-Kinder. In: Sämtliche Werke. Wien/München/Basel: Verlag Kurt Desch (Bd. 5).
- Wiechert, Ernst (1957b): Jahre und Zeiten. In: ebd. (Bd. 9).
- Wiechert, Ernst (1957c): Von den treuen Begleitern. In: ebd. (Bd. 10).
- Wiechert, Ernst (1957d): Rede an die deutsche Jugend. In: ebd. (Bd. 10).

Forschungsliteratur

- Bantel, Otto; Schaefer, Dieter (1991): Grundbegriffe der Literatur. Frankfurt/M.
- Feldkamp, Alexander (1958): Ethik aus den Wäldern – Ernst Wiechert eine deutsche Krankheit? In: Neue Deutsche Hefte, Januar, S. 921-928 (H. 42).
- Gołaszewski, Marcin (2015a): *Der Wald* (1922) und *Der Totenwolf* (1924) – zwei ‚problematische‘ Romane in der ersten Schaffensperiode Ernst Wiecherts. *Der Totenwolf* als Auseinandersetzung mit den Mythen der Zeit. In: Białek, Edward; Lisowska, Katarzyna; Pacholski, Jan (Hrsg.): *Orbis Linguarum*. Dresden/Wrocław, S. 31-87 (Bd. 42).
- Gołaszewski, Marcin (2015b): Wiecherts Sprache – Versuch einer Analyse. In: Kolago, Lech (Hrsg.): *Studien zur Deutschkunde*. Warschau, 507-520 (H. 55).
- Herzog, Bert (1960): Ernst Wiechert und das Wölfische. In: *Schweizer Rundschau*, April, S. 153-160 (H. 60).
- Jaspers, Karl (1947): *Von der Wahrheit*. München.
- Kayser, Wolfgang (1948): *Das sprachliche Kunstwerk*. Bern.
- Moritz, Karl (1967): *Wertendes Lesen. Übungen zur literarischen Wertung*. Frankfurt/M.
- Petersen, Carol (1940): Ernst Wiechert. In: *Die Bücherei*, S. 1-28 (H. 1/2).
- Pleißke, Hans-Martin (1999): Das „Mißlingen des Lebens“ in Ernst Wiecherts frühen Romanen. In: Pleißke, Hans-Martin; Weigelt, Klaus (Hrsg.): *Zuspruch und Tröstung. Beiträge über Ernst Wiechert und sein Werk*. Frankfurt/M., S. 99-131.
- Puetzfeld, Carl (1945): Ernst Wiecherts Ruf an das deutsche Volk – Matinee in den Kammerspielen. In: *Süddeutsche Zeitung* v. 13.11.1945 (Nr. 12).
- Reiner, Guido (1974): *Ernst Wiechert im Dritten Reich*. Ernst-Wiechert-Bibliographie. Paris.
- Schuhmacher, Wilhelm (1932): *Zeitgenössische deutsche Dichtung als Lesegut für Jugendliche*. In: *Die neue Literatur*, Juni. (H. 6).
- The German Quarterly (1965): Vol. 38, Nr 1, Januar.

Abstract

Vielfach kennt man Ernst Wiechert nur dem Namen nach oder von seinen Reden aus dem Jahre 1933 *Der Dichter und die Jugend*, 1935 *Der Dichter und seine Zeit* und der *Rede an die deutsche Jugend* vom 11.11.1945 sowie dem Bericht *Der Totenwald*, worin der Autor seine Haft im Münchner Polizeigefängnis und im Konzentrationslager Buchenwald verarbeitet. Mehr als 65 Jahre nach seinem Tod wird er kaum noch gelesen. Selbst auszugsweise hat Wiechert in den deutschen Schulbüchern oder im Lesekanon der germanistischen Institute keine breite Aufnahme gefunden. Der vorliegende Beitrag ist ein Versuch, die allgemeinen Merkmale von Wiecherts Dichtung im Kontext seines Gesamtchaffens und seiner Lebenszeit darzustellen.

Schlüsselwörter

Ernst Wiechert, Weimarer Republik, NS-Zeit, Dichtung

Abstract

Nowadays, Ernst Wiechert is only known by name, or from his speeches to the German Youth from 1933, 1935 and 1945, as well as from his report *Der Totenwald* (*The Forest of the Dead*) on his prison term at Munich Police Prison and Buchenwald Concentration Camp. However, more than 65 years after his death, the author is hardly read anymore. Even extracts of his works are rarely published in German textbooks or in literary canons of institutions specialised in German language and literature studies. The contribution presented here is therefore aimed at presenting the general attributes of Wiechert's poetry in the context of his oeuvre and life time.

Keywords

Ernst Wiechert, Weimar Republic, NS, poetry

Weibliche Körper- und Generationenerfahrungen in Christa Wolfs *Sommerstück*

I

In der umfangreichen Sekundärliteratur zu *Sommerstück* bieten insbesondere die letzteren Untersuchungen, die nach dem Tod Christa Wolfs 2011 erschienen sind, zusätzlich eine Analyse der gesamten Individualpoetik der DDR-Autorin an, sie schlagen „Re-Reading“¹ vor oder suchen nach gemeinsamen Leitfäden für ihre Arbeiten aus der Zeit der Wende. Darüber hinaus erscheint *Sommerstück* in vergleichender Bewertung oft als „Abfall“ oder als Begleittext zu anderen Werken von Christa Wolf: *Kein Ort. Nirgends*, *Kassandra*, *Störfall* und *Was bleibt*. Es bestehen, nach Katharina von Ankum, Parallelen zwischen *Störfall* und *Sommerstück*. Das letzte Werk

verkörpert (...) die neugefundene Poetik [die Poetik des Alltags – H.L.]. Wiederum thematisiert Christa Wolf das Problem einer überflüssig gewordenen Literatur und die Wirkungslosigkeit des Autors in der modernen Gesellschaft.²

Die Kritik sieht ein, dass auch „in dieser Prosa Christa Wolf ihrer eigenen Devise gefolgt [ist], ‚wahrheitsgetreu zu erfinden auf Grund eigener Erfahrung‘“³. Uwe Wittstock verknüpft die von der Autorin seit Langem gebrauchte Formulierung der „subjektiven Authentizität“ mit der Hauptstrategie ihrer Werke:

Die Autorin modelliert in diesen Prosaarbeiten konsequent weiter an der Figur einer Schriftstellerin, die ihr gleicht wie ein Ei dem anderen und aus deren Leben sie dem Leser keinen Zufall oder Einfall, keine noch so nebensächliche Begebenheit oder Wahrnehmung scheint vorenthalten zu wollen.⁴

¹ Vgl. Günther Müller-Waldeck: *Sommerstück – jetzt gelesen*, „Weimarer Beiträge“ 1990, H. 1, S. 136–140; Halina Ludorowska: *Strategien der Selbstdarstellung in Schriftstellerautobiographien aus der DDR*, Lublin 2006. Der vorliegende Aufsatz bietet eine erweiterte und gründlich überarbeitete Fassung von ausgewählten Teilen des 6. Kapitels der genannten Arbeit an.

² Katharina von Ankum: *Christa Wolfs Poetik des Alltags: Von Juninachmittag bis Was bleibt*, in: Ute Brandes (Hg.): *Zwischen gestern und morgen: Schriftstellerinnen der DDR aus amerikanischer Sicht*, Berlin et al. 1992, S. 192.

³ Alexander Stephan: *Christa Wolf*, München 1991, S. 194. Alexander Stephan erwähnt, dass es bald für die Autorin „verblaßt ist, wer hinter den einzelnen Personen steht“. Ibidem.

⁴ Uwe Wittstock: *Der Autor; nichts als der Autor*, in: idem: *Leselust. Wie unterhaltsam ist die neue deutsche Literatur?*, München 1995, S. 91–114, hier S. 94.

Die DDR-Literaturwissenschaftlerin Ursula Püschel äußert noch 1980 in Bezug auf den historischen Stoff in *Kein Ort. Nirgends*, Christa Wolf habe bewiesen, dass „Authentizität nicht von der direkten Präsenz des Autors im Geschriebenen abhängt. Die Identifikation der Autorin ist nicht auf die biografische Nähe zu ihren Figuren angewiesen“⁵. Ihrer Meinung nach sei *Kein Ort. Nirgends* „freilich ein zeitgenössisches Buch“⁶. Gerade diese Auffassung stimmt mit dem aktuellen Forschungsstand überein. Die Schriftstellerin selbst setzte sich in ihrem letzten Interview mit dem Problem der biografischen Nähe und des Fiktionalen auseinander:

Ich könnte bei jedem meiner Bücher sagen, welche Art von Konflikt mich dazu getrieben hat, mich schreibend damit auseinanderzusetzen, wobei dieser Konflikt nicht auch der Gegenstand des Buches sein muss. Aber mich auseinanderzusetzen und dabei sozusagen näher an mich heranzukommen, das war immer ein Ziel.⁷

Der erste Aspekt ihrer Identität liegt also im (Auto)Biographischen, in ihrer Lebensgeschichte, und es kommt mit der Zeit in ihrem Schaffen immer repräsentativer vor, bis zu einer gewissen Schutzlosigkeit im Band *Auf dem Weg nach Tabou*:

„Ich selbst bin die Protagonistin, es geht nicht anders, ich bin ausgesetzt, habe mich ausgesetzt“.⁸

In diesem Zusammenhang schlägt Wolfgang Emmerich vor, nach gemeinsamen Generationenerfahrungen zu greifen. Dies versinnbildlicht er an der Theorie Karl Mannheims in *Das Problem der Generationen* (1928). Im ersten Stadium der Generationsbildung gibt es – nach Mannheim – eine „Generationslagerung“⁹, die als „natürliches Weltbild festzusetzen“¹⁰ ist, d.h. es geht vor allen Dingen um Jugenderlebnisse und „Tendenz auf bestimmte Verhaltens-, Gefühls- und Denkweisen“.¹¹ In Mannheims Typologie von verschiedenen Erfahrungen einer Generation besteht die Stufe zwei aus „Generationszusammenhang“, d.h. aus „gleichzeitigen, gemeinsamen historischen Schlüsselerfahrungen“¹², die sich zu

⁵ Ursula Püschel: *Liebe kein Unding, Zutraun kein Phantom (Bemerkungen zu Christa Wolfs „Kein Ort. Nirgends“)*, in: idem: *Mit allen Sinnen. Frauen in der Literatur*, Halle – Leipzig 1980, S. 163–170, hier S. 164.

⁶ Ibidem.

⁷ Carsten Gansel, Christa Wolf: „Zum Schreiben haben mich Konflikte getrieben“. *Ein Gespräch*, in: *Christa Wolf – Im Strom der Erinnerung*, hrsg. von Carsten Gansel, unter Mitarbeit von Sonja Klocke, Göttingen 2014, S. 353–366, hier S. 358.

⁸ Wolf, Christa: Berlin, Montag, den 27. September 1993. In: Dies.: *Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990-1994*. Köln 1994, S. 298.

⁹ Emmerich, Wolfgang: *Generationen – Archive – Diskurse. Wege zum Verständnis der deutschen Gegenwartsliteratur*, in: Cambi, Fabrizio (Hg.): *Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung*. Würzburg 2008, S. 15-29, hier: S. 19.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd., S. 20.

¹² Ebd.

einer „Generationszugehörigkeit“¹³ entwickeln: „Günter Grass und Christa Wolf, Martin Walser und Erich Loest sind einander in bestimmten Situationen und Disputen spontan nahe und verstehen sich gleichsam blind, wo zur gleichen Zeit die Gegensätze zwischen einem Thomas Brussig und einer Christa Wolf [...] nicht größer sein könnten“¹⁴.

Laut den theoretischen Überlegungen von Aleida Assmann wiederum gibt es eine Interaktion des Gedächtnisses mit Imagination und Vernunft, die die Gegenüberstellung von ‚ars‘ und ‚vita‘ bewirkt. Alle Gedächtnisfunktionen „kreisen grundsätzlich um den Zusammenhang von Erinnerung und Identität“¹⁵. Der Körper kann auch als eigenes Medium gelten, „sofern die psychischen und mentalen Erinnerungsprozesse nicht nur neuronal, sondern auch somatisch verankert sind. Der Körper stabilisiert Erinnerungen durch Habitualisierung und verstärkt sie durch die Kraft der Affekte“¹⁶.

In Christa Wolfs *Sommerstück* fasst die Erzählerin es im zehnten Kapitel so auf:

Daß eine jede Erwiderng nur für kurze Zeit gilt. Daß die Erzählung ihr Material tötet, indem sie sich von ihm nährt. Luisa kannte nicht, sie ahnte das grausame Gesetz der Kunst: daß man sie mit Teilen von sich selbst füttert. (S. 79)

Die Sprache spielt dabei „den mächtigsten Stabilisator von Erinnerungen“¹⁷. „Durch Sprache werden individuelle Erinnerungen stabilisiert und sozialisiert“¹⁸. Dies illustriert Assmann an einem Zitat aus *Kein Ort. Nirgends*:

So heißt es einmal von einer Begebenheit bei Christa Wolf: „Elf Jahre ist es her und war in einem anderen Leben. Die Erinnerung daran wäre ihm ganz geschwunden, hätte er sie nicht durch Worte befestigt, mit deren Hilfe er sich nun, sooft er will, jenes Erlebnis heraufzurufen kann“.¹⁹

Außer der Verschriftung nennt Assmann weitere psychische Stabilisatoren der Erinnerung: Affekt, Symbol und Trauma.

Zwei dieser Begriffe schließen in unterschiedlicher Intensität den Körper als Medium ein; unter dem dritten Stichwort, Symbol, wird von der Übersetzung von körperlicher Erfahrung in „Sinn“ die Rede sein.²⁰

In Bezug auf ihre eigenen Erinnerungen muss Ellen auch über das Schweigen gestehen:

¹³ Ebd. S. 21.

¹⁴ Ebd. Es geht vor allem um die Erfahrung des NS-Regimes und dessen Folgen.

¹⁵ Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 18.

¹⁶ *Ibidem*, S. 20.

¹⁷ *Ibidem*, S. 250.

¹⁸ *Ibidem*.

¹⁹ Christa Wolf: *Kein Ort. Nirgends*, Berlin – Weimar 1980, S. 25; zit. nach Assmann: *Erinnerungsräume*, op. cit.

²⁰ Assmann: *Erinnerungsräume*, op. cit., S. 250–251.

Ellen fühlte, wie der Zwang, über alles ein Urteil zu haben, von ihr abfiel. Nicht jeder Widerwillen hinterließ körperliche Zeichen. Ob es vorzuziehen wäre, fragte sie sich, daß die Seele die Unzumutbarkeiten, denen sie ausgesetzt wurde, nur mit sich selber abmachte. Wie viele Dinge es gab, über die sie niemals sprach und nach denen sie nie jemand fragte. Das ficht mich nicht an, dachte sie, in diesen deutlichen Worten. (S. 60)

Was ist denn dieses Schweigen: Traumatisierung oder Verdrängung, Wegtun in das Unterbewusstsein? In der Auffassung von Carsten Gansel werden die Umstände vielseitig geklärt:

Erinnert wird bevorzugt das, was das eigene Selbst stärkt, anderes wird – möglicherweise – nicht erinnert, vergessen, gegebenenfalls verdrängt. Das ist nur natürlich. Denn: Grundlegend für den Prozess des Erinnerns ist der Umstand, dass Personen darauf aus sind bzw. darauf aus sein müssen, vergangene Erfahrungen in ein sinnstiftendes Verhältnis zur jeweiligen Gegenwart zu setzen, weil es nur dann möglich wird, das Ich zu stärken. Wenn es dem erinnernden Ich nicht gelingt, seine Erinnerungen sinnstiftend an gegenwärtige persönliche und gesellschaftliche Bedingungen und Bedürfnisse, Werte und Normen anzukoppeln, kann die eigene Identität in Frage stehen, ihre Stabilität und Kohärenz werden untergraben. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn es sich um traumatische Erlebnisse handelt. Dazu gehören Kriegserfahrungen, Massenmord, Vergewaltigung, Bombentod, Flucht und natürlich die vielen Facetten von persönlich empfundenem schuldhaftem Handeln.²¹

Sommerstück erscheint zum sechzigsten Geburtstag von Christa Wolf im März 1989 und ist ihr letzter wichtiger Text vor der Wende. Seine Entstehungsgeschichte verweist darauf, dass er parallelweise zu anderen bedeutenden Werken der DDR-Autorin entstand. Christa Wolf hat die Endfassung des Werkes noch unter Zensurbedingungen umgeschrieben und kurz vor dem Mauerfall herausgegeben²²:

Die Entstehung von *Sommerstück* erstreckt sich über etwas mehr als ein Jahrzehnt, die Anfänge liegen im Sommer 1976, und die Bearbeitung für den Druck findet Ende 1987 statt, als *Störfall* bereits erschienen ist. *Sommerstück* ist außerdem entstehungsgeschichtlich eng verbunden mit der Erzählung *Was bleibt*, und diese beiden Texte bilden quasi das zeitgenössische Gegenstück zum historischen Modell von *Kein Ort. Nirgends*.²³

Sommerstück entwickelt also eine Topik, die parallel zu *Kein Ort. Nirgends* gestaltet wird, nur eine gegenwärtige Perspektive aufweist²⁴: Probleme der Künstler (im DDR-

²¹ Carsten Gansel: *Erinnerung, Aufstörung und „blinde Flecken“ im Werk von Christa Wolf*, in: *Christa Wolf – Im Strom der Erinnerung*, op. cit., S. 15–41, hier S. 19.

²² Dank der Vermittlung der Christa-Wolf-Gesellschaft erfahren wir, dass erste Notizen zu *Sommerstück* im Juni 1976 entstanden und die Arbeit am Text im Sommer 1980 fortgesetzt wurde; das Haus in Neu-Meteln brannte im Juli 1983 ab. <http://www.christa-wolf-gesellschaft.de/biographie> (Zugriff: 07.04.2015).

²³ Sonja Hilzinger: *Christa Wolf*, Frankfurt am Main 2007, S. 105.

²⁴ „*Kein Ort. Nirgends* und *Sommerstück* enthalten trotz ihrer anderen Topografie und unterschiedlichen erzählten Zeit thematische Bezüge“ (Daniela Colombo: *Schreiben am Ende der*

Deutsch: der Kulturschaffenden), die der Zustand der „Atemlosigkeit“²⁵ nach Mecklenburg getrieben hat, wo sie unter Freunden nach einer neuen Solidarität suchen („Wir wußten, wir wollten zusammen sein“ – S. 9) und eine „Nischengesellschaft“ (Günter Gaus) bilden:

Meist, wenn der Sommer zwischen uns zur Sprache kommt, tun wir so, als hätten wir ihn in der Hand gehabt. Die Wahrheit ist, er hatte uns in der Hand und verfuhr mit uns nach Belieben. (S. 9)

Merkwürdig ist dieser Wir-Begriff, der für Christa Wolf längere Zeit bedeutend war, hier aber trifft der Leser gleich zum Erzählanfang Andeutungen, dass es eher um die Gegen-Erinnerung geht, die konträr zum damaligen Mainstream²⁶ sein sollte: „Wir sollten so stark wir selbst sein, wie sie sie selbst sein mußten“ (S. 9–10).

Die Interpretation von Rainer Benjamin Hoppe betont den „von Christa Wolf geforderten Rückzug in die ländliche Kulturgemeinschaft als Refugium des alltäglichen, einfachen und richtigen Lebens“.²⁷ Therese Hörnigk sieht in *Sommerstück* grundsätzlich Anzeichen „der Selbstzerstörung einer Gesellschaft“²⁸.

Das Personenensemble in *Sommerstück* besteht zumeist aus Frauen, die als „Schwestern“ (z.B. Steffi) und Familienmitglieder (Töchter, Enkeltochter) oder als Oppositionelle (Irene) auftreten. Ellen oder ihre *alter ego*-Erzählerin umschreibt eine spezifische Poetik des Alltags²⁹, indem man den körpernahen Alltagsstoff in die Kunst verwandelt:

Daß die Erzählung ihr Material tötet, indem sie sich von ihm nährt. Luisa kannte nicht, sie ahnte das grausame Gesetz der Kunst: daß man sie mit Teilen von sich selbst füttert. (S. 79)

Alternativen: Kein Ort. Nirgends und Sommerstück, „Text und Kritik“ 2012, H. 46, S. 87–96, hier S. 89).

²⁵ Christa Wolf: *Sommerstück*, Berlin – Weimar 1990, S. 74. Die weiteren Zitate werden mit der Abkürzung S und der entsprechenden Seitenzahl im Haupttext angegeben.

²⁶ Auf interessante Weise wurde Wolfs „Gegen-den-Strom-Schwimmen“ von Margrid Bircken als Prozess nachgewiesen, der die Bedeutung habe, der „allgemeinen Stimme“ zu widersprechen, vgl. Margrid Bircken: *Lesen und Schreiben als körperliche Erfahrung – Christa Wolfs Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*, in: *Christa Wolf – Im Strom der Erinnerung*, op. cit., S. 199–213, besonders S. 200–201.

²⁷ Rainer Benjamin Hoppe: *Im Westen nichts Neues? Beobachtungen und Überlegungen zum Umgang mit der DDR-Literatur nach 1989*, in: Roswitha Skare, Rainer B. Hoppe (Hg.): *Wendezeichen? Neue Sichtweisen auf die Literatur der DDR. Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, Amsterdam – Atlanta 1999, S. 45–63, hier S. 55.

²⁸ „Entsprechungen finden sich in Bildern wie denen des brennenden Hauses, einer aus dem Gleichgewicht geratenen Natur oder in diagnostizierten Sprachkrisen, verifizierbar als Sinnbilder gesellschaftlicher Wertkrisen“ (Therese Hörnigk: *Eine Suche nach der verlorenen Zeit? Christa Wolf und ihre Erzählung „Was bleibt“*, in: Karl Deiritz, Hannes Krauss (Hg.): *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge“*. *Analysen und Materialien*, Hamburg 1991, S. 95–101, hier S. 95.

²⁹ „Ein neues Bedürfnis nach einem utopischen Denken müßte sich, sagt Christa Wolf, wenn überhaupt, aus dem Alltagsleben heraus entwickeln, nicht aus Theorien“ (zit. nach Püschel: *Das Ende der Utopie?*, op. cit., S. 138–147, hier S. 144).

Ich wußte, die Sünde, dich [d.i. Steffi – H.L.] oder irgendeinen in eine Geschichte zu pressen, würde ich nicht begehen, ich kann nur noch unsere Alltage sehen, und es ist mir entfallen, wie aus den Tagen der Menschen Geschichten werden. Und doch sündigte ich, indem ich uns beide in unserem warmen Alltag sah und zugleich als Skelette. (S. 184–185)

Die in der Romanprosa der DDR geschilderte Alltäglichkeit ließ Hannes Krauss zu einer ähnlichen Feststellung kommen, dass „gerade die literarische Beschreibung von Schemata zu ihrer Zerstörung beitragen und so Voraussetzung werden kann für die Neuorganisation individuellen Alltagshandelns“³⁰.

Die Frauen „[haben] eine Art positive Diskriminierung unter dem SED-Regime erlebt“³¹. Sehr intensiv wurde dies von den schreibenden Frauen dargestellt und es „ist ein Anzeichen dafür, daß dieser Widerspruch im Leben der DDR-Frauen eine beherrschende Rolle spielte“³².

In *Sommerstück* wurde Ellens Angst in einem grässlichen Konferenztraum veranschaulicht:

Jans Stimme (...) gab ihr die Anweisung, sich ganz dünn zu machen, dünn wie ein Blatt Papier, um sich durch einen winzigen Spalt nach oben durchzuzwängen. *Fast unsichtbar werden*: Das war der Preis für Überleben. Sie hatte keine Wahl. (S. 24–25; Hervorhebung – H.L.)

Erstaunlicherweise ruft dieses Bild nicht nur Metaphern des Schreckens („weiß wie ein Blatt Papier sein“) hervor, sondern auch entwickelt die Empfindung des Bedrückens (das Blatt kommt nach oben wie aus dem engen Schlitz des Druckers heraus).

Im Angesicht der „Wandlung, die Christa Wolf in ihrem Verhältnis zum System der DDR durchmacht“³³,

[macht] dieses Pendeln zwischen Engagement und Abwehr, zwischen Aktivität und Rückzug (...) einen besonderen Reiz (...) aus, gerade weil es zu keiner dauerhaft eingenommenen Position kommt: Da ist zum einen der Rückzug in die mecklenburgische Idylle, der Erwerb eines immer länger genutzten Sommerhauses (als es 1983 abbrennt, kaufen die Wolfs im nächsten Jahr ein anderes), die verweigerte Mitarbeit in offiziellen Gremien, da sind ausgedehnte Reisen in den Westen – und auf der anderen Seite ist da der Protest gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns, das Engagement für Häftlinge, der Einfluss, den die populäre Autorin immer noch auf hohe Politiker hat und den sie nutzt.³⁴

³⁰ Hannes Krauss: *Unterwegs zur Konvergenz? Alltagsbilder in neuerer DDR- und BRD-Prosa*, „Germanica Wratislaviensia“ 1994, Bd. CIV, S. 107–121, hier S. 120.

³¹ Dorothy Rosenberg: *Neudefinierung des Öffentlichen und des Privaten: Schriftstellerinnen in der DDR*, in: Ute Brandes (Hg.): *Zwischen gestern und morgen: Schriftstellerinnen der DDR aus amerikanischer Sicht*, Berlin et al. 1992, S. 17–42, hier S. 17.

³² *Ibidem*, S. 39.

³³ Tilman Spreckelsen: *Christa Wolf: Septembertotizen*, „Kulturchronik“ 2003, H. 6, S. 12.

³⁴ *Ibidem*, S. 13.

II

Die erste Lesart des Werkes *Sommerstück* bevorzugt aktuelle Verhältnisse um die Wendezeit und deren Synchronie. Die zweite Lesart dagegen kann die autobiographische Perspektive als einen Prozess *in statu nascendi* deuten; es bestehen immer irgendwelche Fragen, die nicht vollständig geklärt werden können. Christa Wolf zieht sich nämlich zurück, sie denunziert dennoch nicht in weiteren Texten aus den 1990er Jahren ihre Ex-Freunde:

Einige verschlossen sich, unwiderrufflich, andere wandten sich ab, in Scham, Fremdheit, Haß, für immer. Neue kamen hinzu, waren willkommen. (...) Verrat, an unserem Küchentisch? Wir wollten es nicht glauben.³⁵

Diese Worte kann man nun als Ausdruck ihrer Feinfühligkeit und nicht unbedingt als Selbstzensur deuten. Manchmal führt dieses Konzept der ‚subjektiven Authentizität‘ zu Proben im Bereich der Erzählebene, „in *Kindheitsmuster* [wird es] bis ins Extrem von Mitteilungen subjektiver Befindlichkeit beim Schreiben praktiziert“³⁶. Die Schriftstellerin offenbart dort auch das Problem der Selbstzensur³⁷; sie kennt die Grenzen der Tabus. „Vor die Alternative gestellt, sprachlos zu bleiben oder Kompromisse in Kauf zu nehmen, entschied sich die Autorin dafür, das Wagnis der Veröffentlichung einzugehen“³⁸.

Christa Wolfs „Zitatmontagen“³⁹ verdecken für den gewöhnlichen Leser ihre eigene Lebensgeschichte:

Muster werden aufgenommen, wenn es einen bemerkenswerten Grad von Übereinstimmung gibt. Dem Leser der Texte wird literarische und historische Bildung weit über dem Durchschnitt liegend abverlangt.⁴⁰

³⁵ Christa Wolf: *Berlin, Montag, den 27. September 1993*, in: idem: *Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990–1994*, Köln 1994, S. 284. Es wurde auch von Spreckelsen bestätigt: „dass manche von ihnen die Wolfs bespitzeln, bleibt auch nach der Wende unerwähnt“ – vgl. Spreckelsen: *Christa Wolf: Septembertage*, op. cit., S. 12.

³⁶ Püschel: *Liebe kein Unding*, op. cit., S. 164. Mit anderen Worten bestätigt es Bircken: „Auf der polyphonen Stimmen-Klaviatur, die der ‚allgemeinen Stimme‘ Paroli bieten könnte, schafft sich die Autorin einen engen Resonanzraum: die von ihr besonders auffällig im Zusammenhang mit *Kindheitsmuster* beschworene subjektive Authentizität“ (Bircken: *Lesen und Schreiben als körperliche Erfahrung*, op. cit., S. 200).

³⁷ Vgl. Christa Wolf: *Kindheitsmuster*, Berlin – Weimar 1978, S. 208–209: „Man kann entweder schreiben oder glücklich sein. (...) Mit »kundiger Hand«, dachtest du ironisch, die sich nicht fürchten dürfte, Schmerz zuzufügen, wohl aber, es überflüssigerweise zu tun. Und dass nicht nur diese Hand: dass auch die Person, der sie angehört, aus der Schutzfarbe werde heraustreten müssen und sichtbar sein. Denn man erwirbt sich Rechte auf ein so beschaffenes Material, indem man sich mit ins Spiel bringt und den Einsatz nicht zu niedrig hält“.

³⁸ Günther Rüter: *Zwischen Anpassung und Kritik. Literatur im real existierenden Sozialismus der DDR*, Melle 1989, S. 43.

³⁹ Rüdiger Bernhardt: *Erinnerung und Entwurf. Zu Christa Wolfs 70. Geburtstag*, „Germanica Wratislaviensia“ 2000, Bd. 122, S. 69–88, hier S. 75.

⁴⁰ Bernhardt: *Erinnerung und Entwurf*, op. cit., S. 76.

Diesen komplizierten Stil betreibt Christa Wolf seit jeher. „Sie geriet also in einen prekären Zwischenzustand durch den Versuch, ‚der Ausgrenzung zu entgehen, ohne dabei [ihre] Integrität aufzugeben‘“⁴¹ – so lautet die Schlussfolgerung von William Rey. Jürgen Wallmann sieht den Kontext für die ‚Mecklenburgstory‘ Wolfs auch im Werk Sarah Kirschs *Allerlei-Rauh*. Uwe-K. Ketelsen bezeichnet das Werk als Erinnerungsgeschichte oder sogar Roman: „Kirschs und Wolfs Darstellungen haben vieles gemeinsam, aber vieles trennt sie auch, und zwar grundsätzlich und bei aller Freundlichkeit teilweise scharf“⁴².

Die wechselnde Erzählperspektive entsteht in *Sommerstück* prinzipiell aus dem Spannungsverhältnis von Ellen und der Erzählerin (die sich noch in die auktoriale und die Ich-Erzählerin⁴³ aufspaltet), aber Christa Wolf entscheidet jeweils für einzelne Episoden, welchem Subjekt sie selbst näher steht, denn von der Identifikation kann nicht die Rede sein.

Von den zahlreichen Bindungen des Ehepaares Wolf zu vielen Menschen und über ein gewisses „Informationszentrum“ in dessen Haus berichtete später Günter de Bruyn in seiner Autobiographie *Vierzig Jahre* (1996). Die Schriftstellerin Ellen verbringt eine Reihe von Aufenthalten auf dem Lande. „Es war dieser merkwürdige Sommer“ (S. 9) – heißt es in der ersten Zeile der Erzählung. Zunächst wird Ellen von einer Schaffenskrise⁴⁴ gelähmt: „Es muß doch möglich sein, dachte Ellen, zu schreiben, ohne etwas oder jemanden dabei zu verletzen“ (S. 30). Folge der „Stadtmüdigkeit“ war es, dass sie ein Bauernhaus zu ihrer neuen Heimat gemacht haben, weil das Land oder nur die Hauptstadt unter dem „gesellschaftlichen Krebs“ (S. 41) litt. Zum Teil waren sie auf der Flucht:

Es sei doch ganz klar, sagte sie [Irene – H.L.], entschuldigend lächelnd, daß diese alten Bauernhäuser überall im Land besetzt würden von den Ausweichlern der vorigen Generation, die vor sich selber flohen. (S. 86)

Teilweise flohen sie aus Angst: „Da gingen sie in ein primitives Leben zurück – aber was hieß »zurück«, was »vorwärts« – nur um dann eilig die Zivilisationsstufen nachzuholen“ (S. 80).

⁴¹ William H. Rey: *Vor dem Durchbruch zur Freiheit. Christa Wolfs Sommerstück als prärevolutionärer Text*, „Colloquia Germanica“ 1990, Bd. 1, S. 1–16, hier S. 2.

⁴² Uwe-K. Ketelsen: *Die unzumutbare Wahrheit: Zu Christa Wolfs Sommerstück*, in: Norbert Honsza (Hg.) *Die unzumutbare Wahrheit. Zum Schaffen von Christa Wolf*, Wrocław 1992, S. 21 (auch S. 19).

⁴³ Ketelsen ist von der Anwesenheit eines „Erzählers“ überzeugt. Vgl. ibidem, S. 22, 29.

⁴⁴ „Sollte man nicht, anstatt den Ofen abzuwischen, die Sätze notieren (...) Wieso sollten die Sätze wichtiger sein als ein sauberer Ofen“ (S. 22). Dieses abgewandelte Selbstzitat von Christa Wolf (aus *Störfall*) steht im Bereich des feministischen Diskurses, genauer: der Opposition von Geschlechtern. Solch einen Eindruck von der Zeitvergeudung an alltägliche, unwichtige Tätigkeiten äußerte auch Günter Kunert in *Erwachsenenspiele* (1997). Dem Thema des Selbstzitats im Werk Wolfs widmete ich das 4. Kapitel (*Autorefleksja wśród (auto)cytatów*) meiner Arbeit *Blížej petni. Późna twórczość Christy Wolf (1990–2010) [Näher der Vollendung. Das Spätwerk Christa Wolfs (1990–2010)]* (Lublin 2013).

Es bestehen jedoch Zweifel, ob „vita rustica“ als Lösung des Konflikts zwischen „vis“, „vita“ und „ars“ die einzige Alternative sei.

Die Frauengestalten aus früheren Werken Christa Wolfs – etwa Christa T. oder Nelly Jordan – waren „durch Besonderheit stigmatisiert“⁴⁵, die Sommergäste sind „Ausweichler“, Außenseiter von der Gesellschaft⁴⁶, die von einem neuen Zufluchtsort träumen. Aber sie verwirklichen ihren Traum nicht, die Autorin selbst mündet (strandet?) im Raum wiederholter Selbstzitate: „und es ist mir entfallen, wie aus den Tagen der Menschen Geschichten werden“ (S. 184).

Die Protagonisten Ellen und Jan bewältigen eine Schaffenskrise. „Sie leben als unfreiwillige Außenseiter am Rand der Gesellschaft und fühlen sich mit ihren Bedürfnissen als Fremde in einer Zeit, die die Kunst marginalisiert“⁴⁷. Sie haben auch Probleme mit existentiellen Angelegenheiten, z.B. mit Rollenvorstellungen. Jan zieht sich oft resignativ zurück. Da Ellen stur vom Ende der Leidenschaft spricht und die eheliche Langeweile und das Altern andeutet oder sich einfach von Jan distanziiert, übernimmt sie grundsätzlich das Wort für beide Partner in Sachen ‚Küche und Schlafzimmer‘.⁴⁸

Künstlich distanzieren sich Ellen und die Sommergäste auch von den Dorfeinwohnern, die ihnen ihre Lebensgeschichten erzählen. Sie werden von den Urlaubern an Spieltagen als „schwarze Legenden“ genutzt. Merkwürdig ist, dass die Dorfgeschichten fast ausschließlich die Schattenseiten des Lebens darstellen.⁴⁹ Diese mecklenburgische Welt unterliegt in der Wirklichkeit und im geschriebenen Text von vornherein der Vernichtung infolge ökonomischer Prozesse in der Landwirtschaft, wegen ökologischer Gefährdung (Mülldeponien für Atomkraftwerke) und demographischer Degradierung. Was bleibt, sind „nachgeahmte Bauernhäuser“ für

⁴⁵ Püschel: *Liebe kein Unding*, op. cit., S. 165.

⁴⁶ Über Alternativen zum vorherrschenden „männlichen“ Wertesystem spricht auch Püschel: „Lebbare Formen von Individualität und Gemeinschaftlichkeit, wie sie die trojanischen Frauen und Kinder am Ida-Berg oder die Insel-Menschen wider Willen in *Sommerstück* erproben, sind die Ausnahme: kleine menschliche Gemeinschaften, die Familie oder Freundeskreise, immer am Rande, immer gefährdet, fast völlig zurückverwiesen auf die alltäglichen unheldischen Bereiche, in die Frauen in der Geschichte der Männergesellschaften abgedrängt wurden“ (Joseph Püschel: *Das Ende der Utopie? Zur aktuellen Diskussion um die DDR-Literatur und zum Streit um Christa Wolf*, „Neue Deutsche Literatur“ 1990, H. 9, S. 142).

⁴⁷ Colombo: *Schreiben am Ende der Alternativen*, op. cit., S. 88.

⁴⁸ Dieses Problem bedarf einer neuen Bewertung nach dem Erscheinen des Bandes *Mit anderem Blick* (2005) mit neuen Portraits von Gerhard Wolf.

⁴⁹ Ellen und Jan „sehen hinter die Fassaden und stoßen mit Entsetzen auf Alkoholismus, Gewalt, Vandalismus und Kriegsbegeisterung. Entwurzelung und Entfremdung sind nicht nur ein urbanes Problem, sondern auch auf dem Land Realität“ (Colombo: *Schreiben am Ende der Alternativen*, op. cit., S. 93). Vgl. auch Ankum: *Christa Wolfs Poetik des Alltags*, op. cit., S. 193; Ketelsen: *Die unzumutbare Wahrheit*, op. cit., S. 25, 31. Wolf war sich dessen schon im Günderrode-Essay 1978 bewußt: „Die rigorose Arbeitsteilung zeitigt ihre Ergebnisse. Die Produzenten der materiellen und der geistigen Werte stehen einander fremd an verschiedenen Ufern gegenüber, daran gehindert, gemeinsam lebbare Umstände hervorzubringen“ (zit. nach Püschel: *Das Ende der Utopie?*, op. cit., S. 146).

„Ausweichler“ aus der Stadt, die zuletzt Naturkatastrophen unterliegen und ihre Funktion der Arche verlieren.

Welche Rolle nimmt hier die Erzählerin ein? Ihre „konsequente Kritik an Instrumentalismus und täglicher Gewalttätigkeit der materialistisch-technisch bestimmten Gegenwartskultur macht das Bild des Alltags zu einem friedlich-utopischen Gegenspiegel“⁵⁰. Aber diese Auffassung findet stellenweise ihr Gegenbild, als an der Idylle gezweifelt wird: „Die Freischaffenden auf ihrem Floß, sagte Clemens spöttisch“ (S. 162).

Viele Treffen finden in der Bauernküche statt, die von außen mit den Augen von Ellen und Jan gesehen wird. Ellen und Jan distanzieren sich schließlich von dieser Idylle und bleiben gegen die Gesetze der vorgetäuschten Robinsonade skeptisch:

Ellen und Jan blickten von draußen durch die kleinen Bauernfenster in die helle Stube, in der die Leute saßen, die noch vor zwei Minuten ihre Freunde waren (...). Die da saßen in einer nachgeahmten Bauernstube, in die sie nicht hineingehörten; (...) Leute unserer Art, dachte Ellen, verweist sie in diesem Land auf Inseln. Und da müssen wir noch froh sein, wenn die uns bleiben. *Nur daß wir keine Inselmenschen sind.* (S. 162; Hervorhebung – H.L.)

Die letzten zwei Zeilen verdeutlichen gleichzeitig, wie die Umstände der Zensur in der DDR sich auf die Texte Christa Wolfs auswirkten und sie zur dichterischen Äsop-Sprache zwangen.

„Therese Hörnigk hat bereits darauf hingewiesen, daß Wolf eine dramatische Situation innerhalb eines epischen Textes aufbaut, die den Eindruck ‚eines multipersonalen offenen Schauspiels‘ erweckt“⁵¹. Es umfasst in seiner Höhepunkt-Konstruktion zwei Kapitel des Textes. Jenny wird zur Regisseurin eines Spiels ernannt. Sie sagte energisch:

Hier wird sich gar nichts vorgestellt, meine Dame. Wir sind nämlich mitten in einem Stück. Hier ist alles die reine Wirklichkeit. (S. 136)

Die Anwesenden spielen eigentlich ihre Lebensrollen: „Frei nach Tschechow, sagte sie [Irene, die Projektleiterin – H.L.]. Und jeder spielt sich selbst“ (S. 126). Die Rollen werden mit Nachsicht an einzelne Frauen vergeben: Irene tritt als „neidfrei und selbstgewiß, glücklich“, dann als die Naive auf, Bella als die „unglücklich Liebende“. Luisa ist eine „einsame Frau in ländlicher Idylle“, Steffi – „die kaltschnäuzige und aufdringliche Fotoreporterin aus der Stadt“ (S. 127) und Ellen spielt die Großmutter.⁵²

Das Sommerspiel, das eine Weiterentwicklung des Malvenfestes war, endet unerwartet:

Auf einmal – habt ihr es auch so empfunden? – bewegten wir uns in der hellen Stube auf einer Bühne, und an den Fenstern, hinter den blühenden Geranien, drückte sich ein

⁵⁰ Anjum: *Christa Wolfs Poetik des Alltags*, op. cit., S. 198.

⁵¹ Therese Hörnigk: *Literatur der angehaltenen Zeit – Christa Wolfs „Sommerstück“*, Vortrag auf dem 16. DDR-Symposium in Conway, New Hampshire, Juni 1990. Zit. nach Anjum: *Christa Wolfs Poetik des Alltags*, op. cit., S. 192.

⁵² Die Ergebnisse der Spielrollen interpretierte Annette Firsching sehr eingehend, vgl. Annette Firsching: *Kontinuität und Wandel im Werk von Christa Wolf*, Würzburg 1996, S. 160–254.

schweigender unbestechlicher Zuschauer die Nase platt. Bösaartig war er nicht, er war nicht einmal spöttisch oder ablehnend. Er war nur da. Wie konnten wir ihm vorwerfen, daß er alles verdarb? Daß wir das Spiel abbrechen mußten? Daß er unsere Verkleidungs- und Verstellungskünste als das durchschaute, was sie waren, letzte Barrieren gegen die Einsicht, daß es dahinter für uns nichts gab. (...) Jeder von ihnen hatte den Blick des stummen Gastes bis auf die Knochen gespürt. Nicht nur das Spiel dieses Abends, ein größeres Spiel war mißlungen. (S. 163–164)

Ellen steht im Mittelpunkt der Ereignisse, im Laufe der Handlung stellt sie andere Figuren als Partnerinnen vor. Als Gegenbild zu Luise tritt im End-Teil Steffi auf, mit der sie viele Erfahrungen teilt: „über das Schreiben, über die Verantwortung für andere und sich selbst, über das Altern und über den Tod“⁵³.

Manche Literaturwissenschaftler der „alten“ Bundesrepublik kommen zu voreiligen Schlussfolgerungen. Monika Papenfuß vermutet, dass es mit dem „Abbröckeln der uneingeschränkten staatlichen Machtposition und [der] Ohnmacht gegenüber kritischen Stimmen“⁵⁴ zusammenhängt, wenn „*Sommerstück* von der Literaturkritik der DDR positiv rezensiert worden [ist]“⁵⁵. Frauke Meyer-Gosau betont, dass man vor und speziell nach 1989 das Selbstverständnis Wolfs und ihre Einstellung zum (gesamt)deutschen Publikum nicht eindeutig erfassen kann, wenn sie an einer Stelle die Selbsttäuschung der Autorin ausdrückt:

Die Erzählung *Sommerstück* zeichnet den Versuch nach, eine Gegen-Welt gegen die verkommene und brutalisierte „reale“ zu setzen. Und sie zeigt gerade darin, freiwillig-unfreiwillig, die Boden- und Haltlosigkeit solcher Selbst-Illusionierung.⁵⁶

III

„So erlebt die Ich,-Erzählerin ihren Leib als Seismograph gesellschaftlicher Konflikte“⁵⁷.

Der körperliche Schmerz als Folge von Depressionen und Ängsten begleitete seit langer Zeit das persönliche Leben Christa Wolfs und sie nutzte es in der Erzählung *Nagelprobe* oder *Begegnungen Third Street*:

in der Psychiatrie bin ich ja übrigens einmal sogar gewesen, es lief alles immer über meinen Körper, denke ich, eine Depression läuft auch über den Körper, nicht wahr.⁵⁸

⁵³ Ketelsen: *Die unzumutbare Wahrheit*, op. cit., S. 27.

⁵⁴ Monika Papenfuß: **Die Literaturkritik zu Christa Wolfs Werk im Feuilleton. Eine kritische Studie vor dem Hintergrund des Literaturstreits um den Text *Was bleibt***. Berlin 1998, S. 132.

⁵⁵ Ebd., S.131.

⁵⁶ Frauke Meyer-Gosau: *Lebensform Prosa. Eine Wegbeschreibung von der „Moskauer Novelle“ zu „Was bleibt“*, „Text und Kritik“ 1994, Nr. 46, S. 23–34, hier S. 32.

⁵⁷ Hilzinger: *Christa Wolf*, op. cit., S. 116.

⁵⁸ Christa Wolf: *Begegnungen Third Street*, in: idem: *Hierzulande Andernorts. Erzählungen und andere Texte 1994–1998*, München 2001, S. 7–41, hier S. 18.

Das nächste Geständnis gilt wiederum der Erinnerung an die Zeit der Flucht:

ich fürchtete mich vor Gewalttaten gegen meinen Körper, immer hatte ich mich, gegen Kriegsende und danach, vor Vergewaltigung gefürchtet, das Zerrissenwerden, Zerstückeln, das Aufbrechen von Menschenfleisch, das Wühlen in Eingeweiden.⁵⁹

Sehr schmerzhaft war z.B. ihr Ringen um die Genehmigung der Herausgabe von *Nachdenken über Christa T.*, als sie im Dienstzimmer eines hohen Staatsfunktionärs „umkippte, zum erstenmal in meinem Leben“⁶⁰.

Die Schriftstellerin thematisierte überzeugend das körperliche Leid an der mythologischen Figur Cassandra. Das Thema „Körper“ geht später als „roter Faden“ durch die Texte *Nagelprobe*, *Begegnungen Third Street*, *Im Stein* und gipfelt im Roman *Leibhaftig* (2002).

Im Gegensatz zu vorhergehenden Teilen meines Aufsatzes wird jetzt in diesem Teil der Vergangenheit Aufmerksamkeit geschenkt. Die Vergangenheit in *Sommerstück* betrifft denselben Ort, d.h. das dargestellte Dorf an der Küste Mecklenburgs. Die Schriftstellerin konfrontiert hier Gegenwart und Vergangenheit und verfährt wie ein Wissenschaftler, der mit verschiedenen Archiven zu tun hat. Christa Wolf war sich dessen bewusst und äußerte sich dazu *expressis verbis* zuletzt in *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*:

So müssen wahrhafte Erinnerungen viel weniger berichtend verfahren als genau den Ort bezeichnen, an dem der Forscher ihrer habhaft wurde.⁶¹

Das bedeutende Schlüsselwort, das den Text von *Sommerstück* organisiert, ist das Haus oder das Häusliche. Die Story beginnt mit dem Kauf des alten Bauernhauses und endet mit dessen Brand. Ellen und Jan stammen aus anderen Haus Traditionen, aber sie akzeptieren diesen Wahl-Ort als eigenes Haus. Dann übernehmen sie den Haushalt der früheren Hauswirte: ihre Familienfotos, Bilder an der Wand, Hausgeräte. Ellen ist in der Gegend aktiv und befreundet sich schnell mit Nachbarn. Von ihnen erfährt sie den Verlauf individueller Schicksale.

Diese dichten, oralen Geschichten stigmatisieren irgendwie manche Figuren körperlich, wie es das Beispiel der geistesschwachen Olga veranschaulicht, die in der Jugend sexuelle Exzesse erlebt hat und jetzt an Demenz leidet.

Ellen „bearbeitet“ diese mündlichen Geschichten mit dem Schriftmedium:

Ein Wort gibt das andere. Wie dicht der Zusammenhalt zwischen Wörtern werden kann, so daß sich Wortketten bilden, die uns mehrfach, vielfach umschlingen, eine unauflösliche Einkreisung, eine Wort-Verfilzung, die sich, anstatt sie nur zu bezeichnen, allmählich an die Stelle der wirklichen Verhältnisse schiebt. Sind wir verpflichtet, überhaupt berechtigt, weiter daran mitzuarbeiten? (...) Einmal im Leben konnten wir teilnehmen am Ursprung der Legenden. (S. 41–42)

⁵⁹ Ibidem, S. 19.

⁶⁰ Ibidem, S. 25.

⁶¹ Christa Wolf: *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*, Berlin 2010, S. 7.

Sie macht dabei auch poetologische Überlegungen:

– solche Geschichten muß man von Anfang an erzählen, und auch damit ist noch wenig getan. Man muß dazu erzählen, wie man selber die erzählt bekam: Wann, unter welchen Umständen, von wem. (S. 44)

Alle Parallelgeschichten in *Sommerstück* betreffen Schlüsselerfahrungen derselben Generation, zu der auch Ellen, Jan und Steffi angehören („Ich denke, daß wir uns jetzt zum erstenmal wirklich begegnen, weil ähnliche Erfahrungen uns erschüttern“ – S. 41), und sie liegen in der Zeit des Zweiten Weltkriegs zurück. Diese Augenzeugen (Erna Schependonk, Alma Käthlin) sind weiblichen Geschlechts, ausnahmsweise findet man im Text nur einen männlichen Lebenslauf aus dieser Zeit, nämlich die Kriegsgeschichte von Nicos, dem Griechen.

Über die Bedeutung von solchen individuellen Schicksalen schreibt an einer Stelle Aleida Assmann:

„Der Augenzeuge gewann als ‚Zeitzeuge‘ eine neue Bedeutung im Rahmen der Oral-History-Forschung. Der Impuls dieser neuen internationalen Forschungsrichtung, die sich seit den 1960er Jahren als Zweig der ‚Zeitgeschichte‘ etabliert hat, geht dahin, unser Wissen von geschichtlichen Ereignissen durch die Erfahrungsdimension zu bereichern und dabei zugleich auch die Dimension einer ‚Geschichte von unten‘ in die Historiographie einzuführen“.⁶²

Die Rechenschaft über das eigene Handeln in der vergangenen Zeit wird im Text auf dialogische Weise, also nach Christa Wolfs bekanntem Stimmen-Prinzip, dargestellt. Es betrifft Urteile über den früheren Status und die aktuelle Lage der Aufbaugeneration. Für Irene sind die Niederlage einer ganzen Generation und das Bild für „ihre frühere Begeisterung, ihre heutige Enttäuschung“ (S. 86) von Bedeutung:

Es sei doch ganz klar, sagte sie, entschuldigend lächelnd, daß diese alten Bauernhäuser überall im Land besetzt würden von den Ausweichlern der vorigen Generation, die vor sich selber flohen. Denen die Bewegung das Ziel ersetzen müsse, das sie verloren hätten. (S. 86)

Jan fügt verständnisvoll hinzu:

Dies alles, sagte Jan, sei ein überflüssiges Lamento. Alles habe seine Zeit: an etwas glauben und sich dafür einsetzen; die Grenzen der eigenen Illusionen zu spüren bekommen; sich besinnen, sich neu orientieren und anderes versuchen. (S. 86)

Eine kurze Pointe stammt von Luisa: „Gestrandet, dachte Luisa traurig“ (S. 87) und sie bezieht es auf die jetzige Situation ihrer Generation. Aus Sicht der jüngeren Generation, deren Eltern die meiste Zeit im Leben auf Konferenzen verbracht haben, urteilt Sonja:

⁶² Aleida Assmann: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München 2006, S. 86–87.

Vielleicht konnte ein einzelner wirklich die Erfahrungsmuster seiner Generation nicht überspringen, dachte Sonja. (S. 151)

Über das falsche Verständnis der in der DDR aufgewachsenen Jugend für die Vergangenheit und ihre Elterngeneration klagt Ellen am Beispiel der Söhne der verstorbenen Frau Kroll:

Diese Söhne. Wer hat ihnen, und wann, die Nabelschnur zur Vergangenheit durchgehauen. Wie ist in ihnen jedes bißchen Ehrfurcht abgetötet worden. Alle dachten wir an die Briefe und Lebenszeugnisse der Frau Kroll, wie sie über die wüste Müllkippe flatterten und nicht zur Ruhe kommen konnten. (S. 161)

Jetzt kann noch ein künstlerisches Mittel erwähnt werden, das in *Sommerstück* als Metapher eine Doppelbedeutung bekommt: das Strandgut. Über ihre gegenwärtige Funktion war schon oben die Rede. In der Mitte des Werkes gerät die Wendung in den historischen Rahmen der Erzählung und so schließt sich der gedankliche Kreis. Ellen hat 1945 ihre neue Lebensphase in Örtlichkeiten von Mecklenburg angefangen:

Ellen erinnerte sich an die Menschenströme, die bei Kriegsende über die Straßen Mecklenburgs und als Rinnsale in die Bauernhäuser gespült worden waren und zu denen sie gehört hatte. Nun, dreißig Jahre später, begegnete ihr das menschliche Strandgut, das nicht wieder hatte flott werden können. All die Jahre über, die sie woanders verbrachte, hatte sie an diese Menschen kaum gedacht. (S. 99)

Im letzten Kapitel überprüft die Erzählerin den Zweck ihres Schreibens und der Auffrischung ihrer Erinnerung:

– Was glaubst du eigentlich, warum ich schreibe?

– Um deine Art Fälschungen herzustellen, nehme ich an. (S. 183)

Beide Textstellen lassen sich im Sinne der von Aleida Assmann vorgeschlagenen Auffassung folgenderweise deuten:

Während ein Lebenslauf sich aus objektiv verifizierbaren Lebensdaten zusammensetzt, beruht eine Lebensgeschichte auf interpretierten Erinnerungen, die sich zu einer erinnerbaren und erzählbaren Gestalt zusammenfügen. Solche Gestaltgebung nennen wir Sinn; sie ist das Rückgrat gelebter Identität.⁶³

IV

„Für Frauen ist sie ein Vorbild selbstverständlichen weiblichen Selbstbewusstseins und Vertreterin einer humaneren, »weiblichen« Rationalität: eine sanfte Feministin“⁶⁴.

⁶³ Assmann: *Erinnerungsräume*, op. cit., S. 257.

⁶⁴ Jörg Magenau: *Christa Wolf. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 13.

Christa Wolf arbeitet seit langem in ihren Werken mit *Bildern*, so kann sich der Leser auch ihre Ausführungen janusköpfig zurechtstellen.⁶⁵ Nach 2000 wurde vor allem die „selbstbewusste Ost-Identität“⁶⁶ und internationale Bedeutung der Schriftstellerin betont.

Im Jahre 1978 schrieb Christa Wolf im Essay über Karoline Günderrode *Der Schatten eines Traumes* folgende Bemerkung:

Eh einer schreiben kann, muß er leben, das ist banal und betrifft beide Geschlechter. Die Frauen lebten lange, ohne zu schreiben; dann schrieben sie – wenn die Wendung erlaubt ist – mit ihrem Leben und um ihr Leben. Das tun sie bis heute, oder heute wieder.⁶⁷

Zehn Jahre später äußert sich die Schriftstellerin im Gespräch mit Therese Hörnigk zu den psychologischen Voraussetzungen des Schaffens:

Man *weiß* übrigens alles schon viel eher, als man es aussprechen kann. Und dann braucht man noch längere Zeit, um darüber schreiben zu können.⁶⁸

Zugleich kann diese Aussage einen Beweis anführen, warum die Autorin mit der Veröffentlichung ihrer Erlebnisse aus längst vergangenen mecklenburgischen Sommern in einer „Nischengesellschaft“ gezügert hat:

So wie die Wissenschaft einen Januskopf trägt – Leben zu bewahren und Leben zu zerstören – so auch die schriftstellerische Arbeit: das Erfinden von Figuren und Geschichten macht das Leben selber zum Material und Objekt, das Schreiben kann verletzend und schmerzhaft sein, und es ist dennoch notwendig, die Grenzen des Wissens über uns selbst voranzutreiben.⁶⁹

Ästhetisch überzeugt das analysierte Werk von Christa Wolf nicht jeden Leser. An manchen Textstellen gibt es in *Sommerstück* Anleihen aus den Werken Sarah Kirschs als Motto, Zitate im Text oder das Ersetzen der Gedichtfragmente durch ihre epische „Nacherzählung“:

Die Art, wie Christa Wolf die ‚Fremdteile‘ einfügt, sie sich also durchaus aneignet, indem sie diese von ihrem Blickwinkel aus zeigt, erhellt den Unterschied der beiden Autorinnen. (...) Christa Wolf setzte damit in gewisser Weise für Sarah Kirsch ein Zeichen der Freundschaft. Politisch gesehen verhalf sie der Freundin subtil dazu, das ihr in der DDR verordnete Schweigen zu brechen und am Gespräch wieder teilzunehmen. So entsteht in *Sommerstück* ein Duett, bei dem etwas Neues herauskommt, das eindeutig weder der einen noch der anderen Autorin zuzuordnen ist, bei dem jedoch beide Stimmen zu hören sind.⁷⁰

⁶⁵ Das Bild von Janus steht mit der kulturellen Tätigkeit der Eheleute Christa und Gerhard Wolf in Verbindung. Letzterer leitet seit der Wende seinen privaten Verlag – Gerhard Wolf Janus press.

⁶⁶ Magenu: *Christa Wolf*, op. cit., S. 13.

⁶⁷ Christa Wolf: *Die Dimension des Autors*, Bd. 2, Berlin – Weimar 1986, S. 55.

⁶⁸ Therese Hörnigk: *Christa Wolf*. Berlin – Weimar 1989, S. 35; Kursiv im Original.

⁶⁹ Sonja Hilzinger: „Unerschrocken ins Herz der Finsternis“. *Überlegungen zur Funktion des Schreibens in „Störfall“*, in: Michel Vanhelleputte (Hg.): *Christa Wolf in feministischer Sicht*, Frankfurt am Main et al. 1992, S. 103–113, hier S. 109.

⁷⁰ Firsching: *Kontinuität und Wandel im Werk von Christa Wolf*, op. cit., S. 188.

Uwe-K. Ketelsen fragt vorwiegend nach subversiven Textstellen:

Zu einem Text gehört nicht nur, was auf seinen Zeilen erzählt wird und zwischen ihnen steht, es gehört auch dazu, was nicht darin steht, was sein Produzent – bewußt oder nicht – ihn verschweigen läßt.⁷¹

Die Aussparungen in *Sommerstück* werden von Ketelsen so charakterisiert:

Allenfalls in Andeutungen und halben Sätzen geht Ellen einmal eine Ahnung davon auf (...), daß sie hier auf der Seite der Sieger in jenem komplexen historischen Prozeß steht, der seit über einem Jahrhundert unter Euphemismen wie „Landflucht“ oder „Industrialisierung der Landwirtschaft“ abläuft. Nie fragt sich eine der Figuren, woher sie eigentlich die Zeit und das Geld für die Reparatur und den Umbau der Häuser nimmt, die deren ursprünglichen Besitzern so offensichtlich fehlen, ob ihre Existenz nicht womöglich auf den Voraussetzungen der oberflächlich beklagten Veränderungen auf dem Lande beruht, was diese für sie und die anderen bedeuten. Und „der Erzähler“ fragt sie auch nicht. Dieses Schweigen wendet sich am Ende gegen die Figuren selbst. Daß sie in ihrem Jonas-Bauch die Selbstbefragung abwehren, die zugleich eine Befragung der Welt wäre, in der sie und ihr „Erzähler“ leben, macht das Problem dieses Buches aus.⁷²

Der Literaturwissenschaftler führt leider nicht an, dass diese Aussparungen Preis für das „Da-Bleiben“ der Autorin waren. Einerseits erwog sie die Dissidenz, andererseits aber blieb sie im Land und gab die SED-Legitimation erst im Juni 1989 zurück:

Ich denke, wie kostbar ein Heimatgefühl ist und wie schwer man es aufgeben würde. (...) Ich denke, nie mehr würde ich mich woanders heimisch fühlen können, wenn ich hier wegginge. Und ich frage mich, wie hoch der Preis unter Umständen wäre, den ich für dieses Heimatgefühl zu zahlen bereit wäre. Ich frage mich, welchen Preis ich täglich unbewusst zahle, einen Preis in der Münze: Weghören, wegsehen, oder zumindest: Schweigen.^{□73}

Ketelsen äußert sich sehr rigoristisch über die Unzulänglichkeiten des Textes von Christa Wolf, vor allem über Brechungen und Inkonsequenzen im Ideenbereich. Christa Wolf treibt an ihrer Figur Ellen den Prozess der Selbstaufklärung voran:

Zunächst hofft sie [Ellen – H.L.], daß ihr das geraubte Selbstvertrauen von selbst, quasi naturwüchsig auf dem Lande zurückkäme, aber bohrend treibt Wolf an ihrer Figur den *Prozeß der Selbstaufklärung* voran. (...) Doch dann bricht Wolf den Prozeß der Selbstaufklärung unvermittelt ab. (...) Sie legt Ellen dafür die – diese nicht befriedigende – Metapher vom „Gesundwerden“ in den Mund.⁷⁴

Es heißt weiter, dass auch andere Figuren in diesem Werk Christa Wolfs

⁷¹ Ketelsen: *Die unzumutbare Wahrheit*, op. cit., S. 30.

⁷² Ibidem, S. 32.

⁷³ Zit. nach Spreckelsen: *Christa Wolf: Septembernotizen*, op. cit., S. 13.

⁷⁴ Ketelsen: *Die unzumutbare Wahrheit*, op. cit., S. 29; Hervorhebung – H.L.

blind gegenüber den Prozessen [bleiben], die dazu geführt haben, blind gegenüber den Menschen, die sie betreiben oder erleiden, und vor allem auch blind gegenüber der eigenen Rolle, die sie darin spielen und die möglicherweise zu den Quellen ihres Mißvergnügens zählen.⁷⁵

Im Kontext der Erinnerungsarbeit Christa Wolfs in *Kindheitsmuster* entstanden 1975 ihre Überlegungen zum Prinzip des Sich-Erinnerns. Sie hat es bei der Lektüre der Werke Max Frischs gewonnen. Die Erfindung und Biographie bilden zwei Linien seiner Arbeit, bis an die Grenzen des Sagbaren.⁷⁶ Die Bewältigung der eigenen Erfahrung führt aber zu bestimmten Konsequenzen: „Die Abneigung gegen das Erfinden zum Zwecke der Selbst-Schonung kann wachsen bis auf den Punkt, da sie unüberwindlich wird und die Selbstachtung davon abhängt, daß man mit offenem Visier vor die Leser tritt“⁷⁷. Das Gegenteil ist die „vollständige Tarnung“⁷⁸.

Die westliche Kritik entdeckte in *Sommerstück* thematisierte Untergangszusammenhänge, z.B. „Sterbenmüssen, Auseinandergeraten von nahen Menschen, Altern, den Verfall altbäuerlicher Traditionen“⁷⁹.

Das Grundmerkmal Wolfs Konzepts bildet ‚Distanz‘ als Strategie der Darstellung. Ihre Erzählerinnen sind meiner Meinung nach jeweils Exponentinnen des weiblichen Ringens um neue Alternativen. Dies zeigt sie an Beispielen, wo es um eine Überwindung der zahlreichen Krisensituationen, Angst und emotionellen Verwirrung geht. Die Thematisierung der Sprache (besonders deutlich in ihren Werken *Störfall* und *Was bleibt*) zeugt von einer erneuten Probe der Schriftstellerin, eine objektive Strategie zu erarbeiten, mit der man speziell die Wirklichkeit um 1989 erfassen könnte.

Bibliographie

Ankum Katharina von: *Christa Wolfs Poetik des Alltags: Von Juninachmittag bis Was bleibt*, in: Ute Brandes (Hg.): *Zwischen gestern und morgen: Schriftstellerinnen der DDR aus amerikanischer Sicht*, Berlin et al. 1992.

Assmann Aleida: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006.

⁷⁵ Ibidem, S. 31.

⁷⁶ Vgl. Christa Wolf: *Max Frisch beim Wiederlesen oder: Vom Schreiben in Ich-Form*, in: idem: *Fortgesetzter Versuch*, Leipzig 1985, S. 278–285, hier S. 278–279.

⁷⁷ Ibidem, S. 279. „Diese Sehnsucht, sich zu verdoppeln, sich ausgedrückt zu sehen, mehrere Leben in dieses eine schachteln, auf mehreren Plätzen der Welt gleichzeitig sein zu können – das ist, glaube ich, einer der mächtigsten und am wenigsten beachteten Antriebe zum Schreiben“ (Christa Wolf: *Einiges über meine Arbeit als Schriftsteller*, in: idem: *Die Dimension des Autors. Aufsätze, Essays, Gespräche, Reden*, ausgewählt von Angela Drescher, Bd. 1, Berlin – Weimar 1986, S. 7).

⁷⁸ Ibidem.

⁷⁹ Monika Papenfuß: *Die Literaturkritik zu Christa Wolfs Werk im Feuilleton. Eine kritische Studie vor dem Hintergrund des Literaturstreits um den Text „Was bleibt“*, Berlin 1998, S. 133.

- Assmann Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.
- Bernhardt Rüdiger: *Erinnerung und Entwurf. Zu Christa Wolfs 70. Geburtstag*, „Germanica Wratislaviensia“ 2000, Bd. 122, S. 69–88.
- Bircken Margrid: *Lesen und Schreiben als körperliche Erfahrung – Christa Wolfs „Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud“*, in: *Christa Wolf – Im Strom der Erinnerung*, hrsg. von Carsten Gansel, unter Mitarbeit von Sonja Klocke, Göttingen 2014, S. 199–213.
- Colombo Daniela: *Schreiben am Ende der Alternativen: „Kein Ort. Nirgends“ und „Sommerstück“*, „Text und Kritik“ 2012, H. 46, S. 87–96.
- Firsching Anette: *Kontinuität und Wandel im Werk von Christa Wolf*, Würzburg 1996.
- Gansel Carsten: *Erinnerung, Aufstörung und „blinde Flecken“ im Werk von Christa Wolf*, in: *Christa Wolf – Im Strom der Erinnerung*, hrsg. von Carsten Gansel, unter Mitarbeit von Sonja Klocke, Göttingen 2014, S. 15–41.
- Hilzinger Sonja: *Christa Wolf*, Frankfurt am Main 2007.
- Hilzinger Sonja: „Unerschrocken ins Herz der Finsternis“. Überlegungen zur Funktion des Schreibens in „Störfall“, in: Michel Vanhelleputte (Hg.): *Christa Wolf in feministischer Sicht*, Frankfurt am Main et al. 1992, S. 103–113.
- Hoppe Rainer Benjamin: *Im Westen nichts Neues? Beobachtungen und Überlegungen zum Umgang mit der DDR-Literatur nach 1989*, in: Roswitha Skare, Rainer B. Hoppe (Hg.): *Wendezeichen? Neue Sichtweisen auf die Literatur der DDR. Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, Amsterdam – Atlanta 1999, S. 45–63.
- Hörnigk Therese: *Eine Suche nach der verlorenen Zeit? Christa Wolf und ihre Erzählung „Was bleibt“*, in: Karl Deiritz, Hannes Krauss (Hg.): *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge“*. *Analysen und Materialien*, Hamburg 1991, S. 95–101.
- Ketelsen Uwe-K.: *Die unzumutbare Wahrheit: Zu Christa Wolfs Sommerstück*, in: Norbert Honsza (Hg.): *Die unzumutbare Wahrheit. Zum Schaffen von Christa Wolf*, Wrocław 1992, S. 19–32.
- Ludorowska Halina: *Bliżej pełni. Późna twórczość Christy Wolf (1990–2010)*, Lublin 2013.
- Ludorowska Halina: *Strategien der Selbstdarstellung in Schriftstellerautobiographien aus der DDR*, Lublin 2006.
- Magenau Jörg: *Christa Wolf. Eine Biographie*, Reinbek bei Hamburg 2003.
- Meyer-Gosau Frauke: *Lebensform Prosa. Eine Wegbeschreibung von der „Moskauer Novelle“ zu „Was bleibt“*, „Text und Kritik“ 1994, Nr. 46, S. 23–34.
- Müller-Waldeck Günther: *Sommerstück – jetzt gelesen*, „Weimarer Beiträge“ 1990, H. 1, S. 136–140.
- Papenfuß Monika: *Die Literaturkritik zu Christa Wolfs Werk im Feuilleton. Eine kritische Studie vor dem Hintergrund des Literaturstreits um den Text Was bleibt*. Berlin 1998.
- Püschel Ursula: *Liebe kein Unding, Zutraun kein Phantom (Bemerkungen zu Christa Wolfs „Kein Ort. Nirgends“)*, in: idem: *Mit allen Sinnen. Frauen in der Literatur*, Halle – Leipzig 1980, S. 163–170.
- Rey William H.: *Vor dem Durchbruch zur Freiheit. Christa Wolfs Sommerstück als prärevolutionärer Text*, „Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft“ 1990, Bd. 1, S. 1–16.

Rüther Günther: *Zwischen Anpassung und Kritik. Literatur im real existierenden Sozialismus der DDR*, Melle 1989.

Spreckelsen Tilman: *Christa Wolf: Septembernotizen*, „Kulturchronik“ 2003, H. 6, S. 12–14.

Stephan Alexander: *Christa Wolf*, München 1991.

Wittstock Uwe: *Der Autor, nichts als der Autor*, in: idem: *Leselust. Wie unterhaltsam ist die neue deutsche Literatur?*, München 1995.

Wolf Christa: *Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990–1994*, Köln 1994.

Wolf Christa: *Begegnungen Third Street*, in: idem: *Hierzulande Andernorts. Erzählungen und andere Texte 1994–1998*, München 2001, S. 7–41.

Wolf Christa: *Max Frisch beim Wiederlesen oder: Vom Schreiben in Ich-Form*, in: idem: *Fortgesetzter Versuch*, Leipzig 1985, S. 278–285.

Wolf Christa: *Sommerstück*, Berlin – Weimar 1990.

Wolf Christa: *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*, Berlin 2010.

Abstract

Female corporeal and generational experience in *Sommerstück* by Christa Wolf

The aim of the article is to discuss the special place of *Sommerstück* (1989) in Christa Wolf's oeuvre. It is special because it is dominated by the images of downfall of the actual social life of the GDR in the late 1980s. The main protagonist-writer Ellen experiences a conflict between „vis“, „vita“ and „ars“ as well as writer's block during her holiday spent each year in the countryside in Mecklenburg with befriended GDR artists. The place of residence offers a new impetus for writing, she can think over her life, get back to the memories of the early post-war years in the vicinity and listen to oral histories of its aging inhabitants. The instruments which record changes are body and female sensitivity of protagonists, reacting to ecological disaster, dementia, disease and death.

Keywords

Christa Wolf, female sensibility, generational experience, body

Das Vertreibungsmotiv in der DDR-Belletristik am Beispiel von Armin Müllers *Der Puppenkönig und ich*

Die literarische Auseinandersetzung mit der Flucht und Vertreibung beschränkte sich nicht auf den Literaturbetrieb der Bundesrepublik Deutschland. Auch in der Deutschen Demokratischen Republik lebten Autoren, die vorwiegend wegen ihrer Abstammung aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, Heimat- bzw. Flucht- und-Vertreibungsmotive in ihr Werk aufnahmen. Sicherlich bestanden zwischen den beiden deutschen Staaten Unterschiede im Bereich ihrer Politik gegenüber den Vertriebenen:

Da die sozialistischen Bruderstaaten und an ihrer Spitze die Sowjetunion nicht schuldig sein durften an der Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, wurde den Vertriebenen in der DDR per se der Opferstatus abgesprochen. Aus Vertriebenen, die vor dem Terror, den Vergewaltigungen, Verschleppungen und Massenerschießungen der Sowjetarmee sowie polnischer und tschechischer Milizen geflohen waren, wurden [...] schlicht Umsiedler.¹

Gleichzeitig erschien in der DDR eine Reihe von Werken, in denen der Heimatverlust bzw. die Flucht oder Vertreibung thematisiert wurden. Zu diesen zählen beispielsweise: *Als die Uhren stehen blieben* (1957) von Werner Steinberg, *Böhmen am Meer* (1962) von Franz Fühmann, *Die Reise nach Jaroslaw* (1972) von Rolf Schneider, *Kindheitsmuster* (1976) von Christa Wolf oder *Wir Flüchtlingskinder* (1985) von Ursula Höntsch. Da diese Motive aber nicht offen angesprochen werden durften, wird am Beispiel des im Weiteren analysierten Romans gezeigt, welche Strategien die Schriftsteller angewendet haben um sich über dieses Verbot hinwegzusetzen, ohne dabei den Druck ihrer Bücher zu gefährden.

Der Autor des Romans, Armin Müller, wurde am 25. Oktober 1928 im schlesischen Schweidnitz geboren und lebte nach 1945 in Weimar, nachdem er aus einem Transport in die sowjetische Kriegsgefangenschaft geflohen war. 1961 wurde er freier Schriftsteller.

Müller ist vor allem als Lyriker und Erzähler bekannt, bereits 1949 veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband, *Hallo, Bruder aus Krakau*. Das Interesse der Öffentlichkeit erweckten: das Gedicht *Ich habe Thunfisch gegessen* aus dem Jahre 1957, der

¹ Andreas Kossert: *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*. München 2009, S. 215.

Band *Reise nach S.* (1965), die Erzählungen *Meine verschiedenen Leben* (1978) und *Taube aus Papier* (1981) sowie das Tagebuch *Ich sag dir den Sommer ins Ohr* (1989).

Neben den *Puppenkönig und ich*, der 1986 veröffentlicht wurde, schrieb Müller die Romane *Du wirst Dir den Hals brechen* (1961) sowie *Der Magdalenenbaum* (1979).

Müller war nicht nur Schriftsteller, sondern auch Maler und Autor von zwei Bildbänden: *Auf weißen Pferden* (1983) und *Vorbeiflug des goldenen Fisches* (1993).

Armin Müller, der der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Kapitalismus kritisch gegenüberstand, starb am 6. Februar 2005 in Jena.

Die Handlung des Romans *Der Puppenkönig und ich* beginnt mit den Erinnerungen des Erzählers an seine Kindheit in einem Dorf des schlesischen Eulengebirges. Es ist ein Foto seines Vaters, aufgenommen am 9. September 1934 in Stettin, das ihn auf diese Gedanken bringt. Doch an seinen Vater erinnert er sich nicht gerne, er weiß nicht einmal, ob dieser noch lebt. Zum letzten Mal sah er ihn 1939, als der Erzähler elf Jahre alt war. Zwischen den erzählten Ereignissen und dem Zeitpunkt des Erzählens liegen viele Jahre, der Erzähler schätzt das Alter seines Vaters auf „an die achtzig“.

Es sind seine Großeltern, die ihn aufgezogen haben. Er verehrt sie, vor allem den Großvater, der Puppenspieler war, bis er im Ersten Weltkrieg das linke Bein und die linke Hand verlor. Danach übernahm der Vater des Erzählers das Geschäft.

Der Erzähler denkt an seine Freundschaft mit Gesine, die Tochter eines ehemaligen Abgeordneten zum Preußischen Landtag aus Breslau, der Schwierigkeiten mit den neuen Machthabern hat. Gesine hat mit ihrer Mutter die meisten Ferien beim Puppenkönig verbracht. Wie sein Großvater erfindet er märchenhafte Geschichten, die er dem Mädchen erzählt.

Das Weltgeschehen spielt noch keine Rolle. Zwar ist der Krieg im Gange und von der „ehemaligen Grenze“ die Rede, doch für den Jungen ist das nicht von Bedeutung.

Einige Jahre sind vergangen, es ist Ende April 1945. Der Erzähler ist auf dem Weg zurück in sein Heimatdorf, das er einige Monate zuvor verlassen musste, als er zum Stellungsbau beordert, später vom Volkssturm übernommen wurde und dann desertiert ist. Er trifft Spindler, einen Mann aus seinem Dorf, der auf einer Kuh nach Hause reiten will. Beide machen bei einem Wirt in der Krokermühle halt, wo der Erzähler erfährt, dass seine Großmutter gestorben ist. Von dieser Nachricht wie auch von seiner Erschöpfung überwältigt geht er in die draußen stehende Toilette. Kurz danach erscheinen russische Soldaten auf dem Hof. Der Junge will fliehen, doch das ist nicht möglich. Außer ihm und Spindler finden die Russen weitere deutsche Soldaten im Wald. Sie werden im Wirtshaus gefangen gehalten. Spindler kümmert sich um den kranken Erzähler. Als er merkt, dass sein Schützling zu schwach für eine Flucht ist, bricht er allein auf. Er wird von den Russen erschossen. Dem Erzähler nimmt dieser Tod „das letzte Stück Hoffnung, [...] alles könnte noch einmal so werden wie früher“.

Am nächsten Tag soll der Erzähler mit einem Fuhrwerk in ein Lazarett gebracht werden. Vom verletzten Jungen darin erfährt er, dass „der Führer gefallen“ sei. Diese Nachricht macht keinen Eindruck auf ihn.

Die folgenden Wochen verbringt der Erzähler im Lazarett. Am Anfang ist sein Zustand sehr schlecht, immer wieder hat er Halluzinationen. Als die Nachricht von

der Kapitulation Deutschlands alle erreicht, entsteht ein Durcheinander, in dem einer der Kranken getötet wird. Da der Erzähler der einzige ist, der schon gehen kann, wird er verdächtigt. Beim Verhör bestreitet er die Vorwürfe, er bekennt sich nicht einmal zu seiner Volkssturm-Vergangenheit. Man glaubt ihm aber und versetzt ihn in einen anderen Saal, wo er einen Mann wiedertrifft, den er schon in der Krokermühle gesehen hat und der sich als Bruder des dem Erzähler bekannten Schriftstellers aus einem Nachbardorf, Ruschke, entpuppt. Er selbst ist Priester.

Der Junge, des Schicksals deutscher Soldaten in russischer Gefangenschaft bewusst (Sibirien), möchte fliehen. Stattdessen wird er in einem Viehwaggon nach Sibirien transportiert. Der Zug fährt über Kosel und Tschenschow in Richtung Radom und Brest. Am Boden des Waggons entdeckt der Junge einen Spalt und überredet zwei andere Gefangene, einen Tankwart aus Magdeburg und einen Handschuhmacher aus Arnstadt, dazu, den Spalt zu vergrößern. Trotz der Erschöpfung arbeiten sie schnell, in der Hoffnung, noch auf polnischem Gebiet fliehen zu können. Als sie mit ihrer Arbeit fertig sind, halten sie an einem Bahnhof und müssen den Zug verlassen: sie sind an den Bug gekommen, die Brücke ist kaputt. Ihre Arbeit war umsonst.

Die Gefangenen müssen antreten und zum Marsch ansetzen. Der Erzähler kommt mit einem älteren Mann ins Gespräch, der sich als Jupp vorstellt. Währenddessen bemerkt er die abweisende, fast feindselige Haltung seiner „Komplizen“: inzwischen haben sie gemerkt, dass die Geschichten, die er ihnen erzählte, erfunden waren und vermuten in ihm einen Spitzel. Als sie ihn zur Rede stellen wollen, stößt er sich von einer Deichsel ab und springt einige Meter hoch, um zu beweisen, dass er tatsächlich aus einer Artistenfamilie stammt, vom Licht des Reflektors geblendet, fällt er aber und verletzt sich leicht.

Jupp stellt sich als Kommunist vor, der einige Jahre in Konzentrationslagern eingesperrt blieb und nur durch Zufall unter den Gefangenen gelandet sei. Da er aus Breslau stammt, kennt er auch Gesines Vater, den er aber einen Verräter nennt, weil er Sozialdemokrat war.

Der Marsch dauert einige Tage, an manchen bekommen die Gefangenen nichts zu trinken. Als der Erzähler eines Tages einen Brunnen sieht, verfällt er wieder in einen Traum und träumt davon, geflohen zu sein.

Doch der Traum erweist sich als Wirklichkeit, der Erzähler wacht im Wald auf. Er erinnert sich, dass seine Truppe zuletzt in die Nähe von Grodno kam und berechnet die Entfernung nach Hause. Im Wald isst er Pilze und trinkt abgestandenes, braunes Wasser, was erneut Magenbeschwerden nach sich zieht. In der Nacht hört er auch Schüsse, die er sich nicht erklären kann.

Dann ist plötzlich der Wald zu Ende und er sieht eine kleine, verlassene Siedlung. Im Keller eines dieser Häuser wird er von einem jungen Polen angegriffen, der verletzt ist und sich dort versteckt. Er ist neunzehn und Mitglied der Landesarmee (AK). Sein Kommandant hat nach dem Krieg die Waffen nicht niedergelegt, sondern den Kampf gegen die Russen und die Volksarmee (AL) aufgenommen. Der Partisan, der „schon genug Tote gesehen hat“, ist aber geflohen und unterwegs von einer Kinderbande angeschossen worden.

Nachdem die beiden, der Erzähler und der Partisan, sich etwas erholt haben, brechen sie zusammen auf. Der Erzähler erfährt Stascheks, denn so heißt der Pole, Geschichte und merkt, dass der junge Partisan auch auf ihn geschossen hätte, wenn er noch seine Pistole gehabt hätte; „ich kann nicht anders“, bezeugt Staschek. Doch nun ist er auf einen Deutschen angewiesen, umso mehr, als sich sein Zustand verschlechtert und er nicht mehr gehen kann. Der Erzähler baut einen „Schlitten“ und schleift den Verletzten durch den Wald.

Als Staschek wieder zu sich kommt, bemerken beide Rauch und Fischgeruch: sie sind an einem See angelangt, an dessen Ufer eine Hütte steht. Von ihrem Bewohner, einem alten Fischer, der am gleichen Tag seine Frau beerdigt hat, werden sie freundlich empfangen, der alte Mann reinigt Stascheks Wunden. An diesem Tag (24. Juli) feiert der Erzähler seinen 17. Geburtstag.

Die beiden Jungen bleiben bei dem Fischer. Endlich können sie ausschlafen und sich erholen. Sie helfen auch ihrem Gastgeber. Eines Nachts wird der Fischer von Partisanen besucht, die all seine Fische kaufen. Das Geld bekommen die Jungen für einen Besuch in der nahegelegenen Stadt am nächsten Tag.

Staschek, der noch einmal einen Wutausbruch gegen die Deutschen erlebt, denkt sich später eine Tarnung für den Erzähler aus: er soll seinen taubstumm und behinderten Bruder spielen. Der Erzähler empfindet die „Ernennung“ zu seinem Bruder als großen Vertrauensbeweis.

In der Stadt gehen sie zum Friseur, kaufen sich neue Kleidung und lernen zwei Mädchen kennen, Zofia und Eliza, bei (und mit) denen sie schlafen. Die Männer der jungen Frauen sind ihnen, wie sie es nennen, nach „Alaska“ vorausgefahren. Langsam versteht der Erzähler die schreckliche Wahrheit: es gibt kein deutsches Schlesien mehr.

Der Fischer wartet schon auf der Straße auf sie. Der Brief von Staschek an seine Familie in Rawicz hat den Adressaten nicht erreicht. Auch haben Polizisten nach dem Absender gefragt. So müssen die beiden weiter. Sie verabschieden sich vom Fischer und machen einen Bogen um die Stadt.

Unterwegs helfen sie gelegentlich bei der Heuernte (es ist August). Von einem russischen Soldaten werden sie nach dem Weg zur Brücke gefragt und aufgefordert, auf dem Panzer mitzufahren. Sie erleben eine russische Feier mit, halten es aber für sinnvoller, zu verschwinden.

An den Bug angekommen merken sie, dass auf der Brücke Papiere kontrolliert werden, also schwimmen sie etwas weiter über den Fluss. Auf der anderen Seite erreichen sie einen Bahndamm, hinter dem ein Güterzug steht. Sie verstecken sich in einem der Waggons und der Zug setzt sich in Bewegung.

Nach der nächtlichen Fahrt verlassen sie den Zug wieder und gehen die Gleise entlang, bis sie an einem scheinbar verlassenem Bahnwärterhäuschen eine Pflaume mit reifen Früchten sehen. Als sie zu essen beginnen, tritt die schöne Bahnwärterin aus dem Häuschen. Es scheint, als glaubte sie ihre Geschichte nicht. Um nicht verraten zu werden, hacken sie Holz für sie. Am nächsten Tag gehen sie wieder, ein Bekannter der Wärterin soll ihnen Fahrkarten nach Rawicz beschaffen. Da er Geld verlangt und sie keins haben, droht ihm Staschek mit einem Messer, daraufhin laufen sie weg. Zu

ihrem Unglück werden sie von Polizisten angehalten und landen im Gefängnis, da man ihre Identität prüfen will.

Zum Glück für sie erweisen sich die von Staschek gemachten Angaben als richtig und die beiden bekommen vorläufige Dokumente, sogenannte „Behelfsausweise“. Außerdem händigt man ihnen zwei Fahrkarten nach Rawicz aus. Draußen ist es aber schon herbstlich und sie besitzen weder etwas Warmes zum Anziehen noch Geld.

Im Zug, mit dem sie nach Rawicz wollen, sehen sie Menschen, die in den neuen Gebieten ein neues Leben anfangen wollen. Als der Zug einmal hält, entfernen sie sich zu weit, so dass sie seine Abfahrt verpassen, genauso wie Frau Urszula, eine ältere Dame, bei der sie übernachteten. Der Blick von ihren Fenstern geht auf ein Gefangenenlager für deutsche Soldaten.

In Rawicz erfährt Staschek, was mit seiner Familie passierte: Vater und Bruder starben im Lager, Mutter ist in einer Anstalt und Jerzy, der wirkliche taubstumme Bruder, in einem Heim. Der Erzähler, jetzt nur noch wenige Kilometer von seinem Heimatdorf entfernt, hofft noch immer, dass sich gerade dort nichts geändert hat.

Der erste Schnee fällt, die beiden Freunde wollen zum Heimatdorf des Erzählers. Unterwegs sehen sie einen Zug der Deutschen, die, so glaubt der Erzähler, aus einem Nachbardorf stammen. Auch die Krokermühle ist verwüstet.

Seinen Großvater, den Puppenkönig, findet der Erzähler erhängt: er wollte nicht wegziehen. Von der dagebliebenen Helena, der Frau Spindlers, die Tschechin ist, erfährt der Erzähler, dass sein Dorf länger als andere nicht geräumt wurde, da es höher liegt und für die Polen weniger interessant war. Als es dann aber soweit war, das heißt am gleichen Tag, verabschiedete sich der Puppenkönig von Helena ohne seine Selbstmordgedanken anzudeuten.

Am nächsten Tag beerdigen sie den Puppenkönig neben seiner Frau.

Der Roman von Armin Müller trägt den Untertitel *Eine Heimkehr nach Schlesien*. Dieser ist angesichts der Handlung des Buches verständlich, gleichzeitig aber auch sonderbar, handelt es sich doch um einen Verlust der Heimat, einen doppelten Verlust sogar. Denn nicht nur wird die Heimat des Erzählers polnisch, er selbst muss auch von seiner märchenhaften Kindheit Abschied nehmen.

Die Hauptfigur (und Ich-Erzähler, obwohl aus großer zeitlicher Perspektive erzählt wird) des Buches ist ein Junge, der die Qual des Krieges, der Gefangenschaft und der Flucht im Alter von sechzehn Jahren durchlebt. Hinzu kommt, dass er bis zur Einberufung die Welt durch die Augen seines Großvaters, des Puppenkönigs, sah, der ihm nur das Schöne an der Welt zeigen wollte: „Der [Großvater] hatte die Schlechtigkeit der Welt von mir fernhalten wollen“². So fällt ihm die Desillusionierung umso schwerer: „Doch inzwischen hatte ich begreifen müssen, daß es nichts nützt, die Fensterläden zuzumachen und sich einzureden, es wäre schönes Wetter, während draußen Donner rollen. Das Ende vom Lied war um so schlimmer: ein großes Kotzen“³. Diese Gedanken verfolgen die Hauptfigur noch lange. Schon am

² Armin Müller: *Der Puppenkönig und ich*. Würzburg 1997, S. 30.

³ Ebd.

Ende seiner Rückreise beschwört er den Puppenkönig, mit dem er niemals mehr sprechen wird:

Puppenkönig, alter Mann, [...] ich muß mit dir reden; bei einem Glas Korn will ich dir sagen, daß ich dir auf die Schliche gekommen bin. Du hast mir nur die halbe Welt gezeigt, vor die andere Hälfte hast du die Hand gehalten. Diese andere Hälfte aber gibt es, und die ist beschissen. Da rammen sie dir das Messer in den Bauch, da stoßen sie dich von hohen Pappeln, da wird scharf geschossen.⁴

Gleichzeitig versucht die Hauptfigur, Verständnis ihrem Großvater gegenüber aufzubringen: „Ich wollte dem alten Mann nicht unrecht tun. Vielleicht, so sagte ich mir, hat er seine Insel gebraucht, vielleicht wäre sonst das bißchen Leben für ihn unerträglich geworden“⁵. Wahrscheinlich wäre anderenfalls auch die Heimatliebe des Erzählers nicht so stark. Denn, ohne dass er den Begriff „Heimat“ definiert, sind es nur wenige Menschen und wenige Gegenstände, die ihm während seiner schweren Monate Kraft geben, weiterzumachen: zu desertieren, später zu fliehen und unaufhörlich den Weg nach Hause zu suchen.

Die Erziehung durch den Großvater scheint ihn auch vor etwas verschont zu haben: vor der Nazi-Propaganda und der „Ansteckung“ durch den Nazi-„Virus“, was nur wenigen jungen Menschen im damaligen Deutschland erspart blieb. Ein Beispiel dafür ist das Gespräch mit dem verletzten Jungen im Fuhrwerk: „[Er] murmelte: »Er ist tot«. Wer ist tot? »Der Führer, stieß er hervor. Gefallen. Im Kampf um Berlin.« [...] die Krokermühle war nahe. Berlin lag weit weg. Berlin? fragte ich“⁶.

Die Hauptfigur merkt schnell, dass es ihre Welt nicht mehr geben wird: „Mit dem Alten [Spindler], das spürte ich deutlich, war das letzte Stück Hoffnung gegangen, alles könnte noch einmal so werden wie früher“⁷.

Gleichzeitig löscht der Trotz gegen die Vorgehensweise des Puppenkönigs ihm gegenüber nicht seine Naivität. Die für vergangen erklärte Hoffnung keimt immer wieder auf: „Frieden war, da spielten Grenzen keine Rolle“⁸. Doch öfters kann er die um ihn passierenden Ereignisse nicht verarbeiten: „Bitte sehr, da stehe ich. [...] Sagen Sie mir, warum Jupp, der Breslauer, nach Brest marschieren mußte [...]. Sagen Sie mir alles. Warum Polen auf Polen schießen und was aus der Himmelsstiege geworden ist“⁹.

Das von der Hauptfigur verspürte Heimweh ist keineswegs ein eintöniges Gefühl. Es entwickelt sich während ihrer Odyssee. Sobald es ihr gelingt, den „Bezug zur Welt“ wieder herzustellen, wobei es sich um Zeichen der Zivilisation (Straßennetz, Bahn u.a.) handelt, werden aus der allgemeinen Sehnsucht Gedanken an bestimmte Personen, Gedanken an die Zukunft, konkrete Vorstellungen: „Ich sah den Kirsch-

⁴ Ebd., S. 291.

⁵ Ebd., S. 30.

⁶ Ebd., S. 52.

⁷ Ebd., S. 50.

⁸ Ebd., S. 193.

⁹ Ebd., S. 228.

baum und stellte mir vor, daß Spindlers Helena die Früchte in Gläser steckte und für uns einweckte. [...] Und das Sägewerk?¹⁰

In diese Gedanken mischt sich aber eine Vorahnung ein, die erst später zur Gewissheit wird:

Oder gab es das alles nicht mehr? [...] Waren am Guckei gar Granatwerfer in Stellung gegangen und hatten die Himmelsstiege kurz und klein geschlagen? Diese Möglichkeit, bisher als Abbild eines anderen, fernen Lebens empfunden, war mit einem Mal bedrängend und bedrohlich geworden, ganz und gar Teil meiner Existenz.¹¹

Und an einer anderen Stelle: „Was war, wenn es das Land der Deutschen nicht mehr gab? Wenn die Sieger seine Bewohner in alle Winde verstreut hatten [...]? Was sollte aus mir werden?“¹². Auf diese Fragen findet die Hauptfigur keine Antwort, sie sind rhetorisch aufzufassen. Dank ihnen aber und trotz der immer wieder aufkommenden Wut auf den Großvater gelingt ihr eine Reflexion, die über ihre Sehnsucht hinausgeht. Einerseits sieht der Erzähler das „Reich des Puppenkönigs“, das auch sein Reich geworden ist, nur als „Verzierung“, als „zerbrechlichen Wunschtraum“. Andererseits versteht er, dass es seine große Stütze ist: „Gleichzeitig spürte ich, daß die Erinnerung der einzige Halt war, an dem ich mich klammerte. Ich besaß nichts anderes. Vielleicht, so dachte ich, braucht jeder von uns so etwas“¹³.

Die Reflexion schwindet aber wieder und die Hoffnung, alles sei unversehrt geblieben, wenn auch nicht überall, so doch in seinem Heimatdorf, nimmt ihre Stelle ein. Das führt dazu, dass die Hauptfigur die immer deutlicheren Zeichen der veränderten Lage nicht wahrnehmen will. Eines dieser Zeichen ist der Anblick der Friedhöfe an Allerseelen. Noch auf dem polnischen Gebiet sieht man „unzählige kleine Flammen“. Darauf folgt aber die ernüchternde Beobachtung:

Dann aber, von einem Dorf zum anderen, waren die Lichter ausgeblieben. Nur manchmal noch sahen wir einzelne Kerzen flackern. Das hieß: Kaum jemand war gekommen. Die Lebenden hatten die Toten allein lassen müssen. Ich brachte kein Wort heraus. Wir waren in Schlesien.¹⁴

In anderen Situationen findet der Erzähler ganz kuriose Erklärungen für das Vorliegende. So ist es im Falle von Grüssau, eines Klosters in den Bergen, in das einer der polnischen Passagiere des Zuges unterwegs ist:

In den Bergen würde am ehesten erhalten geblieben sein, was andernorts kaputtging. Grüssau war kein Gegenbeispiel. Grüssau beherbergte ein Kloster. Und die Polen wa-

¹⁰ Ebd., S. 189.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd., S. 215.

¹³ Ebd., S. 226.

¹⁴ Ebd., S. 295.

ren ein frommes Volk. Natürlich zog es sie zuerst an die Stätten des Glaubens. Auf der Himmelsstiege war so etwas nicht zu finden.¹⁵

Die Heimkehr der Hauptfigur ist bei Weitem nicht nur eine Frage der räumlichen Entfernung. Sie beinhaltet auch die unterschwellige Angst des unvermeidlichen Vergleichs der noch vorhandenen Erinnerungen an die idyllische Kindheit mit dem durch die Erlebnisse der Gefangenschaft und der Flucht veränderten Weltbild. Auch die bevorstehende und erhoffte Wiederbegegnung mit dem Großvater, dem Vorbild schlechthin, birgt eine Gefahr. So fällt der Hauptfigur ein Vergleich der eigenen Lage mit der seines polnischen Freundes schwer:

Da hatte es Staschek leichter. Der setzte sich keine Flausen in den Kopf. Der rechnete: Wir waren dort und dort. Bis zum Ziel blieben noch soundsoviel Kilometer. Also mußten wir weiter. Der wußte nichts von Ruschkas Bücherburg und vom Wasserfall dahinter. Der hatte auch keinen Großvater, der mit seinen Puppen über die Dörfer gezogen war.¹⁶

Schließlich erfordert die plötzliche und für die Hauptfigur völlig unerwartete Veränderung der Lage die Auseinandersetzung mit einer weiteren Frage, nach der Volkszugehörigkeit bzw. nach dem Gegensatz zwischen der Heimat und dem Vaterland: „Deutschland. Wenn ich ehrlich war, was interessierte mich Deutschland? Ich meinte die Himmelsstiege, das Eulengebirge. Ich meinte Schlesien“¹⁷. Diese Feststellung steht aber im Widerspruch zu der langsam begriffenen Tatsache, dass Schlesien nicht mehr ein Teil von Deutschland ist. „[...] Stascheks Wort vom polnischen Schlesien fuhr mir wie ein Messer ins Herz. Die Freude über die Aussicht, schon morgen das Gefängnis zu verlassen [...] brach in sich zusammen“¹⁸.

Diese theoretische Auseinandersetzung bekommt ganz konkrete Konturen, als die Hauptfigur deutsche Soldaten im polnischen Gefangenenlager sieht:

Das sind Fremde. Gefangene eines verlorenen Krieges. Männer, die du gar nicht kennst. Doch da regte sich Widerspruch in mir. Deine Landsleute sind das, sagte eine Stimme. Landsleute? fragte ich. War nicht auch der Wiesebauer mein Landsmann? Und was, zum Teufel, hatte ich mit dem zu tun? Stand mir nicht Staschek näher als alle Wieses zusammen?¹⁹

Der innere Streit setzt sich fort: „Die Männer in den Baracken setzten mir zu. Die konnten nicht auf den Bahnhof gehen und nach Hause fahren. Denen war nichts geblieben als Erinnerung, als Hoffnung. So sehr ich mich auch anstrengte, die Bilder, die ich gesehen hatte, wegzuwischen, es gelang mir nicht“²⁰. So fühlt er sich mehr

¹⁵ Ebd., S. 289.

¹⁶ Ebd., S. 239f.

¹⁷ Ebd., S. 216.

¹⁸ Ebd., S. 266.

¹⁹ Ebd., S. 283.

²⁰ Ebd., S. 284.

als jemals zuvor mit Deutschland verbunden. Neben den Erinnerungen und seiner Sprache ist es die Teilhabe am deutschen Schicksal.

Gegen Ende entdeckt er vorher nicht gekannte Ähnlichkeiten zwischen den beiden Sprachen, Polnisch und Deutsch, und stellt sich Fragen nach der tatsächlichen Entfernung der beiden Länder: „War am Ende die Grenze zwischen Polen und Deutschland so scharf gar nicht gefallen?“²¹

Doch er weiß, ohne den Puppenkönig, ohne seine Nachbarn und Freunde, gibt es die Heimat nicht mehr. Auf die Worte von Staschek: „Du bist Pole. Das hast du schwarz auf weiß“ [Anspielung auf den „Behelfsausweis“], schüttelt er den Kopf:

Ich wollte kein anderer sein. Niemand, das spürte ich in diesem Augenblick, kann vor sich selber fliehen. Die Erinnerung läßt sich nicht streichen. Jeder kommt irgendwoher. Daran muß er festhalten. Sonst kriegt er keine Luft.²²

Am Ende heißt es: „Ich war zu Hause, und ich war nicht zu Hause“²³.

Eine wesentliche Frage betrifft den Erzähler und seine Funktion. Am Anfang der Handlung setzt er die Zeit des Erzählens auf ungefähr die achtziger Jahre. Die Nachkriegszeit wird aber im Verlauf der Handlung völlig ausgeklammert, auch wird seine anzunehmende Abreise nicht erwähnt. Diese Entscheidung könnte einerseits eine Huldigung des Erzählers vor seiner Heimat bedeuten, andererseits aber auch ein Weg sein, das Thema der Flucht und Vertreibung in der DDR anzusprechen, ohne Gefahr zu laufen, zensiert zu werden.

Was im Laufe der Analyse nicht zum Vorschein gekommen sein mag und im Hinblick auf das Thema auch nicht von primärer Bedeutung ist, durchaus aber Erwähnung verdient, ist der märchenhafte Charakter einiger Passagen. Neben der Traumwelt der Hauptfigur (Puppen des Großvater, Schlitten im Schuppen des Nachbarn, Geschichten des Puppenkönigs) sind im Buch Gestalten und Landschaften vorzufinden, die aus einem Märchen stammen könnten, so z. B. der einsame Fischer am Ufer des Sees oder der Irrgang der Hauptfigur im Wald.

Als eine Anspielung auf Horst Bieneks *Die erste Polka* könnte die Erwähnung der Hochzeit des Bruders von Staschek am letzten Augusttag 1939 aufgefaßt werden.

Armin Müller schildert einen seltsamen Abschied von der Heimat. Seltsam, weil seine Hauptfigur zuerst heimkehren, in die Heimat zurückkehren muss. Dieser Weg bedeutet gleichzeitig den Abschied von der Kindheit und von einer Welt, deren idyllisch-märchenhafte Stimmung für immer verlorenging.

Bibliographie

Louis Ferdinand Helbig: *Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung aus dem Osten in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit*, Wiesbaden 1988

²¹ Ebd., S. 296.

²² Ebd., S. 299.

²³ Ebd., S. 303.

Grzegorz Hryciuk, Małgorzata Ruchniewicz, Bożena Szaynok, Andrzej Żbikowski:
Wysiedlenia, Wypędzenia i Ucieczki 1939-1959. Atlas ziem Polski, Warszawa 2008
Andreas Kossert: *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*,
München 2009
Armin Müller: *Der Puppenkönig und ich*, Würzburg 1997

Schlüsselwörter

Flucht und Vertreibung, Niederschlesien, Heimat, DDR-Literatur

Abstract

The Motif of Expulsion in the Literature of the GDR on the Example of “Der Puppenkönig und ich“ by Armin Müller

The article concerns the motif of flight and expulsion of German citizens and people of German ancestry who fled or were expelled from the former East Germany at the end of and after World War II, on the example of the book “Der Puppenkönig und ich“ by Armin Müller. The author, born in the Silesian town of Schweidnitz (today: Świdnica) in 1925, fled from a transport while being brought to a Soviet prisoner-of-war camp. He lived in Weimar in the German Democratic Republic and became known as writer and painter. His novel “Der Puppenkönig und ich“, published in 1986, was one of a few books containing the motif of flight and expulsion of Germans in the literature of the GDR, due to the fact that the GDR officially left this topic unsaid or called it relocation. The narrator of the novel recollects his life at the end of April 1945 as he heads back to his home village. After having arrived there, he must find out that the world he knew, the world of his childhood is gone for good.

Keywords

Flight and expulsion of Germans, Lower Silesia, homeland, GDR-literature

Herta Müller aus der Sicht der Polen. Ein Beitrag zur Rezeption bis 2015

Herta Müller, die in Banat geborene Schriftstellerin, der 2009 der Nobelpreis verliehen worden ist, erfreut sich in Polen einer großen Aufmerksamkeit. Als sie am 17. April 2013 im polnischen Muzeum Sztuki i Techniki Japońskiej Manggha erscheinen sollte, wurden bald alle Eintrittskarten verteilt und sogar Zuschauer ohne Eintrittskarte durften an der Veranstaltung teilnehmen.¹ Bereits bevor die Schriftstellerin 2009 mit dem Nobelpreis geehrt wurde, hatte man ihre Werke in Polen übersetzt und gelesen. Es geschah vorwiegend Dank des Verlages „Czarne“.

Das Schaffen von Müller ist von ihren Erlebnissen in Rumänien zur Zeit der Ceaușescu-Regierung stark geprägt. Die Tatsache, dass Müller als Person deutscher Abstammung zwischen der deutschen und rumänischen Kultur aufgewachsen ist und dann mit ihrer rumänischen, von der Diktatur gebrandmarkten Vergangenheit aus Rumänien nach Deutschland kam, weckt das Interesse der Polen für die Person der Schriftstellerin, umso mehr dass die Geschichte ihres Lebens auch in ihrem Schaffen tiefe, sich stets in immer neuen Wort- und Bildkonstellationen wiederholende Spuren hinterlassen hatte. Sowohl das in den Werken übermittelte Autobiographische, als auch die Art und Weise mit der Sprache und dem Schweigen umzugehen, nach treffendem deutschen Ausdruck mit Hilfe der Erfahrung der rumänischen und deutschen Sprache zu suchen, der Versuch Dank dem Detail das Genaue zu treffen, interessiert den polnischen Leser. Er erblickt in der spezifischen Ausdrucksweise Müllers ein tief in ihrem Bewusstsein steckendes Bedürfnis der Zensur und Überwachung, die zur Zeit des Kommunismus keinem kommunistischen Land fremd gewesen ist, entkommen und die Macht der Diktatur überlisten zu wollen. So scheint das Werk Müllers für den polnischen Rezipienten, der in der Geschichte ebenfalls mit Anzeichen der kommunistischen Unterdrückung zu tun hatte, besonders spannend zu sein. Andererseits kann man es auch weitgehend sehen. Den polnischen Rezipienten interessieren nämlich überhaupt Autoren, die obwohl in einem anderen Land geboren, ihre Werke in deutscher Sprache verfassen, weil man unter ihnen auch in Polen geborene Personen finden kann.²

¹ Vgl. Auf Einladung vom Goethe-Institut Krakau kommt Herta Müller, die Nobelpreisträgerin vom 16-20. April 2013 nach Polen. In: <http://www.goethe.de/ins/pl/kra/ver/acv/hmu/deindex.htm> (Zugriff: 17.07.2015).

² Zu erwähnen ist hier z.B. Artur Becker.

Eine Herausforderung bilden Müllers sprachliche Bilder nicht nur für Leser aber vor allen Dingen für die Übersetzer unter denen u.a. Katarzyna Leszczyńska, Leszek Szaruga, Alicja Buras, Alicja Rosenau zu nennen sind.

Der Verlag „Czarne“ hat sowohl vor der Verleihung des Nobelpreises als auch nach der Verleihung des Preises an Herta Müller folgende ins Polnische übersetzte Werke herausgegeben:

- vor der Nobelpreisverleihung;
 - *Sercątko* übersetzt von Alicja Buras, Verlag „Czarne“, Wołowiec 2003, (deutsches Original: *Herztier*, Hamburg 1994),
 - *Dziś wolalabym siebie nie spotkać* übersetzt von Katarzyna Leszczyńska, Verlag „Czarne“, Wołowiec 2004, (deutsches Original: *Heute wär ich mir lieber nicht begegnet*, Hamburg 1997),
 - *Lis już wtedy był myśliwym*, übersetzt von Alicja Rosenau, Verlag „Czarne“, Wołowiec 2005 (deutsches Original: *Der Fuchs war damals schon der Jäger*, Reinbek 1992)
 - *Król kłania się i zabija* übersetzt von Katarzyna Leszczyńska, Verlag „Czarne“, Wołowiec 2005 (deutsches Original: *Der König verneigt sich und tötet*, München 2003),
 - *Niziny* übersetzt von Katarzyna Leszczyńska, Verlag „Czarne“, Wołowiec 2006 (deutsches Original: *Niederungen*, Berlin 1984),
 - *Człowiek jest tylko bażantem na tym świecie* übersetzt von Katarzyna Leszczyńska, Verlag „Czarne“, Wołowiec, 2006 (deutsches Original: *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt*, Berlin 1986),
 - *Głód i jedwab* übersetzt von Katarzyna Leszczyńska, Verlag „Czarne“, Wołowiec 2008 (deutsches Original: *Hunger und Seide*, Reinbek 1995)
- nach der Nobelpreisverleihung;
 - *Huśtawka oddechu* übersetzt von Katarzyna Leszczyńska, Verlag „Czarne“, Wołowiec 2010, (deutsches Original: *Atemschaukel*, München 2009),
 - *Nadal ten sam śnieg i nadal ten sam wujek* übersetzt von Katarzyna Leszczyńska, Verlag „Czarne“, Wołowiec 2014 (deutsches Original: *Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel*, Frankfurt am Main 2013).³

Die Rezipienten, die nach der Lektüre der Texte von Müller im Katalog des Verlags „Czarne“, die Stimme ergreifen, lenken ihre Aufmerksamkeit auf Müllers Arbeit am Wort. Cezary Polak bewertet die Sprache in *Heute wär ich mir lieber nicht begegnet* als Sprache „voller Rätsel und plötzlicher Umkehrungen“⁴. Von *Der König verneigt sich und tötet* schreibt man, dass hier das Unberechenbare und Konzentration im Spiele sei.⁵ Die Leser lenken ihre Aufmerksamkeit auf die Dynamik der Sprache, auf poetische Bilder die bei Müller den politischen Repressionen entsprin-

³ Die vorliegenden Veröffentlichungsdaten der polnischen Fassungen der Werke von Herta Müller wurden mir zuvorkommend von Tomasz Zajac vom Czarne-Verlag zugänglich gemacht.

⁴ Cezary Polak, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/dzis-wolalabym-siebie-nie-spotkac> (Zugriff: 14.08. 2015).

⁵ Vgl. Justyna Sobolewska, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/krol-klania-sie-i-zabija> (Zugriff: 14.08.2015).

gen.⁶ Justyna Sobolewska nennt die Sprachbilder, die von Müller geschaffen werden „gestoppte Bilder“, die sich tief ins Bewusstsein des Lesers graben.⁷ Jarosław Czechowicz schreibt von „gestopppter Zeit“⁸. Einige schreiben die Macht der Prosa der Konstruktion und nicht den einzelnen poetischen Wörtern zu.⁹ Einige sehen bei Müller eine Probe, mit Hilfe der Sprache das auszudrücken, was sich außerhalb des Raumes der Wörter und ihrer Bedeutung befindet.¹⁰ In Bezug auf *Herztier* bemerkt man, dass das Buch verletzt und dass in ihm gezeigt wird, was für eine verborgene, unbegrenzte Ausdruckskraft einfache Wörter, Gesten, Gegenstände besitzen.¹¹

Man lenkt die Aufmerksamkeit auf Müllers Erfahrungen, die sie mit der Sprache gemacht hat. Sie sind nach Aneta Piech für ihre dunkle Empfindlichkeit verantwortlich, worunter man vermutlich die Empfindlichkeit auf das Grausame des Lebens verstehen könnte.¹² Agnieszka Freus weist auf das Poetische und Dokumentarische der Texte hin.¹³ In „Gazeta Wyborcza“ bewertet man die Prosa als eine Folge vom magischen Realismus und realistischer Beobachtung der Autorin.¹⁴ Katarzyna Leszczyńska erweitert diesen Gedanken indem sie in den Texten eine besondere Art des magischen Realismus erblickt, in der jede Unschuld und alle den Schmerz lindernden Illusionen abgebaut werden. Die Spannung kommt bei Müller von der Verdichtung der sprachlichen Bilder.¹⁵

Aus den im Katalog des Verlags „Czarne“ abgedruckten Stimmen der Rezipienten ergibt sich, dass sich die Mehrheit der Leser auf die Sprache und das Ästhetische der Werke von Herta Müller konzentriert. Nur einige Leser, die im Katalog des Verlags ihre Rezensionen veröffentlichten, schrieben direkt über die Thematik der Werke. Über *Heut wär ich mir lieber nicht begegnet* berichtet zum Beispiel Karolina Rodzaj,

⁶ Danuta Kowalik, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/dzis-wolalabym-siebie-nie-spotkac> (Zugriff: 14.08.2015).

⁷ Vgl. Justyna Sobolewska, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/lis-juz-wtedy-byl-mysliwym> (Zugriff: 14.08.2015).

⁸ Vgl. Jarosław Czechowicz, artpapier.com, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/nadal-ten-sam-snieg-i-nadal-ten-sam-wujek> (Zugriff: 14.08.2015).

⁹ Vgl. Grzegorz Sowula, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/krol-klania-sie-i-zabija> (Zugriff: 14.08.2015).

¹⁰ Vgl. Jarosław Czechowicz, artpapier.com, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/nadal-ten-sam-snieg-i-nadal-ten-sam-wujek> (Zugriff: 14.08.2015).

¹¹ Vgl. Katarzyna Leszczyńska, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/sercatko> (Zugriff: 14.08.2015).

¹² Vgl. Aneta Piech, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/krol-klania-sie-i-zabija> (Zugriff: 14.08.2015).

¹³ Vgl. Agnieszka Freus, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/krol-klania-sie-i-zabija> (Zugriff: 14.08.2015).

¹⁴ Vgl. Gazeta Wyborcza, o. A., in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/lis-juz-wtedy-byl-mysliwym> (Zugriff: 14.08.2015).

¹⁵ Vgl. Katarzyna Leszczyńska, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/sercatko> (Zugriff: 14.08.2015).

es ginge hier um Freundschaft, Liebe und um einen Versuch im totalitären System durchzuhalten.¹⁶

Es ist ein Beweis dafür, dass Herta Müller den Leser vor allem mit der Sprache fasziniert, die demselben Themenbereich immer neue Schattierungen verleiht. Dank der Übersetzer von Herta Müller, wurde dem polnischen Rezipienten die Sprache von Herta Müller in ihrer vollen Ausdruckskraft in exzellenter Übertragung erhalten.

Justyna Sobolewska schreibt zum Beispiel: „Es ist ihr (der Übersetzerin Katarzyna Leszczyńska E.J.S.) Verdienst, dass man nicht nur Sätze, sondern auch ganze Seiten des Buches (es geht um *Der König verneigt sich und tötet* E.J.S.) abschreiben und zitieren möchte“.¹⁷

Für Müller interessieren sich sowohl polnische Journalisten als auch Schriftsteller, Schauspieler, Verleger und Literaturwissenschaftler. Besonderes Interesse findet an der Autorin Angelika Kuźniak, die mit der Schriftstellerin, mit Leszek Szaruga und Witold Małesa im Jahr 2015 u.a. ein Gespräch im Polnischen Rundfunk durchgeführt hatte.¹⁸ Die im Internet zu Verfügung gestellten Artikel stammen größtenteils aus den Zeitschriften „Uważam rze“, „Polityka“ und „Dziennik Gazeta Prawna“. Man lobt in Polen Müllers literarisches Talent. Auch im Bereich der Wissenschaft setzt man sich mit dem Problem ihrer Dichtung immer häufiger auseinander. Ihr Schaffen wird nicht nur bei Germanisten aber auch in Instituten für polnische Sprache und Literatur besprochen. Vor allen Dingen dort, wo das Multikulturelle, die Sprache und Identität zum Ziel der Betrachtung werden.

Erwähnenswert ist dabei unter anderem die Konferenz „Recepcja literatury niemieckojęzycznej po 1968 w obszarze niemieckojęzycznym i w Polsce – różnice i podobieństwa“ an der Akademie Namens Jan Długosz in Częstochowa, an der sich eine der Teilnehmerinnen, Agnieszka Reszka, bereits mit dem Problem der Rezeption Müllers in Polen beschäftigt hatte.

Die Wissenschaftler sehen oft neben der Sprache das Geschichtsbezogene im Schaffen von Müller. Die Wissenschaftlerin des Institutes für Polnische Literatur an der Universität in Toruń, Bogna Paprocka-Podlasiak unternimmt zum Beispiel eine Vergleichsstudie und weist auf narrative Stadtbilder bei dem Polen Tadeusz Konwicki und bei Herta Müller (es geht um Warszawa, Bukareszt und Temeswar). Sie versucht sie auf den gemeinsamen Nenner der ehemaligen kommunistischen Städte zu bringen.¹⁹ Das Interesse an Herta Müller ist groß. Auch die Schriftstellerin scheut nicht vor Kontakten mit ihren polnischen Freunden. Sowohl die Übersetzerin Katarzyna Leszczyńska als auch Angelika Kuźniak hatten mit der Schriftstellerin regen Kontakt.

¹⁶ Vgl. Karolina Rodzaj, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/dzis-wolalabym-siebie-nie-spotkac> (Zugriff: 14.08.2015).

¹⁷ Vgl. Justyna Sobolewska, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/krol-klania-sie-i-zabija> (Zugriff: 14.08.2015).

¹⁸ Vgl. <http://www.polskieradio.pl/8/2382/Artykul/827720,Herta-M%C3%BCller-noblistka-od-mrocznych-spraw> (Zugriff: 14.08. 2015).

¹⁹ Vgl. Bogna Paprocka-Podlasiak: *Miasta za żelazną kurtyną. Warszawa-Tadeusza Konwickiego, Bukareszt i Timioszara – Herty Müller*, in: *Rocznik Komparatystyczny*, Nr. 3, 2012, S. 117-136.

Beide verbinden mit der Autorin ihre Erfolge. Kuźniak hat ein Interview mit Müller *Przećwiczyłam śmierć* durchgeführt. Sie hat dafür den Barbara Łopieńska Preis bekommen.²⁰ Leszczyńska wird für Übersetzungen der Bücher von Herta Müller mit dem Dedecius-Preis geehrt²¹. Die Übersetzerin Leszczyńska führt mit Herta Müller ebenfalls ein Gespräch, in dem die Schriftstellerin sowohl auf ihren Umgang mit der rumänischen Sprache hinweist (es geht hier konkret um das Wort „mama“, das H. Müller mit dem deutschen Wort „Mutter“ vergleicht), als auch auf die Verhältnisse in ihrem Elternhaus zurückkommt. Besonders berücksichtigt wird in dem Gespräch die Tatsache, dass nach Herta Müller sie unter Nazi Anhängern aufgewachsen sei und dieses in ihrem Bewusstsein tiefe Spuren hinterlassen hatte. Dank des Gesprächs erfährt der Leser Einzelheiten aus dem Leben des früh verstorbenen Vaters von Müller. Der Rezipient bekommt einen Einblick in seine SS-Vergangenheit. Er erkennt das Verhältnis des Vaters zum Faschismus nach dem Krieg auf der Grundlage von der genannten Tatsache, dass der ehemalige Unterscharführer alkoholisiert immer noch mit Nostalgie faschistische Lieder gesungen hatte.

Im Gespräch nimmt Müller ebenfalls zu der Haltung ihrer Mutter Stellung. Als schweigende Beschützerin des Hauses im abgelegenen Dorf, in dem man zu Nazizeiten Hitler unterstützt hatte, wird sie von Herta Müller als passives Mitglied des faschistischen Regimes und die Komplizin des Vaters angesehen.²²

Angelika Kuźniak zählt Müller zu Frauen, die obwohl stark, nirgends ihr Zuhause finden konnten und beschreibt im mit Anna Budyńska durchgeführten Gespräch *Wahrscheinlich schreibe ich diese Biographie aus Neid* ihr Verhältnis zu Herta Müller als einer Person. Wie man daraus ersehen kann, interessiert Kuźniak die rumänische Vergangenheit der Schriftstellerin derart, dass sie sich sogar auf eine Reise nach Banat begibt und feststellt, dass die hiesigen Bewohner heutzutage positiv zu Müller eingestellt sind (es ist ein gegensätzliches Gefühl zu dem, das sie unmittelbar nach der Veröffentlichung von *Niederungen* spürten E.J.S.), obwohl von den Deutschen, die sie kannten nur wenige in Banat geblieben sind. Kuźniak kommt an die Securitate- und Stasi-Akten der Schriftstellerin, woraus man folgern kann, dass sich die Polin am Beispiel der Verfolgung Müllers auch für Mechanismen des Machtapparates in totalitären Systemen interessiert hatte. Darüber hinaus fasziniert aber die Journalistin vor allem die Sprache von Müller, ihre Metaphern, die ihres Erachtens jedes Werk von Müller spannend und einzigartig machen.²³ Eine andere Journalistin, Magdalena Żakowska lobt das Subjektive in Müllers Texten. Sie schreibt ihnen eine fortdauernde

²⁰ Herta Müller in Warschau, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/war/ver/acv/lit/2010/de6789827.htm> (Zugriff: 14. 08.2015).

²¹ http://wyborcza.pl/1,75475,17821413,Nagroda_im_Dedeciusa_przyznana_Najlepsi_tlumacze.html (Zugriff: 14.08.2015)

²² Vgl. Katarzyna Leszczyńska: *O ojcu i matce, dokładnej miłości i wspólnocie* (der Text wurde zuvorkommend der Autorin des Artikels von Katarzyna Leszczyńska zur Verfügung gestellt). Das Gespräch veröffentlichte man auf Bestellung des Festivals „Dialog czterech Kultur 2008“ in Łódź.

²³ Vgl. Gespräch mit Angelika Kuźniak, durchgeführt von Anna Budyńska in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de12443164.htm> (Zugriff: 14.08.2015).

Aktualität zu, weil die Texte auch subjektiv, der Gegenwart des Lesers angemessen, verstanden werden können.²⁴

Der Verlag „Czarne“ und das Goethe Institut organisierten in Polen einige Treffen und Pressekonferenzen mit Herta Müller. Die Schriftstellerin kam bisher u.a. nach Krakau, Warschau und Wrocław. Im Goethe Institut in Krakau kam es zur Ausstellung „Herta Müller. Teufelskreis der Wörter“²⁵. Am 10. 04. 2013 zu einem workshop „Zerschnitten und geklebt: Die Gedicht-Collagen von Herta Müller“²⁶. Am 19 April 2013 hat man in Wrocław im Centrum Kultury Impart aus Müllers Collagen gelesen. Anwesend war der Übersetzer der Collagen Leszek Szaruga. Die Veranstaltung wurde von Andrzej Kopacki, dem Herausgeber der Monatschrift „Literatura na Świecie“, in der auch einige Werke von Müller erschienen sind, moderiert. In Teatr Dramatyczny namens Gustaw Holoubek in Warszawa wurde *Der König verneigt sich und tötet* auf die Bühne gebracht. Die Schauspielerin Beata Fudalej, die während der Vorstellung die älteste Herta gespielt hatte bekennt sich dazu, sich völlig mit dem Text Müllers identifizieren zu können. „Jeder von uns trägt sein eigenes Banat in sich, seine Ängste und seinen Wunsch nach Freiheit“²⁷- sagte sie.

Es gibt in der polnischen Literaturwissenschaft einige Artikel, die das Schaffen von Herta Müller behandeln. 2013 wird in der Zeitschrift *Orbis Linguarum* der Artikel von Sebastian Mrozek aus der Pädagogischen Universität in Kraków *Eseistyka Herty Müller jako wiwisekcja autorytarnej prze/mocy na przykładzie tekstów noblistki z tomów „Król kłania się i zabija“ oraz „Głód i jedwab“* veröffentlicht²⁸. Der Autor behandelt dort wie man dem Titel entnehmen kann die Essayistik Müllers. Mrozek sieht auch hier eine Art die Wirklichkeit anzuschneiden. Er veranschaulicht die kritische Einstellung Müllers sowohl zu ihrer Vergangenheit in Rumänien als auch zu der Gegenwart in Deutschland und unterstreicht, dass sie auch in ihren Essays das Fiktionale mit dem Wirklichen verknüpft, wobei die Wirklichkeit dank dem Einfluss des Fiktionalen auch einen universellen Wert bekommt.²⁹

Der Interpret sieht in den Romanen und in der Essayistik Müllers eine Probe, das Phänomen der Gewalt im Staat zu analysieren, die sich gegen jedes Anzeichen des Individuellen richtet. Das Werkzeug der Gewalt bildet nach Müller die Norm, die sowohl im banatischen Dorf der *Niederungen* als auch im rumänischen Staat

²⁴ Vgl. Empfehlung: Herta Müller: Magdalena Żakowska, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de10701799.htm> (Zugriff: 15.08.2015)

²⁵ Vgl. Literaturstunde zu Herta Müller, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/kra/lhr/de10746910v.htm> (Zugriff: 15. 08. 2015).

²⁶ Vgl. Angelika Schneider: „Zerschnitten und geklebt: Die Gedicht Collagen von Herta Müller“, in: ebd.

²⁷ Empfehlung: Herta Müller: Beata Fudalej, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de10701799.htm> (Zugriff: 15.08. 2015).

²⁸ Sebastian Mrozek: *Eseistyka Herty Müller jako wiwisekcja autorytarnej prze/mocy na przykładzie tekstów noblistki „Król kłania się i zabija“ oraz „Głód i jedwab“*, in: *Orbis Linguarum*, Festschrift zum achtzigsten Geburtstag von Prof. Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig, Hrsg. v. Edward Białek, Marek Bojarski, Aleksandra Kubicz und Gerhard M. Oremek, Vol. 39, Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT, Dresden-Wrocław 2013, S. 289-301.

²⁹ Vgl. ebd., S. 290f.

die individuelle Entwicklung des Einzelnen beeinträchtigte und dem Gewaltapparat diene.³⁰ Oft verbindet bei seinen Betrachtungen Mrožek die Einstellung Müllers mit den Inhalten der Vorlesungen von Foucault, weist auf Unterschiede in der Betrachtung Müllers und Hannah Arendt, die die Macht und Gewalt als Gegensätzliche Phänomene gesehen hatte hin.³¹

Neben dem Begriff Macht, Gewalt und Norm lenkt Mrožek seine Aufmerksamkeit auf die in Essays Müllers oft angesprochene Angst, die entstanden ist als sich der Einzelne von den aufgezwungenen Normen zu befreien suchte.³² Er nennt den Preis der Befreiung Herta Müllers von der vorgeschriebenen Norm³³, beruft sich auf die negative Reaktion der Bewohner des Banatdorfes als *Niederungen* veröffentlicht wurden und man Müller als Nestbeschmutzerin beschimpft hatte.³⁴ In der Essaysammlung *Der König verneigt sich und tötet* tritt nach Mrožek der König als Synonym der Macht, Gewalt und Angst auf. Bereits seit der Kindheit gräbt sich der König in das Bewusstsein jedes einzelnen ein und nimmt ihm die Möglichkeit sich frei zu entwickeln.³⁵ Das Individuum wird der Norm angepasst und kann sich von der Gesellschaft wegen vieler Abhängigkeitsstrukturen nicht befreien. Mrožek beschreibt die Art des Systems ins Private des Individuums mit einer systemerhaltenden Norm einzudringen. Man spricht von der Instrumentalisierung und Verzerrung des Emanzipationsbegriffs, und von Gesetzen in Rumänien, welche die Rechte der Frau im Grunde genommen einschränken (z. B. das Recht zur Abtreibung).³⁶ In einer Gesellschaft, in der man Gewalt in Wort und Tat als psychische und physische Gewalt erfährt, ist Schreiben eine Therapie. Die Gewalt generierte aber auch bei Müller Selbstmordgedanken. Die Entfremdung und Selbstaufgabe brachte sie zu Verzweiflung, sie spürte aber auch, dass der Irrsinn helfen könnte, aus der Wirklichkeit auszusteigen und nach Foucault mehr als andere zu sehen.³⁷ Mrožek zeigt verschiedene Methoden und Bereiche der Einschränkung der individuellen Entwicklung im totalitären Staat. Er betont auch, dass man sich von der Gemeinde kaum trennen kann, weil man in verschiedene Abhängigkeitsstrukturen verwickelt ist.³⁸ Das Leben bleibt im Causeșcu-Rumänien für jeden Einzelnen vorgeprägt. Mrožek stellt fest, dass obwohl Müller ihre Heimat verlassen hatte, das Gefühl der Angst vor Gewalt von Früher in ihr tief stecken geblieben ist.³⁹ So stellt Mrožek die These, dass die Kraft immer zu Gewalt wird, wenn sie als Norm, Angst Überwachung in das Leben

³⁰ Vgl. ebd., S. 291.

³¹ Vgl. ebd., S. 291f.

³² Vgl. ebd., S. 294.

³³ Vgl. ebd., S. 294-295. Mrožek schreibt über die Angst, die Herta Müller sowohl auf dem Land als auch in der Stadt eingepflegt wurde.

³⁴ Vgl. ebd., S. 294.

³⁵ Vgl. ebd., S. 295.

³⁶ Vgl. ebd., S. 296.

³⁷ Vgl. ebd., S. 297.

³⁸ Vgl. ebd., S. 300.

³⁹ Vgl. ebd., S. 301.

jedes Einzelnen eindringt und das man die damit verbundenen Gefühle nicht mehr abstreifen kann.⁴⁰

Der nächste in *Orbis Linguarum* abgedruckte Artikel von Mrožek *Schweigen als Strategie der Resistenz in Herta Müllers Roman „Herztier“* behandelt das Problem des Redens und Schweigens, das im Werk *Herztier* von der Autorin angesprochen wurde.⁴¹ Mrožek zeigt das Schweigen als einen Bedeutungsträger, vor allem in einem totalitären System, das Herta Müller in ihrem Werk beschreibt.⁴² Der Autor analysiert dazu die Art und Weise der Helden gegen die Repressionen Widerstand zu leisten, wobei das Lesen illegaler Bücher in der Zeit der rumänischen Diktatur und das Schaffen einer eigenen Welt in den Köpfen des Lesenden für den Protagonisten von großer Bedeutung gewesen sind.⁴³ Die Bücher gaben den Lesern eine andere Perspektive des Betrachtens der Wirklichkeit und lösten bei ihnen Denkprozesse aus, die sich gegen die autoritäre Macht richten könnten.⁴⁴ Denn Lesen verbotener Texte ermöglicht der Phantasie aufzukommen und provoziert zur Selbstreflexion⁴⁵ in der Mitte des totalitären Regimes. Wie im vorangehenden Artikel wird von Mrožek das Problem des Angstmotivs bei Müller thematisiert. Die dem System feindlich gegenüberstehenden Freunde haben Angst, von dem Sicherheitsdienst ertappt zu werden. Das Gefühl ist allgegenwärtiger Bestandteil des Lebens in einer Diktatur und es kann den Menschen zum Selbstmord beziehungsweise zu einer Geisteskrankheit treiben.⁴⁶

Nicht nur das Lesen aber auch das Schreiben ist die Methode sich vor dem kommunistischen System zu wehren.⁴⁷ Die besondere Situation der Schwaben, die in Banat in ihrer Muttersprache, aber keiner Landesprache die Texte verfassen, wirkt schon von vornherein für das System verdächtig.⁴⁸ Vom Sicherheitsdienst verfolgt entwickeln die Freunde im *Herztier* eine nur für ihre Gruppe verständliche, wortlose Kommunikation⁴⁹. Schließlich wird aber das Schaffen der Gruppe auch für die Funktionäre verständlich und man erklärt die Freunde zu Staatsfeinden.⁵⁰ Wieder berührt Mrožek das im *Herztier* angesprochene Motiv der Norm und der Notwendigkeit sich den Regeln des Systems anzupassen, die die Freunde ignorieren, indem sie in kleinen Dingen Widerstand leisten und ihr Stück Unabhängigkeit gewinnen.⁵¹

Trotzdem ist der Staat mächtiger als das Individuum. Mrožek beschreibt die Gestalt des Hauptmanns Pjele, der im *Herztier* den Sicherheitsdienst versinnbildlicht.

⁴⁰ Vgl. ebd.

⁴¹ Sebastian Mrožek: *Schweigen als Strategie der Resistenz in Herta Müllers Roman „Herztier“*, in: *Orbis Linguarum*, Hrsg. v. Edward Białek, Krzysztof Huszcza und Ewa Rychter, Vol. 40, Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT, Dresden-Wrocław 2014, S. 25-37.

⁴² Vgl. ebd., S. 25-26.

⁴³ Vgl. ebd., S. 27.

⁴⁴ Vgl. ebd.,

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 28. Nach Herta Müllers *Herztier* angeführt.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 28-29.

⁴⁷ Vgl. ebd., S. 29.

⁴⁸ Vgl. ebd.

⁴⁹ Vgl. ebd.

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 30

⁵¹ Vgl. ebd.

Er weist auf sein tierisches Verhalten den Systemfeinden gegenüber hin. Der Autor des Artikels hebt das im Werk Müllers angesprochene Problem der Demütigung der politischen Gegner, das sich im Laufe der Handlung besonders auf Frauen bezieht.⁵²

Der Interpret vergleicht die verbale und brachiale Gewalt und schildert die von Müller in ihrem Werk gezeichneten Methoden, einen Menschen psychisch zu brechen.⁵³ Die einzige Verteidigung scheint in dieser Lage das Schweigen der Verfolgten zu sein.⁵⁴ Der Zusammenhalt der Gruppe kann lebensgefährlich werden. Bereits die Entzifferung ihrer Korrespondenz bleibt für die Macht in Rumänien problematisch und bedeutet für die Systemfeinde einen kleinen Sieg.⁵⁵ Schweigen sieht Mrožek nach Müller als eine Antwort auf die Macht der Diktatur. Es ist eine Suche nach einem Freiraum, ein Zeichen der individuellen Unabhängigkeit.⁵⁶ In einem anderen Artikel *Zum autofiktionalen Schreiben in Herta Müllers Migrantenroman „Reisende auf einem Bein“ (1989)* unterstreicht Mrožek das Bündnis zwischen historischen Ereignissen und dem Erfundenen in dem im Titel genannten Roman Müllers.⁵⁷ Hier erwähnt der Autor des Artikels die Vorwürfe, die Müller gemacht wurden, stets dasselbe Thema der Verfolgung und des Lebens in Rumänien zur Zeit Caeuseșcus zu behandeln.⁵⁸

Auch in diesem Text wiederholt der Autor die These, für Müller bedeutete das Schreiben ein Überleben in der Diktatur und ein Stück persönlicher Unabhängigkeit. Er unterstreicht damit, dass das Schreiben auch für die Schriftstellerin etwas Privates, von der Norm abweichendes und Individuelles ist.⁵⁹ Mrožek belegt mit einigen Zitaten aus Müllers Werk, dass ihr Schaffen autobiographische Züge trägt und damit auch ein Zeugnis der Geschichte ablegt. Hier beruft sich der Wissenschaftler auf Müllers *Niederungen*, in denen das Autobiographische, die Kindheit in einem rumänischen Dorf, so deutlich zum Vorschein gekommen sind, dass Müller mitsamt ihrer in Banat lebenden Familie für ihr Werk von anderen Banat-Bewohnern angegriffen wurde.⁶⁰

Andererseits unterstreicht Mrožek aber das Fiktionale der Texte, das Kreative ihrer Prosa und die besondere Weise das Autobiographische zu kreieren. Mrožek betont, dass Herta Müller allen naiven Lesern zum Trotz keine direkte Realität schafft. Sie nennt zwar ihre Werke „autobiographisch“, es geht aber vielmehr um Erinnerungen, die immer wieder aufgearbeitet und verarbeitet werden, so dass auch fiktionale Passagen das Autobiographische in reiner Form ausschließen.⁶¹ Die Tatsache, dass das Erfundene eine authentische Erfahrung ist, versucht Mrožek am Beispiel der Erwägungen von

⁵² Vgl. ebd., S. 31.

⁵³ Vgl. ebd., S.31f.

⁵⁴ Vgl. S.31.

⁵⁵ Vgl. ebd., S.34f.

⁵⁶ Vgl. ebd., S. 36.

⁵⁷ Sebastian Mrožek: *Zum autofiktionalen Schreiben in Herta Müllers Migrantenroman „Reisende auf einem Bein*, in: *Erzählen zwischen geschichtlicher Spurensuche und Zeitgenossenschaft. Aufsätze zur neueren deutschen Literatur*; Herausgegeben von Edward Białek und Monika Wolting, Neisse Verlag, Dresden 2015, S. 135-136.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. 136.

⁵⁹ Vgl. ebd.

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 137-138.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 139.

Phillipe Lejeune zu verdeutlichen, indem er vom „autobiographischen Pakt zwischen dem Autor und dem Leser“ spricht. Seines Erachtens kürzt so eine Auffassung des Werkes die Distanz zwischen der realen und literarischen Wirklichkeit.⁶²

Mrożek bemerkt aber zugleich, dass sich Müller in ihren Werken „dem Realen imaginär stellen will“⁶³. So sieht sie der Autor des besprochenen Artikels als mehr mit der Autobiografik als mit der Autobiographie verbunden.⁶⁴ Er unterstreicht, dass die Schriftstellerin eher auf imaginäre Kunstbilder in ihrem Schaffen als auf Wiedergabe der Wirklichkeit bedacht ist.⁶⁵ Denn Müllers Erinnerungen geraten bei ihr ständig unter Kontrolle, sie werden analysiert und verarbeitet. Infolge dessen werden sie in ihren Texten zu erfundenen Wahrnehmung.⁶⁶

Die Realität wird bei Müller aus der Perspektive der Außen- und Innenwelt betrachtet, wobei im Text ein Konglomerat beider Betrachtungen zum Vorschein kommt.⁶⁷

Mrożek untersucht in seinem Text die autofiktionale Autobiografik in *Reisende auf einem Bein*. Er sieht ein, dass sich die Schriftstellerin hier selbst porträtiert⁶⁸, indem sie Irene zur Verbildlichung ihrer selbst macht. Die Protagonistin verlässt ihre Heimat aber mental bleibt sie in ihr stecken. Sowohl in Deutschland als auch in Rumänien fühlt sie eine Fremde. Die Gewalt spürt sie überall.⁶⁹

Der Autor des Artikels weist auf „autobiographische Impulse“, die mit „autofiktionalen Elementen“ ausgestattet sind.⁷⁰ Spricht von „der Kreation einer neuen Wirklichkeit“, die mittels der Sprache entsteht.⁷¹ Erwähnt kurze Augenblicke, die zugleich Anzeichen des Stadtlebens sind.⁷² Irenes fremden Blick sieht Mrożek in der Angst verwurzelt, die nach Mrożek von den Erfahrungen aus ihrer Vergangenheit in Rumänien kommt.⁷³ Die Erzählerin verarbeitet im Werk die Erfahrung „der Fremde, Ortlosigkeit und Nichtzugehörigkeit“⁷⁴.

Mrożek weist auf den Artikel des polnischen Rezipienten Henryk Nikula *Fiktionalisierung und Modalität* hin. Er betrachtet ihn als eine Stütze für seine These, dass das autobiographische Schreiben Herta Müllers im geringen Maße eine bloße Selbstbespiegelung der Dichterin ist.⁷⁵ Er sieht aber trotzdem, anders als Nikula, dass die Schriftstellerin in ihren Texten immer anwesend ist und Spuren ihres Lebens im Text hinterlässt.⁷⁶ Es geht nach Mrożek Müller nicht so sehr darum, dass diese Anzeichen

⁶² Vgl. ebd.

⁶³ Ebd., S. 140.

⁶⁴ Vgl. ebd.

⁶⁵ Vgl. ebd.

⁶⁶ Vgl. ebd.

⁶⁷ Vgl. ebd., S. 141-142.

⁶⁸ Ebd., S. 142.

⁶⁹ Vgl. ebd., S. 143.

⁷⁰ Vgl. ebd., S. 144.

⁷¹ Vgl. ebd.

⁷² Vgl. ebd., S. 145-146.

⁷³ Vgl. ebd., S. 147-148.

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 149.

⁷⁵ Vgl. ebd., S. 149.

⁷⁶ Vgl. ebd., S. 149-150.

vom Leser aufgedeckt werden. Vielmehr handelt es sich darum, Leser anzutreiben, über sich selbst nachzudenken.⁷⁷ Wahrnehmung und Erinnerung stehen in der Prosa der ehemaligen Banat Bewohnerin im Spannungsverhältnis zueinander.⁷⁸ Irene ist aber nach Mrožek keinesfalls mit Müller gleichzusetzen, denn die neue Anordnung des Realen, eine erfundene Bilderkonstellation und Wahrnehmung bekommen eine andere semantische und ästhetische Qualität.⁷⁹

Ewa Jarosz-Sienkiewicz weist ebenfalls auf die Tatsache hin, dass die Protagonistin des Werkes *Reisende auf einem Bein* in ihrem Bewusstsein Bilder wachruft, die noch teilweise von der Vergangenheit in Rumänien geprägt sind.⁸⁰ Dabei sind die Bilder nach Jarosz-Sienkiewicz, ähnlich wie nach Mrožek, Momentaufnahmen, flüchtige Eindrücke von Menschen und Dingen.⁸¹ So wie Mrožek, erkennt die Rezipientin im Schreiben und in Briefform der Äußerung von Irene eine Art Selbstbezogenheit und Eigenständigkeit.⁸² Die Fremde, die die Protagonistin in beiden Ländern zu spüren bekommt, ist eine Folge dessen, dass sowohl im Osten als auch im Westen das Individuum von dem sich in seinen Prämissen ähnlichen Beamtentum eingeschränkt wird.⁸³ Jarosz-Sienkiewicz weist auf die Anhäufung nicht zusammenhängender Eindrücke hin, die von innerer Zerrissenheit des Individuums zeugen.⁸⁴

Das Bild der Großstadt in Westdeutschland verrät nach Jarosz-Sienkiewicz Einflüsse von Walter Benjamins Stadtphilosophie.⁸⁵ Die Erzählerin der *Reisenden auf einem Bein* sieht die Rückseite des Wohlstands in Deutschland, die Hektik und Proben der Asylanten, sich von dem Land der Geburt abzutrennen und durch den Besitz einer Ware sich den niedrigen Klassen der Konsumgesellschaft anzupassen, wobei ebenfalls hier die Freiheit eines Individuums eingeschränkt wird.⁸⁶

Dort, wo die Natur und eine Anspielung auf Tradition im Werk auftaucht, vergleicht Jarosz-Sienkiewicz die Beschreibung Müllers mit Benjamins Moskau-Beschreibung.⁸⁷

Das Augenmerk richtet die Rezipientin darauf, dass die Erzählerin in ihre Wahrnehmung der deutschen Stadt ihre Erfahrungen vom Leben in Rumänien miteinbezieht und damit ihre Heimat nicht abschüttelt. Sie schwankt in ihrer Raumdarstellung zwischen hier und da, im bewussten Ordnen ihrer Eindrücke und im reflektierten Verhältnis zu der verlorenen Heimat.⁸⁸

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 150.

⁷⁸ Vgl. ebd., S. 150.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 151.

⁸⁰ Ewa Jarosz-Sienkiewicz: *Herta Müllers „Reisende auf einem Bein“ – zwischen dem und einem anderen Land*, in: ebd., S. 153-154.

⁸¹ Vgl. ebd., S. 155.

⁸² Vgl. ebd., S. 156.

⁸³ Vgl. ebd., S. 157ff.

⁸⁴ Vgl. ebd., S. 158.

⁸⁵ Vgl. ebd., S. 159.

⁸⁶ Vgl. ebd., S. 159ff.

⁸⁷ Vgl. ebd., S. 163.

⁸⁸ Vgl. ebd., S. 164f.

Die Protagonistin des Werkes ist in beiden Ländern unzufrieden. Im Westen machen sie die Einfalt und Masse der Menschen unglücklich. Sie versteht nicht die ekstatische Beziehung zur Ware und registriert die flüchtige Zufriedenheit der Menschen beim Einkaufen, die mit einem Rausch gleichzusetzen ist.⁸⁹ Die Einsamkeit und Suche nach zwischenmenschlicher Liebe, die nicht mehr zu erreichen ist, prägen das Bild der entwickelten Zivilisation voll von emotionaler Kälte und Gleichgültigkeit.

In seinem Artikel *Wie der Atem schaukeln kann – Herta Müllers „fremder Blick“?* verweist Paweł Piszczatkowski den Leser auf Autoren, die mit ihrem im Ausland erlernten Deutsch im Literaturbetrieb berühmt wurden. Unter ihnen erwähnt er unter anderem Ilija Trojanow, Feridun Zaimoğlu und Herta Müller.⁹⁰ Er beschäftigt sich in seiner Abhandlung mit der Sprache der Schriftstellerin, die ständig zwischen der eigenen und fremden Sprache balanciert.⁹¹ Piszczatkowski stellt die These, dass Müllers Sprache eine eigene ist, die ihre Lebensstationen umspannt, dh. mit dem deutschsprachigen Banat, rumänischer Stadt Temeswar und mit Deutschland verbunden ist.⁹² Er äußert sich dabei zu dem von Herta Müller in ihrem Essay *Der fremde Blick, oder das Leben ist ein Furz in der Laterne* besprochenen Begriff des fremden Blicks, der für sie immer ein Zeichen einer Autonomie gewesen ist.⁹³ Man kann den Begriff mit „Verinnerlichung des Realen“ gleichsetzen.⁹⁴ Es betrifft auch die Sprache, mit der Müller im souveränen Umgang ihre eigene Ausdrucksweise erzielt, bei der, obwohl sie nie rumänisch geschrieben hatte, das Rumänische mitspielt.⁹⁵ Piszczatkowski spricht vom „multiplexen Sehen mit den Augen der Wörter“, wobei Müller auf den Grund der Worte geht um das Essentielle abzusondern.⁹⁶

So erzielt sie bei ihren Figuren eine weitgehende, subjektive Sichtweise.

Piszczatkowski bemerkt, dass in der *Atemschaukel* Müller an die Grenzen des sprachlichen Ausdrucks gekommen ist. Sie konstruiert daher Sprachbilder, die das Unsagbare umkreisen.⁹⁷ Denn, wie Piszczatkowski bemerkt, kann einem weder Sprache noch Schweigen Schutz geben.⁹⁸ Die Feststellung unterscheidet Piszczatkowski von Mrozek, der eben im Schweigen einen Abwehrmechanismus gegen die Gewalt in der Realität sehen wollte.

Von Pastior übernimmt nach Piszczatkowski Müller die Tendenz Wörter auseinanderzunehmen und die sprachlichen Zeichen auf ihren, wie er sagt, materiellen Körper zu zerlegen. Bedeutungen erwachsen aus Klängen. So entstehen surreale Bilder von Schmerz und Tod, der einen Nullpunkt bedeutet, im Werk.⁹⁹

⁸⁹ Vgl. ebd., S. 167.

⁹⁰ Vgl. Paweł Piszczatkowski: *Wie der Atem schaukeln kann – Herta Müllers „fremder Blick“?* In: Ebd., S. 173.

⁹¹ Vgl. ebd.

⁹² Vgl. ebd., S. 174.

⁹³ Vgl. ebd., S. 174f.

⁹⁴ Vgl. ebd., S. 175.

⁹⁵ Vgl. ebd., S. 175f.

⁹⁶ Vgl. ebd., S. 176.

⁹⁷ Vgl. ebd., S. 179.

⁹⁸ Vgl. ebd.

⁹⁹ Vgl. ebd., S. 180ff.

Außer Literaturwissenschaftlern interessieren sich für das Schaffen von Müller auch polnische Schriftsteller. Andrzej Stasiuk, Autor der *Galizischen Geschichten*, scheint gegen die Vorwürfe einiger Rezipienten aufzutreten, die Müller für die sich wiederholende Thematik ihrer Werke kritisierten. Er gesteht zwar, dass das Schaffen Müllers einzig und allein um das Thema des Schicksals eines Individuums im totalitären System kreist, weist aber auf die außergewöhnliche, von der Nobelpreisträgerin geschaffene Sprache, welche bewirkte, dass das Persönliche und Subtile ihrer Erfahrung, die sie im totalitären System machen musste in Worte gefasst werden konnte.¹⁰⁰ Den Stil Müllers lobt auch Krzysztof Varga, der Schriftsteller und Feuilletonist, der Müller neben Thomas Bernhard stellt.¹⁰¹

Zusammenfassend erweckt Herta Müller ein reges Interesse in Polen. Das vorliegende Referat berücksichtigt zwar nur einen Teil der Stimmen, die aber die beinahe allgemeine Tendenz bestätigen, die Persönlichkeit und das innere Wesen von Herta Müller zu respektieren und ihre Bildersprache zu loben.

Geplant ist eine Biographie von Angelika Kuźniak, die die Verfasserin als ihre dritte, nach der Bibliographie von Papusza und Marlene Dietrich veröffentlichen wird.

Literaturverzeichnis

- Jarosz-Sienkiewicz, Ewa: *Herta Müllers „Reisende auf einem Bein“ – zwischen dem und einem anderen Land*, in: *Erzählen zwischen geschichtlicher Spurensuche und Zeitgenossenschaft. Aufsätze zur neueren deutschen Literatur*, Herausgegeben von Edward Białek und Monika Wolting, Neisse Verlag, Dresden 2015, S. 153-171.
- Mrożek, Sebastian: *Esejstyka Herty Müller jako wiwisekcja autorytarnej prze/mocy na przykładzie tekstów noblistki „Król kłania się i zabija” oraz „Głód i jedwab”*, in: *Orbis Linguarum*, Festschrift zum achtzigsten Geburtstag von Prof. Dr. Dr. h. c. Norbert Heisig, Hrsg. v. Edward Białek, Marek Bojarski, Aleksandra Kubicz und Gerhard M. Oremek, Vol. 39, Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT, Dresden-Wrocław 2013, S. 289-302.
- Mrożek, Sebastian: *Schweigen als Strategie der Resistenz in Herta Müllers Roman „Herztier“*, in: *Orbis Linguarum*, Hrsg. v. Edward Białek, Krzysztof Huszcza und Ewa Rychter, Vol. 40, Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT, Dresden-Wrocław 2014, S. 25-37.
- Mrożek, Sebastian: *Zum autofiktionalen Schreiben in Herta Müllers Migrantenroman „Reisende auf einem Bein“*, in: *Erzählen zwischen geschichtlicher Spurensuche und Zeitgenossenschaft. Aufsätze zur neueren deutschen Literatur*, Herausgegeben von Edward Białek und Monika Wolting, Neisse Verlag, Dresden 2015, S. 135-151.
- Paprocka-Podlasiak, Bogna: *Miasta za żelazną kurtyną. Warszawa-Tadeusza Konwickiego, Bukareszt i Timioszara – Herty Müller*, in: *Rocznik Komparatystyczny*, Nr. 3, 2012, S. 117-136.

¹⁰⁰ Vgl. *Empfehlung: Herta Müller*, Andrzej Stasiuk, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de10701799.htm> (Zugriff: 15.08.2015).

¹⁰¹ Vgl. *Empfehlung Herta Müller*, Krzysztof Varga, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de10701799.htm> (Zugriff: 15.08.2015).

Piszczatkowski, Paweł: *Wie der Atem schaukeln kann – Herta Müllers „fremder Blick“?*
In: *Erzählen zwischen geschichtlicher Spurensuche und Zeitgenossenschaft. Aufsätze zur neueren deutschen Literatur*, Herausgegeben von Edward Białek und Monika Wolting, Neisse Verlag, Dresden 2015, S. 173-183.

Internetquellen

- Auf Einladung vom Goethe-Institut Krakau kommt Herta Müller, die Nobelpreisträgerin vom 16-20. April 2013 nach Polen. In: <http://www.goethe.de/ins/pl/kra/ver/acv/hmu/deindex.htm> (Zugriff: 17.07.2015).
- Czechowicz, Jarosław: artpapier.com, in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/nadal-ten-sam-snieg-i-nadal-ten-sam-wujek> (Zugriff: 14. 08.2015).
- Empfehlung: Herta Müller: Andrzej Stasiuk, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de10701799.htm> (Zugriff: 15.08.2015).
- Empfehlung: Herta Müller: Beata Fudalej, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de10701799.htm> (Zugriff: 15.08. 2015).
- Empfehlung Herta Müller: Krzysztof Varga, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de10701799.htm> (Zugriff: 15. 08.2015).
- Empfehlung: Herta Müller: Magdalena Żakowska, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de10701799.htm> (Zugriff: 15.08.2015).
- Freus, Agnieszka: in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/krol-klania-sie-i-zabija> (Zugriff: 14.08.2015).
- Gazeta Wyborcza, o. A., in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/lis-juz-wtedy-byl-mysliwym> (Zugriff: 14.08.2015).
- Gespräch mit Angelika Kuźniak, durchgeführt von Anna Budyńska in: <http://www.goethe.de/ins/pl/lp/kul/dup/lit/de12443164.htm> (Zugriff: 14.08.2015).
- Herta Müller in Warschau, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/war/ver/acv/lit/2010/de6789827.htm> (Zugriff: 14. 08.2015).
- <http://www.polskieradio.pl/8/2382/Artykul/827720,Herta-M%C3%BCller-noblistka-od-mrocznych-spraw> (Zugriff: 14.08. 2015).
- http://wyborcza.pl/1,75475,17821413,Nagroda_im_Dedeciusa_przyznana_Najlepsi_tlumacze.html (Zugriff: 14.08.2015).
- Kowalik, Danuta: in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/dzis-wolalabym-siebie-nie-spotkac> (Zugriff: 14.08.2015).
- Leszczyńska, Katarzyna: in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/sercatko> (Zugriff: 14.08.2015).
- Leszczyńska, Katarzyna: *O ojcu i matce, dokładnej miłości i wspólnocie* (der Text wurde zuvorkommend der Autorin des Artikels von Katarzyna Leszczyńska zur Verfügung gestellt). Das Gespräch veröffentlichte man auf Bestellung des Festivals „Dialog czterech Kultur 2008“ in Łódź.
- Literaturstunde zu Herta Müller, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/kra/lhr/de10746910v.htm> (Zugriff: 15. 08. 2015).
- Piech, Aneta: in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/krol-klania-sie-i-zabija> (Zugriff: 14.08.2015).
- Polak, Cezary: in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/dzis-wolalabym-siebie-nie-spotkac> (Zugriff: 14.08. 2015).

- Schneider, Angelika: „Zerschnitten und geklebt: Die Gedicht Collagen von Herta Müller“, in: <http://www.goethe.de/ins/pl/kra/lhr/de10746910v.htm> (Zugriff: 15. 08. 2015).
- Sobolewska, Justyna: in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/krol-klania-sie-i-zabija> (Zugriff: 14.08.2015).
- Sobolewska, Justyna: in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/lis-juz-wtedy-byl-mysliwym> (Zugriff: 14.08.2015).
- Sowula, Grzegorz: in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/krol-klania-sie-i-zabija> (Zugriff: 14.08.2015).
- Rodzaj, Karolina: in: <http://www.czarne.com.pl/katalog/ksiazki/dzis-wolalabym-siebie-nie-spotkac> (Zugriff: 14.08.2015).

Schlüsselwörter

Herta Müller, Rezeption, Polen, Zensur, Sprache, Schweigen, Übersetzer, das Multikulturelle, Autobiographie, Gespräche

Abstract

Herta Müller from the viewpoint of Poles. An article about the perception until the year 2015

The article relates to the reception of Herta Müllers works until the year 2015 in Poland. The author investigates if, why and who is particularly interested in Herta Müllers works; whether there is interest on the theme of the works, the language or maybe both of the factors are equally important to the Polish reader. Ewa Jarosz-Sienkiewicz sees in Herta Müllers language e.g. a trial of censorship escape. The author notices the similarities between Müller and other writers that although born abroad write using the German language, like the Pole Artur Becker.

In the paper books, articles, which have been published or covered in the press and internet sources are included. The research material has been kindly provided by the Goethe Institute in Krakow, “Czarne” Publishing House, which is the main publisher of Herta Müllers works and one of the best translators of the Nobelist, Mrs. Katarzyna Leszczyńska.

Key words:

Herta Müller, perception, Poland, censorship, language, silence, translator, multiculturalism, autobiography, talks

Walter Benjamins *Erzähler-Aufsatz*: Erzählung, Roman und Erinnern¹

Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows, auch der *Erzähler-Aufsatz* genannt, wurde von Benjamin als ein Beitrag für die Zeitschrift *Orient und Occident* im Jahr 1936 geschaffen und ein Jahr später dort veröffentlicht.² Ohne Hilfe des Herausgebers Fritz Lieb wäre das sonst nicht möglich gewesen, weil die Autoren im Exil kaum Publikationsmöglichkeiten hatten. Interessant ist, dass das Werk vom russischen Schriftsteller nicht als ein Gegenstand der Analyse sondern als ein Ausgangspunkt der Überlegungen über die Natur des Erzählens dient. Der *Erzähler-Aufsatz* gehört zu fünf Werkkomplexen, die den Begriff des Erzählens bearbeiten.³ Auf das theoretische Gepräge des Textes weist, wie Schöttker suggeriert, die Verwendung der römischen Ziffern, die neunzehn Kapitel von Benjamins Werk als einen Traktat charakterisiert, hin.⁴ In diesem Artikel wird Benjamins Theorie des Erzählens besprochen, mit dem Fokus auf zwei wichtige Themen, nämlich die Gegenüberstellung der Erzählung und des Romans und das Erzählen als Erinnern.

Der Untergang der Kunst des Erzählens

Bereits im ersten Abschnitt seines Textes stellt Benjamin fest, dass es „mit der Kunst des Erzählens zu Ende geht“.⁵ Dafür ist der Erste Weltkrieg verantwortlich, der als ein

¹ Dieser Artikel stellt einen Teil der Seminararbeit dar, die im Rahmen des von Professor Anne-Kathrin Reulecke geführten Projektseminars „Denken in Bildern: Walter Benjamin zur Einführung“ an der Karl-Franzens-Universität in Graz im Jahr 2014/2015 entstanden ist.

² Vgl. Detlev Schöttker: *Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows*. In: Benjamin Handbuch: Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Burkhardt Lindner. Stuttgart 2006, S. 557.

³ Die anderen sind: über Hebel, Keller und Walser, wo er sich auf der Erzählkultur, Mundarten und dem Handwerklichen konzentriert; über Döblin, bei dem Benjamin die Lösung der Roman-krise sieht, indem man sich dem Mündlichen wieder wendet; über Kafka, der die verlorenen Formen der Vermittlung mit den neuen Erfahrungen der Industriegesellschaft zusammenstellt; über Baudelaire, der die Entwicklung der Mitteilungformen zeigt und wo Erlebnisse allmählich Erfahrungen vertreten. Vgl. Alexander Honold: *Erzählen*. In: *Benjamins Begriffe*. Bd.1. Hg. v. Michael Opitz / Erdmut Wizisla. Frankfurt/M. 2000, S. 364-365.

⁴ Schöttker, S. 558.

⁵ Walter Benjamin: *Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows* (1936). In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd.II.2, Hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser.

Zivilisationsbruch verstanden wird, weil er dazu beigetragen hat, dass die Menschen nicht mehr imstande sind, „Erfahrungen auszutauschen“.⁶ Es gibt zahlreiche Gründe dafür, wie Materialschlacht, Stellungskrieg, Inflation. Deswegen hat der Mensch im Laufe des Krieges seinen Status als Subjekt verloren, weil alle diese Erfahrungen für ihn neu und unbegreiflich waren. Er hat ein ungeheuer tiefes Trauma erlebt, denn er war einfach darauf nicht vorbereitet und konnte seine Angst nicht aufbauen. Vom Krieg kam er „verstummt“ und „ärmer an mitteilbarer Erfahrung“.⁷ Die Erfahrung des Krieges mit seinen unerwarteten Lösungen hat verursacht, dass dem Menschen einfach die Worte zur Beschreibung fehlen. Er sieht auch keinen Sinn darin, weiterzuerzählen, was doch vom Erzähler gefordert wird. Der Weltkrieg fungiert als eine Zäsur, seit der nicht mehr möglich ist, Geschichten zu erzählen, was an Adornos Feststellung erinnert, der in Frage gestellt hat, ob man Gedichte nach dem Zweiten Weltkrieg noch schreiben kann.

Ein weiterer Faktor, der zur Krise des Erzählens beigetragen hat, ist die Presse, die zum neuen Instrument der Mitteilung wurde, wo die Information immer plausibel und nachprüfbar sein muss. Infolge der Informationsflut gibt es nicht viele spannende Geschichten. Benjamin bemerkt: „Jeder Morgen unterrichtet uns über die Neuigkeiten des Erdkreises. Und doch sind wir an merkwürdigen Geschichten arm“.⁸ Das Schlüsselwort hier ist „merkwürdig“, das Birgit Erdle in den Erinnerungsprozess einbezieht. Sie erklärt, dass es am wichtigsten ist, die Geschichte fortzusetzen. „Merkwürdig“ bedeutet nicht nur etwas Seltsames, sondern auch etwas, was würdig ist, vom Zuhörer an seine Erfahrung adaptiert, im Gedächtnis aufbewahrt und später weitererzählt zu werden.⁹ Dieses Konzept bezieht sich auf den Resonanzbegriff, von Benjamin als „eine Schwingungsbreite“¹⁰ genannt, der verschiedene Interpretationsmöglichkeiten anbietet und dadurch eine Garantie ist, dass die Geschichte eines Tages vom Archiv des Gedächtnisses aufgenommen und erzählt wird.

Erzählung und Roman

Es gibt zahlreiche Unterschiede zwischen einer Erzählung und einem Roman. Eins ist sicher, während der Roman von Schrift und Buch untrennbar ist, ist die mündliche Tradition der Anfang einer Erzählung. „Erfahrung, die von Mund zu Mund geht, ist die Quelle, aus der alle Erzähler geschöpft haben“.¹¹ Diese Tradition wird von zwei Erzählertypen repräsentiert: dem Ackerbauer, der die Kunde „aus

Frankfurt/M. 1991, S. 439.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd., S. 444.

⁹ Birgit Erdle: Benjamins Erzählen. In: Verhandlungen mit dem New Historicism. Das Text-Kontext-Problem in der Literaturwissenschaft. Hg. v. Jürg Glauser / Annegret Heitmann. Würzburg 1999, S. 61.

¹⁰ Benjamin, Der Erzähler, S. 445.

¹¹ Benjamin, Der Erzähler, S. 440.

der Vergangenheit“ bringt, und dem Seemann, der für die „Kunde von der Ferne“ sorgt. Diese zwei Modi des Erzählens verschmelzen in der Figur des Handwerkers, der das Neue mit dem schon Bekannten verbindet. Dieser Gebrauch zeigt, dass die Geschichte, die erzählt wird, automatisch veränderbar ist, weil sie jedes Mal neu gestaltet wird, indem sie auf der mündlichen Form basiert. Das erzeugt auch eine wichtige Eigenschaft der Erzählung: eine Lebendigkeit, die dem Roman mit seiner dauerhaften Natur fehlt.

Die Mündlichkeit generiert dabei das Problem der Autorschaft. Soweit beim Roman der Autor bekannt ist, gibt eine Erzählung keine Information über ihren Verfasser. Dieses Verhältnis wird von Honold folgendermaßen beschrieben:

Im Bereich des mündlichen Erzählens ist jeder Erzählvorgang etwas Singuläres, neue Bedeutungen Stiftendes; der Erzählende selbst ist dagegen meist namenlos, nicht herausgehoben aus dem Kollektiv seiner Zuhörerschaft und der anderen Erzähler. Bei der Buchform des Romans liegt die Einmaligkeit im Namen des Autors, der unverwechselbar sein muß.¹²

Im Mittelpunkt einer Erzählung steht dann eine Geschichte, die niemals auf dieselbe Weise erzählt wird. Wer eine Geschichte hört, macht sich keine Gedanken, von wem sie ausgedacht wurde, weil man sich auch dessen bewusst ist, dass es unmöglich ist, auf die originale Version zu treffen. Das Wesen des Erzählens ist das Wiederholbares (obwohl in veränderter Form). Es geschieht immer hier und jetzt, und deswegen kann es als ein performativer Akt¹³ wahrgenommen werden, was zur anderen Charakteristik der Erzählung führt, und zwar zur Gemeinschaftsbildung.

Das Lesen ist immer eine Situation, die sich in Einsamkeit und Privatheit des Lesers abspielt. Ganz anders sieht der Akt des Erzählens aus: „Wer einer Geschichte zuhört, der ist in der Gesellschaft des Erzählers; selbst wer liest, hat an dieser Gesellschaft teil“.¹⁴ Somit kann man behaupten, dass das Erzählen gemeinschaftsbildend ist. Das Erzählen schafft eine Möglichkeit, zusammen zu sein, weil auch die Erfahrung geteilt wird. Beim Lesen, selbst wenn der Leser anderen sagen will, was er bereits gelesen hat, trägt diese Mitteilung keine Spuren einer echten Erfahrung, die unmitteilbar ist, weil dann beide Personen mit unterschiedlichen Begriffen operieren. In den Aufzeichnungen zum Komplex *Roman und Erzählung* untermauert Benjamin seine Stellung und schreibt:

[...] nichts tötet den Geist des Erzählens so gründlich ab, wie die unverschämte Ausdehnung, die in unser aller Existenz das „Private“ gewonnen hat und jede in-

¹² Honold, *Erzählen*, S. 381.

¹³ Darüber schreibt Adam Lipszyc: wir denken in der Sprache und unsere Erfahrung wird durch die Sprache vermittelt, was auch untrennbar von der Wahrheit ist, die nur dank moralischem Handeln erreicht werden kann. Vgl. Adam Lipszyc: *Sprawiedliwość na końcu języka*. Czytanie Waltera Benjamina. Kraków 2012, S. 20. Erzählen ist Handeln, weil es sich ereignet und die Wirklichkeit nicht nur des Erzählers, sondern auch der Zuhörer verändert.

¹⁴ Benjamin, *Der Erzähler*, S. 456.

time, konventionelle, egoistische, persönliche Diskretion ist wie ein Schlaganfall, der dem Erzähler ein Stück seiner Sprachfertigkeit raubt.¹⁵

Entweder verschweigt man viel, oder schreibt man über die Sachen, die aus der privaten Perspektive bedeutend sind, was charakteristisch für einen Roman ist.

Das Auftauchen des Romans hat das Ende der Erzählung verursacht, denn im Roman emanzipiert sich der Subjekt und versucht sich von der Welt abzuheben. Die wichtigste Idee, worauf der Roman basiert, ist die Individualität; ganz anders als in Erzählungen, wo immer Geschichte und ihre verschiedene Auslegungen im Zentrum stehen. Der Roman ist spezifisch, die Erzählung exemplarisch. Nach Benjamin heißt, einen Roman zu schreiben „in der Darstellung des menschlichen Lebens das Inkommensurable auf die Spitze treiben. Mitten in der Fülle des Lebens und durch die Darstellung dieser Fülle bekundet der Roman die tiefe Ratlosigkeit des Lebenden“.¹⁶ In der Erzählung herrschen andere Regeln: sie sollte so wirken, dass der Zuhörer die Geschichte sich aneignen und seine eigene Erfahrung darin inkorporieren könnte. Er hört zu, um etwas Nützliches daraus zu gewinnen. „Dieser Nutzen mag einmal in einer Moral bestehen, ein andermal in einer praktischen Anweisung, ein drittes in einem Sprichwort“¹⁷, weil ein wahrer Erzähler die Person ist, die einen Rat nur unter der Bedingung geben kann, dass der Hörer sich sie erzählen lässt. Wahres Erzählen funktioniert für Benjamin in einer traditionellen Geschichte, die dank der mündlichen Form eine Weisheit kommunizieren kann. Wenn man vor einer Möglichkeit steht, seine Erlebnisse mit dem Erzählten zu vergleichen, wird die Erzählung etwas Lebendiges und Bildliches für ihn, nicht wie in Roman, der das Unvergleichbare darstellt, denn „Rat, in den Stoff gelebten Lebens eingewebt, ist Weisheit“.¹⁸ Wenn man Parallele zwischen dem Erfahrenen und dem Erzählten bemerkt, wird eine Bindung zwischen dem Erzähler und dem Zuhörer gestiftet, was Einsamkeit beseitigt und eine gegenseitige Beeinflussung ermöglicht, die sich später in der Struktur der fortgesetzten Geschichte bemerken lässt.

Wo auch ein großer Unterschied zwischen der Erzählung und dem Roman liegt, ist die Weise, auf welche es erzählt wird. Während die Psychologisierung eine wichtige Rolle im Roman spielt, der in sein Zentrum die Einzigartigkeit der Figur stellt, wird das vom Erzähler vermieden.

[J]e natürlicher dem Erzählenden der Verzicht auf psychologische Schattierung vonstattengeht, desto größer wird ihre Anwartschaft auf einen Platz im Gedächtnis des Hörenden, desto vollkommener bilden sie sich seiner eigenen Erfahrungen an, desto lieber wird er sie schließlich eines näheren oder fernerer Tages weiterzählen.¹⁹

¹⁵ Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schwepenhäuser. Bd. 3. Frankfurt/M. 1978-1989, S. 1282.

¹⁶ Benjamin, Der Erzähler, S. 443.

¹⁷ Ebd., S. 442.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd, S. 446.

Benjamin macht klar, dass eine wahre Erzählung als ein Muster, eine Matrix fungiert, wo es nicht um Details und komplizierte Beschreibungen geht, die eine Gefahr der Interpretation tragen, sondern um ein entpsychologisiertes Bild. Dadurch bleibt die Erzählung offen und es besteht eine größere Chance, dass der Hörende nur das Gerüst von den relevanten Tatsachen sich merkt, um später etwas auf diesem Gerüst aufzubauen. Auf diese Art und Weise setzt sich die Tradition des Erzählens fort: der Kern der Geschichte wächst im Gedächtnis dank der Pflege und Aufmerksamkeit des Hörenden und eines Tages bringt er die Früchte in der Gestalt einer neuen Geschichte, in der jedoch die Spuren der alten behalten werden. Der Roman weist diese Eigenschaft nicht auf, weil dort bereits eine von einem bestimmten Autor vollkommene Geschichte steht und wegen der starken Psychologisierung, die alle Taten und Motivation erklärt, lässt dem Leser keinen Raum dafür, dass er sie selbst gestalten, das heißt weitererzählen, kann.

Die Kunst des Erzählens ist auch durch das Lauschen charakterisiert, was mit der Gemeinschaftsbildung und dem Zusammenarbeiten verbunden ist.

Sie [Kunst des Erzählens] verliert sich, weil nicht mehr gewebt und gesponnen wird, während man ihnen lauscht. Je selbstvergessener der Lauschende, desto tiefer prägt sich ihm das Gehörte ein. Wo ihn der Rhythmus der Arbeit ergriffen hat, da lauscht er den Geschichten auf solche Weise, dass ihm die Gabe, sie zu erzählen, von selber zufällt.²⁰

Benjamin betont, dass das Lauschen ein natürlicher Prozess ist, während dessen der Hörer quasi unbewusst Geschichten sammelt. Hören und Arbeiten verlaufen gleichzeitig und können voneinander nicht abgetrennt werden. Diese Methode ist immer wieder ein Rückblick auf die Bedeutung der Mündlichkeit für das Erzählen. Ein entscheidendes Kriterium ist auch die Selbstvergessenheit, die, dem Vorrang des Erzählers im Roman entgegengesetzt, für die zentrale Stelle der Geschichte selbst bürgt. Interessant zu sehen ist, dass „Weben und Spinnen“ sich nicht nur auf den Arbeitsprozess beziehen, sondern auch auf das Erzählen. Diese Worte bezeichnen die Struktur einer Erzählung, die aus vielen Faden, wie verschiedene individuelle Versionen, besteht, die verflochten sind und ein Werk schaffen, das zum anderen wichtigen Konzept von Benjamin führt, nämlich zum Erzählen als ein Beispiel für das Handwerkliche.

Das Handwerkliche

Benjamin sieht jede Erzählung als etwas Handwerkliches, denn „[s]ie ist selbst eine ... handwerkliche Form der Mitteilung“.²¹ Es spiegelt sich nicht nur in der Figur des Handwerkers wider, der zwei Erzählertypen, den Ackerbauer und den Seemann,

²⁰ Ebd., S. 447.

²¹ Ebd.

verbindet, und im Rhythmus der Arbeit, der das Lauschen begünstigt, sondern vor allem in der Methode, mit der der Erzähler an seinem Stoff arbeitet. Diese Form

senkt die Sache in das Lebendes Berichtenden ein, um sie wieder aus ihm herauszuholen. So haftet an der Erzählung die Spur des Erzählenden wie die Spur der Töpferhand an der Tonschale.²²

Nach Benjamin ist das Erzählen auf keinen Fall eine passive Tätigkeit. Wer sich traut, eine Geschichte zu erzählen, bleibt in ihr, sogar wenn der Moment des Erzählens, das Hier und Jetzt, endet. Der Erzähler ist ewig präsent, auch wenn er nicht genau zu sehen oder zu erkennen ist. Indem eine Geschichte bearbeitet wird, wird sie von den Veränderungen verschiedener Art betroffen: Auslassungen, Zufügungen, Wiederholungen, Umwandlungen. Die Entscheidungen des Erzählers beeinflussen die Gestalt der Geschichte jedes Mal und verändern dabei ihre Wirkung.

Honold bemerkt, dass Benjamins Idee des Handwerklichen auf drei Ebenen realisiert wird: Umfeld, Form und Symbiose. Erstens lässt es sich in der Auswahl der Themen und Figuren „des bäuerlichen, des maritimen und dann des städtischen“²³ beobachten. Zweitens funktioniert eine Geschichte immer dank „der bestimmte[n] Regeln, Fertigkeiten und Kunstkniffe“, die zu erlernen sind. Drittens koexistieren der Erzählvorgang und Arbeitsprozess, ohne irgendwelche Unterbrechung durch die Aufmerksamkeitsablenkung.²⁴ Benjamin versteht also den Erzähler nicht als ein Genie, sondern als einen Arbeiter, der dank seiner Arbeit und nicht der Inspiration etwas kreiert. Er betrachtet auch das Erzählen als einen intrikaten Prozess, der auch viel Mühe und gewidmete Zeit fordert, sowohl von der Seite des Erzählers, als auch des Zuhörers. Demzufolge ist das Erzählen eine Summe vom Kollektiven, Persönlichen und der im Rahmen der Gemeinschaft entstehenden Erfahrung. Bedauerlicherweise, „[d]er heutige Mensch arbeitet nicht mehr an dem, was sich nicht abkürzen lässt“.²⁵ Im Endeffekt verursacht die Ökonomisierung des Gedankens und der Mitteilung die Vorliebe der Information, die sich nicht mit einer Geschichte vergleichen lässt. Diese Tendenz ist daran schuldig, dass die Erzählung als etwas Handwerkliches, mit der Sorgfältigkeit geschaffen, aus unserem Leben verschwindet, weil es keinen Raum mehr dafür gibt. Niemand hat Zeit, sich durch die Schichten der Erzählung durchzuarbeiten.

Wenn man sich genauer das Erzählen ansieht, kann man es mit einer Adaptation vergleichen, nicht nur wenn es um den Vorgang selbst mit allen seinen Veränderungen geht, sondern auch als eine geformte Einheit, die aus vielen Schichten besteht, wo es sich nicht zu bestimmen lässt, welcher Text primär war. Wie Linda Hutcheon feststellt, „[adaptation] is its own palimpsestic thing“.²⁶ Die Erzählung funktioniert wirklich wie ein „Palimpsest“: was erzählt wird, wird beseitigt und dann neu er-

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Vgl. Honold, *Erzählen*, S. 382.

²⁵ Benjamin, *Der Erzähler*, S. 448.

²⁶ Linda Hutcheon: *A Theory of Adaptation*. New York 2006, S. 9.

zählt. Die Schichtnatur der Erzählung verursacht, dass sie zu einem Ort wird, wo sich gegenseitige Einflüsse zwischen den verschiedenen Erzählern, aber auch den Zuhörern zeigen, weil der Akt des Erzählens immer eine Gemeinschaft stiftet. Die Erzählung kann nicht als etwas Vollendetes, das nur in und für sich selbst existiert, betrachtet werden, sondern als ein Werk, von dem sich mehrere Schichten, mehrere Geschichten – mit dem Handwerklichen gekennzeichnet – ablesen lassen.

Erzählen und Erinnern

Das Erzählen, wobei wegen der Schichtstruktur „die vollkommene Erzählung aus der Schichtung vielfacher Nacherzählungen an den Tag [nicht treten kann]“;²⁷ ähnelt Benjamins Konzept des Erinnerns, das er in einem von seinen Denkbildern beschrieben hat. Schon der Titel, *Ausgraben und Erinnern*, verweist auf eine archäologische Qualität des Vorgangs, wobei verschiedene Schichten examiniert werden. Benjamin schreibt, dass „das Gedächtnis nicht ein Instrument für die Erkundung des Vergangenen ist, vielmehr das Medium“.²⁸ Dieselbe Regel gilt auch für das Erzählen, weil dank der Tatsache, dass Geschichten gespeichert, umgestaltet und dann fortgesetzt werden, man das Gedächtnis nur als ein Mittel der Übertragung betrachten kann – nicht als eine praktische Lösung, die die ganze Vergangenheit enthüllt. Wie man sich erinnert, sieht gleich aus, wie man erzählt:

Wer sich der eignen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muß sich verhalten wie ein Mann, der gräbt. Vor allem darf er sich nicht scheuen, immer wieder auf einen und denselben Sachverhalt zurückzukommen - ihn auszustreuen wie man Erde ausstreut, ihn umzuwühlen, wie man Erdreich umwühlt. Denn »Sachverhalte« sind nicht mehr als Schichten.²⁹

Eine Geschichte zu erzählen funktioniert auch so: Man bohrt sich durch zahlreiche Schichten durch, weil sie die hier und jetzt erzählte Geschichte konstituieren. Wenn man sie erzählt oder ihr zuhört, ist man sich dessen oft nicht bewusst, dass jede Geschichte nur einen kleinen Ausschnitt von der Erzähltradition und allen anderen, früheren und späteren, Geschichten, die dazu gehören, bildet.

Es geht nicht nur um einen Sachverhalt, sondern vielmehr um die Ort und Stelle des Ausgrabens, und um alles, was vielleicht zufällig dabei entdeckt wird. Manchmal stößt man auf etwas, das man nicht erwartet hatte, was sich aber dann als unerlässlich erweist. Man erkennt das, was früher geschehen ist und versucht Parallelen mit der Gegenwart zu finden, und sie seiner Erfahrung anzupassen. Beim Erzählen arbeitet man wie ein Archäologe, der nicht nur gräbt, um etwas zu finden, sondern auch um sich auf den Vorgang zu konzentrieren. Nach Benjamin

²⁷ Benjamin, *Der Erzähler*, S. 448.

²⁸ Walter Benjamin: *Ausgraben und Erinnern*. In: *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Bd. 4. Frankfurt/M. 1978-1989, S.400

²⁹ Ebd.

muß daher wirkliche Erinnerung ein Bild zugleich von dem der sich erinnert geben, wie ein guter archäologischer Bericht nicht nur die Schichten angeben muß, aus denen seine Fundobjekte stammen, sondern jene ändern vor allem, welche vorher zu durchstoßen waren.³⁰

Deswegen lässt sich der Akt des Erzählens nicht vom Erinnern trennen, weil sie sich einander bedingen: man erzählt, um zu erinnern, aber auch man erinnert, um zu erzählen. Honold fasst diesen gegenseitigen Einfluss mit diesen Worten: „Nicht das Erinnerte selbst, sondern die allein die verbindungsstiftende Tätigkeit ist es, die Erinnern und Erzählen als einander korrespondierende Funktionen zusammenführt“. ³¹ Geschichten zu erzählen wird dann zu einer Strategie, mit der man eine enge Verbindung zwischen der Gegenwart und Vergangenheit stiften kann.

Diese Verbindung ist gewissermaßen in Sprichwörtern zu sehen, die „sind Trümmer, die am Platz von alten Geschichten“. ³² Sie sind nicht imstande, die ganzen Geschichten zu vertreten, aber eine Dosis von der Weisheit steckt schon drin. Sie geben Rat, der aber nur bei manchen Fällen hilft, anders als ein Erzähler, der zu den Weisen gehört und dessen Rat für viele gibt, „[d]enn es ist ihm gegeben, auf ein ganzes Leben zurückzugreifen“. ³³ Der Erzähler bewahrt die Geschichten und lässt sie entfalten. Wenn er sie bearbeitet, gelingt es ihm, eine Beziehung zwischen ihm selbst, der Geschichte und den Zuhörern zu schaffen, die sich diese Erzählungen aneignen können. Mit Sprichwörtern sieht das unterschiedlich aus, weil sie nur Zusammenfassungen sind und nicht in jeder Situation kann man sagen, dass diese einzelne Zeile, hinter der sich nichts erraten lässt, zu seiner Erfahrung applizierbar ist. Es ist unmöglich, ein Sprichwort zu „erzählen“, weil wegen seiner fixierten Form der „Erzähler“ sich nicht zeigen kann. Was bleibt, ist einfach es auszusprechen. Man kann es nicht umgestalten und daher kann ein Sprichwort als Trümmer angesehen werden.

Das Handwerkliche am Erzählen, das sich zur Gemeinschaftsbildung beiträgt, ist auch eine Form der Erinnerung, weil wie Schöttker konstatiert: „es geht um die kollektive Erinnerung und das kulturelle Gedächtnis als Voraussetzung und Funktion des Erzählens“. ³⁴ Eine Erzählgemeinschaft wird also als ein Versuch, eine Geschichte zu retten, gesehen, weil alle daran aktiv teilnehmen. Der Erzähler ist für die Gestalt einer Geschichte verantwortlich. Er muss auch mit Hilfe von verschiedenen Erzähltechniken und Tricks das Interesse bei den Zuhörern wecken, die diese Geschichte sich merken und speichern. Die Erinnerung, die dadurch entsteht, ist also ein Resultat von einem Prozess, die vom Kollektiv produziert wurde und die zugleich es umfasst und lässt, die Geschichte als ein kulturelles Produkt zu betrachten. Erzählungen existieren nie isoliert. Deswegen haben sie einen realen Einfluss darauf, wie eine Gemeinschaft funktioniert. Sie verorten eine Gruppe, indem sie bestimmte Geschichten grundlegend machen. Am wichtigsten dann wird es an eine Geschichte zu erinnern, um sie dann weiterzuerzählen.

³⁰ Ebd., S. 401.

³¹ Honold, Erzählen, S. 384.

³² Benjamin, Der Erzähler, S. 464.

³³ Ebd.

³⁴ Schöttker, S. 562.

Die Weitererzählung muss nicht unbedingt sofort nach dem Zuhören folgen, was Benjamin auf dem Beispiel der Geschichte über dem Ägypterkönig Psammenit³⁵ analysiert. Nachdem der Perserkönig Psammenit besiegt hatte, versuchte er ihn zu demütigen, indem der Ägypter den persischen Triumphzug, seinen Sohn zum Tod geführt und seine Tochter als Dienstmagd beobachten musste, was ihn aber erstaunlicherweise nicht berührt hat. Erst als er seinen Diener unter den Gefangenen erkannt hatte, begann er zu trauern. Ähnlich wie die Trauer vom Ägypterkönig verhält sich eine wahre Erzählung: sie kann später zum Ausdruck kommen, denn „[sie] bewahrt ihre Kraft gesammelt und ist noch nach langer Zeit der Entfaltung fähig“.³⁶ Das betont das erzählerische Potenzial von Geschichten, die sich in einem beliebigen Moment, sogar wenn das am wenigsten erwartet wird, offenbaren kann. Dank dem gesicherten Platz im Gedächtnis der Zuhörer wartet eine Geschichte, um eines Tages aufzutauchen. „Sie ähnelt den Samenkörnern, die jahrtausendlang luftdicht verschlossen in den Kammern der Pyramiden gelegen und ihre Keimkraft bis auf den heutigen Tag bewahrt haben“,³⁷ was zeigt, dass eine Verzögerung keine Bedeutung für die Geschichte selbst hat.

Das unterscheidet Erzählungen wesentlich von der Information, die „lebt nur in diesem Augenblick, sie muß sich gänzlich an ihn ausliefern und ohne Zeit zu verlieren sich ihm erklären“.³⁸ So gesehen bleibt kein Raum für Erinnerung, weil es auch kein Bedürfnis dafür gibt. Informationen müssen nicht im Gedächtnis gespeichert werden. Es ist sinnlos sie weiterzuerzählen, anders als Geschichten, für die Zeit ein Verbündeter ist: vor allem deswegen, dass sie keine Erläuterungen brauchen. Wenn sie gut erzählt werden, bleiben sie dann relevant für immer und sogar die Zeitunterschiede können ihre Botschaft nicht lösen. Das Erzählen bedeutet eine Geschichte zeitlos zu machen, sodass jeder Zuhörer etwas von ihr an seine eigene Erfahrung anpassen kann. Information taucht so schnell auf, wie sie verschwindet und scheint außer diesem kurzen Moment keine größere Wichtigkeit zu haben, die aber für eine Geschichte durch das Erinnern gewährleistet wird, was aus dem handwerklichen, schichtartigen Charakter und kollektiven Vorgang des Erzählens folgt. Diese lange Zeitspanne bedingt auch bestimmte Offenheit, weil wenn es keinen Bedarf nach einer sofortigen Antwort gibt, kann der Zuhörer selbst entscheiden, woran er sich erinnert und was er mit der erzählten Geschichte weiter macht. Sie wird für ihn lebendig, denn ihre Wirkung beschränkt sich nicht nur auf den jetzigen Erzählmoment.

³⁵ Diese Geschichte kann als ein Denkbild betrachtet werden, weil sie keine feste Erklärung darstellt. Das Bild ist nur ein Ausgangspunkt, ein Versuch: etwas wird kommuniziert, aber nicht nur ausschließlich in der Sprache. Vgl. Lipszyc, S. 521. Das ähnliche betrifft auch im *Erzähler-Aufsatz* erwähnte Erzählung *Unverhofftes Wiedersehen* von Johann Peter Hebel, die auf Bildern basiert, als eine Chronik funktioniert, keine fertigen Interpretationen vorschlägt und sich mit ihrer Form und ihrem Inhalt dem Tod widersetzt.

³⁶ Benjamin, *Der Erzähler*, S. 446.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd., S. 445.

Tod und Erzählen

Das Erzählen ist auch eine Methode, den Tod zu bekämpfen, indem man an eine Geschichte erinnert, um sie möglicherweise fortzusetzen. Benjamin schreibt:

Der Angelpunkt für den unbefangenen Zuhörer ist, der Möglichkeit der Wiedergabe sich zu versichern. Das Gedächtnis ist das epische Vermögen vor allen anderen. Nur dank eines umfassenden Gedächtnisses kann die Epik einerseits den Lauf der Dinge sich zu eigen, andererseits mit deren Hinschwinden, mit der Gewalt des Todes ihren Frieden machen.³⁹

Während des Erzählens bildet sich nicht nur ein gewisses Verständnis von dem, was in einer Erzählung geschieht, sondern es formt sich auch ein Widerstand gegen den Tod, der über den Erzählprozess keine Macht hat. Das Gedächtnis eignet sich eine Geschichte an und automatisch bedeutet das, dass sie unsterblich wird. Erzählungen leben, weil sie ein Teil von der mündlichen Tradition sind und so lange es die Menschen gibt, die erzählen können, aber auch die Menschen, die diesen Geschichten zuhören, lässt es sich daran nicht zweifeln, dass der Tod, das Ende, nicht entscheidend sind, denn „die *Erinnerung* stiftet die Kette der Tradition, welche das Geschehene von Geschlecht zu Geschlecht weiterleitet. Sie ist das Musische der Epik“.⁴⁰ Zu erzählen bedeutet, sich von Erinnerung inspirieren und führen lassen, weil die Erinnerung sowohl den Erzähler als auch den Zuhörer unterstützt.

Diese Inspiration beruht auch auf einem Vermögen, eine Geschichte umzugestalten und in verschiedenen Richtungen zu entwickeln. „In jedem derselben lebt eine Scheherezade, der zu jeder Stelle ihrer Geschichten eine neue Geschichte einfällt. Dieses ist ein episches *Gedächtnis* und das Musische der Erzählung“.⁴¹ Das persische Mädchen erzählte nicht nur, um die Geschichten mitzuteilen, sondern auch um ihre Zeit zu verlängern und sich vor dem Tod zu retten. Erzählen sichert dem Erzähler eine Freiheit, was aber auch aus der spezifischen Struktur der Erzählung folgt, die einig mit der Funktionierungsweise des Gedächtnisses ist. Was im Gedächtnis bleibt, ist kontinuierlich umgeformt. Einige Erinnerungen verdrängen anderen, aber sie können auch andere ins Leben rufen. Wo und wann ein bestimmtes Element auftaucht, ist nicht bekannt, und daran lässt sich das Musische in der Erzählung erkennen. Zwischen diesen Elementen gibt es doch einen Zusammenhang, der vom Erzähler geschaffen wird. Benjamin betont, dass der Erzähler, der die Tradition verkörpert, „stiftet das Netz, welches alle Geschichten miteinander am Ende bilden“.⁴² Dieses Netz entsteht durch die Wege, die das Gedächtnis wählt, um dort seine Geschichten zu entfalten. Es ist ein herrschendes Prinzip, das imstande ist, eine Erzählung als ein rebellisches Zeichen gegen den Tod zu sehen.

³⁹ Benjamin, S. 453.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd., S. 453-454.

⁴² Ebd., S. 453.

Zusammenfassung

Benjamins *Erzähler-Aufsatz* ist ein Text, der die Kunst des Erzählens, ihre Eigenschaften, Möglichkeiten, Methoden, aber auch Gefahren beschreibt. Benjamin versucht zu erläutern, worauf das Erzählen beruht und was es konstituiert. Er wählt die Beziehung zwischen der Erzählung und dem Roman und analysiert die Unterschiede und den gegenseitigen Einfluss von diesen zwei Formen. Er konzentriert sich hier vor allem auf der Mündlichkeit, der handwerklichen Qualität und dem gemeinschaftsbildenden Potenzial der Erzählung, was im Roman abwesend ist. Honold stellt fest:

Mündlichkeit und Schriftform, Überlieferung und kreative Variation, gemeinsamer Quellenschatz und individuelles Gepräge: In diesem Spannungsfeld arbeitet der von Benjamin porträtierte Erzähler.⁴³

Nicht nur auf diesen Merkmalen legt Benjamins Erzähler einen großen Wert, sondern auch auf die Offenheit der Erzählung, die eine unendliche Zahl der Interpretationen ermöglicht, was sich mit dem Konzept des Erinnerns verbindet, wenn das Erzählte sich als eine merkwürdige Geschichte darstellt, die der Zuhörer mit eigener Erfahrung vergleichen kann. Dadurch wird die Geschichte im Gedächtnis behalten und es besteht eine Chance, dass sie, mit einigen Veränderungen, weitererzählt wird. Für Benjamin bedeutet eine Geschichte zu erinnern und dann zu erzählen, auch den Widerstand gegen den Tod zu leisten und das Erzählte von der Vergessenheit zu retten, obwohl der Tod für den Erzähler die endgültige Begrenzung ist.

Bibliographie

- Benjamin, Walter: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows (1936). In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd.II.2, Hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M. 1991, S. 438-465.
- Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Bd. 3. Frankfurt/M. 1978-1989, S. 1276-1315.
- Benjamin, Walter: Ausgraben und Erinnern. In: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Bd. 4. Frankfurt/M. 1978-1989, S. 400-401.
- Erdle, Birgit: Benjamins Erzählen. In: Verhandlungen mit dem New Historicism. Das Text-Kontext-Problem in der Literaturwissenschaft. Hg. v. Jürg Glauser / Annegret Heitmann. Würzburg 1999, S. 49-62.
- Honold, Alexander: Erzählen. In: Benjamins Begriffe. Bd.1. Hg. v. Michael Opitz / Erdmut Wizisla. Frankfurt/M. 2000, S. 363-398.
- Honold, Alexander: Der Leser Walter Benjamin: Bruchstücke einer deutschen Literaturgeschichte. Berlin 2000.
- Hutcheon, Linda: A Theory of Adaptation. New York 2006.

⁴³ Alexander Honold: Der Leser Walter Benjamin: Bruchstücke einer deutschen Literaturgeschichte. Berlin 2000, S. 184.

Lipszyc, Adam: Sprawiedliwość na końcu języka. Czytanie Waltera Benjamin. Kraków 2012.

Schöttker, Detlev: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows. In: Benjamin Handbuch: Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Burkhardt Lindner. Stuttgart 2006, S. 557-591.

Schlüsselwörter

Erzählen, Erzählung, Roman, Erinnern, Gemeinschaft, Erzähler als Handwerker.

Walter Benjamin's *Erzähler-Aufsatz*: story, novel and memory

The article elaborates on Walter Benjamin's theory of storytelling presented in *The Storyteller. Reflections on the Works of Nikolai Lesskow*. The main focus is on the difference in the genres of a story and a novel, which has a tremendous impact not only on the strategies applied in texts, but also on their consequences for a reader / listener. Storytelling enables a storyteller and their listeners to found a community and offers a broad range of individual interpretations of a story. Saving its core, it stays open for various approaches. At the same time storytelling resembles an archeological procedure because of the multilayered structure of a story and the palimpsestic nature of memory and human experience. Then, the aim of a true storytelling is to listen to a story, memorize, store and share it, taking into account some personal traits of a storyteller, which constitutes the craft character of a story and helps resist death.

Key words

storytelling, story, novel, memory, community, storyteller as craftsman.

Soziale Lage der Frauen um die Revolution 1848 anhand des Werks *Schloss und Fabrik* der Frauenrechtlerin Louise Otto-Peters

Louise Otto-Peters gilt als eine der bedeutendsten Wegbereiterinnen der Frauenemanzipation in Deutschland und ist vor allem wegen ihres Engagements für Frauenrechte bekannt. Die meisten Vermerke über sie beziehen sich fast ausschließlich auf ihre emanzipatorische Tätigkeit; sie vertrat die Auffassung, dass die Frauen auch der Gesellschaft angehören, deshalb sind sie verpflichtet, über die Zukunft des Landes mitzuentcheiden, was ihrem Motto – *Der Menschheit Hälfte blieb noch ohne Recht* – entsprach.¹ Die Schriftstellerin plädierte für bessere Chancen für Frauen und ihre Postulate beschränkten sich nicht nur auf Recht der Frau auf Bildung und Erwerb. L. Otto-Peters wagte es, patriarchalische Strukturen zu kritisieren, die die Position der Frau in der Gesellschaft herabsetzten. Sie widersetzte sich auch der Vaternormschaft² und strebte nach der Unabhängigkeit der Frauen und Gleichheit der Geschlechter.³ Symptomatisch scheint aber die Tatsache zu sein, dass L. Otto-Peters sich von den so genannten Emanzipierten distanzierte und der Ansicht war, dass jede Frau wichtige Rolle im Familienleben spielt und sich als Ehefrau und Mutter verwirklichen sollte.

Louise Otto-Peters wurde während der Revolution 1848 „durch ihr politisches und soziales Engagement zu einer Identifikationsfigur“⁴. Sie setzte sich zum Ziel, in ihren Werken die Revolution realitätsnah zu präsentieren und deswegen schonte sie nicht die bestehenden politischen und sozialen Strukturen, was sie den Kontrollen, Verfolgungen und letztendlich Repressionen seitens der Behörden aussetzte. Außerdem erhielt sie zahlreiche Schmähbriefe.⁵ Diese Schriftstellerin beteiligte sich

¹ Die Stellung der Schriftstellerin wurde stark durch die Erziehung geprägt: von Kindheit an schärfte man ihr Interesse an Literatur, Kultur und sozialem Leben ein.

² Vgl. Hannelore Schröder: „*Der Menschheit Hälfte blieb noch ohne Recht*“. In: Ilse Nagelschmidt, Johanna Ludwig (Hrsg.): *Louise Otto-Peters. Politische Denkerin und Wegbereiterin der deutsche Frauenbewegung*. Dresden 1996, S. 23.

³ Vgl. ebd. S. 25

⁴ Magdalena Gehring: *Die Revolution 1848/49 im Leben von Louise Otto-Peters*. In: Susanne Schötz, Martina Schattkowsky (Hrsg.): *Louise Otto-Peters und die Revolution 1848/49*. Leipzig 2012, S. 76 f.

⁵ Vgl. Marion Freund: *Revolutionäre Erinnerungskultur – emanzipatorische Spuren der 1848er-Bewegung im Wirken Louise Ottos und ihrer Wegbegleiterinnen*. In: Susanne Schötz, Martina

gern am sozialen Leben, deshalb äußerte sie sich oft zum Thema der Frauenlage und in Form zahlreicher Postulate oder Artikel, die sie unter dem Pseudonym Otto Stern veröffentlichte, setzte sie sich für Frauenrechte ein und erklärte Stimmrecht der Frauen für ihre Pflicht.⁶ Dank ihrer *Adresse eines Mädchens an den hochverehrten Minister Oberländer, an die von ihm berufene Arbeiterkommission und an alle Arbeiter* (1848) wandte sie sich an den Minister, um die Notwendigkeit der Frauenerwerbstätigkeit zu fordern, was einen großen Skandal auslöste.⁷ Zu ihren Werken, die großes Aufsehen wegen zahlreicher Kontroversen erregten, gehören auch ihre Gedichtsammlung *Lieder eines deutschen Mädchens* (1847) oder *Über die Theilnahme der Frauen am Staatsleben* (1847). Sie verfasste auch die Schrift *Das Recht der Frauen auf Erwerb* (1866). Als Gründerin der „Frauen-Zeitung“⁸ und des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins verlangte sie Unabhängigkeit der Frauen, lehnte aber die Postulate der freien Liebe und alle damit verbundenen Forderungen nach sexueller Freiheit der Frau ab.⁹

In ihren Romanen und Novellen richtete sie sich vor allem danach, die Texte den Lesern verständlich zu machen¹⁰ und die Wahrheit nicht zu verschönern. Oft befasste sie sich mit der Situation der Frauen und veranschaulichte Probleme ihres Geschlechts. Die Suche nach der eigenen Identität und Emanzipationsbestrebungen bildeten den Hintergrund ihrer Werke, denen sie eine Belehrungsfunktion durch Darstellung fiktiver Frauenschicksale verlieh. Ihre Protagonistinnen entstammen verschiedenen sozialen Schichten und nicht selten verstoßen sie gegen die ihnen aufgedrängten Rollen. Die Verfasserin wagte es, die zu ihren Lebzeiten populäre Konvenienzehen anzuprangern, was sie in den Werken *Die Nachtigall von Werawag* (1887) oder *Cäcilie Telville* (1852) zum Ausdruck gebracht hat. Symptomatisch erscheint jedoch die Tatsache, dass sie ihren Heldinnen erlaubt, außereheliche Kontakte zu pflegen, und sie dafür nicht bestraft.¹¹ Die Schriftstellerin setzte sich auch mit der Frage der Frauenbildung auseinander, was in *Kathinka* (1844) zum Thema gemacht wurde. Künstlerisch begabte Heldinnen skizziert sie außerdem in *Heimische und*

Schattkowsky (Hrsg.): *Louise Otto-Peters und die Revolution 1848/49*. Leipzig 2012, S. 95.

⁶ Vgl. Johanna Ludwig: *Otto-Peters, Louise*. (Pseudonyme: *Otto Stern, Malwine von Steinau*). Benutzt wurde die Online-Ausgabe des Textes: http://saebi.isgv.de/biografie-druck/Louise_Otto-Peters_%281819-1895%29 Zugang am 11.04.2014.

⁷ Vgl. ebd.

⁸ Das Journal existierte in den Jahren 1849-1853.

⁹ Vgl. Gisela Notz: *Das Recht der Frauen auf Erwerb*. In: Ilse Nagelschmidt, Johanna Ludwig (Hrsg.): *Louise Otto-Peters. Politische Denkerin und Wegbereiterin der deutschen Frauenbewegung*. Dresden 1996, S. 125.

¹⁰ Vgl. Barbara Bauer: *Der Frauenroman. Zur Verbreitung, Kritik, Struktur und Geschlechtsanthropologie am Beispiel Louise Otto-Peters*. In: Ilse Nagelschmidt, Johanna Ludwig (Hrsg.): *Louise Otto-Peters. Politische Denkerin und Wegbereiterin der deutschen Frauenbewegung*. Dresden 1996, S. 70 f.

¹¹ Vgl. Carol Dieth: *Jenseits des Melodramas: Frauenthemen in Louise Ottos Romanen*. In: Johanna Ludwig, Elvira Pradel, Susanne Schötz (Hrsg.) *Louise Otto-Peters-Jahrbuch I/2004. Forschungen zur Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin Louise Otto-Peters*. Leipzig 2004, S. 149 f.

Fremde, Ein Gemälde aus der Schweiz (1858)¹², *Vier Geschwister* (1852) und *Drei verhängnisvolle Jahre* (1867).

L. Otto-Peters widmete sich jedoch nicht nur der Frauenfrage; sie behandelte auch Probleme der Arbeiterklasse und äußerte sich zu ungerechter Konkurrenz auf dem Markt oder politischen Missständen.¹³ In ihrem Roman *Schloss und Fabrik* (1846)¹⁴ demonstrierte sie Not der Arbeiter, soziale Lage der armen Menschen, Prozess der Industrialisierung und den fortschreitenden Kapitalismus. Sie konzentrierte sich darüber hinaus auf die Differenzen zwischen Adel und Bürgertum und schilderte realitätsnah die Ausbeutung des Proletariats.¹⁵

Es soll noch hervorgehoben werden, dass Louise Otto-Peters besonderes Interesse an der Geschichte hatte und diese Tendenz in ihren historischen Romanen sichtbar machte, indem sie historische Geschehnisse in ihre Werke einflocht. Sie wählte solche Gestalten, die als Vorbilder für Frauen dienen könnten.¹⁶ Das Bild anderer Epochen widerspiegelte sie im Roman *Nürnberg* (1859), in dem sie Mittelalter in den Mittelpunkt stellte und auf Hexenverfolgung hinwies.¹⁷ Zu anderen kulturhistorischen Romanen gehören *Die Schultheißentöchter von Nürnberg* (1861), *Die Stiftsherren von Straßburg* (1872) und *Die Nachtigall von Werawag* (1887).

Wegen der Vielfalt der behandelten Motive wurden die Werke von L. Otto-Peters unterschiedlich begutachtet. Die Rezensenten¹⁸ kritisierten ihren „poetischen Makulaturstil“ und „schiefe Ansicht“¹⁹. Sie prangerten ihre Mängel und Inkorrektheiten an²⁰

¹² Vgl. ebd., S. 150.

¹³ Vgl. Wilfried Sauter: *Konzept und Scheitern der Zeitschrift „Nord und Süd“ von 1848: Die soziale Demokratie, Louise Otto und die „Organisation der Arbeit“*. In: Johanna Ludwig, Susanne Schötz, Hannelore Rothenburg (Hrsg.): *George Sand und Louise Otto-Peters. Wegbereiterinnen der Frauenemanzipation*. Leipzig 2005, S. 153 f.

¹⁴ Vgl. Johanna Ludwig: *Grüßwort zum Kolloquium „Louise Otto-Peters und die Revolution von 1848-1849“ am 15.05.2009 in Dresden*. In: Susanne Schötz, Martina Schattkowsky (Hrsg.): *Louise Otto-Peters und die Revolution von 1848-1849*. Leipzig 2012, S. 16 f.

¹⁵ Vgl. Ruth-Ellen Boetcher-Joeres: *Louise Otto-Peters: Ambivalenzen, Grenzen und Grenzüberschreitungen*. In: Ilse Nagelschmidt, Johanna Ludwig (Hrsg.): *Louise Otto-Peters. Politische Denkerin und Wegbereiterin der deutschen Frauenbewegung*. Dresden 1996, S. 44.

¹⁶ Vgl. Barbara Bauer: *Der Frauenroman. Zur Verbreitung, Kritik, Struktur und Geschlechtsanthropologie am Beispiel Louise Otto-Peters*. In: Ilse Nagelschmidt, Johanna Ludwig (Hrsg.): *Louise Otto-Peters. Politische Denkerin und Wegbereiterin der deutschen Frauenbewegung*. Dresden 1996, S. 78.

¹⁷ Vgl. Godula Kosack: *Louises Hexenbild in dem Roman Nürnberg*. In: Johanna Ludwig, Elvira Pradel, Susanne Schötz (Hrsg.): *Louise Otto-Peters-Jahrbuch I/2004. Forschungen zur Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin Louise Otto-Peters*. Leipzig 2004, S. 137.

¹⁸ Die einzigen Personen, die sich für L. Otto-Peters einsetzten und ihre Werke positiv beurteilten, waren Henriette Goldschmidt und Otto Spielberg: „[...] die Verfasserin hat Charakter und ein tiefes Verständnis für die Wunden unserer Zeit; sie fühlt sie mit. Louise Otto kämpft tapfer gegen den sozialen Notstand; alle ihre Schriften werden den Gleichgesinnten willkommen sein“. „Blätter für literarische Unterhaltung“ 1868, S. 61.

¹⁹ „Blätter für literarische Unterhaltung“ 1846, S. 145 ff.

²⁰ Vgl. Barbara Bauer: *Der Frauenroman...*, S. 67.

und wiesen auf ihr mangelndes Wissen oder fehlende Kenntnisse hin. Man warf ihr vor, dass sie ihre Kompetenzen überschätzte²¹ und historische Ereignisse banalisierte²²:

So mancherlei Erscheinungen aufzustellen, welche mit der Hauptaufgabe nicht eigentlich verbunden, sondern ihr nur beigegeben sind, ohne auch nur für sich selbst betrachtet wahrhaftes Interesse zu bieten. Übrigens sind [...] die weiblichen Figuren meistens recht gut gehalten, und es wäre zu wünschen gewesen, dass eben sie die Ereignisse trügen, lenkten und zur Entscheidung brächten. Es würde dann dem Gegenstande eine neue Seite abgewonnen sein.²³

Die erste Fassung des Romans *Schloss und Fabrik* entstand im Jahre 1846 und bezog sich offensichtlich auf die Niederschlagung des Leipziger Aufstands, bei dem viele Menschen erschossen wurden. Erschüttert über diese Ereignisse beschloss Louise Otto-Peters die ungerechte Lage der Arbeiter zu skizzieren. Der dreibändige Roman weist sozialkritische Züge auf, zumal die Autorin ein breites Spektrum der Gesellschaft schildert. Sie setzt sich nicht nur mit der Not des Proletariats auseinander, sondern sie konzentriert sich auch darauf, die Belange der Armen oder des Bürgertums zum Ausdruck zu bringen. Die Industrialisierungsprozesse beeinflussen im Werk die Existenz aller Gesellschaftsschichten und tragen oft zum Pauperismus der Ärmsten bei. Das Repertoire der Frauengestalten ist breit ausgebaut, sie entstammen fast jeder Gesellschaftsschichte. Man unterscheidet Vertreterinnen des Bürgertums, des Proletariats oder der Aristokratie. Im Roman weisen alle kreierten Gestalten typische weibliche Eigenschaften auf: sie sind oft fürs Leben nicht vorbereitet und unterliegen einem Vormund. Außerdem steht ihnen kein Recht zu, selbst wichtige Entscheidungen zu treffen. Die Protagonistinnen sind standesspezifischen Problemen ausgesetzt, zumal ihre Existenz durch ihre Abstammung determiniert wird. Die Frauenfiguren scheinen die Rollen einzunehmen, die ihnen von der Gesellschaft aufgedrängt werden. Louise Otto-Peters wagt es aber, in ihrem Werk Frauen darzustellen, die aus dem tradierten Modell der guten Ehe-, Hausfrau und Mutter ausbrechen, um das Leben nach eigenen Wünschen zu führen, was sie anhand des Schicksals von Amalie vor Augen führt. Diese Protagonistin zählt zu den Frauen, die sich unglücklich in ihrer Ehebeziehung mit dem Lehrer Johannes Thalheim fühlen. Ihre Verzweiflung widerspiegelt sich in der Entscheidung, ihrem Ehemann auf dem Sterbebett Wahrheit zu gestehen, dass sie ihn nie geliebt hat. Geplagt von Gewissensbissen ist sie nicht mehr im Stande, ihre Gefühle zu verbergen. An dieser Stelle muss betont werden, dass auf das Handeln der Protagonistin sich ihre Abstammung und vor allem voreilige Entscheidungen auswirken, die sie zur Eheschließung mit Thalheim veranlasst hatten. Als junge Frau lebte sie in Armut mit ihrer Mutter und ging Beziehung zu einem polnischen Adligen Jaromir von Szariny ein. Louise Otto-Peters gewährt Einsicht in das Innenleben, um die niedrigen Beweggründe der Heldin, die zu ihrer Unzufriedenheit beitragen, darzustellen:

²¹ Vgl. ebd.

²² Vgl. ebd., S. 68.

²³ „Blätter für literarische Unterhaltung“ 1847, S. 40.

Mein Leben ward furchtbar öde, da er fort war [...] Aber nun ward die Eifersucht zu meinem Dämon – ich hatte keine ruhige Minute mehr. Schrieb er mir einmal länger nicht, als gewöhnlich, so sprach ich im nächsten Brief meine Unruhe darüber aus, machte ihm Vorwürfe, nannte ihn untreu.²⁴

In Anbetracht dessen scheint der Wendepunkt im Leben der Protagonistin ihre Entscheidung zu sein, den Verlobten zu verlassen, um ihm zum Trotz zu machen und den ungeliebten Thalheim zu heiraten. Das Gefühl der fehlenden Anerkennung seitens des Geliebten ruft Misstrauen gegen Szariny hervor. Die unbeherrschte Eifersucht, die Amalie zum ständigen Kontrollebedürfnis zwang, führt letztendlich zu ihrer Niederlage:

ich ward krank, dadurch entging Dir mein tiefes Herzeleid. Ich hoffte immer noch, er würde wieder schreiben, mich beschwören, zu widerrufen – dann wollte ich mein Wort von Dir zurückverlangen, es mögte daraus entstehen, was da wolle. Aber er schickte mir meinen Ring wieder und schrieb kein Wort dazu. Da wollte ich glücklich sein – ihm zum Trotz.²⁵

Die Heldin von L. Otto-Peters verstößt gegen die Moralnormen und geht eine neue Beziehung ein. Sie belügt bewusst ihren neuen Partner und heiratet ihn, obwohl sie keine Liebe empfindet. Ihre Eifersucht macht sie blind, deshalb verletzt sie die bestehenden Sittlichkeitsregeln und verhält sich rücksichtslos, zumal sie anfangs keine Gewissensbisse hat. Ein solches Vorgehen liefert den Beweis dafür, dass Amalie egoistisch war. Ihr kaltes Kalkül setzte voraus, Rache an dem unschuldigen Verlobten zu nehmen, sie stellte sich jedoch als Schritt in die eigene Einsamkeit heraus. Die von Anfang an zum Scheitern verurteilte Ehe quält sie und verstärkt ihre Einsamkeit. Beachtung soll der Tatsache geschenkt werden, dass Otto-Peters' Protagonistin ihre Chance auf ein glückliches Leben mit ihrer Entscheidung vertan hat. Die Frustration reagiert sie in Form der Härte ihrem Mann gegenüber ab. Die Erlösung findet sie jedoch in der Trennung von ihm, was sie innerlich erleichtert. Sie wagt es auch, ihre Gefühle zu offenbaren und erhofft die Loslösung von ihrer Lage. Louise Otto-Peters stattet ihre Protagonistin mit Eigenschaften aus, die ihr ermöglichen, unglückliche Ehe aufzulösen und einen neuen Abschnitt des Lebens zu beginnen. Symptomatisch ist der Bewusstwerdungsprozess, der sich in ihr vollzieht: sie scheint den Verlust des Ehemannes nicht zu bereuen:

[...] dieses Ringen, das vielleicht nur die Frau mit seinen ganzen gräßlichen Qualen ganz verstehen kann, welche selbst an einen Mann gefesselt ist, den sie hochachten muß, aber für den ihr Herz sich vergebens bemüht, Liebe zu empfinden – vielleicht hatte dieses Ringen Amalien schon vor ihrer Krankheit verändert. Es hatte ihr inneres Leben verbittert – und dieses Verbittertsein prägte sich deutlich auf ihrem Gesicht aus, ihr Charakter war heftig und herrisch geworden, und dadurch, daß sie für Alles, was sie im Stillen litt, Niemand und nichts Anders verklagen konnte, als sich selbst, so nagte

²⁴ Louise Otto-Peters: *Schloss und Fabrik*. Bremen 2012, S. 21.

²⁵ Ebd., S. 21 f.

das Bewußtsein, nur selbst verschuldetes Weh zu tragen, und zwar durch Leichtsinn und Unrecht verschuldetes, nur um so zehrender an ihrem Innern.²⁶

Besonderes Gewicht soll der Entschlossenheit der Protagonistin beigemessen werden. Obwohl sie sich dessen bewusst ist, dass die Auflösung der Ehe mit dem Verlust ihrer Ehre gleichbedeutend ist, fasst sie Mut, sich vom bisherigen Leben zu befreien. Im Stillen erlebt sie enttäuschte Liebe und scheint sich nach einer glücklichen Beziehung zu sehnen. Da sie auf keine nahe stehende Person zählen kann, ist sie gezwungen, alle in ihr steckenden Gefühle im Keim zu ersticken. Die Verbitterung prägt ihre Persönlichkeit, ermöglicht ihr aber, Änderungen vorzunehmen. Die unerfüllte Ehe gewährt ihr kein Glück und löst bei ihr Gewissensbisse aus. Um das Bild der Frau abzurunden, darf nicht übersehen werden, dass im 19. Jahrhundert jede Frau sich als Ehefrau, Mutter und Hausfrau bewähren sollte. Von besonderer Relevanz sind die Ansprüche der Frau auf ihre Freiheit, die ihre Emanzipationsbestrebungen widerspiegeln. Ihre Hartnäckigkeit, sich von gesellschaftlichen Normen loszulösen, lässt vermuten, dass sie keinen Gefallen mehr an ihrer Lage findet. Verblüffend ist auch die Tatsache, dass die Protagonistin sich nicht als Mutter verabsolutiert und ihr Kind nicht liebt:

Anderen Frauen verleiht die Mutterwürde und das Mutterglück einen neuen, oft einen heiligen Zauber, auch dem Äußeren, besonders dem Ausdruck der Züge – bei Amalien war das nicht so. Sie liebte ihr Kind nicht, denn es war das Kind eines ungeliebten Gatten, und da sie allein sich seiner mühsamen Pflege hatte unterziehen müssen, oft kämpfen mit täglichen Entbehrungen, und manches Opfer bringen mußte, so erschien es ihr oft eher eine Last als ein Glück – Mutter zu sein.²⁷

Amalie legt keinen Wert auf die Mutterschaft und wird der Mutterrolle nicht gerecht. In Anbetracht ihres Verhaltens lässt sich die These aufstellen, dass die ihr von der Gesellschaft aufgedrängten Pflichten der Mutter ihr Einsamkeitsgefühl vertiefen. Einen Umbruch in ihrem Leben stellt jedoch der Tod des Kindes dar. Symptomatisch scheint die Reaktion der Heldin zu sein: Amalie fühlt sich erleichtert, zumal sie sich nicht mehr an die Normen der Gesellschaft anpassen muss. Damit scheint sie eine gewisse Entwicklung durchzumachen. Obwohl das Kind sie an den ungeliebten Mann erinnert, wird sie vom Schuldgefühl geplagt, zumal sie der kleinen Tochter zu wenig Liebe geschenkt hat. Ausschlaggebend ist die fehlende Prädestinierung der Heldin zur Mutterrolle: sie entspricht nicht dem Muster der Ehefrau und Mutter. L. Otto-Peters hebt den zwiespältigen Charakter der Protagonistin hervor, indem sie ihre Gewissensbisse nach dem Verlust der kleinen Tochter veranschaulicht. Der Abbruch mit der Mutterrolle weist nicht mehr auf die Bestimmung der Frau hin, es entsteht für sie ein neuer Handlungsraum. Wegen des Todes ihrer Tochter fühlt sie sich nirgendwo verwurzelt und empfindet die Sinnlosigkeit ihrer eigenen Existenz: „Nun hab‘ ich keinen Zweck mehr im

²⁶ Ebd., S. 54 f.

²⁷ Ebd.

Leben, für Dich bin ich gar Nichts mehr“²⁸. Obwohl die Protagonistin anfangs entwicklungsunfähig erscheint, trägt sie mit ihrer Vorgehensweise zur Wandlung in ihrem Leben bei. Sie erleidet jedoch Niederlage, mit dem Verzicht auf ihre Ehe erhoffte sie eine neue Beziehung zu dem Grafen einzugehen, was ihr misslungen ist. Es darf nicht übersehen werden, dass die labile Heldin Angst vor der Reaktion der Gesellschaft hat. Sie schämt sich wegen ihrer Niederlage, will nicht stigmatisiert und verspottet werden.

Sie war es zufrieden, ja sie war froh darüber, daß sich Thalheim von ihr trennen wollte. [...] seine Nähe vermogte sie [...] noch weniger ohne Scham zu ertragen, als selbst damals, wo sie ihm das Geständniß gemacht hatte, ihn nicht zu lieben. Denn wie sich jetzt Amalie in ihren eignen Augen gedemüthigt fühlte, so fühlte sie sich es noch um so mehr ihrem Gatten gegenüber.²⁹

Amalie vergegenwärtigt sich, dass sie jetzt vollkommene Freiheit wiedererlangen kann, weil keine Bindung mehr an ihren Ehemann besteht. Aus diesem Grund wagt sie sogar, ihm Scheidung vorzuschlagen. Mit der Auflösung der Ehe trägt sie nicht nur zum Verlust der Ehre bei, sondern sie wird sogar gezwungen, sich selbst um ihren Unterhalt zu kümmern. Die nach der eigenen Identität suchende Protagonistin weist Züge des Wahnsinns auf. Einerseits ist sie hilflos und apathisch, andererseits hält sie das nicht davon ab, den Mann abzuwerten.

Noch Eines: Du bist durch die Ehe zu unglücklich geworden, als daß ich glauben sollte, es triebe Dich zu einer zweiten Verbindung, sollte es aber einst so sein, und ich schleppte mich immer noch unglücklich durch's Leben, so wird wohl auch unsere gerichtliche Scheidung kein Hinderniß finden – wäre es dennoch, so will ich kein Mittel scheuen und jedes Opfer bringen, das im Stande ist, sie zu bewerkstelligen – und müßt' ich mich selbst – ehrlos nennen. Nur in diesem Falle suche meinen Aufenthalt zu erfahren – außerdem, dies Versprechen nehm ich Dir ab: frage niemals nach mir.³⁰

Die nach eigenen Wünschen strebende Heldin wird bestraft und gerät in Einsamkeit, die ihr logisches Denken beeinträchtigt und in Folge zu ihrem psychischen Zusammenbruch führt.

Auch Liese – die Vertreterin des Proletariats – wird wahnsinnig. Diese in der Fabrik von Herrn Felchner schwer arbeitende Randfigur erzieht ihre Kinder allein, weil ihr Mann im Gefängnis sitzt. Wegen ihrer miserablen materiellen Lage müssen auch ihre Kinder Arbeit aufnehmen. Um ihre Notlage zu betonen, verleiht ihr die Autorin negative Züge. Wegen ihrer „riesenhaften Größe“ wird sie „lange Liese“³¹ genannt, die Blässe und starres Gesicht wirken sich negativ auf ihre ganze Gestalt aus, zumal sie verbittert und unzufrieden zu sein scheint. An dieser Stelle darf die rangniedrige Abstammung nicht übersehen werden, die Liese dazu zwingt, über ihre Kräfte zu

²⁸ Ebd., S. 278.

²⁹ Ebd., S. 71 f.

³⁰ Ebd., S. 277 ff.

³¹ Ebd., S. 164.

arbeiten. L. Otto-Peters veranschaulicht die Lage des Proletariats und berichtet von dem Abstiegsprozess der Frau. Sie zeigt nicht nur Unterdrückung, sondern legt auch Wert darauf, Prozesse der Versklavung der Armen zu skizzieren. Den Kern ihrer Geschichte bildet aber der Verlust der Kinder, was zu dem psychischen Zusammenbruch Lieses führt. Erkennbar ist eine Umwandlung: da das Leben der Frau in Bezug auf ihr Muttersein beurteilt wird, fühlt sich die Protagonistin des Sinns ihrer Existenz beraubt. Damit setzt der Prozess ihrer Vereinsamung an, was sie wegen der fehlenden Ausbildung und des erlebten Dramas nicht im Stande ist, zu erkennen:

Ich kann sagen, mir wird wohl manchmal Angst, wenn die lange Liese so flucht und dazwischen lacht und schluchzt, daß sich's greulich mit anhört – denn da weiß sie nicht mehr, was sie spricht, und versündigt sich gar gegen den lieben Gott im Himmel droben. Aber wahr ist's, schlecht hat sie's gehabt ihr Leben lang [...].³²

L. Otto-Peters skizziert den allmählichen Abstiegsprozess und damit die Stufen des psychischen Zusammenbruchs der Frau, die in den Wahnsinn flüchtet. Er bietet ihr die Möglichkeit, sich vom Leiden zu befreien. Die Erfahrung der Unterdrückung verhindert ihre Fähigkeit, die sie umgebende Außenwelt zu gewahren. Ihre Einsamkeit wirkt sich auf sie destruktiv aus; ihre Hilflosigkeit deprimiert sie und intensiviert ihren Wahnsinn.

Das Gelächter hatte die lange Liese ausgestoßen, welche jetzt mit raschen Schritten des Wegs gekommen war. »Könnte noch Alles gut werden?« rief sie mit unheimlicher, wie wahnsinniger Stimme. »Würde Alles gut? Was denn? ,s liegen viel Kinderleichen auf dem Kirchhofe, von den verfluchten Maschinen zerrissen – das wird doch nicht wieder gut, die stehen nicht wieder auf und kämen Engel vom Himmel! Gute Menschen aus Kindern – ei ja doch, gute Menschen, die gut arbeiten und gutwillig sich die Kinder verderben und sterben lassen – immer Eins von Beiden, verderben – sterben – verderben – sterben.«³³

Lieses Verhalten weist Züge der Labilität auf, mal bricht sie in Wut aus, mal ist sie depressiv. Die Einsamkeit steht im Einklang mit der sozialen Not, aber das Leben am Rande des Existenzminimums erlaubt ihr nicht, irgendwelche Maßnahmen zu ergreifen.

Ein ganz anderes Leben führt Pauline, die Tochter eines reichen Fabrikbesitzers ist und als Halbwaise auftaucht. „Vom Vaterhaus entfernt“³⁴ lernt sie in einer Erziehungsanstalt, wo sie der Stigmatisierung seitens der Mitschülerinnen ausgesetzt wird. An dieser Stelle lässt sich konkludieren, dass die bürgerliche Herkunft im Kreis der Adelligen zum Grund der Verspottung wird:

Ward Pauline als das einzige bürgerliche Mädchen unter so vielen hochgeborenen zurückgesetzt und von diesen selbst geringschätzig behandelt, oder doch wenigstens allen Andern nachgesetzt.³⁵

³² Ebd., S. 211 f.

³³ Ebd., S. 223.

³⁴ Ebd., S. 12.

³⁵ Ebd., S. 12 f.

Das Verhalten der Kolleginnen schließt sie von der Gemeinschaft aus. Ihre Entfremdung resultiert aus der fehlenden Akzeptanz der Gesellschaft und ruft bei ihr das Gefühl der Minderwertigkeit hervor. Die soziale Trennung wird dadurch verstärkt, dass sie von Mitschülerinnen als eine Schlimmere abgestempelt wird. Die Erfahrung der Einsamkeit ist nicht gewollt und um sie zu bekämpfen, flieht sie vor der Wirklichkeit, indem sie den Bedürftigen hilft, was einen freien Raum für sie bietet. In der Wohltätigkeit kann sie sich selbstverwirklichen und von der Umgebung trennen. Man kann die These aufstellen, dass diese Tätigkeit einen Kompensationspunkt bildet. Dank diesem Engagement verbessert sie ihr Selbstwertgefühl, darüber hinaus fühlt sie sich glücklich. Den Wendepunkt im Leben der Protagonistin bildet ihre Rückkehr nach Hause. Ausschlaggebend ist die Reaktion der Familie auf ihre Anwesenheit, die familiären Beziehungen sind durch Kälte gekennzeichnet. Die lange Abwesenheit veranlasst weder den Bruder noch den Vater dazu, Pauline zärtlich zu begrüßen. Darüber hinaus lässt sich kein Kontakt zu ihrem Bruder beobachten. Es soll auch der Charakter des Vaters nicht übersehen werden. Als despotische Person lässt er alle ihn umgebenden Personen seine Befehle ausführen. Pauline hat keinen Mut, um sich gegen ihn zu wehren:

Sie reis'te allein, ihr Vater und ihr ältester Bruder hatten nicht Zeit gehabt, sie abzuholen – ihr jüngerer Bruder wurde selbst erst später erwartet. Es that ihr doch leid, daß der Vater keine Zeit hatte für sein Kind, das er so lange nicht gesehen – doch sie dachte, es müsse wohl einmal so sein, und beruhigte sich dabei.³⁶

In Bezug auf das oben angeführte Zitat lässt sich schlussfolgern, dass ihr Vater einen großen Wert auf das Materielle legt. Er ist gierig und richtet sich nicht nach dem Wohl der Arbeitnehmer. Paulines Beziehung zu ihm scheint auf patriarchalische Tradition zurückzuführen: sie muss sich ihm unterordnen, zumal er ihr Vormund ist, und gemäß den geltenden Gesellschaftsnormen ihm Gehorsam leisten. Pauline scheint unfähig zu sein, um über sich selbst zu entscheiden, deshalb akzeptiert sie Beschlüsse ihres Vaters:

„Mein Kind“, sagte er freundlich, „ich habe heute in Deinem Namen einen Korb ertheilt, ist Dir das recht, oder hättest Du schon Lust, Dich zu verheirathen?“ „Nein, gewiß nicht, lieber Vater“, sagte Pauline halb erröthend, halb lachend. „Es kann auch nur ein Scherz von Dir sein, denn ich wüßte nicht, wer könnte im Ernst um mich angehalten haben.“ „Ei doch, es ist gar kein Scherz – der junge Baron von Waldow, dessen Vater dadurch aus seinen Schulden kommen wollte – ein neues Mittel für einen Vater [...]“.³⁷

Die Wünsche der Protagonistin und die damit verbundenen Enttäuschungen sind für ihren Vater nicht von Belang. Einerseits strebt sie nach der erfüllten Liebe, andererseits ist sie sich dessen bewusst, dass ihr Vater ihre Wahl nicht akzeptiert. Um die Einsamkeit unter den nahe stehenden Personen auszuhalten, engagiert sie sich erneut für Verbesserung der Lage der Arbeiter und lernt einen Arbeiter – Frank Thalheim

³⁶ Ebd., S. 99.

³⁷ Ebd., S. 158 f.

– kennen, in den sie sich verliebt. Die Protagonistin fühlt sich verpflichtet, auf diese Beziehung zu verzichten, zumal sie vermutet, dass dieses Verhältnis ihrem Vater nicht gefällt. Pauline sträubt sich gegen Gefühle und kehrt in sich ein. Ihr Schicksal ist eine Kette verheerender Verhältnisse, sie richtet sich zwar nach Moralregeln, das treibt sie aber in Einsamkeit und dadurch kann sie kein Glück erleben, was das folgende Zitat bestätigt: „eine unendliche Wehmuth [...], ein bitteres, unzufriedenes Gefühl [...], [das] tief in ihrem Innern [aufschrie], wie eine schrillende Dissonanz“³⁸. Ohne ihr eigenes Wohl zu berücksichtigen, denkt sie immer an Arme, was einen Beweis für ihren Altruismus liefert. Pauline lebt von der Welt abgeschottet, sie ist nicht im Stande, sich dem Willen ihres Vaters zu widersetzen, deshalb duldet sie ihr Schicksal. Trost spendet ihr Elisabeth von Hohenthal, die Freundschaft mit ihr noch in der Erziehungsanstalt schließt und sich auch karitativ engagiert. Die junge Gräfin wird von beiden Eltern erzogen, trotzdem wird sie wegen ihrer Herkunft von der Gesellschaft isoliert. In ihrem Leben mangelt es an sozialen Kontakten, sie hat keine nahe stehenden Freundinnen und wird zu Hause von Erzieherinnen unterrichtet. Ihr sozialer Status beraubt sie auch der Möglichkeit, über sich selbst zu entscheiden:

Ein Hauslehrer und eine Gouvernante hatten Elisabeths Erziehung bis zu ihrer Confirmation geleitet; so war sie einsam, ohne Jugendgespielinnen, ohne Lerngefährtinnen aufgewachsen auf dem einsamen Stammschloß ihres Vaters. [...] So verging Elisabeth's Kindheit einsam im Schloß des Vaters, ohne daß eine Gespielin dieselbe erheitert hätte. Lehrer und Gouvernanten, welche man ihr hielt, betrachtete sie nicht als Personen, denen sie Gehorsam schuldig sei, sondern als solche, welche ihrem Willen sich zu fügen hätten. Bei ihren bedeutenden Geistesgaben und Talenten, verbunden mit einem angeborenen Triebe nach Wissen, und einem früh erwachten Ernste und geistigen Stolz entwickelte sie sich früh und schnell [...].³⁹

Die Abstammung der Protagonistin beschränkt auch ihre Verhaltensweise und befiehlt ihr, die strengen Regeln der Etikette zu befolgen. Ihre Kälte und die distanzierte Stellung sind Bestandteile ihres Lebens. Die standesspezifischen Normen ermöglichen ihr auch nicht, die platonische Liebe ihrem Lehrer Gustav Thalheim zu gestehen. Obwohl sie nach einer erfüllten Beziehung strebt, ist sie gezwungen, in Einsamkeit zu leben. Dank dem Engagement in Wohltätigkeit vermag sie nicht nur armen Menschen Hilfe zu leisten, sondern auch einen freien Handlungsraum für sich zu finden, der ihr Kraft verleiht. Ihre Aktivität nimmt eine milde Form an, übt einen positiven Einfluss auf sie aus und darin findet sie Erfüllung.

Die Frage der Selbstverwirklichung wird von L. Otto-Peters auch im Falle der Künstlerin Bella behandelt. Diese als Nebenfigur auftauchende junge Frau erfreut sich eines guten Rufes und ist bei vielen Menschen beliebt. Als Künstlerin ist sie unvermählt und macht sich darüber im Klaren, dass sie „ihre Schmeichler und Bewunderer immer in gehöriger Entfernung [...] halten“⁴⁰ muss. Die junge Protagonistin

³⁸ Ebd., S. 406.

³⁹ Ebd., S. 8 ff.

⁴⁰ Ebd., S. 41.

betrachtet Kunst als ihre Berufung, bei der sie in ihrem Leben Priorität setzt. Die Kunst trägt jedoch zur inneren Wandlung der Heldin bei und führt zur Herausbildung der negativen Charakterzüge:

Es war wahr, Bella liebte ihre Kunst, sie weihte sich ihr mit Eifer und that sich selten in einer Rolle genug, denn sie hatte ihren großen Beruf begriffen – aber deshalb war sie nicht frei von jenem trotzigem Eigenwillen, jenen kleinlichen Ränken, mit denen Publikum und Theaterdirection sich so oft zum Besten haben lassen müssen. Der Weihrauch, den die enthusiastischen Berliner ihr streuten, verfehlte seine unheilvolle Wirkung nicht, sie ward eitler, stolzer, zugleich auch leichtfertiger und trotziger, als sie je gewesen war [...].⁴¹

Bella gehört zu starken und selbstbewussten Frauen, die mit ihrer künstlerischen Tätigkeit zufrieden sind. Dank ihrer Popularität führt sie Männer in Versuchung und betrachtet sie objektiv. An dieser Stelle muss betont werden, dass Bella nur einen Verehrer sucht, den sie aber nicht heiraten will. Sie träumt von einem Mann, der sie bewundert, wehrt sich jedoch dagegen, eine Ehe zu schließen. Bemerkenswert erscheint die Tatsache, dass die Heldin nach Unabhängigkeit strebt und sich nicht als Ehefrau und Mutter verwirklichen will. Als Künstlerin muss sie ihre Liebe an den Rand stellen. Um das Bild der Protagonistin abzurunden, soll erwähnt werden, dass der Beruf der Künstlerin sie als Frau beschränkt. Einerseits ist sie wegen ihres Berufs sozial diskreditiert, weil sie als Künstlerin keine Ehe eingehen soll, zumal sie als Mesalliance betrachtet wird. Andererseits gewährt sie ihr eine gewisse Freiheit, deswegen fühlt sich verpflichtet, der Kunst treu zu bleiben. Ihr Wille danach, frei zu sein und über sich selbst zu entscheiden, scheint ihr wichtiger zu sein, als eigene Familie zu gründen:

Ich werde mich nie vermählen, sagte Bella. »Sie wissen es, eine verheirathete Schauspielerin ist eine Art Amphibie – sie muß dem verwässerten Element der Ehe angehören, und doch zugleich auf dem Land der Bühne leben – sie wird weder vom Gatten, noch vom Publikum vernachlässigt sein wollen – und vielleicht wird sie es gerade von Beiden sein. Nein, nein! Niemand kann zweien Herren dienen, ich wäre eine sehr schlechte Gattin, und hätte dabei vielleicht auch die Aussicht, eine schlechte Sängerin zu werden,« fügte sie mit munterm Ton hinzu. [...] Was Sie da von sich selbst gestehen, dacht' ich auch, und noch mehr: wenn ich mir sagte, daß sie keine hingebende Gattin, und als solche auch nicht glücklich sein würden [...].⁴²

Mit dieser Wahl trifft sie die Entscheidung, sich der Kunst zu widmen. Ihre individuelle Entfaltung steht mit der wirtschaftlichen Selbständigkeit im Einklang. Aufschlussreich sind die Gründe ihrer Einsamkeit: der Status der allein stehenden Künstlerin macht sie stolz, beraubt sie aber der glücklichen Beziehung zu dem geliebten Mann. Dank der Prädestinierung zur Schauspielerei entzieht sie sich der Rolle als Mutter, Ehe- und Hausfrau. Bella findet ihre Erfüllung in der Kunst, dank der sie ohne Anhänglichkeit an den Mann existieren kann. Sie scheint zu einem anderen Leben

⁴¹ Ebd., S. 40 f.

⁴² Ebd., S. 144 f.

bestimmt zu sein, deshalb ist sie ledig und verurteilt sich selbst zur Einsamkeit, die sie jedoch nicht als ihre Niederlage betrachtet. Die erlebte Einsamkeit erlaubt ihr aber, ihren Schaffensprozess zu entwickeln, zumal sie fester Bestandteil ihrer Tätigkeit ist. Bella verwickelt sich gern in Affären und scheint eine emanzipierte Frau zu sein, die sich für freie Liebe einsetzt. Damit verstößt sie gegen Moralnormen der Gesellschaft. Die Sittlichkeitsnormen sind für sie kein Hindernis, um neue Beziehungen einzugehen. Verblüffend ist die Tatsache, dass L. Otto-Peters ihre Protagonistin für ihre Liaisons nicht bestraft, was einen Beweis für ihre Emanzipation führt.

Louise Otto-Peters konzentriert sich in ihrem Roman *Schloss und Fabrik* auf die Darstellung nicht nur der Haupt-, sondern auch Neben- und sogar Randfiguren. Die von ihr skizzierten Protagonistinnen entstammen oft einer unvollständigen Familie und scheinen auf das Leben nicht vorbereitet zu sein. Es darf nicht übersehen werden, dass Louise Otto-Peters sich oft auf das Modell der Erziehung von J. J. Rousseau und J. H. Campe bezieht. Die Frauengestalten unterliegen einem Vormund und leben in Abhängigkeit vom patriarchalen System. Allen männlichen Entscheidungen wird Richtigkeit zugestanden, was auf die niedrige Position der Frau in der Gesellschaft hinweist. Die Verfasserin zeigt verunsicherte und verzweifelte Frauen, die oft Schuldgefühle haben und am Rande des Existenzminimums leben müssen. Ihre Lebenslage ist durch ihre Herkunft determiniert. Die Heldinnen treten Schicksalswidrigkeiten entgegen, ihre Träume gehen aber selten in Erfüllung, deshalb erleiden sie eine Niederlage, die zur inneren Umwandlung führt. Die Passivität erlaubt den Frauen nicht, Initiative zu ergreifen und zwingt sie dazu, ihre Situation zu akzeptieren. Es muss hervorgehoben werden, dass die Frauenfiguren keinen Willen haben, sich in der Mutterrolle zu bewähren, zumal sie keinen Mutterinstinkt empfinden. Obwohl die Rolle der Mutter eine Konstante im Leben jeder Frau zu sein scheint, wird die Mütterlichkeit bei Otto-Peters in den Hintergrund gerückt.

Besonderes Gewicht wird auch dem Einsamkeitsphänomen im Roman beigelesen, mit dem die Protagonistinnen von klein auf konfrontiert werden. Sie reduzieren Sozialisationsformen und leiden unter dem fehlenden Kontakt zu anderen Menschen, die Ausnahme ist nur Bella. Amalie und Liese erscheinen als gemeinschaftsunfähig und sind in der Gesellschaft kaum verwurzelt, zumal sie selten eine nahe stehende Person um sich herum haben. Die Handlungsunfähigkeit hindert sie daran, Kontakte zu knüpfen. Die Einsamkeit trägt oft zu einem Wendepunkt in ihrer Existenz bei. Die unglückliche Beziehung oder unerfüllte Liebe intensivieren ihre Erfahrung, die sich negativ auf das Selbstwertgefühl auswirkt und oft Wahnsinn evoziert.

Louise Otto-Peters veranschaulicht auch berufstätige Frauen, zu denen nicht nur die Künstlerin Bella, sondern auch Amalie oder Liese gehören.⁴³ Verwunderlich ist die Tatsache, dass die Autorin das Motiv der Künstlerin aufgreift; die Kunst entfremdet die Protagonistin zwar der Rolle der Mutter und Ehefrau und wird ihr zum Verhängnis, aber sie gewährt ihr größere Entfaltungsmöglichkeiten, dank denen sie sich beruflich verwirklichen kann. Die Darstellung der Künstlerin lässt die weib-

⁴³ Die Bürgerinnen oder Frauen adeliger Abstammung nehmen keine Arbeit auf, sondern engagieren sich karitativ.

liche Erwerbstätigkeit vor Augen führen. Von besonderer Relevanz ist in diesem Zusammenhang Anspruch auf Unabhängigkeit, der als Beweis der Emanzipationsbestrebungen fungiert.

Bibliographie

- Bauer, Barbara: *Der Frauenroman. Zur Verbreitung, Kritik, Struktur und Geschlechtsanthropologie am Beispiel Louise Otto-Peters*. In: Ilse Nagelschmidt, Johanna Ludwig (Hrsg.): *Louise Otto-Peters. Politische Denkerin und Wegbereiterin der deutschen Frauenbewegung*. Dresden 1996, S. 54-106.
- Boetcher-Joeres, Ruth-Ellen: *Louise Otto-Peters: Ambivalenzen, Grenzen und Grenzüberschreitungen*. In: Ilse Nagelschmidt, Johanna Ludwig (Hrsg.): *Louise Otto-Peters. Politische Denkerin und Wegbereiterin der deutschen Frauenbewegung*. Dresden 1996, S. 36-53.
- Diethe, Carol: *Jenseits des Melodramas: Frauenthemen in Louise Ottos Romanen*. In: Johanna Ludwig, Elvira Pradel, Susanne Schötz (Hrsg.): *Louise Otto-Peters-Jahrbuch 1/2004. Forschungen zur Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin Louise Otto-Peters*. Leipzig 2004, S. 147-151.
- Freund, Marion: *Revolutionäre Erinnerungskultur – emanzipatorische Spuren der 1848er-Bewegung im Wirken Louise Ottos und ihrer Wegbegleiterinnen*. In: Susanne Schötz, Martina Schattkowsky (Hrsg.): *Louise Otto-Peters und die Revolution 1848/49*. Leipzig 2012, S. 101-116.
- Gehring, Magdalena: *Die Revolution 1848/49 im Leben von Louise Otto-Peters*. In: Susanne Schötz, Martina Schattkowsky (Hrsg.): *Louise Otto-Peters und die Revolution 1848/49*. Leipzig 2012, S. 69-100.
- Kosack, Godula: *Louises Hexenbild in dem Roman Nürnberg*. In: Johanna Ludwig, Elvira Pradel, Susanne Schötz (Hrsg.): *Louise Otto-Peters-Jahrbuch 1/2004. Forschungen zur Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin Louise Otto-Peters*. Leipzig 2004, S. 135-140.
- Ludwig, Johanna: *Grußwort zum Kolloquium „Louise Otto-Peters und die Revolution von 1848-1849“ am 15.05.2009 in Dresden*. In: Susanne Schötz, Martina Schattkowsky (Hrsg.): *Louise Otto-Peters und die Revolution von 1848-1849*. Leipzig 2012, S. 15-22.
- Ludwig, Johanna: *Otto-Peters, Louise. (Pseudonyme: Otto Stern, Malwine von Steinau)*. Benutzt wurde die Online-Ausgabe des Textes: http://saebi.isgv.de/biografie-druck/Louise_Otto-Peters_%281819-1895%29 Zugang am 11.04.2014.
- Notz, Gisela: *Das Recht der Frauen auf Erwerb*. In: Ilse Nagelschmidt, Johanna Ludwig (Hrsg.): *Louise Otto-Peters. Politische Denkerin und Wegbereiterin der deutschen Frauenbewegung*. Dresden 1996, S. 117-133.
- Otto-Peters, Louise: *Schloss und Fabrik*. Bremen 2012.
- Sauter, Wilfried: *Konzept und Scheitern der Zeitschrift „Nord und Süd“ von 1848: Die soziale Demokratie, Louise Otto und die „Organisation der Arbeit“*. In: Johanna Ludwig, Susanne Schötz, Hannelore Rothenburg (Hrsg.): *George Sand und Louise Otto-Peters. Wegbereiterinnen der Frauenemanzipation*. Leipzig 2005, S. 139-160.

Schröder, Hannelore: „*Der Menschheit Hälfte blieb noch ohne Recht*“. In: Ilse Nagelschmidt, Johanna Ludwig (Hrsg.): *Louise Otto-Peters. Politische Denkerin und Wegbereiterin der deutsche Frauenbewegung*. Dresden 1996, S. 17-35.

„Blätter für literarische Unterhaltung“ 1846

„Blätter für literarische Unterhaltung“ 1847

„Blätter für literarische Unterhaltung“ 1868

Abstract

The social situation of women during the time of the Revolution of 1848 on the basis of a literary work entitled *Schloss and Fabrik* written by Louise Otto-Peters, a women's rights activist

The aim of the article is to explore the character and literary creativity of Louise Otto-Peters, a German writer of the 19th century mainly known for her active campaigns for women's rights. She was a founder of a feminist magazine *Frauen-Zeitung* as well as the *Allgemeiner Deutscher Frauenverein* organization giving consideration not only to unjust status of a woman in a society but also criticised patriarchal social structures.

Based on the novel *Schloss and Fabrik* I will analyze the presented picture of a women and also investigate the emancipation trends. Louise Otto-Peters' characters embody the virtues ascribed to women being incessantly confronted with the expectations of a given social group. However, they frequently happen to violate social standards liberating themselves from unhappy marriages, getting involved in charity jobs or taking up occupational activity.

An interesting aspect Otto-Peters touches upon is her artistic profession, and by striving for personal occupational fulfillment she gives up to be a wife and mother. It should be accentuated that her protagonists often fail to reach their goals leading solitary life or going insane.

Key words

emancipation, Vormärz, German female writers, picture of a woman, women's rights activist, emancipated women, female artists, philanthropists

Otto Forst de Battaglias Idee der „geistigen Abrüstung“ und seine Übersetzung des Romans *Die Walstatt von Liegnitz* von Zofia Kossak

Außer Mickiewicz, Malczewski und Kraszewski kennt das deutsche Publicum die Schriftsteller Polens kaum dem Namen nach. Kein Wunder also, wenn man überall in Deutschland einem Vorurtheile begegnet, welches den Polen den Besitz einer selbständigen Literatur gänzlich abspricht.¹

Einleitende Bemerkungen

Die dem vorliegenden Aufsatz vorangestellten Worte des *Pan Tadeusz*-Übersetzers Albert Weiss (1831–1907) haben wohl auch Jahrzehnte später ihre Gültigkeit nicht eingebüßt. Die gleiche Überzeugung von der mangelnden Kenntnis der kulturellen Errungenschaften des östlichen Nachbarn als einer gar unerschöpflichen Quelle von Vorurteilen und Klischees konnte nämlich dem Entschluss des Wiener Universalgelehrten und Kulturpublizisten Otto Forst de Battaglia (1889–1965)², sich kritisch mit den Erzeugnissen der polnischen Literatur zu beschäftigen, zugrunde gelegen haben. Weiss hielt es für seine Lebensberufung, zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk „[...] mittelst der Dichtkunst eine Verständigung anzubahnen“³ und das polnische Schrifttum „[...] an die Weltliteratur im

¹ Albert Weiss: Vorwort des Übersetzers. In: Die Steppen. Der Kirgise. Gedichte von Gustav von Zielinski. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Albert Weiss. Leipzig 1858, S. V.

² Näheres zu Leben und Werk in Marek Zybura: Otto Forst de Battaglia (1889–1965). In: Erlebte Nachbarschaft. Aspekte der deutsch-polnischen Beziehungen im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Jan-Pieter Barbian, Marek Zybura. Wiesbaden 1999, S. 287–292; Krzysztof Huszcza: Polska i Polacy w pracach Ottona Forst de Battaglii. Kraków 2002; Jakub Forst-Battaglia: Mein Großvater Otto, „ein Erasmus unserer Zeit“? In: Otto Forst de Battaglia, der unersetzliche Vermittler zwischen den Kulturen. Hrsg. von Bogusław Dybaś, Jakub Forst-Battaglia, Krzysztof Huszcza. Wien 2011, S. 11–22.

³ Albert Weiss: Vorwort. In: Polnisches Novellenbuch in deutschem Gewande. Von Albert Weiss. Vierter Band. Halle a.d.S. [1902], S. III.

Sinne Goethes anzuschließen.“⁴ Auch wenn ihm dies nicht ganz gelang, so wurden die beiden Forderungen von seinen Nachfolgern übernommen und allmählich erfolgreich umgesetzt. Es steht fest, dass wenigstens seit der Nobelpreisverleihung an Władysław Stanisław Reymont „[...] der Stellenwert der polnischen Literatur innerhalb des deutschen Sprachraums maßgeblich die Aufmerksamkeit [bestimmt], die ihr dann in ganz Europa zuteil wird, denn im deutschen Sprachraum erscheinen traditionell die meisten Übersetzungen aus den ost- und mitteleuropäischen Sprachen. Während in diesem Kontext die Person und die Leistungen von Karl Dedecius allen interessierten Lesern im deutschen Sprachraum vertraut sind, gerieten die Pioniertaten und Verdienste Otto Forst de Battaglias – in dessen Fußstapfen ja dann Dedecius trat – zu Unrecht in Vergessenheit. Dabei war er zeitlebens der wahre ‚Botschafter‘ honoris causa der polnischen Literatur im deutschen Sprachgebiet, der im optimistischen Glauben an die Macht des literarischen Wortes vorhatte, durch seine vermittelnde Tätigkeit zwischen der polnischen und deutschsprachigen Kultur für die Versöhnung zwischen der polnischen und deutschen Nation zu arbeiten.“⁵ Kein anderer als Thomas Mann hatte ihn in der Richtigkeit seines auf Völkerverständigung orientierten literaturkritischen und kulturpolitischen Schaffens bekräftigt: „Ich kann nur sagen, dass ich mit dem Geist Ihres Aufsatzes [über Polen und Deutschland], seinem guten, menschlichen, vernünftigen Willen über Europa sympathisiere. Hoffentlich werden bald viele Polen und Deutsche eben so klar und wohlwollend denken.“⁶ Selbst die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges ließ ihn auf sein Lebenswerk und zwar die Annäherung der beiden Völker nicht verzichten: Krzysztof Huszcza, der Verfasser einer umfangreichen Monographie über Forst de Battaglia und der exzellente Kenner von dessen Leben und Wirken, fand im Nachlass des sich stets zum Polentum bekennenden Wiener Gelehrten Belege für eine vermittelnde Tätigkeit, die ihn unverkennbar zu einem Ideengeber und Vorläufer deutsch-polnischer politischer Gespräche auf hoher Ebene in den fünfziger Jahren machen können.⁷

In den einzelnen Untersuchungen zu Forst de Battaglias wissenschaftlichem und publizistischem Lebenswerk unterstreicht man den Rang seiner geschichtlichen Abhandlungen und Studien, hebt die Bedeutung seiner literaturkritischen und literarhistorischen Schriften für die Popularisierung des polnischen Schrifttums im deutschen Sprachraum und in Frankreich hervor, seine schmale translatorische Leistung bleibt dagegen unbekannt. Als die einzige größere Übersetzung erweist sich doch

⁴ Albert Weiss: Vorwort. In: Polnisches Novellenbuch in deutschem Gewande. Von Albert Weiss. Erster Band, Halle a.d.S. [o.J.], S. III.

⁵ Marek Zybyra: Polnische Literatur im Leben und Werk Otto Forst de Battaglias. In: Otto Forst de Battaglia, der unersetzliche Vermittler zwischen den Kulturen. Hrsg. von Bogusław Dybaś, Jakub Forst-Battaglia, Krzysztof Huszcza. Wien 2011, S. 37–38.

⁶ Thomas Mann an Otto Forst de Battaglia. Brief vom 15. Oktober 1927. In: Tomasz Mann: Listy do Ottona Forst-Battaglii. Przełożył Stanisław Helsztyński, opracował i wstępem opatrzył Roman Taborski. Warszawa 1973, S. 18.

⁷ Vgl. Krzysztof Huszcza: Polska i Polacy w pracach Ottona Forst de Battaglii. Kraków 2002, S. 278–284.

die Verdeutschung des Romans *Legnickie Pole* von Zofia Kossak, mit der ihn briefliche Bekanntschaft verband. Die in Schlesien lebende polnische Autorin sah in ihm einen einflussreichen Literaturkritiker und Gönner, der ihr zu einem europaweiten Durchbruch verhelfen könnte:

Da wir uns nicht persönlich kennen, wird Sie meine Bitte sicherlich nicht wenig verwundern. Ich habe aber so viele Male und mit so großem Vergnügen und echter Dankbarkeit die wohlwollenden Worte gelesen, mit denen Sie in verschiedenen Zeitschriften meine Bücher kritisch begleiteten, dass ich es nun wage, mich in folgender Angelegenheit an Sie, verehrter Herr, zu wenden: Das Verlagshaus Hugo Geber – Stockholm gibt jetzt die *Goldene Freiheit* in schwedischer Sprache heraus. Das Druckverfahren geht schon dem Ende zu, und das Buch soll demnächst erscheinen. Vor einer Woche wandte sich der Verleger an mich mit der Bitte, ich solle einen unserer besten Literaturpublizisten veranlassen, eine kurze Skizze, eine Silhouette meines literarischen Schaffens, zu entwerfen, die dann dem Buch voranginge. Diese Aufgabe brachte mich in ziemliche Verlegenheit. Fällt es doch schwer, sich jemandem mit solch einer Bitte aufzudrängen. Nach langer Überlegung entschloss ich mich, an Sie zu schreiben, dessen Name europäischen Rang hat und der sich mehrmals so wohlwollend über mich geäußert hat.⁸

Das Adverb „wohlwollend“ klingt hier beinahe wie ein Euphemismus: Forst de Battaglia hielt die polnische Schriftstellerin für eine besonders begabte Vertreterin der neueren europäischen Literatur und bescherte ihr immer wieder Lob und Anerkennung; manche Urteile lesen sich wie Laudationes auf eine Nobelpreis-Anwärterin: „Wäre nicht die unsichtbare Scheidewand der sprachlichen Hindernisse, die Polen vom germanischen und lateinischen Europa trennen, der Name von Zofia Kossak müßte genannt, bekannt und gefeiert sein wie der von ihr wesensverwandten Frauen, denen Deutschland und die nordischen Reiche tiefe Einsicht in die nationale Geschichte schulden. Man stellte die geniale Polin neben Ricarda Huch und die Handel-Mazzetti, neben die Undset und Selma Lagerlöf.“⁹

Zur Genese der deutschen Übersetzung des Romans von Kossak

In seiner 1931 erschienenen Übersetzung des ein Jahr zuvor veröffentlichten historischen Romans *Legnickie Pole* von Zofia Kossak blieb Otto Forst de Battaglia – wie selbst eine flüchtige Betrachtung seines Translats zeigt – in hohem Grade den Intentionen der Autorin treu und gab in einem schlüssigen Text die Gesamtheit von

⁸ Brief vom 30. August 1930 (übersetzt von Marek Zybur). Zit. nach Marek Zybur: Polnische Literatur im Leben und Werk Otto Forst de Battaglias. In: Otto Forst de Battaglia, der unersetzliche Vermittler zwischen den Kulturen. Herausgegeben von Boguslaw Dybaś, Jakub Forst-Battaglia und Krzysztof Huszcza. Wien 2001, S. 45.

⁹ Otto Forst de Battaglia: Zofia Kossak. Eine Meisterin des historischen Romans. In: Die Zeit 1931 (Jg. 2), Heft 9/10, S. 330; zit. nach: Ein Erasmus unserer Zeit. Otto Forst de Battaglia: Schriften zur polnischen Literatur. Herausgegeben von Marek Zybur. Darmstadt 1992, S. 225.

Bedeutungen des Originals wieder. Der Wiener Historiker und Literaturkritiker stand vor einer Aufgabe, welche man einerseits als nicht besonders kompliziert betrachten kann: so beschloss er, den Transfer eines Kulturtextes zu vollbringen, dessen Gegenstand eine quellenmäßig nicht näher dokumentierte und im Jahre 1241 ausgetragene Schlacht bei Wahlstatt¹⁰ ist, die ein gemeinsames Thema der beiden Kulturen darstellt, der polnischen und der deutschen. Andererseits aber wagte er sich an eine ungewöhnlich schwierige Aufgabe heran, eine Aufgabe, die seiner jahrzehntelang systematisch verfolgten humanistischen und von ihm selbst als „geistige Abrüstung“¹¹ bezeichneten Mission entsprang, nämlich die Empfänger des Originals und die Adressaten der Übersetzung näher zu bringen, und zwar auf der gemeinsamen Grundlage der Legende über die militärische Zusammenarbeit polnischer und deutscher Bewohner Schlesiens angesichts der von Osten herankommenden tatarischen Horde. Der illusorische Charakter des scheinbar gemeinsamen Mythos von Wahlstatt beziehungsweise des Liegnitzer Feldes (pol. Legnickie Pole) wird deutlich in den vehementen Reaktionen deutscher Historiker und Schriftsteller – das Erscheinen der Übersetzung des Romans von Kossak auf dem deutschen Buchmarkt löste nämlich eine wahre Flut wissenschaftlicher, pseudowissenschaftlicher und literarischer Äußerungen aus, deren Ziel die Darstellung jener einzig wahren, weil deutschen Version der Kämpfe gegen die Mongolen war.¹²

Theo Bungarten meint, dass „[...] jede Translationstätigkeit ein komplexer sozialer Austausch zwischen Individuen, Gruppen, Gesellschaften, Ländern und Regionen über individuelle und nationale Grenzen hinweg und damit politisch relevant“¹³ sei. War sich der von Kossaks Werk faszinierte Otto Forst de Battaglia der politischen Relevanz der von ihm vorgenommenen Translationsaufgabe bewusst, ahnte er überhaupt, dass er durch die Übersetzung eines Textes, welcher der polnischen Version der Ereignisse entsprach, deren Höhepunkt die blutige Auseinandersetzung am 9. April des Jahres 1241 bildete, die Einbeziehung des Wahlstatt-Mythos in die Debatte um polnische Ansprüche auf Schlesien ungewollt vorantreiben würde? War sich der herausragende Gelehrte darüber im Klaren, dass dieser einzelne Akt des Kulturtransfers in Deutschland zu einem sonderbaren Politikum heranwachsen und als offener Affront gegen die deutsche Präsenz im Osten betrachtet werden könnte? Bald nach dem Erscheinen der Übersetzung von Kossaks Roman hörte man in ganz Deutschland

¹⁰ Als Schlachtfeld wird gewöhnlich die Anhöhe zwischen den Flüssen Katzbach und Weidelache in der Nähe von Liegnitz angegeben. Vgl. Wojciech Mrozowicz: *Która Legnica? Jeszcze w sprawie lokalizacji bitwy legnickiej*. In: Kazimiera Jaworska (Hrsg.): *Bitwa z Mongołami na Dobrym Polu w 1241 roku – miejsce, tło, środowisko, relacje*. Legnica 2011, S. 155–162.

¹¹ Otto Forst de Battaglia: *Polen und Deutschland. Tatsachen, Gedanken und Möglichkeiten*. In: *Europäische Gespräche*, Jahrgang V, Heft 10/1927, S. 537.

¹² Vgl. Wojciech Kunicki: *Wandlungen der Mongolenschlacht in der Literatur Schlesiens von 1933 bis 1945*. In: *Briefe in die europäische Gegenwart. Studien zur deutschsprachigen Literatur und Kultur. Festschrift für Herbert Rosendorfer zum 70. Geburtstag*. Hrsg. von Edward Bialek und Jacek Rzeszutnik. Wrocław 2004, S. 327–343.

¹³ Theo Bungarten: *Übersetzen und Dolmetschen als politische Aufgabe*. In: Judith Muráth und Ágnes Oláh-Hubai (Hrsg.): *Interdisziplinäre Aspekte des Übersetzens und Dolmetschens. Interdisciplinary Aspects of Translation and Interpreting*. Wien 2007, S. 21.

zahlreiche kritische Stimmen, die sowohl aus weltlichen als auch aus kirchlichen Kreisen kamen, und die zum Boykott aufriefen¹⁴. Angesichts heftiger Angriffe auf die polnische Autorin sah sich sogar der polnische Primas, Kardinal August Hlond gezwungen, das Wort zu ergreifen. In einem Brief an Forst de Battaglia schrieb er:

Ich bedanke mich herzlich für die Zusendung der deutschen Übersetzung von *Pola Lignickie*. Ich habe die Übertragung gebannt gelesen und mir bisweilen die Frage gestellt, ob sie nicht mehr Kraft besitzt als das Original. Aber erst jetzt, da ich diese Romanze in diesem herrlichen Gewand der deutschen Sprache gelesen habe, ließ sich besser nachvollziehen, was für deutsche Leser der Stein des Anstoßes sein könnte. Dessen ungeachtet bin ich mir nicht sicher, was für die Eminenz, Kardinal Bertram, der eigentliche Gegenstand des Bedauerns sein könnte. Ich verstehe nämlich, dass die deutsche Presse ungern ein Buch erörtern möchte, welches so eindeutig den jahrhundertealten, schlesischen Nationalitätsstreit in seinen Anfängen wiedergibt und das deutsche Element als eines darstellt, welches in Schlesien eingedrungen und fremd sei. Ich verstehe ebenfalls, dass die Charakteristik der Zeit, welche so anschaulich die Mischung aus dem langsam weichenden Heidentum und einem kaum verinnerlichten Christentum hervorhebt, in einem gewissen Maße für den heutigen Katholiken unangenehm und für einfache Leute beinahe anstößig ist. Aber was seine Eminenz besonders kränken könnte, das rufe ich mir nicht ins Bewusstsein.¹⁵

Die Prioritäten und Beweggründe des Übersetzers bei der Wahl des Ausgangstextes entsprachen mit Sicherheit nicht jener Intention, welche Zofia Kossak, „dem stärksten narrativen Talent seit Sienkiewicz“¹⁶, während der langwierigen Arbeit an ihrem Roman *Legnickie Pole* vorschwebte. Für Otto Forst de Battaglia ist das grundlegende Verdienst des Werkes der polnischen Schriftstellerin die intendierte Konkretisierung und Aktualisierung der latenten Gefahr aus dem Osten, des zu erwartenden Zusammenstoßes der christlichen Welt mit ihrem uralten asiatischen Feind, den nun seiner Ansicht nach die Bolschewisten darstellten.¹⁷ Erst in der weiteren Abfolge gilt hier die Absicht, dem deutschen Lesepublikum einen Text nahe zu bringen, welchen Forst de Battaglia – trotz der an verschiedenen Stellen angemeldeten Vorbehalte – für ein

¹⁴ Über den Boykott des Romans von Zofia Kossak in Deutschland schreibt u.a. Piotr Grzegorzcyk. Vgl. *Literatura polska w przekładach (1928–1932)*. In: *Rocznik Literacki 1932*, S. 298–323. Grzegorzcyk stellt die These auf, dass erst die nach dem Erscheinen der deutschen Übersetzung des Romans *Legnickie Pole* verbreiteten Informationen über die polenfreundliche und damit auch deutschfeindliche Tätigkeit der Schriftstellerin und nicht der Roman selbst zum Protest und zur Zurücknahme der ganzen Auflage vom deutschen Buchmarkt geführt hätten.

¹⁵ Brief vom 30. März 1932 (aus dem Archiv der Familie Forst-Battaglia, Wien; eigene Übersetzung, E.B.).

¹⁶ Otto Forst de Battaglia: Zofia Kossak. Eine Meisterin des historischen Romans. In: *Die Zeit 1931* (Jg. 2), Heft 9/10, S. 330; zit. nach: *Ein Erasmus unserer Zeit*. Otto Forst de Battaglia: *Schriften zur polnischen Literatur*. Herausgegeben von Marek Zybur. Darmstadt 1992, S. 227.

¹⁷ Vgl. Marek Zybur (Hrsg.): *Ein Erasmus unserer Zeit*. Otto Forst de Battaglia: *Schriften zur polnischen Literatur*. Darmstadt 1992, S. 232–235.

außerordentliches Werk des abendländischen katholischen Schrifttums und zugleich für ein Paradebeispiel eines historischen Romans hielt.

Die Beweggründe der patriotisch gesinnten und erst seit einigen Jahren in Schlesien ansässigen Autorin aus dem polnischen Osten waren zweifellos andere – Tadeusz Bujnicki fasst sie wie folgt zusammen: „Das Werk von Zofia Kossak ist in beträchtlichem Maße ‚schlesisch‘. [...] Schlesien ist in dem Roman vielseitig dargestellt worden: als ein Raum in einer Sonderstellung, die sozialen Beziehungen, das städtische Leben und das Leben am Hof. Schon die Eingangsbeschreibung des schlesischen Landes, in welches die Spionagekarawane des Mandarin Tschang-fu-tse eindringt, trägt das unverkennbare Zeichen der Eigentümlichkeit dieser Provinz.“¹⁸ Die spezifische Art des Werkes von Kossak liegt in ihrer tendenziösen Hervorhebung der polnischen Ansprüche auf Schlesien begründet, aber auch in der im Roman vorausgesetzten Möglichkeit einer friedlichen Koexistenz der beiden nationalen Elemente, des polnischen und des deutschen, auf schlesischem Boden.

Die Sprache des Originals, welche selbst Otto Forst de Battaglia als veraltet erachtete, ist ein in der polnischen Literatur seltenes Beispiel für die Kunstfertigkeit der Archaisierung. Die Autorin benutzt hier unter anderem Elemente der schlesischen Mundart und greift auch auf historische Romane von Kraszewski und Sienkiewicz zurück, wodurch ihr Werk zu einem gewissen Grade intertextuell wirkt¹⁹. Über ihre zahlreichen Stilisierungsmaßnahmen schreibt Tadeusz Bujnicki, dass „[sie jedoch] die Schwelle der Verständlichkeit nicht überschreiten“.²⁰

Ein übersetzungskritischer Versuch

Wie Otto Forst de Battaglia die heikle Materie des Romans von Zofia Kossak in seinem rasch vollbrachten Translationsprozess behandelte, versuche ich anhand seines Verhältnisses zu diversen Details zu explizieren; seine Übersetzungsstrategie soll an sorgfältig ausgewählten Fällen gezeigt werden, von denen einige als eindeutige Manipulationsmaßnahmen verstanden werden können. Der Terminus „Manipulati-

¹⁸ Tadeusz Bujnicki: Posłowie [Nachwort]. In: Zofia Kossak: Legnickie pole. Posłowiem i przypisami opatrzył Tadeusz Bujnicki. Katowice 1985 [= Biblioteka Karola Miarki], S. 187.

¹⁹ Forst de Battaglia stellt viele andere intertextuelle Bezüge fest: „Schon der unmögliche Name des zweiten Chinesen – Pen-Ta-San: es spukten gewiß Kryptomnesien aus dem *Faraon* des polnischen Erzählers Prus bei der Formung dieses Wortes im Kopf der Verfasserin – beweist, daß sie keine systematischen oder umfangreichen Studien betrieben hat. Wer mit der Materie einigermaßen vertraut wurde, findet die Spuren aufmerksamer Lektüre von Richters Darstellung der chinesischen Literatur in der *Wielka Literatura Powszechna*, die der Reiseberichte von Marco Polo, Rubruquis, Plano Carpino und endlich die eines Buchs über Dschingis-Khan, vermutlich des von Lamb.“ In: Otto Forst de Battaglia: Zofia Kossak. Eine Meisterin des historischen Romans. In: Die Zeit 1931 (Jg. 2), Heft 9/10, S. 332; zit. nach: Ein Erasmus unserer Zeit. Otto Forst de Battaglia: Schriften zur polnischen Literatur. Herausgegeben von Marek Zybura. Darmstadt 1992, S. 233.

²⁰ Tadeusz Bujnicki: Posłowie [Nachwort]. In: Zofia Kossak: Legnickie pole. Posłowiem i przypisami opatrzył Tadeusz Bujnicki. Katowice 1985 [= Biblioteka Karola Miarki], S. 188.

on“ wird hier hauptsächlich in seiner neutralen Bedeutung als „Veränderung“ oder „Umgestaltung“ gebraucht und umfasst hauptsächlich solche Verfahren, die sich nicht negativ auf die Wiedergabe des Bedeutungsgehalts des Originals auswirken. An einigen Stellen zögere ich jedoch nicht, diesen Terminus als Synonym für einen unberechtigten und ästhetisch unbegründeten Eingriff in die Struktur des Ausgangswerkes zu verwenden. So sollen möglichst viele Grundsätze und Vorentscheidungen erschlossen werden, die auf das Gesamtbild des Translats Einfluss nehmen konnten, denn „es ist die Aufgabe der Übersetzungskritik, die Prinzipien, von denen sich ein Übersetzer leiten lässt, d.h. seine implizite Übersetzungstheorie, durch den Vergleich von Original und Übersetzung(en) herauszuarbeiten; es geht dabei um die Rekonstruktion der Hierarchie von Äquivalenzforderungen, denen der Übersetzer in seiner Arbeit folgt.“²¹ Die hier angeführten Beispiele von „Spuren des Übersetzers“ bilden nur einen kleinen Teil von etwa 200 Textstellen aus der Übersetzung, welche zur vergleichenden Analyse mit entsprechenden Abschnitten des Ausgangstextes zusammengestellt wurden.

Zitiert wird aus folgenden Ausgaben:

- Zofja Kossak-Szczucka: *Legnickie pole*. Nakładem Krakowskiej Spółki Wydawniczej, Kraków 1930;
- *Die Walstatt von Liegnitz*. Historischer Roman von Zofja Kossak. Deutsche Übertragung von Dr. Otto Forst-Battaglia. Verlag Josef Kösel & Pustet, München 1931.

Da die Übersetzung von Forst de Battaglia grundsätzlich als Gewinn und nicht als Verlust betrachtet werden kann, beginne ich die Analyse von ausgewählten Passagen mit den im Text zahlreich vorhandenen Hinzufügungen. Sie stellen u.a. Beispiele für die Bereicherung der narrativen Ebene im Roman dar:

W tymże samym czasie, ku płonącym czerwienią i złotem **puszczom** polskim dążył od zachodu orszak inny, nierównie liczniejszy i wspanialszy. (S. 51)

Zu derselben Zeit, **da die Karawane des Mandarins Tschang Ji-tschu von Osten nahte**, strebte aus dem Westen eine andere, ungleich größere und glänzendere Schar den in Rot und Gold erglühenden **Gefilden** Polens zu. (S. 59)

Indem der Übersetzer Informationen bezüglich der Karawane hinzufügt, erinnert er den Leser an die Mandarin-Expedition, welche Gegenstand des vorhergehenden Kapitels ist. Den Eingriff muss man zweifellos als berechtigt anerkennen; das gleiche gilt für die Verwendung des Substantivs „Gefilde“ in der Sprache der Übersetzung anstelle des polnischen Wortes „puszcza“ (Urwald): das Bild der „rot und golden glühenden Urwälder“ bedarf meiner Meinung nach einer Korrektur.

Forst de Battaglia greift häufig auf Hinzufügungen zurück, welche es erlauben, einzelnen Figuren psychologische Tiefe zu verleihen; offenbar bevorzugt er hier Hedwig:

²¹ Werner Koller: Einführung in die Übersetzungswissenschaft. Wiebelsheim 2001, S. 35.

A dziwna: czem bardziej niefrasobliwie cieszyli się obecni, tem gorszy ucisk, lęk, ścisła serce starej kobiety, przybyłej z klasztoru. (S. 115)

Und wundersam: je mehr sich die anderen sorglos freuten, um so heftiger schnürte bittere Bangnis das Herz der alten Frau, die aus ihrem Kloster einmal **in die Welt zurückgekehrt** war. (S. 126)

„Die Rückkehr in die Welt“ bildet einen Kontrast zum Klosterleben und verleiht der Aussage in der Zielsprache eine Prise Dramatik.

Pani Hedwiga milczała. (S. 170)

Die alte Fürstin **war wie vor den Kopf geschlagen**. (S. 185)

Die vom Übersetzer angebrachte Hinzufügung soll die emotionale Verfassung der Hauptfigur erkennbar werden lassen; der Eingriff scheint in stilistischer wie in semantischer Hinsicht sinnvoll und für den Leser der Übersetzung durchaus nützlich.

Hinzugefügt werden auch Informationen, die die Innenwelt von Konrad und Heinrich beleuchten sollen; die beiden Brüder, Söhne von Hedwig und Heinrich dem Bärtigen, gelten als Schlüsselgestalten des Romans:

Najechali na siebie blisko końmi i spojrzeli wzajem nienawistnie w oczy. Obu oblała gorąca fala, aż się zachłysnęli od jej mocy. (S. 98)

Sie ritten ganz nahe aufeinander los und maßen sich gegenseitig mit drohenden Blicken. Zorn glühte auf ihren Wangen. **Tiefer als je gähnte zwischen den beiden Brüdern eine unüberbrückbare Kluft**. (S. 108)

Der Übersetzer lässt seinen Erzähler den Adressaten des Translats über die emotionale Verfassung beider Protagonisten unterrichten: eine Unbestimmtheitsstelle im Ausgangstext wurde im zielsprachlichen Text gefüllt. Ginge es hier um einen lyrischen Text, so könnte man dem Übersetzer einen weitgreifenden Missbrauch zum Vorwurf machen, im Falle eines historischen Romans dagegen lediglich eine überflüssige bzw. übertriebene Sorge um den Leser der Übersetzung.

Im Nachwort zur deutschen Ausgabe gibt Forst de Battaglia zu, dass er sich gezwungen sah, eine Vielzahl von Korrekturen im Hinblick auf Eigennamen und Zahlenangaben vorzunehmen. Im Text kann man jedoch auch eine Reihe anderer Korrekturmaßnahmen feststellen, auf die der Übersetzer überall dort zurückgreift, wo seiner Ansicht nach historische Tatsachen verfälscht werden, wo das Unwissen oder die Phantasie der Autorin den Leser ganz offensichtlich in die Irre führt. Er strebt konsequent danach, den zielsprachlichen Aussagen eine möglichst komprimierte Form zu verleihen, was das folgende Beispiel veranschaulichen mag. Während eines Streitgesprächs wendet sich Heinrich an Konrad:

Mamy teraz, przy Śląsku, Krakowskie, pół Sandomierszczyzny, Wielką Polskę, **ziemię poznańską, kaliską, pyzdrską, średzką aż po Giecz ...** (S. 97)

Forst de Battaglia bedient sich hier der Reduktion:

Wir besitzen nun, außer Schlesien und dem Krakaischen, noch halb Sandomir und Großpolen ... (S. 107)

Der von Pragmatismus getriebene Übersetzer verzichtet darauf, die „Posener, Kalischer, Peiserer und Schrodaer Lande“ aufzuzählen, weil all jene Regionen, ebenfalls das Dorf Giecz, in der Bezeichnung „Großpolen“ bereits enthalten sind; damit ist auch die Stadt Kalisz gemeint, die historische Hauptstadt Ostgroßpolens.

Einige der von der Reduktion betroffenen Korrekturen können jedoch als nicht sehr glücklich gewählt angesehen werden. Hier ist ein Beispiel:

– Oj, napędzi on [latawiec; die Rede ist von einer Fledermaus, die im Mittelalter für einen Vogel gehalten und als Luftdrache bezeichnet wurde; E.B.] i tak jakiegoś nieszczęścia ...

– **Błyskało się już, widzieliście?**

Nie widział wprawdzie nikt, lecz wszyscy potwierdzali skwapliwie, schodząc po stromych kamiennych trepach na dziedziniec. (S. 102)

Ein Rätsel für den polnischen Leser bleibt, was der Kaplan und andere „bereitwillig bestätigten“ („potwierdzali skwapliwie“): Bringt es irgendein Unheil oder hat es bloß wettergeleuchtet? Forst de Battaglia hat dieses Rätsel folgendermaßen gelöst:

O weh! Er wird gewiß irgendein Unglück heraufbeschwören! Diese Meinung bejahten alle eifrig, und stiegen dann die steilen Treppen zum Schloßhof hinab. (S. 112)

Durch die Auslassung eines Satzes: „Es hat schon geblitzt, habt ihr gesehen?“ („Błyskało się już, widzieliście?“) wird hier einerseits die im Original scheinbar verloren gegangene Kohärenz des Textes wiederhergestellt, andererseits jedoch führt dies geradewegs zu einer Verarmung der für die dargestellte Wirklichkeit des Romans wichtigen Problematik des Volksglaubens, die auch für den Übersetzer bedeutsam ist, was dieser im Nachwort und anderen Schriften bekundet. Eben der Verzicht auf die Information bezüglich des Blitzes hat zur Folge, dass die Sache mit dem „Drachen“, das heißt dem von der eigenen Mutter ums Leben gebrachten, in die Luft steigenden Gespensterkind, für den Leser der Übersetzung offen bleibt. Der polnische Leser erfährt dagegen, dass alle Wanderer Hoffnung suchen im Wetterleuchten, weil – wie man im *Wörterbuch der polnischen Mundarten* von Jan Karłowicz nachlesen kann – „der Blitz meist auf die Drachen einschlägt, d.h. die von den Müttern erwürgten Gespensterkinder“.²² Der Übersetzer scheitert da

²² Jan Karłowicz: *Słownik gwar polskich*. Tom trzeci L do O. Kraków 1903, S. 12. Karłowicz zitiert mehrere polnische und litauische Quellen, in denen das Wort ‘latawiec’ [Luftdrache] in verschiedenen Kontexten erscheint: „Latawcami są dzieci bez chrztu zmarłe“; Latawiec = potępieniec, który za karę za grzechy zniewolony jest po całych nocach przebywać wielkie przestrzenie po powietrzu i ziemi, zionąc skry ustami, nosem i uszami i znosić skarby tym ludziom, których skrzywdził materialnie za życia“; „Djabeł, zwany także szataniec, latawiec“.

nicht nur an den kognitionsbasierten Kompetenzen²³, was sich in seiner voraussetzenden lückenhaften Kenntnis der Geschichte des polnischen Volksglaubens manifestiert, sondern auch an der Unmöglichkeit, sein Zielkultur-Wissen situationsbedingt zu ergänzen. Wenn man aber bedenkt, dass die Übersetzung innerhalb von einigen Monaten fertiggestellt wurde, dann muss dieser Einwand stark relativiert werden.

Nun einige Beispiele für die Abschwächung als Folge der Reduktion, welche mannigfaltig im Übersetzungstext vorkommt.

– **Rany boskie!** – zawołał. – Przybko! Wracaj się! (S. 107)

Im Zieltext lautet diese Passage wie folgt:

– Przybko, komm zurück! (S. 117)

Der Übersetzer lässt an dieser Stelle, wie zu sehen ist, die polnische Interjektion „rany boskie!“ („du lieber Himmel!“ „um Himmels willen!“) aus. Kossaks Archaisierungmaßnahmen haben auch hier ihren Stempel aufgedrückt: „Przybko“ ist in diesem Fall höchstwahrscheinlich nicht ein im Polen der Frühen Neuzeit populärer Eigenname, die Verkleinerungsform von Przybysław, und so will es der Autor der Übersetzung, sondern „przybus“ beziehungsweise „przybysz“ – also ein Äquivalent des Wortes „Ankömmling“. Heinrich der Bärtige wendet sich an den gerade angekommenen Botenjungen aus Trebnitz, der den Herzog über den geplanten Besuch der Fürstin Hedwig informiert. Der Herrscher sieht den Jungen wohl zum ersten Mal, daher kennt er vermutlich seinen Vornamen nicht.

Battaglia scheint die Rolle von Attributen für die Charakteristik der Figuren offenbar nicht ausreichend zu würdigen. Hier ein Beispiel:

Konrad zmarszczył **gęste** brwi. (S. 96)

Konrad runzelte die Brauen. (S. 106)

Die Reduktion führt gelegentlich zu stilistischen Simplifizierungen:

Zacisnął pięści, **aż chrupnęły**. (S. 184)

Er ballte die Fäuste. (S. 200)

Das gleiche betrifft die Reduktion bzw. Auslassung von Höflichkeitsformen:

Grzeszysz, **panie mężu**, taką mową. (S. 121)

Du sündigst durch diese Rede. (S. 133)

²³ Vgl. hierzu Anna Małgorzewicz: Die Kompetenzen des Translators aus kognitiver und translationsdidaktischer Sicht. Wrocław 2012, S. 133–143.

Zu einer Stilverfälschung und Verarmung der inneren Charakteristik der Hauptfiguren führt die Nichtbeachtung von kleineren Wortarten, z.B. von Ausrufewörtern. Die im ausgangssprachlichen Text zahlreichen Fälle dieser Wortart, welche in der Regel relevante – wenigstens aus der Perspektive eines aufmerksamen Lesers betrachtet – emotionale Zustände ausdrücken, finden keine Anerkennung beim Übersetzer und werden unberechtigtweise in der Übertragung übergangen, u.a. „Na Boga!“ (Um Gottes willen!) und „O dla Boga!“ (Oh Gott!). Der Ausruf „ejże!“ hingegen, welcher in mehreren Äußerungen einzelner Figuren auftaucht, bleibt von dieser Form eines eher destruktiven Handelns nicht betroffen: in den meisten Fällen ignoriert der Übersetzer ihn nicht und gibt ihn verschiedenartig in der Zielsprache wieder, u.a. durch die Verwendung von „Fürwahr!“ und „Pötz Donner!“

Ein leicht erkennbares Defizit der Übersetzung stellt die Auslassung der im polnischen Original zahlreich vorhandenen Partikeln dar. Radegundis Stolze ist der Ansicht, dass Partikeln, ähnlich wie performative Verben, Modalverben und Adverbien, wichtige Illokutionsindikatoren seien, und ein Translator, der den zu übersetzenden Text richtig interpretieren will, müsse sie darin erkennen und ihre Bedeutung für den Rezipienten in der Zielkultur einschätzen.²⁴ Am häufigsten begegnet man im ausgangssprachlichen Text den verstärkenden Partikeln „wiera“ oder „a wiera“²⁵, welche in den in Kossaks Roman hervortretenden Sinnzusammenhängen so viel wie „fürwahr“ oder „wahrlich“ bedeuten und u.a. der Charakteristik von Heinrich dem Bärtigen dienen. Hinsichtlich der Partikeln haben wir es in interlingualen Beziehungen relativ selten mit vollwertigen Äquivalenten zu tun, doch wird gerade der polnischen und der deutschen Sprache zugeschrieben, eine ganze Fülle von diesen indeklinablen Wortarten zu besitzen, sodass die Wahl eines entsprechenden Funktionswortes dem Übersetzer keine größeren Schwierigkeiten bereiten sollte. Die Tatsache, dass der Großteil der Partikeln, mit denen der Originaltext „gewappnet“ ist, in der Sprache der Zielkultur nicht wiedergegeben wurde, ist vermutlich ein Ergebnis der äußerst pragmatischen Haltung des Translators, der sich grundsätzlich auf die wortgetreue Wiedergabe jener Elemente des ausgangssprachlichen Textes konzentriert, die sich auf den physikalischen Raum beziehen. Die Bezüge auf den mentalen Bereich wurden daher oft nur sekundär behandelt, was sich negativ auf die endgültige psychologische Zeichnung einiger Figuren auswirken musste, die – was selbst Otto Forst de Battaglia im Nachwort zur deutschen Ausgabe unterstreicht – ohnehin keine intellektuelle Tiefe aufweisen. Forst de Battaglias zweckgerichtetes Denken, das den gesamten Übersetzungsvorgang prägt, ist ja auch heute ein fester Bestandteil der deutschen Schule der Übersetzungswissenschaft, die für ein teleologisch orientiertes Translatorisches Handeln plädiert. Hans J. Vermeer meint hierzu, Translation werde „[...] von ihrem übergeordneten Ziel bestimmt. Nicht der Ausgangstext, auch nicht der aktuelle Zweck, sondern das letztendliche Ziel einer Handlungskette wurde zum primären Parameter einer Translation. [...] Sie wird von gesellschaftlichen Normen und Konventionen bedingt, die wiederum je nach dem situationspezifischen

²⁴ Vgl. Radegundis Stolze: *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen 2008, S. 127–129.

²⁵ „Wiera: ależ istotnie, zaprawdę, naprawdę“. In: *Słownik gwar polskich*. Ułożył Jan Karłowicz. Tom szósty do druku przygotował J. Łoś. U-Ż. Kraków 1911, S. 115.

Ziel einer kommunikativen Handlung unterschiedlich relevant werden und demgemäß unterschiedlich zu übersetzen sind. Ein unter Ziel subsumierbarer Faktor ist der intendierte Rezipient.²⁶

Ganz selten stößt man in der Übersetzung auf Stellen, die von einem mangelnden Verständnis der Botschaft des Originals zeugen könnten. In einem Fall aber führte eben die Unkenntnis der Partikel „wiera“ und ihre Verwechslung mit dem Substantiv „wiara“ zu einer falschen Interpretation einer Äußerung von Konrad:

– Ejże! Jakosik inaczej dziad Chrobry budował ... Uczył się, **wiera**, od Niemców, podglądał, ale ich do nas nie skludzał ... (S. 97)

Oh, wie anders hat unser Ahne Chrobry gebaut! Er lernte von den Deutschen in **Glaubenssachen**, guckte ihnen manches ab, doch er lud sie nicht zu uns. (S. 107)

Der Übersetzer verengt die von Bolesław Chrobry praktizierte Übernahme von deutschen Vorbildern zu Glaubensfragen: schuld ist hier die Partikel „wiera“, welche er in der Übertragung als „wiara“ (Glaube) wiedergibt. Einer klaren Fehlinterpretation der in einergangssprachlichen Äußerung liegenden Botschaft begegnet man auch im Falle der Aussage des sich an den Legaten wendenden Pfarrers:

Cóż tak pozierasz, aż **mierzi** człowieka! (S. 67)

Was glotzt du mich so an, als wolltest du mich **vermessen**? (S. 75)

„Mierzić“ bedeutet so viel wie „mit Ekel erfüllen“; die deutsche Übersetzung ist hier folglich inadäquat. Der Translator verwechselt dieses Verb mit dem Zeitwort „mierzyć“ (messen).

In einigen Fällen verändert der Übersetzer den Sinnzusammenhang einzelner Passagen, was zwar keinen Einfluss auf das Gesamtbild des Zieltextes hat, aber dennoch als Beispiel für eine Fehlinterpretation einer Aussage im Ausgangstext behandelt werden kann:

Zdziwiło go, że Rusacy, znaczni z daleka po odmiennym przyodziewku i ciemniejszej barwie twarzy, rozproszyli się po rocie opolskiej, miast stać kupą ... **Powadzili się, czy co?** – pomyślał z roztargnieniem. (S. 274)

Er staunte, dass die Ruthenen, die von weitem an ihrer abweichenden Ausrüstung und an ihrer dunkleren Gesichtsfarbe kenntlich waren, sich lose ausgebreitet hatten, statt mit den Leuten von Oppeln auf einem Haufen zu stehen. **Waren sie vielleicht mit diesen in Streit geraten?**, fragte der Herzog sich zerstreut. (S. 297)

Kossak deutet die Möglichkeit einer Fehde innerhalb des ruthenischen Lagers an, der Text von Forst de Battaglia setzt dagegen einen Konflikt zwischen Ruthenen und Oppelnern voraus.

²⁶ Hans J. Vermeer: Die sieben Grade einer Translationstheorie. In: *Studia Germanica Posnaniensia* XXIX, Poznań 2003, S. 24–25.

Eine wichtige Kategorie von „Spuren des Übersetzers“, welche es im Rahmen der Übersetzungskritik in erster Linie zu untersuchen gilt, bilden Auslassungen von umfangreicheren Textpassagen. Sie können nicht nur den Sinn des Originals entstellen, sondern auch ein bestimmtes Paradigma der Textaufnahme in der Zielkultur erzwingen, welches im Widerspruch zum einschlägigen Rezeptionsmodell in der Ausgangskultur steht. Innerhalb dieser Gruppe von Eingriffen oder eher Unterlassungen verwundert das Fehlen im Zieltext einer längeren Passage des 11. Kapitels des Originals, deren Inhalt ein Gespräch zwischen dem Mandarin, seinem Sekretär und Gaetano ausmacht. Es geht um eine *sui generis* Laudatio für Konrad und seine antideutsche Haltung:

Żle jest, dyc jest, a kto wie, może byłoby gorzej?... – Tolholos przyznaje słusność śląskiemu szewcowi? Gaetano poczerwieniał, zaskoczony, nigdy bowiem dotychczas mandaryn nie zaszczycił go pytaniem o zdanie. – Tak jest, Wasza Wielmożność, oczywiście... Ten rozruch, coby był! Te zamęty! Jużci lepiej, że tak ostało, jak jest ... – A co sądzi o tem czcigodny i uczoney Pen-ta-san? – zapytał mandaryn, patrząc w kłębiący się ponad nim obłok dymu. Sekretarz zgiął się do ziemi w ukłonie. – Najmędrszy, czcigodny Czang-fu-tse, perła czijenów – odparł, – raczy mi zadać pytanie. Zali mój niegodny umysł ośmieli się nań odpowiedzieć? Nie będę do tyła zuchwały. Przytoczę raczej, iż wielki Kung-fu-tse powiada: ‘Biada narodowi, który pozwala innemu narzucać sobie język i obyczaj, sprzeczne z obyczajem ojców jego’... – Roztropną i sprawiedliwą daleś odpowiedź, czcigodny – stwierdził z zadowoleniem mandaryn; – acz nieznający mądrości Ksiąg, zmarły syn śląskiego księcia miał słuszny i bystry wzrok. Porażka jego jednak nie ma dla tego narodu żadnego znaczenia. Przesunął językiem po wąskich wargach i, przymrużając oczy, powtórzył jakby z lubością: – Najmniejszego a najmniejszego znaczenia... – Tak jest, czcigodny – powtórzył z pokorą Pen-ta-san. Jakgdyby przypomniawszy sobie nagle obecność Gaetana, mandaryn rzekł oschle: – Dość tych nieciekawych nowin grodzkich. (S. 195–196)

Es ist schon schlecht auf der Welt bestellt, aber es könnte noch schlimmer kommen.

- Genug dieses belanglosen Geredes, unterbrach Tschang Ji-tschu trocken. (S. 212)

Diese umfangsmäßig große und inhaltlich folgenschwere Auslassung kann als wesentlicher Verstoß im Bereich der Kohärenz des Zieltextes betrachtet werden. Ob diese unbegründete Reduktion auf die Entscheidung des um politische Korrektheit besorgten Übersetzers zurückzuführen oder von einem übereifrigen Verlagslektor vorgenommen worden ist, sei dahingestellt. Ihre Folge ist verheerend: die polenfreundliche Einstellung der Fremden wird abgeschwächt und der Sinn ihrer Aussagen entstellt.

Und nun ein weiteres Beispiel für die unzureichende Sorge des Übersetzers um Details. Heinrich der Fromme wendet sich mit folgenden Worten an Konrad:

– Bracią mają być sobie wszyscy ... **Nachylił się patrząc z natężeniem w oczy brata.**
– Jeszcze u nas dziec była... (S. 184)

Alle Menschen sollen untereinander Brüder sein!... Noch herrschte bei uns Barbarei...
(S. 201)

Die mit nichts zu begründende Auslassung der Erzählerpartie bewirkt, dass die Heinrich-Figur in der Übertragung verflacht.

Ein anderes Beispiel für den Verlust von Tiefe findet sich in der unvollständig geschilderten Szene des Bruderkampfes zwischen Konrad und Heinrich:

Henryk chwycił go za ramiona.
– Nie blazgoń! Ty przeklętniku! Odmieńcze!
– **Pacholku niemiecki!**
Porwali się za bary w bezprzytomnej złości. (S. 186)

Heinrich packte ihn am Arm: – Du verdammter Tollkopf, du redest wie ein Narr!
In besinnungsloser Wut führen die Brüder einander an die Köpfe. (S. 203)

Der Verzicht auf die Übersetzung der Schimpfworte „du deutscher Knecht!“ in die Zielsprache nimmt der Szene des Bruderkampfes einen erheblichen Teil der Tragik ab, die den Beschreibungen der beiden Personen im Originaltext immanent ist.

Unter den vom Übersetzer korrigierten Zahlenangaben findet sich u.a. die im Roman von Kossak an mehreren Stellen wiederholte Zahl von über zehntausend deutschen Soldaten, die sich angeblich unweit von Liegnitz befinden; Heinrich hofft, dass sie ihm zu Hilfe kommen würden:

Toć [Wacław] stoi w sile czterdziestu tysięcy o niecałą dobę drogi od Legnicy. **A dziesięć tysięcy przedniego niemieckiego żołnierza – tuż za nim!** Narazie, prócz garści cudzoziemskich rycerzy zakonnych i świeckich ściągnęli na jego wołanie: [...] (S. 271)

Der König verfügt ja über vierzigtausend Mann und ist nur einen knappen Tagesmarsch entfernt. Vorläufig sind indessen auf den Ruf des schlesischen Herzogs, außer einer Handvoll fremder Ordensritter und weltlicher Herren, nur folgende Streitkräfte eingetroffen: [...] (S. 294)

In der Übertragung fehlt eine solche Information. Ein paar Absätze weiter stößt der Leser auf eine ähnliche Situation:

Czterdzieści tysięcy przy nim. **I Niemców dziesięć tysięcy!** A cała siła cesarza o jakie trzy, cztery dni drogi dalej. (S. 275)

Dabei hat Wenzel vierzigtausend Mann mit sich! Und nur drei, vier Tagesreisen weiter stehen die deutschen Fürsten mit ihren Truppen. (S. 298)

In beiden Fällen ignoriert Forst de Battaglia die Äußerung über die in der Nähe von Liegnitz abwartenden deutschen Ritter, als ob er den antideutschen Charakter dieses Ausschnitts der dargestellten Wirklichkeit des Romans von Kossak abschwächen wollte. Eine wichtige Korrektur wird da seitens des Übersetzers vorgenommen: statt

„kaiserlicher Streitkräfte“ des Originals erscheinen im Zieltext „Truppen der deutschen Fürsten“.

Dort, wo der Übersetzer Bedenken hatte bezüglich der Historizität der Figur, ersetzte er die Eigennamen durch Begriffe, welche entweder auf einen Beruf oder eine Beschäftigung verweisen. Hier ein Beispiel für diese Form des Eingriffs:

Lecz już, chrześzcząc włożonemi śpiesznie zbroicami, biegną co sił wiertelnicy. **Panosza Więcymil z Miechowic**, strażnik grodzki, na ich czele. (S. 149)

Doch schon stürzen, in hastig angelegten Rüstungen klirrend, die städtischen Büttel herbei, **ihr Befehlshaber** an der Spitze. (S. 162)

Dieser Fall der Ersetzung eines Eigennamens steht zweifellos im Zusammenhang mit der von Otto Forst de Battaglia bevorzugten Poetik des historischen Romans, in der es praktisch keinen Platz für fiktive Gestalten gibt, und für eine solche hielt er offensichtlich den Hilfsritter Więcymil aus Miechowice (Wenzemil aus Münchwitz²⁷). Die Gestalt eines auf wundersame Weise geheilten Jungen aus Trebnitz mit demselben Namen erscheint jedoch in der Lebensgeschichte der Heiligen Hedwig von Schlesien.²⁸ Womöglich diente er Zofia Kossak als Vorbild für die Figur des Kommandanten der Breslauer Stadtwache. Der Name Więcymil taucht an mehreren Stellen des Originals auf; überall dort, wo die Rede von ihm als Stadtwächter ist, wird sein Name vom Übersetzer durch Berufs- oder Rangbezeichnungen ersetzt.

Das Wort Schlesier als translatorisches Problem

In der Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen spielt Schlesien seit mindestens acht Jahrhunderten eine besondere Rolle, nämlich die eines Streitobjektes, einer wegen ihrer Menschen und Bodenschätze zu begehrenden und trotzdem unliebsamen Region, der die einzelnen Herrscher – polnische und preußische Könige, die Habsburger – einen eigenen Entwicklungsweg verwehren wollten. Es kann daher nicht wundernehmen, dass der Übersetzer die wichtigsten Spuren gerade an jenen Stellen zurückließ, an denen von Schlesiens Belangen, wie etwa von nationaler bzw. ethnischer Zugehörigkeit der Bewohner dieser Provinz die Rede ist. Die Bezeichnungen „Ślązak“ und „Schlesier“ sowie „śląski“ und „schlesisch“ stehen schon längst nicht äquivalent nebeneinander, ganz im Gegenteil: es handelt sich vielmehr um sui generis Antonyme, und sie waren es mit Sicherheit bereits zu jener Zeit, als der Roman von Zofia Kossak entstand und kurz darauf auch seine Übersetzung erschien. Spätestens seit dem oberschlesischen Volksentscheid von 1921 nahmen polnische und deutsche Nationalisten Schlesien verstärkt ins Visier. Die einen wie die anderen versuchten die schlesische Frage geschickt auszunutzen, Schlesien und seine deutsch- wie auch

²⁷ Münchwitz (Kreis Breslau) heißt seit 1945 Mnichowice.

²⁸ Vgl. Sabine Seelbach: Die Heilige Hedwig und ihre Legende. In: Zeszyty Eichendorffa – Eichendorff-Hefte 27, Lubowice 2008, S. 6.

polnischsprachige Bevölkerung für ihre politischen Zwecke zu vereinnahmen²⁹. Folglich konnte im Schlesien der 20er und 30er Jahre die Volkskunstbewegung ihre neue Blütezeit erleben. Die Regionalkultur stand jetzt ganz im Dienste der neuen Identitätspolitik. Die einschlägigen Bemühungen, mittels literarischer und publizistischer Texte ein deutsch-schlesisches bzw. polnisch-schlesisches Regionalbewusstsein zu erstarken und intendierte politische Haltungen zu fördern, die sich hauptsächlich in der Erfindung von leicht einprägsamen Kampfpapieren und in der Abgrenzung gegen das jeweils andere nationale Element erschöpften (wobei man das polnische grundsätzlich mit Asien und nicht mit dem von Kulturnationen bevölkerten Europa assoziierte), konnten auf eine lange Tradition von Stereotypen und ethnischen Stigmatisierungen zurückgreifen.³⁰

Otto Forst de Battaglia – was man u.a. seinem Briefwechsel mit Zofia Kossak entnehmen kann – war sich über die besondere Stellung Schlesiens in dem anzustrebenden deutsch-polnischen Dialog wohl im Klaren³¹. So sah er sich gezwungen, die von Kossak synonymisch verwendeten Wortpaare: „Schlesier“ – „Pole“ und „schlesisch“ – „polnisch“ in seinem Translat konsequent zu ignorieren. Er verfährt recht instrumental sowohl mit dem Substantiv als auch mit dem Adjektiv. Anbei ausgewählte Beispiele für eine durchaus manipulative Handhabung in Bezug auf die Hauptwörter und auf die die nationale Zugehörigkeit kennzeichnenden Adjektive:

A Jarach zgorlił się, i porzuciwszy zwykłą małomówność, powiedział:

- **U Niemców ... wiera! Tamci swej czci nie szanują ...** Ale tu jest polski, **śląski** kraj, całkiem od niemieckiego różny... [...] Inakszy ród Niemce, inakszy **Ślązaki**. (S. 69)

Jarach aber geriet immer mehr in Hitze und vergaß seine sonstige Wortkargheit: ‚Hier ist polnisches Land; wir haben mit den Deutschen nichts gemein! [...] Ein anderes Volk sind die Deutschen, ein anderes die **Polen**. (S. 78)

Der Übersetzer lässt hier den Satz „U Niemców... wiera! Tamci swej czci nie szanują...“ („Bei den Deutschen ... führwahr! Die achten ihre Ehre nicht ...“) unberücksichtigt, wodurch der Eindruck entsteht, er wolle die antideutsche Aussage dieser Romanpassage abschwächen.

²⁹ Vgl. Waldemar Grosch: Deutsche und polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919–1921. Dortmund 2002, passim.

³⁰ Vgl. Edward Bialek: „Die Wacht am Osten“ als des Schlesiens Kampfpapier. Zur Mythisierung des Grenzlandes am Beispiel der Freytag-Rezeption in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg. In: Rafał Biskup (Hg.): Gustav Freytag (1816–1895). Leben – Werk – Grenze. Leipzig 2015, S. 230–231.

³¹ In einem Brief an ihren Übersetzer schreibt Kossak: „Książka świeżo przeze mnie ukończona, która za parę miesięcy wyjdzie z druku p.t. *Nieznany kraj* nie będzie się nadawała do tłumaczenia [sic!] na niemiecki, gdyż porusza drażliwe kwestie nacjonalistyczne na Śląsku.” In: Drogi i Kochany Panie! Listy pisarzy polskich do Ottona Forst de Battaglia. Opracował i do druku podał Marek Zybur. Wrocław 2010, S. 66. Vgl. auch Otto Forst de Battaglia: Polen und Deutschland. Tatsachen, Gedanken und Möglichkeiten. In: Europäische Gespräche, Jahrgang V, Heft 10/1927, S. 535–537.

Der Mandarin erzählt in einem Gespräch mit Gaetano von Konrads Tod (dieses und einige andere Beispiele eines manipulativen Umgangs mit dem Originaltext verlangen im Grunde genommen keine Kommentare):

Ślązaki muszą go żałować? – zauważył mandaryn (S. 195)

Die Polen werden ihn betrauern?, fragte der Mandarin. (S. 212)

Das in der Beschreibung eines Tumults auf dem Breslauer Marktplatz gebrauchte Substantiv „Ślązaki“ (die Schlesier) wurde durch einen neutralen Begriff und zwar „Gesellen“ ersetzt. Beispiel 1:

Natomiast kilku wiecznie głodnych **Ślązaków**, czeladników majstra farbiarskiego Kozioko, stoi, z niekłamaną uciechą patrząc na rozżartych Niemców. (S. 148)

Dafür stehen ein paar immer hungrige **Gesellen** des Färbermeisters Kozioko dabei und betrachten mit ungeheucheltem Vergnügen die erbitterten Deutschen. (S. 161)

Beispiel 2:

Nie dajcie się, **Ślązaki!** Bić Niemców!

– Nie dajcie się, **Ślązaki!** – podchwytują głosy. (S. 149)

Gesellen, wehrt euch! Haut die Deutschen! Einige nehmen den Ruf auf. (S. 162)

Ähnlich verhält es sich mit der Übertragung einer Aussage von Anna:

Włodyków ma za sobą, kmieci, całą **ślazacką golotę** – ciągnęła Anna. (S. 170)

Die Włodyken hat er für sich, die Kmeten, das ganze **Knechtsgesindel**, geisterte Anna weiter. (S. 185)

Eine Ausnahme kann man in der Szene mit Dobrogost und der Hexe Margocha feststellen:

W cichem przymierzu schodzili do grodu, i ani im w głowie postąpiło, że za dukata i tytuł pogrzebli przed chwilą wspólnemi siłami ostatniego księcia Piasta, co chciał być **Ślązakiem**. (S. 180)

In schweigendem Bunde schritten sie der Stadt zu und es stieg ihnen kein Bedenken auf, daß sie vor einer kleinen Weile für einen Dukaten und einen Titel mit vereinten Kräften den letzten **schlesischen** Piastenfürsten begraben hatten, der nichts als nur ein **Pole** sein wollte. (S. 196)

Der Übersetzer, der auch hier den Begriff „Schlesier“ durch „Pole“ ersetzt, „schmuggelt“ zum ersten Mal das Adjektiv „schlesisch“ in seine Übersetzung hinein.

In der Übersetzung eines Gesprächs zwischen Heinrich und Konrad, dem Verteidiger des Polentums in Schlesien, lässt sich eine tiefgreifende Manipulation erkennen:

Łzy gniewu błysnęły mu w oczach. – **A ja za to – dokończył – za Śląsko, w ćwierci dalbym się porąbać. Henryk patrzył weń uważnie.** – Zezrą, zezrą – powtórzył. (S. 184)

Tränen des Zornes blinkten ihm in den Augen. – Sie werden uns auffressen, erwiderte Heinrich. (S. 200–201)

Der Übersetzer bedient sich hier einer unberechtigten Reduktion, indem er in seiner Übertragung die Äußerung Konrads, einer der Schlüsselfiguren des Romans, unberücksichtigt lässt. Es handelt sich diesmal um Worte, in denen sich die Weltanschauung des Helden offenbart.

Die Beschreibung des Gefechts, an dem Heinrichs Ritter und Konrads Bauern teilnehmen, ist ein weiteres, diesmal krasses Beispiel für die Verfälschung der Aussage des Ausgangstextes:

Platają rycerze niemieccy z nienawistną zaciekłością **chłopów śląskich, co przeciw nim ośmielili się powstać, prawa do swojej ziemi zaprzeczyć.** Z pogardą ścinają łby, przesywają piersi w płótniankę odziane. (S. 190)

Die Ritter spalten mit erbitterter Wut den **Bauern** die Schädel. Verächtlich hauen sie die Köpfe ab, durchbohren sie die in Leinwand gekleideten Brüste. (S. 207)

Der manipulative Charakter dieser Passage in der Übertragung lässt sich nicht wegdiskutieren: zusätzlich zu der Auslassung der Adjektive „deutsch“ und „schlesisch“ verzichtet der Übersetzer darauf, dem Adressaten des Zieltextes die Motive der revolutionären Auflehnung der Bauern zu vermitteln.

In der Beschreibung des Ortes der künftigen Schlacht taucht auch das Wort „Bauern“ anstelle von „Schlesier“ auf:

Błonia suche są, grądy, nie słotwiny jak gdzie indziej; osobliwie dobre pastwisko mają mieszczany legnickie na błoni, które **Ślązaki** zowią Dobrem Polem ... (S. 196)

Die Felder sind trocken, frei von Wasser, nicht Sümpfe, **wie zumeist in den schlesischen Flußgebieten.** Eine besonders gute Weide haben die Einwohner von Liegnitz an den Wiesen, die bei **den Bauern** ‚Dobre Pole‘ heißen. (S. 213)

Die Benutzung der polnischen Bezeichnung für den Anger von Liegnitz ersetzt hier das Adjektiv „polnisch“. Die unbestimmte Lokalisierung „jak gdzie indziej“ (wie anderswo) wird in der Übersetzung durch die Worte „wie zumeist in den schlesischen Flußgebieten“ präzisiert.

Ein anderes Beispiel für eine unberechtigte Reduktion, welche sich wohl aus dem Wunsch ergibt, den Nationalitätsdiskurs zu entschärfen, kommt in der Übertragung der Überlegungen von Heinrich dem Bärtigen zum Vorschein:

Jednemu dać królowanie, drugiemu Śląsko? Żle! **Cóż Polska bez Śląska? Jako bez głowy!** ... Jednemu wszystko, drugiemu nic? (S. 121)

Dem einen das Königreich vermachen, dem anderen Schlesien? Schlecht wäre es! ...
Oder soll ich dem einen alles zuwenden, dem anderen dagegen nichts? (S. 133)

Erst in der Beschreibung der Schlacht zeigt sich der Begriff „Schlesier“ als Äquivalent zu dem Wort „Ślązaki“. Aber auch diesmal handelt sich eindeutig um eine Manipulation: der deutsche Leser, für den das Wort „Schlesier“ so viel wie „Deutsche“ bedeutet, kann tiefe Genugtuung empfinden – die Polen waren ja nicht dabei:

Przy jego boku, posepnie, zaciekle, walczą rycerze niemieccy. Płoną odwagą francuscy.
Pilno im zginać chwalebnie, jak giną **Ślązaki**. (S. 280)

An seiner Seite kämpfen düster, erbittert, die deutschen Ritter und, flammenden Mutes, die Franzosen. Es drängt sie zu gleich rühmlichem Ende wie die **Schlesier**. (S. 304)

Fazit

Otto Forst de Battaglia ist relativ kritisch an den Text seiner polnischen Liebesschriftstellerin herangetreten. Überall dort, wo er als Leser und Übersetzer keine Kohärenz feststellen konnte, nahm er Eingriffe vor, die – eigentlich nur aus der Sicht des Rezipienten des Originals betrachtet – als stellenweise unzulässiges Vorgehen behandelt werden können. Die Kohärenz des Zieltextes garantieren recht professionell redigierte narrative Abschnitte und Äußerungen der einzelnen Figuren, die allesamt eine störungsfreie Kommunikation ermöglichen. Somit kann man das Endprodukt des translatorischen Handelns Otto Forst de Battaglias als hervorragend bezeichnen. Eine ausführliche vergleichende Analyse zeigt allerdings, dass es dem Wiener Gelehrten nicht ganz gelungen ist, im Zuge des Übersetzungsprozesses „die drei essenziellen translatorischen Codes in Einklang zu bringen, welche letztlich die Originalität des Werkes ausmachen, nämlich den lexikalisch-semanticen, den kulturellen und den ästhetischen Code“.³² Der Übersetzer sieht wohl mit Recht von den sich aus der Stilisierung und Archaisierung ergebenden Möglichkeiten ab, welche den Rezipienten durch geschickt ausgewählte sprachliche Konstruktionen in eine längst vergangene Zeit zu versetzen vermögen. Überdies will er, dass sein Translat als Ganzheit politisch korrekt wirkt, was angesichts der äußerst schwierigen Periode in der Geschichte Europas und der von ihm befolgten Idee der Völkerverständigung niemanden verwundern sollte; die sich aus diesem Wunsch ergebenden stilistischen Maßnahmen können jedoch von Manipulation und Deformierung des Bedeutungsgehalts des Ausgangstextes gekennzeichnet sein. Die deutsche Übertragung des historischen Romans *Legnickie Pole* von Zofia Kossak ist letztlich ein künstlerisches Erzeugnis, welches man beileibe nicht als eine wortgetreue Wiedergabe des polnischen Originals bezeichnen kann, aber bei einer literarischen Übersetzung geht es schließlich auch nicht darum, Form

³² Maria Krysztofiak: Przekład literacki a translatołogia. Poznań 1999, S. 139.

und Inhalt des Ausgangstextes „einzuscannen“ und ihn nach der Konvertierung in einer anderen Sprache abzuspeichern.

Das eingangs erwähnte und von Otto Forst de Battaglia kritisierte anachronistische Ausmaß der Sprache des Originals ist nicht nur für Dialoge sowie Monologe der meisten Romanfiguren, sondern auch für die Partien des Erzählers charakteristisch. Der Verzicht auf die Wiedergabe von jenem affektierten Stil des ausgangssprachlichen Textes war sicherlich eines der Ziele des Übersetzers, welche sich in der Wahl und einer konsequenten Anwendung der jeweils als passende empfundenen Übersetzungsstrategie manifestieren. Die Strategie des österreichisch-polnischen Gelehrten lässt sich fast vollständig nachvollziehen: durch vielfältige Hilfstechiken, wie die Reduktion oder Erweiterung, durch Ergänzungen, Paraphrasen, Erklärungen und Explikationen stellte er den Roman von Zofia Kossak dem deutschsprachigen Lesepublikum zur Verfügung, wobei er der semantischen Übereinstimmung den Vorrang gab, um die intellektuelle Botschaft der polnischen Autorin der Zielkultur möglichst unverfälscht zu vermitteln. Das ästhetische Gewand befand er somit für nicht übersetzungsrelevant, was aber zur Folge hat, dass keine der stilistischen Dominanten des Ausgangstextes eine äquivalente Wiedergabe im Übersetzungstext fand. Daher wundert auch nicht die Tatsache, dass das sprachliche Weltbild des polnischen Textes und jenes der Zielsprache nicht kompatibel sind: die dargestellte Wirklichkeit des Originals ist in ihrer Polyfonie überaus chaotisch, bodenständig, zeitweise sogar grob, die Welt der Übertragung hingegen wirkt geordnet, elegant und erhaben. Die Eleganz gilt u.a. für die Übersetzungen von in Versform gehaltenen Passagen (es geht hier vor allem um Volkslieder). Die Worte von Katarzyna Lukas³³ in Bezug auf die deutschen Übersetzungen von *Pan Tadeusz* paraphrasierend kann man die Feststellung wagen, dass die Transposition des historischen Romans von Zofia Kossak in die deutsche Sprache auf der Umsetzung des Kanons der Adels- und Bauernkultur in den Kanon der bürgerlichen Kultur beruht. Die durch Otto Forst de Battaglia geleistete Übertragung des Romans *Legnickie Pole* ist in ihrem Wesen eine äußerst gelungene deutschsprachige „bürgerliche“ Paraphrase des „echt polnischen“ Romans von Kossak. Battaglia erwies sich als ein Übersetzer, der sich seiner Rolle als Co-Autor durchaus bewusst war, dem es aber nicht ganz gelang, die Individualästhetik des Ausgangstextes an die Zielkultur weiterzuvermitteln.³⁴

Es ist ja trotzdem schade, dass sich der herausragende Wiener Humanist, „der einflussreichste Förderer der polnischen Kultur im Ausland“³⁵, wie ihn Tadeusz Boy-Żeleński nannte, so selten in einen Übersetzer verwandelte: hätte Otto Forst de Battaglia, der gründliche und umfassende Sprach- und Kulturkenntnisse besaß, der Übersetzungskunst mehr Zeit gewidmet, dann hätte die von Marek Zybur, dem Herausgeber seiner literaturwissenschaftlichen Aufsätze und Briefe, so wundervoll popularisierte und für seine Buchreihe ausgewählte Parole „Polonica leguntur“

³³ Vgl. Katarzyna Lukas: *Obraz świata i konwencja literacka w przekładzie. O niemieckich tłumaczeniach dzieł Adama Mickiewicza*. Wrocław 2008, S. 283–284.

³⁴ Vgl. Brigitte Schultze: Individualästhetik als Beobachtungsort literarischer Übersetzungen. In: Maria Krysztofiak (Hrsg.): *Ästhetik und Kulturwandel in der Übersetzung*. Frankfurt am Main 2008, S. 9–37.

³⁵ Tadeusz Boy-Żeleński: *Pisma*, Band VII. Warszawa 1956, S. 386.

zweifellos mehr Anhänger im deutschen Sprachraum gefunden. Ich schließe meine Ausführungen mit einem oft zitierten Satz von Thomas Mann, der Otto Forst de Battaglias Verdienste um die Verbreitung der polnischen Kultur in einem Brief an ihn wie folgt würdigte: „Mit Vergnügen habe ich Ihre beiden deutsch-polnischen Aufsätze empfangen und gelesen. Ich finde, dass jedermann Ihnen für Ihre vermittelnde und aufklärende Tätigkeit zwischen den beiden Völkern dankbar sein muss.“³⁶

Bibliographie

Primärliteratur

- Zofja Kossak-Szczucka: *Legnickie pole*. Nakładem Krakowskiej Spółki Wydawniczej, Kraków 1930.
- Die Walstatt von Liegnitz*. Historischer Roman von Zofja Kossak. Deutsche Übertragung von Dr. Otto Forst-Battaglia. Verlag Josef Kösel & Pustet, München 1931.
- Otto Forst de Battaglia: Zofia Kossak. *Eine Meisterin des historischen Romans*. In: Die Zeit 1931 (Jg. 2), Heft 9/10, S. 330–333.
- Otto Forst de Battaglia: *Polen und Deutschland. Tatsachen, Gedanken und Möglichkeiten*. In: Europäische Gespräche, Jahrgang V, Heft 10/1927, S. 527–539.

Sekundärliteratur

- Białek, Edward: „Die Wacht am Osten“ als des Schlesiens Kampfparole. Zur Mythisierung des Grenzlandes am Beispiel der Freytag-Rezeption in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg. In: Rafał Biskup (Hg.): *Gustav Freytag (1816–1895). Leben – Werk – Grenze*. Leipzig 2015, S. 228–252.
- Boy-Żeleński, Tadeusz: *Pisma*. Band VII. Warszawa 1956.
- Bujnicki, Tadeusz: *Posłowie*. In: Zofia Kossak: *Legnickie pole*. Posłowiem i przypisami opatrzył T. Bujnicki. Katowice 1985 [= Biblioteka Karola Miarki], S. 183–188.
- Bungarten, Theo: *Übersetzen und Dolmetschen als politische Aufgabe*. In: Judith Muráth und Ágnes Oláh-Hubai (Hrsg.): *Interdisziplinäre Aspekte des Übersetzens und Dolmetschens. Interdisciplinary Aspects of Translation and Interpreting*. Wien 2007, S. 15–36.
- Dybaś, Bogusław; Forst-Battaglia, Jakob; Huszcza, Krzysztof (Hrsg.): *Otto Forst de Battaglia, der unersetzliche Vermittler zwischen den Kulturen*. Wien 2001.
- Forst-Battaglia, Jakob: *Mein Großvater Otto, „ein Erasmus unserer Zeit“?* In: *Otto Forst de Battaglia, der unersetzliche Vermittler zwischen den Kulturen*. Hrsg. von Bogusław Dybaś, Jakob Forst-Battaglia, Krzysztof Huszcza. Wien 2011, S. 11–22.
- Grosch, Waldemar: *Deutsche und polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919–1921*. Dortmund 2002.

³⁶ Thomas Mann an Otto Forst de Battaglia. Brief vom 3. Februar 1928. In: Tomasz Mann.; *Listy do Ottona Forst-Battaglii*. Przełożył Stanisław Helsztyński, opracował i wstępem opatrzył Roman Taborski. Warszawa 1973, S. 20.

- Grzegorzczak, Piotr: *Literatura polska w przekładach (1928–1932)*. In: *Rocznik Literacki* 1932, S. 298–323.
- Huszcza, Krzysztof: *Polska i Polacy w pracach Ottona Forst de Battaglias*. Kraków 2002 [= *Polonica leguntur* 1].
- Jaworska, Kazimiera (Hrsg.): *Bitwa z Mongołami na Dobrym Polu w 1241 roku – miejsce, tło, środowisko, relacje*. Legnica 2011.
- Krysztofiak, Maria: *Przekład literacki a translatoologia*. Poznań 1999.
- Kunicki, Wojciech: *Wandlungen der Mongolenschlacht in der Literatur Schlesiens von 1933 bis 1945*. In: *Briefe in die europäische Gegenwart. Studien zur deutschsprachigen Literatur und Kultur. Festschrift für Herbert Rosendorfer zum 70. Geburtstag*. Hrsg. von E. Bialek und J. Rzeszotnik. Wrocław 2004, S. 327–343.
- Lukas, Katarzyna: *Obraz świata i konwencja literacka w przekładzie. O niemieckich tłumaczeniach dzieł Adama Mickiewicza*. Wrocław 2008.
- Małgorzewicz, Anna: *Die Kompetenzen des Translators aus kognitiver und translationsdidaktischer Sicht*. Wrocław 2012.
- Mann, Tomasz: *Listy do Ottona Forst-Battaglias*. Przełożył Stanisław Helsztyński, opracował i wstępem opatrzył Roman Taborski. Warszawa 1973.
- Mrozowicz, Wojciech: *Która Legnica? Jeszcze w sprawie lokalizacji bitwy legnickiej*. In: Kazimiera Jaworska (Hrsg.): *Bitwa z Mongołami na Dobrym Polu w 1241 roku – miejsce, tło, środowisko, relacje*. Legnica 2011, S. 155–162.
- Pytlos, Barbara: *„Córa Sienkiewicza“ czy „Alicja w krainie czarów“*. *Z dziejów recepcji twórczości Zofii Kossak*. Katowice 2002.
- Schultze, Brigitte: *Individualästhetik als Beobachtungsort literarischer Übersetzungen*. In: Maria Krysztofiak (Hrsg.): *Ästhetik und Kulturwandel in der Übersetzung*. Frankfurt am Main 2008, S. 9–37.
- Seelbach, Sabine: *Die Heilige Hedwig und ihre Legende*. In: *Zeszyty Eichendorffa – Eichendorff-Hefte* 27, Łubowice 2008, S. 6–25.
- Stolze, Rade Gundis: *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen 2008.
- Vermeer, Hans J.: *Die sieben Grade einer Translationstheorie*. In: *Studia Germanica Posnaniensia* XXIX, Poznań 2003, S. 19–38.
- Vermeer, Hans J.: *Versuch einer Intertheorie der Translation*. Berlin 2006.
- Zybura, Marek: *Die polnische Literatur im Leben und Werk Otto Forst de Battaglias*. In: *Germanica Wratislaviensia* LVIII, Wrocław 1984, S. 117–139.
- Zybura, Marek (red.): *Ein Erasmus unserer Zeit. Otto Forst de Battaglia: Schriften zur polnischen Literatur*. Darmstadt 1992.
- Zybura, Marek: *Otto Forst de Battaglia (1889–1965)*. In: *Erlebte Nachbarschaft. Aspekte der deutsch-polnischen Beziehungen im 20. Jahrhundert*. Hrsg. von Jan-Pieter Barbian, Marek Zybura. Wiesbaden 1999, S. 287–292.
- Zybura, Marek (Hg.): *Drogi i Kochany Panie! Listy pisarzy polskich do Ottona Forst de Battaglia*. Opracował i do druku podał M. Zybura. Wrocław 2010.
- Zybura, Marek: *Polnische Literatur im Leben und Werk Otto Forst de Battaglias*. In: *Otto Forst de Battaglia, der unersetzliche Vermittler zwischen den Kulturen*. Hrsg. von Bogusław Dybaś, Jakub Forst-Battaglia, Krzysztof Huszcza. Wien 2011, S. 37–52.

Schlüsselwörter

Otto Forst de Battaglia, Zofia Kossak, historischer Roman, die Schlacht von Wahlstatt, politische Korrektheit und die Übersetzung, Schlesien.

Otto Forst de Battaglia's Idea of a spiritual disarmament and his German translation of the historical novel by Zofia Kossak *Legnickie Pole*

The article is an attempt to analyze the German translation of the novel by Zofia Kossak, which was published in Germany a year after its publication in Poland (1930). The translator, who was a well-known Austrian historian and literary critic, Otto Forst de Battaglia gave all the meanings of the original, however he has not made any attempt to copy translation of the original text in archaic language.

He had huge problems with the term “Silesians”, which after the First World War became a political term often overused in Polish-German war propaganda. Trying to adapt to the requirements of political correctness, Forst de Battaglia avoids its use, replacing it with other words that have to alleviate biased and anti-German purport of the Kossak's novel.

Keywords

Zofia Kossak, Otto Forst de Battaglia, historical novel, the Battle of Wahlstatt (*Legnickie Pole*), political correctness in translation, Silesia.

Emotive Sprache am Beispiel des Films *Lola rennt* und dessen audiovisueller Translationen ins Polnische und Englische¹

1. Einleitung

Im vorliegenden Beitrag werden die emotive Sprache und emotionsgeladene Dialoge aus der translatorischen Perspektive analysiert. Als Basis für die Untersuchung dient der deutsche Actionthriller *Lola rennt* (Drehbuch und Regie: Tom Tykwer) und dessen untertitelten Übersetzungen *Biegnij Lola, biegnij* (Übersetzung: Piotr Zieliński, Untertitel: Dariusz Makulski) und *Run Lola run* (Distribution: Columbia Tristar, Übersetzung und Untertitel: keine Angabe). Als Ausgangspunkt der hier vorgenommenen Analyse werden die Erkenntnisse der komparativen Linguistik genommen und als *tertium comparationis* –sprachlicher Ausdruck der Emotionen. Es handelt sich um eine unilaterale Analyse, wobei das Deutsche die Ausgangssprache ist und das Polnische und das Englische –Zielsprachen. Das Ziel dieser Analyse ist es, die emotionsgeladenen Aussagen in Bezug auf Wortschatz und Syntax im Original und in der Übersetzung zu charakterisieren und die zum Emotionsausdruck dienenden Übersetzungsstrategien darzustellen.

2. Untersuchungsgegenstand

Diese Analyse differenziert zwischen den emotionsgeladenen Aussagen der Filmfiguren und der Beschreibung der Emotionen. Deswegen besteht das gesammelte Material aus Äußerungen, die zwar von starken Emotionen bestimmt sind, aber diese nicht nennen. Als Aussagen über Emotionen werden hier solche verstanden, in denen die Emotionen eher explizit, mithilfe der lexikalischen Mittel zum Ausdruck gebracht werden. In solchen Äußerungen werden die Emotionen also zum Gegenstand der Aussage bzw. es kommt zur „Thematisierung von Emotionen“ (Fiehler 1990: 3) oder mit anderen Worten zur „propositionale[n] Kodierung von Emotionen“ (Fries 2007: 7). Diese Untersuchung dagegen beachtet sowohl den emotionsgeladenen Wortschatz

¹ Eine ausführlichere Analyse dieses Themas an mehreren Beispielen wurde unter der Betreuung von Prof. Iwona Bartoszewicz (Universität Wrocław) als Masterarbeit im Studienjahr 2014/2015 erstellt.

als auch Wortregister, Konnotationen, Interjektionen, Syntax und Interpunktionszeichen (in den Übersetzungen mit Untertiteln), also im Sinne von Fiehler (1990: 3) den „Ausdruck von Emotionen“ und im Sinne von Fries (2007: 11) die „nicht-propositionale Kodierung“. Aus diesem Grund spielen hier die sprachspezifischen Emotionsbezeichnungen, mit denen sich Anna Wierzbicka, eine sich im Bereich von Emotionsuntersuchungen spezialisierende Linguistin, sehr ausführlich beschäftigt hat (siehe hierzu beispielsweise Wierzbicka 1992, 1995, 1998), eigentlich keine Rolle. Es handelt sich in dieser Analyse nämlich nicht um die Namen der Emotionen, sondern um die emotionale Ladung der Aussagen. Es wird jedoch auf Wierzbickas Metasprache zurückgegriffen, um die in den analysierten Dialogen präsente Emotion näher zu charakterisieren.

3. Begriff „Emotion“

Der Begriff „Emotion“ wurde in diesem Beitrag bewusst in Opposition zu dem Wort „Gefühl“ gewählt, weil hier Ausdrücke von abrupt auftauchenden, von Umständen, Situation oder Gesprächspartnern verursachten Erregungen analysiert werden. Solche Erfassung ergibt sich vor allem aus der Analyse der Gebrauchsweise der Wörter „Emotion“ (en. *emotion*, pl. *emocja*) und „Gefühl“ (en. *feeling*, pl. *uczucie*) im Deutschen, Englischen und Polnischen, die anhand der Korpora der deutschen Sprache „Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache“ und der polnischen Sprache „Narodowy Korpus Języka Polskiego“ sowie anhand des englischen Kollokationswörterbuchs „Oxford Collocations Dictionary for Students of English“ durchgeführt wurde. Laut dieser Quellen verbindet sich das Wort „Emotion“ mit Bezeichnungen für vorübergehende Sachverhalte (z.B. unterdrückte Emotionen, antideutsche Emotionen, *wave of emotions*, *silne emocje*, *sportowe emocje*). Das Wort „Gefühl“ dagegen wird in Kontexten von gleichbleibenden seelischen Empfindungen bevorzugt (z.B. religiöse Gefühle, patriotische Gefühle, *religious feelings*, *uczucia religijne*, *uczucia macierzyńskie*).

Der alltägliche Gebrauch dieser Lexeme passt auch zu den Definitionen von Emotions- bzw. Gefühlswissenschaftlern. Reinhard Fiehler meint, dass Gefühle etwas Privates und etwas Authentisches seien und dass Emotionen eher ein öffentliches Phänomen darstellen, das nicht unbedingt mit den wahren Empfindungen und Gedanken des Sprechers im Einklang sein müsse (Fiehler 1990: 41-42, 44-45). Norbert Fries' Ansicht nach sind „Gefühle [...] nur introspektiv-zugängliche spezifische Erlebnisformen des Menschen [...]“ (Fries 1992: 6). Unter „Emotionen“ versteht er im Vergleich dazu „sprachsystematisch ausgedrückte spezifische Stellungnahmen zu Referenzobjekten bzw. Sachverhalten“ (Fries 1992: 6), „durch Zeichen codierte Gefühle“ (Fries 2000: 2) und noch anders gesagt „Ausdrucksphänomene für seelische Empfindungen“ (Fries 2000: 9).

Diese Untersuchung der emotiven Sprache stimmt mit den angeführten Auffassungen überein, denn sie beschränkt sich auf die oberflächliche, linguistische Ebene der Emotionsmanifestation, unabhängig von dem Wahrheitsgehalt gegebener Aussage.

4. Emotive Sprache

Um emotive Sprache charakterisieren zu können, muss man zuerst feststellen, welche linguistischen Elemente im Prozess der Emotionsmanifestation von größter Bedeutung sind. Die Forscher scheinen jedoch in dieser Hinsicht weithin einig zu sein, indem sie emotive Sprache als Resultat des Zusammenkommens aller verbalen und nonverbalen Phänomene sehen und indem sie emotionsgeladene Elemente auf allen Ebenen der Sprache erkennen (vgl. beispielsweise Kryk-Kastovski 1997: 156, Fries 2000: 16). Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, beschränkt sich diese Analyse also nicht auf eine einzelne Ebene der Sprache. Nur die prosodischen Merkmale werden hier in geringerem Grade untersucht, weil die Untertitel eine graphische Darstellung der Dialoge sind.

5. Zum analysierten Film

Der 1998 erschienene Film, *Lola rennt* könnte eigentlich als drei Filme in einem gesehen werden, denn er stellt drei Versionen einer Handlung dar, wobei jedoch der Ausgangspunkt jeweils gleich ist: Lola (gespielt von Franka Potente) hat zwanzig Minuten, um sich 100.000 DM zu verschaffen. Anderenfalls wird ihr Freund (gespielt von Moritz Bleibtreu) getötet werden. Die Handlung zeichnet sich durch das schnelle Tempo aus, das zusätzlich durch die Musik hervorgehoben wird. Die Sprache des Films ist äußerst kolloquial. Die stressigen Situationen und das Auftreten einer Lebensgefahr bilden hier eine gute Grundlage für Emotionsmanifestationen.

6. Korpusanalyse

Das Korpus besteht aus drei Beispielen, die am Anfang des Films in einem Telefongespräch zwischen den Hauptfiguren, Lola und Manni, erscheinen und die die Vorgeschichte der Handlung zusammenfassen. Es lassen sich zwei Emotionen in den Beispielen unterscheiden, die hier mit den deutschen Bezeichnungen „Aufregung“ und „Wut“ versehen wurden.

7. Aufregung

Die Analyse beginnt mit einem Beispiel der Emotion, die hier als „Aufregung“ bezeichnet und anhand semantischer Primitiva wie folgt definiert wird:

X fühlt Aufregung = X dachte etwas wie:
„Etwas Schlechtes kann geschehen.
Ich wünsche mir das nicht.
Dieses Ding ist nicht gut.“

Das Geschehen ist nah.
Jetzt fühlt sich X nicht gut.²

Tabelle 1 Beispiel 1

Ausgangssprache – DEUTSCH	Zielsprache – ENGLISCH	Zielsprache – POLNISCH
<p>Manni: Der macht mich fertig. Und dann werde ich klein, so was wie Asche sein und dann werd‘ ich in hunderttausend kleinen, beschissenen Aschekörnern die Spree bis runter in die Nordsee gluckern, und dann ist dein Scheiß-Manni Geschichte, ich weiß doch wie sowas läuft, da gibt’s nix was du machen kannst!</p>	<p>M: He’ll rub me out, and all that’s left of me will be 100,000 ashes floating down the Spree to the sea. No more Manni! You can’t do a thing!</p>	<p>M: Rozedrze mnie na sto tysięcy kawalków! Spłynę rzeką do Morza Północnego! Koniec ze mną!</p>

Nachdem Manni hunderttausend zu einem Gangster gehörende Marken verloren hat, fürchtet er sich um sein Leben. Er ist sehr aufgeregt, was sich dadurch zeigt, dass er schreiend eine schreckliche Vision seines zukünftigen Schicksals darstellt. Die Vorstellung ist sehr ausführlich und von Brutalität erfüllt. Manni redet nicht nur über einen Mord, sondern auch über das Massakrieren des Körpers. Seine Aussage ist reich an Kolloquialismen und Schimpfwörtern, die ebenfalls zur Emotionsladung dieser Äußerung beitragen. Er übt auch eine Art Selbstkritik, indem er von sich selbst als „Scheiß-Manni“ in der dritten Person Singular spricht. Das Präfix „Scheiß-“ „drückt in Bildungen mit Substantiven aus, dass jmd. od. etw. als schlecht, miserabel, verabscheuenswürdig angesehen wird“ (DDUW unter: Scheiß-) und diese Funktion wird hier in Verbindung mit dem Eigennamen ausgefüllt.

Beide Übersetzungen sind viel kürzer als Original, was natürlich mit den technischen Beschränkungen der Untertitelung zusammenhängt. Im Englischen wurden alle Elemente des Ausgangstextes in gekürzter Fassung beibehalten:

- der Mord, der durch das kolloquiale Verb *to rub out* (dt. jdn. abmurksen) ausgedrückt wurde,
- die Tatsache, dass Mannis Körper zertrümmert werden wird,
- der Illeismus (wobei jedoch die Selbstkritik ausgelassen wurde) und
- die Machtlosigkeit von Lola.

² Diese und die nächste Definition gehen auf die Definition von dem Adjektiv *sad* von Wierzbicka (1995:250) zurück.

Die polnische Version ist noch spärlicher. Schon am Anfang hat die Kompression im Sinne von Kautz (2000: 131) dadurch Anwendung gefunden, dass die propositionale Bedeutung von zwei Elementen aus dem Ausgangstext (von dem Mord und von dem Aufreißen des Körpers) durch den letzteren Sinngehalt ersetzt wurde, wobei jedoch der Ertere impliziert wurde. Wenn jemand in 100.000 Stücke aufgerissen wird, wird er auch getötet. Des Weiteren wurde ebenfalls auf das Reden von sich selbst in dritter Person verzichtet. Die Beschreibung der Zukunftsvision ist weniger aufwändig, die ausgemalten Bilder sind jedoch dermaßen grauenvoll, dass die Konnotationen aus dem Original beibehalten wurden.

Beide Übersetzer konzentrierten sich auf die Wiedergabe des furchtbaren Schicksals von Manni. Sowohl in der polnischen, als auch in der englischen Version wurde der vulgäre Wortschatz übersprungen, was als „stilistische Anhebung“ (Kautz 2000: 132) betrachtet werden kann. Dieses Verfahren scheint jedoch die Emotionsmanifestation nicht beeinträchtigt zu haben.

8. Wut

Zwei folgende Beispiele drücken Unzufriedenheit mit der gegebenen Situation und die sich daraus ergebende starke Irritation aus. Sie lassen sich also als „Wut“ bezeichnen und folgendermaßen umschreiben:

X fühlt Wut = X dachte etwas wie:

„Etwas sehr Schlechtes ist geschehen oder jemand hat mir etwas sehr Schlechtes getan.

Wenn ich nicht wusste, dass es vorher geschehen ist, würde ich sagen:

Ich wünsche mir das nicht.

Ich wünsche mir etwas Anderes.

Das ist schlechter, als ich fühlen kann“

X fühlt etwas sehr Schlechtes, weil es geschehen ist.

X wünscht sich jetzt, etwas Anderes zu fühlen.

Tabelle 2 Beispiel 2

Ausgangssprache – DEUTSCH	Zielsprache – ENGLISCH	Zielsprache – POLNISCH
<u>Lola</u> : Was ist denn? Wo bist du?	<u>L</u> : What's up? Where are you?	<u>L</u> : Co się dzieje?
<u>Manni</u> : Wo ich bin? Wo warst du denn, verdammst?	<u>M</u> : Where were you, damn it?	<u>M</u> : Gdzie byłaś, do cholery?
<u>Lola</u> : Du warst schon weg. Ich kam zu spät.	<u>L</u> : I got there too late.	<u>L</u> : Spóźniłam się trochę.
<u>Manni</u> : Wieso kommst du ausgerechnet heute zu spät? Du bist doch immer pünktlich. Immer!	<u>M</u> : But why today? You're always on time! Always!	<u>M</u> : Czemu? Zawsze jesteś na czas.
<u>Lola</u> : Das Moped ist geklaut worden.	<u>L</u> : My moped got ripped off. It doesn't matter.	<u>L</u> : Ktoś ukradł mi skuter. Nieważne.
<u>Manni</u> : Was?		
<u>Lola</u> : Ja, ich... Ist doch jetzt egal...!		
<u>Manni</u> : Das ist überhaupt nicht egal!	<u>M</u> : Yes, it matters!	<u>M</u> : Właśnie że ważne!

Dieser Dialog eröffnet die eigentliche Handlung von *Lola rennt*. Die Wut von Manni lässt sich von Anfang an erkennen. Die Wiederholung von Lolas Frage sowie deren Umformulierung anhand einer Abtönungspartikel und des Schimpfwortes machen darauf aufmerksam, dass Manni etwas von Lola erwartete und dass sie diese Erwartung nicht erfüllte. Die angewendete Partikel „denn“ kann je nach Kontext verschiedene Funktionen übernehmen. Laut „Duden: Deutsches Universalwörterbuch“ „drückt [sie] in Fragesätzen innere Anteilnahme, lebhaftes Interesse, Ungeduld, Zweifel o. Ä. des Sprechers aus“ (DDUW unter: denn, Pkt. IVa) und laut Engel „lässt [diese Partikel] sie [=die Frage] – je nach Intonation – milder, freundlicher oder eindringlicher, brüsker erscheinen“ (2000: 1187). Wegen des Kontextes dieser Szene steht es außer Zweifel, dass es sich in diesem Fall um eine negativ verstärkende Funktion handelt und dass die Frage im Resultat des Gebrauchs dieser Partikel brüsker wird und Mannis Ungeduld zum Ausdruck bringt. Des Weiteren formuliert Manni eine andere Frage, die mithilfe des Adverbs „ausgerechnet“ seine Wut ebenfalls betont. Dieses Adverb „drückt in emotionaler Ausdrucksweise Verärgerung, Unwillen, Verwunderung o. Ä. aus“ (DDUW unter: ausgerechnet). Der danach folgende Satz erlangt dank der Partikel „doch“ zusätzlich „eine gewisse Nachdrücklichkeit“ (DDUW unter: doch, Pkt. III 1) und in Verbindung mit dem wiederholten Wort „immer“, das als Ausruf erscheint, schafft er eine starke Manifestation von Verzweiflung und Wut. Das untersuchte Fragment endet mit einem verneinenden Ausrufesatz, der dank dem

Adverb „überhaupt“ an Aussagestärke gewinnt (DDUW unter: überhaupt, Pkt. 2). Aus obiger Analyse ergibt sich, dass fast jede Aussage von Manni durch emotionsgeladene Partikeln oder Adverbien verstärkt wurde.

In der polnischen Fassung wurden zwei erste Fragen von Manni in eine umgewandelt, wobei das Schimpfwort beibehalten wurde. Diese Kondensation geht mit der Veränderung von Lolas Aussage einher, denn sie fragt nur „*Co się dzieje?*“ (dt. Was ist los?). Die nächste Aussage von Manni „*Czemu? Zawsze jesteś na czas.*“ (dt. Warum? Du kommst immer pünktlich.) wurde jedoch ganz neutralisiert. Sie drückt zwar eine gewisse Verwunderung über Lolas Verhalten aus, aber sie konnotiert die schwerwiegenden Konsequenzen ihrer Abwesenheit nicht. Um die emotionale Färbung zu schaffen, könnte beispielsweise das Fragewort *czemu* durch die der deutschen Formulierung „ausgerechnet heute?“ entsprechende Phrase „*akurat dziś?*“ ersetzt werden, damit die Wichtigkeit des gegebenen Zeitpunkts betont würde. Der darauf folgende Satz könnte eventuell am Anfang mit der Partikel *przecież* verstärkt werden. Die letzte Aussage erfüllt die gleiche Funktion als der Ausruf im Original: Sie fungiert als Widerspruch gegen Lolas Äußerung. Der polnische Ausrufesatz bedient sich zweier Partikeln. Die Erstere, *właśnie*, dient dazu, eine Sache, von der die Rede ist, etwas Anderem gegenüberzustellen und sie hervorzuheben (SJPPWNpl unter: *właśnie*, Pkt. I 1). Die Letztere, *że*, ist ebenfalls eine hervorhebende Partikel im Sinne von Klemensiewicz (1965: 66), die auch einen Ausdruck der Ungeduld darstellen kann (SJPPWNpl unter: *że*). Im Allgemeinen lassen sich die Emotionen in diesem Fragment in der polnischen Übersetzung bemerken. Sie könnten jedoch auffälliger sein, weil dieser Dialog sehr ausdrucksstark im Original ist.

Im Folgenden wird dargestellt, wie die vorgeschlagene Veränderung bzw. beide Veränderungen in der Untertitelung erscheinen könnten. Zuerst wird die Originalverteilung in Zeilen in der polnischen Übersetzung angeführt:

- i. *Co się dzieje?*
- ii. *Gdzie byłaś, do cholery?*
- iii. – *Spóźniłam się trochę.* |³ – *Czemu? Zawsze jesteś na czas.*
- iv. *Ktoś ukradł mi skuter. Nieważne.*
- v. *Właśnie że ważne!*

Wenn nur die erste beschriebene Modifikation vorgenommen würde, würde sich nur eine Zeile verändern und das Ganze würde die folgende Form annehmen:

- i. *Co się dzieje?*
- ii. *Gdzie byłaś, do cholery?*

³ Die Vertikale bezeichnet die Verteilung des Satzes in zwei Zeilen, die auf dem Bildschirm gleichzeitig zu sehen sind.

iii. – *Spóźnilam się trochę.* | – **Akurat dziś?** *Zawsze jesteś na czas.*

iv. Ktoś ukradł mi skuter. Nieważne.

v. Właśnie że ważne!

Würden dagegen beide Vorschläge angenommen, so müssten die Zeilen aus dem Punkt iii. nacheinander, und nicht gleichzeitig, auf dem Bildschirm erscheinen, damit das Zeichenlimit⁴ nicht überschritten würde.

i. *Co się dzieje?*

ii. *Gdzie byłaś, do cholery?*

iii. *Spóźnilam się trochę.*

iv. **Akurat dziś?** | **Przecież** *zawsze jesteś na czas.*

v. *Ktoś ukradł mi skuter. Nieważne.*

vi. *Właśnie że ważne!*

Da diese Veränderung mehr in die Gestaltung der Untertitelung eingreift, wurde sie als fakultativ bestimmt.

Was die englische Version betrifft, so überspringt sie die wiederholte Frage am Anfang und setzt nur eine durch das Schimpfwort *damn it* verstärkte Frage ein. Des Weiteren wurde die nächste Frage auf das Wesentliche gekürzt. Dabei wurde das Adverb „ausgerechnet“ ausgelassen, obwohl es im Englischen eine äquivalente Präpositionalphrase *of all days* gibt. Die Übersetzung könnte dementsprechend ausdrucksstärker sein, indem der Originalsatz „Wieso kommst du ausgerechnet heute zu spät?“ in „*But why today of all days?*“ umgewandelt würde. Die übrigen Elemente dieser Aussage wurden in hohem Maße wörtlich übersetzt, wobei nur auf die Partikel „doch“, die keine direkte Entsprechung in der englischen Sprache hat, verzichtet wurde. Der abschließende Ausruf ist, wie im Original, das Gegenteil zu Lolas Aussage. Die englische Version machte sich jedoch das Potential der emotionalen Färbung nicht ganz zunutze. Das Englische verfügt nämlich über das Hilfsverb *do*, das unter anderem dazu dient, „das Hauptverb im Satz zu betonen“ (Longman unter: *do* – auxiliary verb, Pkt. 3; [Übersetzung – K.P.]). Dementsprechend wäre der Ausruf „*Yes, it does matter!*“ nachdrücklicher. Alle hier vorgeschlagenen Veränderungen halten die technischen Beschränkungen der Untertitelung als Übersetzungsart ein. Die Originalverteilung in Zeilen sah in der englischen Übersetzung folgendermaßen aus:

⁴ In dieser Analyse wird angenommen, dass die maximale Zeichenzahl für eine Zeile der Untertitel 35 Zeichen inklusive Leerzeichen beträgt. Diese Zahl ist eine durchschnittliche Menge der Zeichen per Zeile, die von Gottlieb (1997: 245) angenommen wurde. Andere Quellen geben eher einen Zahlenbereich an, auf den es problematisch ist, sich zu beziehen. So z.B. Tomaszewicz (2006: 113) –32-40 und Garcarz (2007: 155) –25-40.

- i. What's up? Where are you?
- ii. Where were you, damn it?
- iii. I got there too late.
- iv. But why today? | You're always on time! Always!
- v. My moped got ripped off. | It doesn't matter.
- vi. Yes, it matters!

Nach dem Eintragen der Veränderungen wären zwei Zeilen geringfügig länger, sie würden jedoch weiterhin das Zeichenlimit nicht überschreiten.

- i. What's up? Where are you?
- ii. Where were you, damn it?
- iii. I got there too late.
- iv. *But why today **of all days?** | You're always on time! Always!*
- v. *My moped got ripped off. | It doesn't matter.*
- vi. *Yes, it **does** matter!*

Das nächste Beispiel setzt mit einem weiteren Teil des gleichen Gesprächs fort.

Tabelle 3 Beispiel 3

Ausgangssprache – DEUTSCH	Zielsprache – ENGLISCH	Zielsprache – POLNISCH
<p><u>Manni:</u> Und alles war pünktlich. Nur du nicht! Du warst nicht da.</p> <p><u>Lola:</u> Und dann?</p> <p><u>Manni:</u> Da war nichts, keine Telefonzelle, gar nichts! Ich konnte nicht mal ein Taxi rufen. Dann bin ich zur U-Bahn gegangen... und in der Bahn... Da war so'n Penner. Und der... der ist irgendwie hingefallen. Und da waren auf einmal Kontis. Und ich bin raus... wie immer halt... ein alter Reflex</p> <p><u>Lola:</u> Die Tasche</p> <p><u>Manni:</u> Die Tasche</p> <p><u>Lola:</u> Die Tasche. Die Tasche. Die Tasche...</p> <p><u>Manni:</u> Ich bin so ein beschissener Anfänger, so was von saubeschissen dämlich... Das passiert nur mir. Lola, warum hast du mich nicht abgeholt. Die ganze Kacke wär mir nicht passiert. Ich war so daneben. Du kommst doch sonst immer, immer!</p> <p><u>Lola:</u> Hast du nicht anrufen lassen, bei der nächsten Station?</p> <p><u>Manni:</u> Ja sicher, die Scheißtasche war aber längst weg.</p>	<p><u>M:</u> And everything was on time, except for you. You weren't there.</p> <p><u>L:</u> Then what?</p> <p><u>M:</u> Nothing. Not even a phone booth. I couldn't even call a taxi, so I walked to the subway station. On the train, there was this bum...who somehow fell down. Suddenly, these inspectors showed up. And I got out like always. An old reflex.</p> <p><u>L:</u> The bag!</p> <p><u>M:</u> The bag!</p> <p><u>M:</u> I'm such a fucking amateur! A dumb-ass! This could only happen to me! If you'd picked me up, it wouldn't have happened. I was so out of it. You're always on time!</p> <p><u>L:</u> Didn't you call the next station?</p> <p><u>M:</u> Sure. But it was too late. The fucking bag was already gone.</p>	<p><u>M:</u> Wszystko szło zgodnie z planem. Tylko ty nie przyjechałaś.</p> <p><u>L:</u> I co dalej?</p> <p><u>M:</u> Nic! Nie było nawet budki. Nie mogłem wezwać taksówki, więc poszedłem do metra. Przyłazł jakiś żebrak, przewrócił się, a ja nagle zobaczyłem kontrolerów. Natychmiast wysiadłem. Stare przyzwyczajenie.</p> <p><u>L:</u> Torba.</p> <p><u>M:</u> Torba.</p> <p><u>M:</u> Jestem cholernym amatorem! Zasranym frajerem! Tylko mnie mogło to spotkać, ale gdybyś zajechała na czas... To mnie załatwiło! Przecież nigdy się nie spóźniasz!</p> <p><u>L:</u> Powiadomiłeś następną stację?</p> <p><u>M:</u> Oczywiście, ale było już za późno. A cholerna torba zniknęła.</p>

Der obige Dialog findet statt, nachdem Manni den Verlauf eines von ihm überwachten Gangstergeschäfts erzählt hat. Er brauchte Lolas Hilfe, um 100.000 DM sicher zu transportieren. Als sie nicht erschienen ist, ist Manni seine Aufgabe misslungen: er hat die Tasche mit dem Geld in einer U-Bahn gelassen. Manni lässt seinen starken Emotionen freien Lauf, indem er während des Gesprächs mehrmals Lolas Verspätung erwähnt, die er als entscheidender Faktor in der ganzen Situation betrachtet. In seiner zweiten Aussage in diesem Fragment beschimpft Manni sich selbst anhand mehrerer umgangssprachlicher Synonyme von „dumm“/„schlecht“: „beschissen“ heißt „sehr schlecht“ (DDUW unter: beschissen, Pkt. 2), „saubeschissen“ – ungeheuer dumm (Mund Mische unter: saubeschissen) und „dämlich“ – „dumm, einfältig“ (DDUW unter: dämlich). Des Weiteren bezieht er sich auf die Situation mit der Bezeichnung „Kacke“ mit der Bedeutung „schlechte, minderwertige Sache; unangenehme, Unwillen hervorrufende Angelegenheit“ (DDUW unter: Kacke, Pkt. 2). Dieses Fragment wird durch einen Satz abgeschlossen, der die Tasche mit dem Geld als „Scheißtasche“ benennt. Die Funktion des Präfixes „Scheiß-“ wurde bereits im Fall von Beispiel 1 besprochen.

Beide fremdsprachigen Versionen verwenden ebenfalls Wiederholungen, die Lolas Verspätung betreffen. Die Wichtigkeit dieser Elemente äußert sich in der Tatsache, dass sie in den Übersetzungen beibehalten wurden, obwohl die Faustregel für die Untertitelung lautet, alle Wiederholungen auszulassen (Tomaszkiewicz 2006: 115). Im Kontrast dazu wurde die Häufung von den Ausrufen „die Tasche“ in beiden Fassungen nur auf zwei beschränkt, weil diese Wiederholungen weder neuen Inhalt noch die emotionale Ladung übermitteln.

Außer den schon erwähnten Wiederholungen behält die englische Version Mannis Selbstbeschimpfung (*fucking amateur* – dt. verdammter Amateur; *dumb-ass* – dt. Trottel) und sein Beklagen (*This could only happen to me!* – dt. Das könnte nur mir passieren!) sowie den irrealen Konditionalsatz (*If you'd picked me up, it wouldn't have happened.* – dt. Wenn du mich abgeholt hättest, wäre es nicht passiert.). Das emotionsgeladene Wort „Kacke“, das im Original eingesetzt wurde, wurde durch das neutrale Pronomen *it* ersetzt. Die Verwirrung von Manni, die in der deutschen Version mittels der Phrase „daneben sein“ ausgedrückt wurde, erscheint hier in Form einer umgangssprachlicher Phrase *to be out of it*, die ebenfalls das Uninformiertsein und die Ratlosigkeit von Manni betont (Oxford Dictionaries – US English unter: out of it, Pkt. 2). In der letzten Aussage dieses Fragments hat das vulgäre Adjektiv *fucking* den Platz des Präfixes „Scheiß-“ eingenommen.

Die polnische Übersetzung wurde sehr ähnlich gestaltet. Die Beschimpfungen (*cholerny amator* – dt. verdammter Amateur; *zasrany frajer* – dt. beschissener Trottel) und das Jammern über das außergewöhnliche Pech von Manni sind vorhanden. Des Weiteren wurde ein Teilsatz mit einem adversativen Konjunktiv *ale* (dt. aber) und dem Verb im Konjunktiv eingesetzt, der die Schuld Lolas Verspätung zuschreibt. Der darauf folgende Ausruf „*To mnie zalatwilo!*“ (dt. ungefähr „Das hat mich sehr mitgenommen!“) beruht auf der umgangssprachlichen Bedeutung von *zalatwić*: „jemandem die Chance zum Handeln entziehen“ (SJPPWNpl unter: zalatwić, Pkt. 3, [Übersetzung – K.P.]). Auch in dem letzten Element dieses Fragments bediente sich

der polnische Übersetzer ähnlicher Mittel wie sein Fachgenosse: das Präfix „Scheiß-“ wurde durch ein vulgäres Adjektiv *cholerny* ersetzt.

9. Auswertung der Analyse

Aus der Analyse hat sich ergeben, dass trotz der unerlässlichen Verkürzung des Inhalts die Emotionen in den Übersetzungen wiedergegeben worden sind. Die in den untersuchten Dialogen ausgedrückten Emotionen können in Bezug auf Fries' Dimensionen der Empfindungsqualitäten als negativ („Dimension der emotionalen Polarität“) und stark („Dimension der emotionalen Intensität“) charakterisiert werden (Fries 2007: 15). In den übersetzten Versionen evozieren sie gleiche Konnotationen, selbst wenn in ihnen weniger emotionsgeladene Elemente gebraucht wurden.

Im Original wurde die emotionale Ladung der Aussagen vor allem dank der lexikalischen Ausdrücke geschaffen. Es gibt viele Schimpfwörter (vor allem Adjektive wie „beschissen“, „verdamm“, aber auch ein Substantiv „Kacke“ und als Präfix dienendes Substantiv „Scheiße“), die Aussage verstärkende Partikeln (denn, doch) sowie Adverbien (ausgerechnet, überhaupt). Was die Grammatik betrifft, so wurden die Emotionen mithilfe von elliptischen Sätzen, Ausrufen und irrealen Konditionalsätzen betont. In den untersuchten Dialogen fällt der kolloquiale, vulgäre Stil auf. Die Aussagen enthalten auch viele Wiederholungen und Paraphrasen.

In beiden Übersetzungen kann man ähnliche Strategien der Wiedergabe der Emotionsmanifestation bemerken. Es wurde auf die gleiche Sprachvarietät (Umgangssprache) und den gleichen Sprachstil (vulgäre Sprache) zurückgegriffen. Die prosodischen Merkmale des Originals wurden, sofern es möglich war, durch Interpunktionszeichen (vor allem Ausrufezeichen) ersetzt. Beide Übersetzer haben die zur emotionalen Ladung beitragenden Wiederholungen und Paraphrasen beibehalten und die anderen ausgelassen. Auch in der englischen und in der polnischen Version (außer Beispiel 1) tauchen vulgäre Wörter auf, darunter Adjektive *fucking*, *zasmiany*, *cholerny*, ein Substantiv *dumb-ass* und Syntagmen *damn it*, *do cholery*. Im Gegensatz zu dem Original wurden jedoch keine verstärkenden Adverbien gebraucht. Es lässt sich allerdings feststellen, dass sowohl die Denotation als auch die Konnotation des Ausgangstextes in beiden Zieltexten beibehalten wurden.

Bibliographie

Primärquellen

- Biegnij Lola, biegnij (kA). Distribution: Carisma Entertainment Group. Übersetzung: Piotr Zieliński. Untertitel: Dariusz Makulski.
Lola rennt (1998), Regie und Drehbuch: Tom Tykwer.
Run Lola run (2000). Distribution: Columbia Tristar. Übersetzung: keine Angabe.

Sekundärquellen

- Engel, U. et al. (2000): Deutsch-polnische kontrastive Grammatik. Band 2. Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN.
- Fiehler, R. (1990): Kommunikation und Emotion. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Fries, N. (1992): Emotionen und sprachliche Struktur. In: Sprache und Pragmatik. 1992/30. S. 1-28. URL: <http://www2.hu-berlin.de/linguistik/institut/syntax/home/aufsaeetze.htm>. Stand: 11.10.2013.
- Fries, N. (2000): Sprache, Gefühle, Emotionen und Emotionale Szenen. URL: http://www2.hu-berlin.de/linguistik/institut/syntax/docs/fries_em_2000.pdf. Stand: 20.01.2015.
- Fries, N. (2007): Die Kodierung von Emotionen in Texten. Teil 1: Grundlagen. URL: <http://www2.hu-berlin.de/linguistik/institut/syntax/docs/fries2007a.pdf>. Stand: 23.03.2015.
- Garcarz, M. (2007): Przekład slangu w filmie. Kraków: Tertium.
- Gottlieb, H. (1997): Subtitling. In: Baker, M. (Hg.): Routledge Encyclopaedia of Translation Studies. London, New York: Routledge. S. 244-248.
- Kautz, U. (2000): Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens. München: Judicium.
- Klemensiewicz, Z. (1965): Podstawowe wiadomości z gramatyki języka polskiego. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe.
- Kryk-Kastovsky, B. (1997): Surprise, Surprise: The iconicity-conventionality scale of emotions. In: Niemeier S., Dirven R. (Hg.): Language of emotions. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company. S. 155-169.
- Tomaszkiewicz, T. (2006): Przekład audiowizualny. Warszawa: Wydawnictwo naukowe PWN.
- Wierzbicka, A. (1992): Semantics, Culture and Cognition: Universal Human Concepts in Culture-Specific Configurations. New York/Oxford: Oxford University Press.
- Wierzbicka, A. (1995): The relevance of language to the study of emotions. In: Psychological Inquiry. Vol. 6/No. 3. S. 248-252. URL: <http://www.jstor.org/stable/1449441>. Stand: 11.10.2013
- Wierzbicka, A. (1998): "Sadness" and "anger" in Russian: The non-universality of the so-called "basic human emotions". In: Athanasiadou A., Tabakowska E. (Hg.): Speaking of Emotions. Berlin/New York: Mouton de Gruyter. S. 3-28.

Wörterbücher und Korpora

- Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. URL: <http://dwds.de/>. Stand: 06.04.2014.
- DDUW= Duden: Deutsches Universalwörterbuch. (2003). Mannheim: Dudenverlag. [CD-ROM]
- Longman=Longman Dictionary of Contemporary English. URL: <http://www.ldoceonline.com/>. Stand: 06.04.2014.
- Mund Mische. Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. URL: <http://mundmische.de/>. Stand: 03.05.2015.

Narodowy Korpus Języka Polskiego. Kolokator. URL: <http://www.nkjp.uni.lodz.pl/collocations.jsp>. Stand: 06.04.2014.

Oxford Dictionaries. URL: <http://www.oxforddictionaries.com/>. Stand: 06.04.2014.

Oxford Collocations Dictionary for Students of English. (2009). Oxford: Oxford University Press.

SJPPWNpl=Słownik Języka Polskiego. URL: <http://sjp.pwn.pl/>. Stand: 18.04.2015.

Schlüsselwörter

Emotionen, Sprache, audiovisuelle Übersetzung

Abstract

The language of emotions on the example of the film *Lola rennt* and its audiovisual translations into Polish and English

The subject of this analysis is the language of emotions from the point of view of contrastive linguistics on the example of three languages: German, Polish, and English. The examined dialogues are taken from *Lola rennt*, a German film from 1998 directed by Tom Tykwer, and its official DVD translations. The aim is to determine what kind of linguistic elements are used to express emotions in the original and whether the emotional tone of the utterances is present in the translations as well. Above all, the attention is paid to the emotionally marked lexis and syntax in all of the versions. The analysis shows that the translations contain emotional tones, even though they are shorter than original and even though the translators sometimes used different linguistic means in order to express emotions.

Keywords

emotions, language, audiovisual translation

Essen auf den ersten Klick – Zur Multimodalität und Multikodalität im Bereich des Kulinarischen

Kulinaristik ist eine Disziplin, im Rahmen deren Themen erforscht werden, die das breit verstandene Thema „Essen“ zum Gegenstand haben. Unterstützend auf die Etablierung der Disziplin wirkt sich das ständig wachsende und sichtbare Interesse am Kulinarischen aus, was z.B. zahlreiche kulinarische Programme, neulich zahlreich entstehende Kochbücher und Kochrezeptsammlungen bezeugen. Dabei bietet die Wirklichkeit verschiedene, oft multimodale Zugänge zu diesem Thema, was mit dem ansteigenden Anteil der modernen Medien an unserem Leben zusammenhängt. Man denke z.B. an Internetseiten, die kulinarischen Themen gewidmet sind, auf denen einem „Full Service“ angeboten wird.

In unserem Beitrag konzentrieren wir uns auf die Multimodalität und Multikodalität der kulinarischen Information, also auf zwei Erscheinungen in heutiger Welt, die für jeden Internetbenutzer besonders auffällig sind. Die Grundlage unserer Analyse stellen kulinarische Internetseiten dar, die um verschiedene Bereiche ausgebaut werden, um in der Meinung der Anbieter kundenfreundlicher zu wirken. Die Analyse der unterschiedlichen Zugänge zum Kulinarischen in der virtuellen Wirklichkeit erfolgt im Rahmen der *Kulinaristik*, einer Disziplin, die sich zum Ziel setzt, „[...] Essen und Trinken als Kulturphänomene zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Lehre zu machen, um mittels verschiedener Formen der Fort- und Weiterbildung zugleich die wechselseitige Aufklärung von Wissenschaft, lebensweltlicher und beruflicher Praxis der Gastronomie, der Bildungsbereiche, der Medien, der Hotellerie, des Tourismus und der sich globalisierenden Unternehmen vor allem der Lebensmittelwirtschaft über die Rolle und Bedeutung des Essens und der Gastlichkeit im Aufbau der Kulturen in den Verständigungsprozessen und in der individuellen menschlichen Existenz zu befördern.“ (Wierlacher 2008: 3). Dabei verstehen wir unter *kulinarisch* „die Kochkunst betreffend“¹.

Unser Ziel ist zu ergründen, inwieweit sich die kulinarische Dienstleistung in Form von Internetseiten geändert hat, um welche Elemente diese bereichert wurde und immer noch wird, sowie welche pragmatischen Funktionen sie zu erfüllen hat. Dabei wird von der These ausgegangen, dass die kulinarischen Webseiten im Kontext der sich rasch entwickelnden neuen Medien als eine Erweiterung der herkömmlichen Kochbücher, Kochrezeptsammlungen zu betrachten sind. Diese Entwicklung wird

¹ <http://www.duden.de/rechtschreibung/kulinarisch>, Zugriff am 3.11.2014.

offensichtlich an die Bedürfnisse der Benutzer angepasst. Um dies beweisen und die Entfaltung von Kochbüchern bis hin zu kulinarischen Angeboten im Internet umreißen zu können, skizzieren wir, bevor wir auf das gegenwärtige Angebot im Internet eingehen, die Geschichte der Kochrezepte und der herkömmlichen Kochbücher im deutschen Sprachraum sowie die Wandlungen, die sie im Laufe der Zeit durchgemacht haben.

1. Kulinaristik – viel mehr als Wissenschaft über die Nahrung

Kulinaristik ist in Deutschland eine relativ junge wissenschaftliche Disziplin, wobei die Idee, das Essen und Trinken zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung zu machen, eigentlich nicht neu ist. Der erste Impuls in Deutschland, sich mit dem Essen und Trinken eingehender und aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven zu befassen, kommt von der 2000 gegründeten Deutschen Akademie für Kulinaristik (= DAfK)². Von ihren Gründern kommt die Bezeichnung *Kulinaristik* her, die auf das lateinische *culina* zurückgeht und in Anlehnung an den Terminus *Germanistik* geprägt wurde³. Zu der Akademie gehören Köche, Gastronomen, Restaurantkritiker, Foodblogger, Ökotrophologen, Erzeuger mit Physikern, Historikern, Soziologen⁴, deren Zusammenarbeit es möglich macht, das Thema sehr vielfältig aufzufassen und aus verschiedenen Standpunkten zu beleuchten. Alois Wierlacher, der erste Vorsitzende und der Mitgründer der DAfK⁵ geht in seinem Konzept der Kulinaristik von der folgenden These aus: „Essen und Trinken sind Grundbedürfnisse des Menschen, kulturtragende Kommunikationsformen, Handlungen, Situationen und Institutionen, Symbolsysteme, Rituale, Agrar-, Handels- und Industrieprodukte, Selbstbehauptungsmedien und Bestände der kulturellen Gedächtnisse.“ (Wierlacher 2013: 635). Daraus ergibt sich somit, dass das Essen im Rahmen der *Kulinaristik* nicht mehr als nur Nahrung betrachtet wird, sondern dass es ihm eine Vielzahl von Funktionen im gesellschaftlichen Leben des Menschen zugewiesen wird. Aufgrund des breiten Bedeutungsspektrums des Essens im Alltag des Menschen sowie seiner zahlreichen Funktionen bezeichnet Wierlacher das Essen als Totalphänomen, dessen Erforschung weit über die Grenzen einer Disziplin hinausgeht (vgl. ebd.). Die Komplexität des Forschungsgegenstandes erzwingt nach Wierlacher „[...] eine kooperative Erkennt-

² Derzeit ist die DAfK keine einzige Einrichtung, die sich mit der Kulinaristik beschäftigt. 2008 wurde das Kulinaristik-Forum Rhein Necker gegründet, das sich „als Kompetenzzentrum [versteht – J. S., M.K.], dessen Zweck es ist, den kulinarischen Wissenschaften eine unabhängige Plattform für das Gespräch untereinander und mit der vielstimmigen lebensweltlichen oder beruflichen Praxis zu verschaffen.“ (Wierlacher 2013: 637). In der Zusammenarbeit mit dem Forum werden kulinarische Kolloquien veranstaltet, die sich unterschiedliche Schwerpunkte setzen, vgl. <http://www.kulinaristik.net/veranstaltungen.html>, Zugriff am 8.11.2014.

³ Vgl. <http://www.kulinaristik.de/uber-die-akademie/geschichte/>, Zugriff am 9.11.2014.

⁴ Vgl. <http://www.kulinaristik.de/uber-die-akademie/geschichte/>, Zugriff am 9.11.2014.

⁵ Vgl. <http://www.kulinaristik.de/uber-die-akademie/geschichte/>, Zugriff am 9.11.2014.

nisarbeit [...], die das Nachdenken der einzelnen Disziplinen mit einer fächerübergreifenden Sicht und dem Einbezug des beruflichen und lebensweltlichen praktischen Umgangs mit den *culinaria* verbindet.“ (ebd.) So versteht sich Kulinaristik als eine Disziplin, die mit anderen Forschungsrichtungen kooperiert, das Wissen über das Essen zusammenfasst und praktische Informationen wissenschaftlich bearbeitet.

Eine der wichtigsten Forschungsdimensionen im Rahmen der *Kulinaristik* sind linguistisch orientierte Untersuchungen, deren Bedeutung für die sie erstens aus diesem Grunde relevant ist, dass kulinarische Forschungen aus unterschiedlichen Gebieten schöpfen. Als interdisziplinär konzipierte Disziplin bedarf *Kulinaristik* nämlich einer Metasprache, die Verständigung zwischen Forschern aus verschiedenen Fachbereichen sichern würde. Das Vorhandensein der Linguistik in kulinarischen Untersuchungen ist jedoch nicht darauf eingeschränkt, eine Fachsprache herauszuarbeiten, die Kommunikation zwischen Forschern erleichtern und präzise machen würde. Linguistische Untersuchungen in der *Kulinaristik* können auch zahlreiche Aspekte betreffen, denen bisher in sprachwissenschaftlichen Forschungen eher wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde, z.B. diskriminierende Speisebezeichnungen, Auszeichnungen bei Lebensmitteln, textlinguistische Untersuchungen usw.

2. Vom Kochbuch zur multimodalen Darstellung des Kulinarischen

Wie bereits erwähnt, können kulinarische Kommunikationsangebote im Internet als eine Erweiterung herkömmlicher Kochbücher und Kochrezepte betrachtet werden. Im Folgenden versuchen wir die Entwicklung des Kochbuches im deutschen Sprachraum darzustellen, wobei wir insbesondere auf die Funktionen und Bestimmung des Kochbuches eingehen, um sie mit dem heutigen elektronischen Angebot vergleichen zu können. Unter *Kochbuch* verstehen wir dabei: „*compilation of recipes, often including menu plans, advice of service and presentation, nutrition information, and miscellaneous commentary on culinary matters*“ (Katz/Weaver 2004: 162). Kochbücher, trotz scheinbarer Trivialität und Einfachheit in deren Definierung, haben einen uneinheitlichen methodologischen Status in der Linguistik (vgl. Żarski 2008: 19). Im Hinblick auf die Eigenschaften der Kochbücher gehören sie zweifelsohne zur Fachliteratur – ähnlich wie Medizintexte, in denen der Ursprung der Kochbücher zu suchen ist. Hinsichtlich der stilistischen Ebene der Kochbücher werden sie zu Ratgebern gezählt.

Wir betrachten Kochbücher nicht nur als bloße Kochrezeptsammlungen, sondern als eine Widerspiegelung der Ess-Präferenzen in bestimmten gesellschaftlichen Schichten, in Familienkreisen und Völkern, als Kulturzeugnis und Quelle des Wissens über die Geschichte der Menschheit, da sie Informationen über Essgewohnheiten, über Diäten sowie gesundheitliche und medizinische Inhalte übermitteln.

2.1. Vorläufer der Kochbücher

Die Praxis, Kochrezepte aufzuschreiben und Sammlungen von Rezepten zu bilden, reicht bis in das Jahr 1700 v. Ch. Es kann festgestellt werden, dass eben „aus dieser Zeit die wohl älteste Kochrezeptensammlung [stammt – M.K., J.S.], die auf Keilschrifttafeln in Mesopotamien entstand [...]“ (Wolańska-Köller 2010: 51)⁶. Laut Wolańska-Köller (vgl. ebd.) sind aus der Zeit der griechischen Antike keine Kochrezeptensammlungen erhalten geblieben. Żarski (vgl. 2008: 24) zufolge kann man allerdings festhalten, dass eben das antike Griechenland dem kulinarischen Schrifttum den Ursprung gegeben hat, da die altgriechische Literatur sehr reich an Literaturwerken ist, die in allen Details Mahlzeiten, Festessen und dabei auch Essgewohnheiten darstellen.

Aus der Zeit des antiken Roms existieren nicht so viele Informationen über die Kochkunst. Gastronomisch begann sich das antike Rom erst im 3. Jh. v. Ch. zu entwickeln, was sich auf die Kontakte mit dem Osten und die Zufuhr neuer Zutaten zurückführen lässt. Die römische Literatur – im Gegensatz zu der griechischen – kennt keine bedeutenden Beispiele für literarische Werke, die Mahlzeiten und Festmahle eingehend thematisieren würden

Relativ gut erhalten ist die Kochrezeptensammlung aus dem antiken Rom *De re culinaria* (*Über die Kochkunst*), die von einem bekannten römischen Koch, Marcus Gavius Apicius, zusammengestellt wurde (vgl. ebd. 52). Diese Rezeptensammlung besteht aus zehn Büchern und wurde mehrmals modifiziert, indem sie um neue Kommentare oder Kochrezepte ergänzt wurde. Das Werk Apicius‘ enthält Rezepte für unterschiedliche Speisen und kulinarische Tipps z.B. über die Konservierung von Speisen, Zubereitung von Weinen, Soßen, Wurstwaren, Pilzen, Suppen, Geflügelspeisen usw.⁷

Gloning (vgl. 2002: 518) zufolge beginnt „die europäische Kochrezept-Überlieferung erst im Mittelalter mit einer Sammlung von Kochrezepten, die auf den dänischen Arzt Henrik Harpestreang⁸ (gest. 1244) zurückgeht [...]“⁹. Ab dem 14. Jh. sind handgeschriebene Kochrezepte und Kochrezeptensammlungen fast aus allen europäischen Sprachen erhalten.

⁶ Żarski erklärt, dass die Informationen über die Rezeptensammlung in Mesopotamien in einem Artikel im Jahre 1988 in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ aufgetaucht ist (vgl. Żarski 2008: 24).

⁷ Zur genauen Besprechung des Inhalts eines jeden Buches, vgl. Żarski (2008: 28).

⁸ Bekannt auch unter dem Namen Henricus Dacus (vgl. Encyclopedia of Kitchen History 2004: 163).

⁹ Es ist unklar, ob die Kochrezepte von ihm zusammengestellt oder übersetzt wurden (vgl. Snodgrass 2004: 163).

2.2. Deutsche Kochbuchlandschaft im geschichtlichen Überblick¹⁰

Das älteste deutsche Kochbuch *Daz buoch von guter spise*, datiert auf Mitte des 14. Jh., wurde von Michael de Leone zusammen mit literarischen und medizinischen Texten zu seinem Handbuch aufgenommen, was als Zeichen für die Aufwertung kulinarischer Inhalte interpretiert wird (vgl. Wolańska-Köller 2010: 51)¹¹. Im 15. Jh. verbreiteten sich handgeschriebene Texte, was damit zusammenhängt, dass der Zugang zur Bildung einfacher wurde (vgl. ebd.: 52), was wohl mit der Erfindung des Drucks zusammenhängt. Das erste gedruckte Kochbuch *Küchenmeisterei*¹² stammt aus dem Jahr 1485 und wurde in Nürnberg anonym veröffentlicht¹³ (vgl. ebd.).

Ab dem 17. Jh. wird die Vielfalt der Kochbücher auf dem Markt immer größer (vgl. Wolańska-Köller 2010: 53). Neben Allgemeinkochbüchern oder Kochbüchern mit der Beschreibung einer bestimmten Diät erscheinen vermehrt regionale Kochbücher (vgl. ebd.). Ab dem 18. Jh. sind immer häufiger Bücher zu bekommen, die einer bestimmten Speisegruppe, z.B. Desserts, Gemüse- oder Obstspeisen gewidmet sind oder für bürgerliche Küche charakteristische Rezepte enthalten, z.B. „Das wirtschaftliche Obst = Mädchen“ (vgl. ebd.). Das 19. und das 20. Jh. charakterisiert eine große Vielfalt an Kochbüchern, wobei man auf zwei grundsätzliche Typen hinweisen kann: Allgemeinkochbücher und Spezialkochbücher (vgl. ebd.: 53). Während Allgemeinkochbücher keine thematische Auswahl von Kochrezepten darstellen, weisen Spezialkochbücher einen thematischen Schwerpunkt auf, indem sie Kochrezepte für eine bestimmte Speise, Kochrezepte für Speisen, die auf einer ausgewählten Zutat basieren oder Kochrezepte für eine bestimmte Zielgruppe präsentieren (vgl. ebd.: 58). Die Mehrheit der Kochbücher aus dem 19. und dem 20. Jh. waren allerdings bürgerliche Allgemeinkochbücher, die außer den Kochrezepten auch solche Informationen enthalten, wie z.B.: Tugenden, über die eine bürgerliche Wirtin und Köchin verfügen sollten, wie die Küche ausgestattet werden sollte und welche Rolle der Frau in der Gesellschaft zukommt (vgl. ebd.: 54). Der Reichtum an

¹⁰ Da den eigentlichen Gegenstand der Studie die Präsentation des Kulinarischen in modernen, neuen Medien bildet, können wir die Geschichte des Kochbuches nicht in ihren Einzelheiten darstellen, vgl. hierzu exemplarisch die Monographien von Wolańska-Köller (2010) und Żarski (2008), in denen dieser Aspekt ausführlich behandelt wird.

¹¹ Das Kochbuch enthält 101 Kochrezepte und wird mit Kommentaren und Anmerkungen auf Deutsch und Latein versehen. Die Zutaten, auf denen die Speisen basieren, verweisen darauf, dass der Autor Hofkoch war. (vgl. Żarski 2008: 31).

¹² Das Kochbuch wurde mehrmals neu aufgelegt, so dass es über 200 Jahre auf dem deutschen Markt präsent war (vgl. Żarski 2008: 33).

¹³ Als Zielgruppe, an die sich das Buch richtete, galten Leute, die mit der Kochkunst bewandert waren. Der Grund dafür sind fehlende Angaben für Zutatenmengen. Andererseits interpretiert Żarski (2008: 33) das Fehlen von Mengenangaben als Zeichen für die Solidarität zwischen Köchen, die der Meinung waren, dass sie solange gebraucht werden, bis die Laien die Geheimnisse der Kochkunst vertiefen. Anzumerken ist auch, dass die gegenwärtige Form des Kochrezepts, die alle Mengenangaben enthält, erst im 19. Jh. geprägt wurde. In dieser Zeit begannen sich die Kochrezepte an Leute zu richten, die keine Kochkenntnisse besaßen, so dass sie vor allem genau unterrichtet werden mussten (vgl. Żarski 2008: 34).

praktischen Tipps und brauchbaren Informationen führte dazu, dass die Kochbücher sehr populär waren und mehrmals aufgelegt wurden. Ab dem 20. Jh. ist die Tendenz zu beobachten, Kochbücher als ein Werbemittel von Firmen, die Lebensmittel oder Küchengeräte herstellten, zu verwenden (vgl. ebd.: 54). Eine weitere Neuigkeit auf dem Markt der Kochbücher im 20. Jh. waren die sog. Geschenkkochbücher, die als Werbemittel von diversen Firmen und Geldinstituten verlegt und von ihnen finanziert wurden. Diese Geschenkkochbücher wurden am häufigsten Ehepaaren verschenkt, z.B. *Geschenk-Kochbuch für junge Ehen* von Luise Schäfer (vgl. Ehlert 1993: 320). Unter Allgemeinkochbüchern wurden auch solche veröffentlicht, die Rezepte für Feinspeisen enthielten. Dieser Typ erfreute sich jedoch keiner großen Beliebtheit unter den Nutzern, da er eher als Statussymbol als eine Sammlung mit Kochtipps galt. Am populärsten waren Kochbücher mit Rezepten sowohl für bürgerliche als auch für feine Speisen, z.B. Kochbücher von Henriette Davis (vgl. Wolańska-Köller 2010: 54). Dieser Mischtyp der Kochbücher, d.h. Kochbücher der bürgerlichen und feine(re)n Küche, lässt sich nach dem Kriterium des Verwendungszweckes in drei Typen unterteilen (vgl. Wolańska-Köller 2010: 56):

- Kochbücher für private Haushaltshandlungen,
- Kochbücher für Gastronomie,
- Kochbücher für den Schulunterricht.

Es lässt sich jedoch feststellen, dass die Mehrheit der Kochbücher des Mischtyps für eigene Zwecke gekauft und gebraucht wurde (vgl. Wolańska-Köller 2010: 57).

Spezialkochbücher lassen sich ebenfalls im Hinblick auf ihre Bestimmung in diese, die für den privaten Gebrauch in Haushalten bestimmt wurden, und in jene, die in der Gastronomie gebraucht wurden, unterteilen (vgl. ebd.: 56).

Nach dem thematischen Prinzip kann man unter den Spezialkochbüchern folgende Typen unterscheiden (vgl. ebd.: 58-60):

- Kochbücher mit Kochrezepten für Speisen, die aus einer bestimmten Hauptzutat zubereitet werden¹⁴,
- Kochbücher mit Rezepten für eine bestimmte Speisenart,
- Kochbücher mit Rezepten für Personengruppen, die aufgrund von unterschiedlichen Kriterien ausgesondert wurden, z.B. nach dem geografischen Kriterium (Regionalkochbücher¹⁵), nach dem Gesundheitsstand (z.B. Kochbücher für Vegetarier¹⁶, diätetische Kochbücher¹⁷), nach dem politischen, re-

¹⁴ Es kann festgestellt werden, dass Spezialkochbücher dieser Art mehr ausgebaute Formen der einzelnen Kapitel in Allgemeinkochbüchern sind.

¹⁵ Zu bemerken ist, dass viele Kochbücher in ihren Titeln eine Bezeichnung für ein bestimmtes geografisches Gebiet enthalten. Nicht alle Bücher mit einer solchen Anmerkung im Titel können jedoch als Regionalkochbücher gelten. In vielen Fällen ist der toponymische Verweis als ein Gebiet zu interpretieren, auf dem das Kochbuch verkauft wurde, vgl. Wolańska-Köller (2010: 60).

¹⁶ Kochbücher für Vegetarier gewannen erst ab dem Ende des 19. Jh. an Bedeutung (vgl. Wolańska-Köller 2010: 61).

¹⁷ Sie begannen Mitte des 19. Jh. an Bedeutung zu gewinnen. Sie enthielten nicht nur Kochrezepte sondern auch Hinweise, wie man sich bei einer Krankheit ernähren sollte (vgl. Wolańska-

ligiösen, ideologischen Kriterium (z.B. Kochbücher für Kinder¹⁸, für Allein-stehende, für Studenten, für Soldaten, für Verliebte, für Touristen, für Jäger usw.).

Heutzutage wird die kulinarische Landschaft durch eine Fülle von Kochbuchtypen gekennzeichnet. Es lässt sich jedoch die Tendenz beobachten, dass die Kochbücher immer fachlicher werden (vgl. Ehlert 1993: 332).

Außerdem wurde der Platz der Aufbewahrung und somit auch die Funktion des Kochbuches geändert. Immer häufiger befinden sich die Kochbücher nicht in der Küchenschublade sondern im Wohnzimmer. Sie erfüllen keine informative Funktion mehr, sondern eher eine dekorative. Gegenwärtige Kochbücher fallen durch eine große Anzahl von hochqualitativen Fotos und Bildern auf, sind mit Namen bekannter Personen, bekannter Restaurantbetreiber und Köche signiert, schön verlegt, so dass sie in erster Linie nicht unbedingt als eine Sammlung von Kochrezepten betrachtet werden. Sie erfreuen das Auge ihrer Leser/Empfänger und die darin präsentierten Speisen werden meist nicht nachgekocht (vgl. Katz/Weaver 2004: 452).

2.3. Das kulinarische Angebot im Internet

Das gegenwärtige breite Angebot an Kochbüchern wird offensichtlich dadurch, was im Internet verfügbar ist, ergänzt und im Wesentlichen bereichert, wenn langsam nicht ersetzt, insbesondere durch kulinarische Webseiten, die dem Nutzer eine Vielzahl von Funktionen zur Verfügung stellen (vgl. Snodgrass 2004: 169). Zur Analyse wurden zwei deutsche Internetseiten: www.kochbar.de und www.chefkoch.de herangezogen, deren Rezeptsammlungen den Umfang von 200 000 überschreiten. Am Beispiel dieser exemplarisch ausgewählten Webseiten werden ihre Funktionen und Möglichkeiten dargestellt. Um dem Ziel gerecht werden zu können, werden im Folgenden die Homepages der beiden Internetseiten angeführt.

Zebrowska (2013: 107) zufolge wird angenommen, dass „Computervermittelte Kommunikation eine multimediale, zugleich multimodale und multikodale Kommunikation [ist – J.S., M.K.]. Sie ist multimedial, da der Computer verschiedene Medien integriert, sie ist multimodal, da hier [...] unterschiedliche Sinnesmodalitäten einbezogen werden, und sie ist multikodal, da verschiedene Codierungsformen verwendet werden.“

Vorauszuschicken ist aber, dass die kulinarischen Internetseiten in erster Linie am häufigsten informativen Charakters sind, wobei sie aber auch Merkmale und Elemente der Unterhaltungsinternetseiten, Spielportale, Shop-Angebote und Privatseiten¹⁹ aufweisen.

Köller 2010: 62).

¹⁸ Kochbücher für Kinder, die sog. Puppenkochbücher, enthielten einfache Kochrezepte für Speisen, die Kinder selbst „nachkochen“ konnten. Die Zutaten konnten durch Laub oder Blumen ersetzt werden. Das Ziel solcher Kochbücher bestand darin, Mädchen für die Rolle der Hausfrau vorzubereiten, vgl. Wolańska-Köller (2010: 63).

¹⁹ Zu Typologien von Internetseiten, vgl. Brandl (2002), Fleming (1998), Siegel (1999).

Betrachtet man die thematisierten Internetseiten, lässt sich ganz allgemein feststellen, dass sie in zweierlei Hinsicht dynamisch sind. Erstens stellen sie dynamische Inhalte dar, was sich auf unterschiedliche Art und Weise manifestiert, z.B. die auf der Homepage von *chefkoch.de* platzierten, großflächigen Fotos sind nicht konstant, sondern werden jeden Tag neu generiert. Dies trifft nicht nur auf die Hauptfotos und den Haupttext auf der Seite zu, sondern gilt allgemein für fast alle Inhalte auf einer solchen Webseite. Die schnelle Orientierung auf der Internetseite und störungsfreie Rezeption ermöglichen dem Internetnutzer zahlreiche Strukturierungshilfen der Seite, die unveränderlich bleiben, sowie die relativ feste Navigationsstruktur der Seite in Anspruch zu nehmen. Zweitens werden die Webseiten dynamisch im Hinblick auf die Interaktion mit Internetnutzer und abhängig von enthaltener Thematik generiert. Dies wird beispielsweise dadurch möglich, dass die beiden Internetseiten über eigene interne Suchmaschine verfügen, die auf die Anfragen der Benutzer reagiert. Um die Suche zu erleichtern und präzise zu machen, werden bestimmte Hilfskategorien generiert, z.B. auf der Seite *kochbar.de* sind das folgende: *Mit diesen Zutaten, ohne die Zutaten, Kategorien* (als Hauptgericht, glutenfrei, ohne Weizen, Suppe, zum Mittagessen). Bei diesen Kategorien kann man entweder etwas markieren, was automatisch gezeigt wird, oder bei den Zutaten etwas selbst eingeben.

Auf der Seite *chefkoch.de* kann man ebenfalls die Bestände der Seite durchsuchen. Der erste Schritt bei der Suche ist die Auswahl der Quelle, die durchsucht wird, z.B. Rezeptsammlung, Foren usw. Wenn man nach Rezepten sucht, gibt es andere Selektionshilfen, um die Auswahl des perfekten Rezepts zu verfeinern. Erstens kann man unterschiedliche Teile der Rezepte, z.B. *Rezeptname*, Textblock *Zutaten* oder *Beschreibung* nach dem gewünschten Begriff durchsuchen. Zweitens können nur Rezepte angezeigt werden, bei denen das Bild der Speise vorkommt. Drittens kann man die Suchergebnisse nach folgenden Angaben strukturieren: *Arbeitszeit, Kaloriengehalt, Alter der Rezepte in Tagen*. Die Ergebnisse der Suchanfrage erscheinen auf der Seite *chefkoch.de* in Form einer Liste von Kochrezepten, bei denen der *Name der Speise* (wenn vorhanden auch Bild), *Wertung* (gekennzeichnet mit Sternen), *Zeit/Aufwand in Minuten* und *Datum des ersten Aufrufs* angegeben werden. Nach der Auswahl eines bestimmten Rezepts eröffnet sich wieder eine Vielzahl von Funktionen. Im oberen Teil der Seite wird das Foto der Speise verortet, rechts daneben die möglichen Funktionen, z.B. *Drucken, In mein Kochbuch, Empfehlen, Fotos hochladen und Wird gekocht*. Manche von diesen Funktionen, z.B. das *Hinzufügen des Rezepts zu dem eigenen Kochbuch* oder die Funktion *Wird gekocht*, bei der es sich darum handelt, dass die Information darüber, dass die Speise gerade nachgekocht wird, auf der Homepage erscheint, stehen erst nach dem Einloggen zur Verfügung. Darunter steht die Liste der Zutaten mit Mengenangaben. Die Zutaten werden intrahypertextuell verlinkt, d.h. nach dem Anklicken kann man interessante Informationen über die Zutaten erfahren. Unter der Zutatenliste gibt es die Möglichkeit, die Zutaten je nach der Anzahl der Portionen umzurechnen. Man kann sich auch eine Einkaufsliste erstellen lassen, was allerdings auch nur für eingeloggte Nutzer zugänglich ist. Darunter gibt es einen Block zur Beschreibung der Speisezubereitung. Der Beschreibung folgen Kommentare der früheren Nutzer.

Auf der Seite *kochbar.de* ist die Struktur der Präsentation von Suchergebnissen ähnlich, wobei man hier noch die Möglichkeit bekommt, direkt von dieser Internetseite auf die andere zu gehen, um online Einkäufe zu machen. Zusätzlich bekommt man hier noch Informationen über den Schwierigkeitsgrad, durchschnittlichen Preis der Speise und über die Nährwerte pro 100 g. An dieser Stelle muss man darauf hinweisen, dass die ganze, hier kurz umrissene Bandbreite an Informationen über eine bestimmte Speise auf beiden Seiten nicht vollständig sein muss, da die Webseiten interaktiv und dynamisch sind und von Nutzern selbst mitgestaltet werden, indem die Kochrezepte von ihnen eingetragen werden. Deswegen fehlen auch bei manchen Kochrezepten einige Angaben oder Fotos.

Auf der Seite *kochbar.de* – in ihrem Kernteil, d.h. Rezepte – lassen sich Rezepte nach unterschiedlichen Kriterien finden, z.B. neueste Rezepte, Rezepte der Woche, Empfehlungen, TV-Rezepte aus kulinarischen Shows, beliebte Kochbegriffe usw.

Auf den beiden Internetseiten besteht auch die Möglichkeit, sich Videos anzusehen. Auf der Webseite *chefkoch.de* handelt es sich um Speisen von erfahrenen Köchen, deren Zubereitung Schritt für Schritt in Videos veranschaulicht wird. Auf der Internetseite *kochbar.de* handelt es sich um Videos – Fragmente kulinarischer Fernsehsendungen –, die man sich hier kostenlos anschauen kann.

Die beiden Internetseiten verfügen über eine Rubrik, in der über diverse, mit der Kochkunst zusammenhängende Themen, z.B. Ernährungswissen, Ratgeber, Saisonspeisen u.Ä. reflektiert wird.

2.4. Computer-Software im Dienste des Kulinarischen

Heutzutage sind auf dem Markt nicht nur gedruckte Kochbücher verfügbar, sondern auch Computerprogramme mit Kochrezeptensammlungen, z.B. *The Digital Gourmet*, oder Computersoftware, die es ermöglichen, eigene digitalisierte Rezeptensammlung zu verwalten, z.B. *OutCook Express*.

The Digital Gourmet enthält über 200 Kochrezepte moderner und traditioneller Küche und bietet eigentlich Ähnliches wie kulinarische Internetseiten an, d.h. man kann sich hier ein eigenes Kochbuch mit den beliebtesten Kochrezepten bilden, sich eine alphabetisch geordnete Shopping-Liste erstellen lassen, Speisen aus bestimmten Kategorien abrufen usw.²⁰

Die andere Software *OutCook Express* ist in der polnischen Sprache erhältlich und funktioniert nach demselben Prinzip wie die kulinarischen Internetseiten und das andere Programm. Man kann hier auch eine gewisse Auswahl an Kochrezepten finden, die bestimmten übergreifenden Kategorien zugeordnet werden, wobei man sowohl neue Kochrezepte eintragen kann als auch neue Kategorien bilden kann. Hier

²⁰ Vgl. <http://www.ebay.com/itm/Digital-Gourmet-Cookbooks-That-Remember-Deluxe-PC-CD-organize-custom-recipes-/360859081848>, Zugriff am 14.11.2014.

gibt es auch die Möglichkeit, die Zutatenmengen je nach der Anzahl der Portionen umzurechnen, einen Einkaufszettel zu erstellen usw.²¹.

3. Zur Multikodalität der kulinarischen Webseiten

In Bezug auf die Gestaltung und Ausbaufähigkeit von kulinarischen Internetseiten sowie deren Interaktivität kann festgehalten werden, dass es nach immer anderen, neueren und oft überraschenden Ausdrucksmitteln gesucht wird, wobei die Sprache nicht mehr im Vordergrund steht, wie es Kloepfer und Landbeck (1991:18, zit. in Żebrowska 2014: 47) treffend formulieren: „Entsprechend werden allenthalben Kommunikationsverfahren gesucht, die das Sprachliche zugunsten anderer Codes entlasten.“ Es handelt sich dabei v.a. um den Einsatz von Bildern und anderer nichtsprachlichen Zeichen, denen jedoch die Aufgabe zukommt, gewisse Inhalte zu vermitteln. Oft gewinnt man nämlich den Eindruck, dass das Einsetzen von graphischen Elementen auf Internetseiten **zuungunsten des Sprachlichen** geschieht, und „mediale Kommunikation durch Text-Bild-Konglomerate geprägt ist“ (Żebrowska 2013: 9). Texte und Bilder bilden dabei eine kommunikative Einheit (vgl. Friedrich/Schweppenhäuser 2010: 16), obwohl sich dabei die Tendenz deutlich abzeichnet, dass das Sprachliche immer mehr verdrängt wird und das Gleichgewicht im Einsatz von diesen zwei Typen von Kode nicht mehr gehalten wird. Daher scheint die von Holly (2009) bekannte Metapher vom „Wort-Bild-Reißverschluss“, unter der das komplementäre Ineinandergreifen und Ergänzen des Sprach- und Bildsystems verstanden wird, nicht mehr aktuell zu sein, denn auf den analysierten kulinarischen Webseiten ist es auf den ersten Blick sichtbar, dass das Bildliche im Vordergrund steht und deutlich überwiegt. Den Bildern ist dementsprechend eine Werbefunktion zuzuschreiben. Sie laden nämlich Besucher ein, locken potenzielle Kunden an, sich die Seite genauer anzuschauen und das präsentierte Angebot in Anspruch zu nehmen. Dies erfolgt im Sinne der bekannten Tatsache, dass Bilder über eine größere informativ-persuasive und visuelle Kraft als Wörter und Texte verfügen (vgl. Olczyk 2009: 192) und als eine Kommunikationsform „in gewisser Weise auch bequemer als das Ringen um Worte, um Logik und um die korrekten Verknüpfungen der ‚aufgebauten‘ Sprache“ (Gmür 2002: 40) sind. Hinzu kommt die Tatsache, dass die kulinarischen Bilder authentisch sind und dadurch desto stärker auf die Empfänger einwirken können.

Wenn man sich die schon angeführten kulinarischen Webseiten ansieht, erkennt man die Tendenz, jede Botschaft mit entsprechenden Bildern zu veranschaulichen, ohne sich dabei die Frage zu stellen, ob es nötig ist, oder nicht. Es handelt sich dabei v.a. um Bilder, die die fertige Speise darstellen, was desto einfacher ist, dass Bilder, die bestimmte Speisen und Gerichte illustrieren, besonders aussagekräftig sind und die Grundbedürfnisse des Menschen ansprechen. Wenn man dazu das deutlich wachsende Interesse am Kulinarischen im Auge behält, erkennt man auch das Ziel

²¹ Vgl. <http://www.dobreprogramy.pl/Outcook-Express,Program,Windows,11793.html>, Zugriff am 14.11.2014.

des Einsatzes von Bildern auf kulinarischen Webseiten. Es sind dabei unterschiedliche Wechselbeziehungen zwischen Sprache und Bild²² erkennbar, aus denen auch Funktionen der Bebilderung von kulinarischen Webseiten abgeleitet werden können (Holly 2006: 146). Es handelt sich dabei um folgende von Holly (2006) erwähnte Funktionen von Bildern:

1. Authentisierung eines Objekts, wobei es darum geht, das in der Sprache beschriebene Referenzobjekt zu zeigen, um zu „beweisen“, dass das Objekt wirklich existiert; in unserem Falle handelt es sich dabei v.a. um die auf den kulinarischen Webseiten präsenten Kochrezepte, in denen mit Hilfe von Bildern gezeigt wird, welche Zutaten für die Zubereitung der jeweiligen Speise notwendig sind.
2. Authentisierung einer Behauptung in der Aussage, d.h. Veranschaulichung der im Text ausgedrückten Feststellung; im Falle von kulinarischen Webseiten geht es z.B. um die bildliche Darstellung der Zubereitung von Speisen und der Effekte von bestimmten Tätigkeiten.
3. Veranschaulichung eines Referenzobjekts, also bildliche Darstellung des Referenzobjekts; im besprochenen Falle handelt es sich dabei z.B. um die bildliche Darstellung der einzelnen Phasen/Stadien der Speisezubereitung, was oft in Form einer Diashow gezeigt wird, und die Präsentation des fertigen Gerichts.
4. Veranschaulichung eines Ereignisses, wobei mit Bildern gezeigt wird, was mit der sprachlichen Äußerung berichtet wird und der Empfänger sehen kann, wie sich das Ereignis abspielt; auf den kulinarischen Webseiten bezieht sich diese Funktion v.a. auf den Vorgang der Zubereitung von Speisen²³.

Ein zusätzliches Element ist die Möglichkeit für die Nutzer der Seite, ihre eigene Meinung direkt unter dem Rezept in den angeknüpften Kommentaren auszudrücken. Dabei wird der Seite eine gewisse Interaktivität verliehen.

4. Schlussfolgerungen

Der Vergleich der herkömmlichen Kochbücher und der kulinarischen Internetseiten zeigt deutlich, dass das Internet den Usern gegenwärtig eine weit größere Palette an Möglichkeiten zur Verfügung stellt, als die gedruckten Kochbücher. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass kulinarische Internetseiten elektronische, interaktive Hypertexte sind, die mit anderen Webseiten verlinkt sind und den Nutzern ermöglichen, gleichzeitig andere Internetseiten zu besuchen, die als Hilfstexte dienen können. Im Bereich des Kulinarischen lässt sich die Nicht-Linearität der Internetseiten als ein

²² Zu den anderen Vorschlägen und Typologien von Text-Bild-Relationen vgl. auch Nöth (2000), Opiłowski (2011) u.a.

²³ Die genannten Funktionen von Bildern auf kulinarischen Webseiten können am Beispiel des Kochrezepts für „Kirsch-Käsekuchen“ dargestellt werden, vgl.: <http://www.kochbar.de/rezept/501301/Kuchen-Kirsch-Kaesekekuchen.html>, Zugriff am 13.11.2014.

Vorteil betrachten, da jeder Nutzer sich diese Informationseinheit auswählen kann, die ihm am besten entspricht und die ihn am besten anspricht, z.B. im Falle der Kochrezepte kann das der Text, das Bild, das Video sein. Je nach Bedürfnissen und kulinarischen Kenntnissen kann der Nutzer etwas für sich wählen.

Die Analyse von kulinarischen Webseiten lässt auch den Katalog von kulinarischen Textsorten erweitern. Es sind nicht nur bloße Kochrezepte oder Kochbücher, sondern interaktive Konglomerate, in deren Zentrum zwar Kochrezepte stehen, von denen aber andere Unterseiten abgeleitet werden, die sich an den möglichen und oft projizierten wenn nicht ausgedachten Bedürfnissen der Benutzer orientieren und diese in allerlei Hinsicht zu befriedigen scheinen. Wenn man sich alle Dienstleistungen auf kulinarischen Webseiten näher ansieht, gewinnt man sogar den Eindruck, dass das Angebot weit über die Erwartungen der Benutzer hinausgeht, wie es Żebrowska (2014: 47) auch bestätigt: „Immer mehr anspruchsvollere Informationsbedürfnisse wachsen über die Leistungsfähigkeit von verbal-schriftlichen Äußerungen hinaus.“

Am Beispiel der angeführten Seite des Kochrezepts und anderer von uns analysierten Seiten kann festgehalten werden, dass die Anwesenheit der bildlichen Elemente immer weiter zunimmt, wodurch verursacht wird, dass das Sprachliche immer mehr verdrängt wird. Es handelt sich dabei um die sog. „Relation der Dominanz“ von Bildern (vgl. Nöth 2000: 492-494), d.h. die Bilder werden zu Trägern von Kerninformationen, veranschaulichen gewisse Inhalte des Textes, obwohl es in vielen Fällen gar nicht nötig ist, aber den Anforderungen, die an Webseiten gestellt werden, völlig entspricht, wie es Żebrowska (2014: 45) anmerkt: „Aktuelle Webseiten stellen sich somit im ersten Schritt als optisch organisierte und visuell zu rezipierende Kommunikationsangebote dar.“

Bibliographie

- Brandl, Annette (2002): Werbeangebote und ihre Klassifikation – Typische Merkmale aus Experten- und Rezipientenperspektive. *Angewandte Medienforschung – Schriftenreihe des Medien Instituts Ludwigshafen*. Band 21. München.
- Ehlert, Trude (1993): Zum Funktionswandel der Gattung Kochbuch in Deutschland. In: Wierlacher, Alois/ Neumann, Gerhard/ Teuteberg, Hans Jürgen (Hrsg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*. Berlin, S. 319-341.
- Fleming, Jennifer (1998): *Web Navigation: Designing the User Experience*. Cambridge/ Köln/ Paris.
- Friedrich, Thomas/ Schweppenhäuser, Gerhard (2010): *Bildsemiotik. Grundlagen und exemplarische Analysen visueller Kommunikation*. Basel/ Boston/ Berlin.
- Gloning, Thomas (2002): Textgebrauch und sprachliche Gestalt älterer deutscher Kochrezepte (1350-1800). Ergebnisse und Aufgaben. In: Simmler, Franz (Hrsg.): *Textsorten deutscher Prosa vom 12./13. bis zum 18. Jh. und ihre Merkmale*. Frankfurt am Main, S. 517-550.
- Gmür, Mario (2002): *Der öffentliche Mensch. Medienstars und Medienopfer*. München.

- Holly, Werner (2006): Mit Worten sehen. Audiovisuelle Bedeutungskonstitution und Muster ‚transkriptiver Logik‘ in der Fernsehberichterstattung. In: Deutsche Sprache 34, S. 135-150.
- Holly, Werner (2009): Der Wort-Bild-Reißverschluss. Über die performative Dynamik der audiovisuellen Transkriptivität. In: Feilke, Helmuth/ Linke, Angelika (Hrsg.): Oberfläche und Performanz. Tübingen, S. 93-110.
- Katz, Solomon K./ Weaver, William Woys (2004): Encyclopedia of Food and Culture. New York/ San Diego u.a.
- Kloepfer, Rolf/ Landbeck, Hanne (1991): Ästhetik der Werbung. Die Fernsehspots in Europa als Symptom neuer Macht. Frankfurt am Main.
- Nöth, Winfried (2000): Der Zusammenhang von Text und Bild. In: Text- und Gesprächslinguistik, Bd. 1. Frankfurt am Main u.a., S. 489-496.
- Olczyk, Tomasz (2009): Politorozrywka i popperswazja. Reklama telewizyjna w polskich kampaniach wyborczych XXI w. Warszawa.
- Opiłowski, Roman (2011): Bildlinguistik – Ansätze – Aspekte – Aufgaben. In: Colloquia Germanica Stetinesia 19, S. 197-215. Snodgrass, Mary, Ellen (2004): Encyclopedia of Kitchen History. New York/ London.
- Siegel, David (1999): Das Geheimnis erfolgreicher Web Sites – Business, Budget, Manpower, Lizenzen, Design. Frankfurt am Main.
- Wierlacher, Alois (2008): Kulinaristik – Vision und Programm. In: Wierlacher, Alois / Bendix, Regina (Hrsg.): Kulinaristik: Forschung – Lehre – Praxis. Berlin, S. 2-15.
- Wierlacher, Alois (2013): Das Konzept ‚Kulinaristik‘. In: Ernährungsumschau 11/2013, S. 634-641.
- Wolańska-Köller, Anna (2010): Funktionaler Textaufbau und sprachliche Mittel in Kochrezepten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Stuttgart.
- Żarski, Waldemar (2008): Książka kucharska jako tekst. Wrocław.
- Żebrowska, Ewa (2013): Text – Bild – Hypertext. Frankfurt am Main.
- Żebrowska, Ewa (2014): Visuelle Texte. Sichtbarkeit und optische Gestalt als Kategorien der Bildlinguistik. In: Antos, Gerd/ Opiłowski, Roman/ Jarosz, Józef (Hrsg.): Sprache und Bild im massenmedialen Text. Formen, Funktionen und Perspektiven im deutschen und polnischen Kommunikationsraum. Wrocław/ Dresden, S. 43-54.

Quellen

- www.kochbar.de, Zugriff am 9.11.2014.
ww.chefkoch.de, Zugriff am 9.11.2014.

Abstract

Essen auf den ersten Klick – For multimediality in the field of culinary

Culinary Studies is a discipline that has established itself for some time. As part of the Culinary topics are researched which have the broadly understood topic of “food” as a subject. The reality has different approaches to this subject that are enriched with multimodal aspects. In our paper, we focus on the multimediality of culinary information. The basis for our analysis constitutes of culinary websites.

Keywords

culinary studies, multimediality, multimodality, textlinguistics

Schlüsselwörter

Kulinaristik, Multimodalität, Multimedialität, Textlinguistik

„Deutsch ist gar nicht so schwer“. Frühes Fremdsprachenlernen in ungewohntem Kontext

1. Zur Problematik des institutionalisierten frühen Fremdsprachenunterrichts

Die Sprache, der wir uns ihr kreativ und situationsangemessen bedienen, liegt in der menschlichen Natur, macht uns Menschen einzigartig. Die Erstsprache, in die das Kind hineingeboren wird, wird mühelos erworben. Zum einen gelingt das dank der enormen Motivation des Lerners: die Sprache dient der Entwicklung und Erhaltung des Zugehörigkeitsgefühls. Ein Kind lernt eine Sprache um die es umgebende Welt zu erschließen sowie sich auszudrücken, es möchte seinen Bezugs- und Interaktionspersonen seine Bedürfnisse, Erlebnisse kundtun. Schönflug (2010: 786) spricht dem Kind die Rolle eines sozialen Partners zu, der soziale Funktionen in seinem Umfeld übernimmt. „In dieser Übernahme wurzelt die Motivation, sprechen zu lernen, denn Sprache ist ein effektives Mittel, diese Funktionen auszuüben.“ (Schönflug 2010: 786)

Zum anderen ist bei dem rasanten Fortschritt des Erstspracherwerbs im Vergleich zum Fremdsprachenlernen zu berücksichtigen, dass die Erstsprache mindestens in drei externen, voneinander unabhängigen Lernkontexten abwechselnd erfolgt: in der Familie, unter Altersgenossen und in institutionalisierten Einrichtungen wie dem Kindergarten oder der Schule. Die Qualität und die Quantität des Inputs sind für den sprachlichen Fortschritt nicht zu unterschätzen. Der Zweitspracherwerb hinkt qualitativ und quantitativ hinterher, zumal er nicht in der zielsprachigen Umgebung erfolgt, in der der fremdsprachliche Kommunikationskode in diversen Lebenssituationen notwendig ist. So muss man Butzkamm (2012: 114) Recht geben, wenn er konstatiert, dass der Unterricht die notwendige Fülle gelebter Sprachbeispiele einfach nicht leisten kann, „der auf wenige Wochenstunden beschränkte Unterricht gerät hier hoffnungslos ins Hintertreffen“. „Was immer wir auch im Unterricht tun, diese Natürlichkeit können wir nicht wieder herstellen.“ (Butzkamm 2012: 113).

Für den frühen Fremdsprachenunterricht kommen zu dem zumeist nur spärlichen Input noch andere Einschränkungen hinzu. Der direkte Kontakt mit Zielsprachensprechern und eine positiv erlebte persönliche Beziehung können nach Rost-Roth (2010: 881) lernfördernd erfahren werden. In der Primarstufe gibt es jedoch dazu bedeutend weniger Möglichkeiten im Vergleich mit älteren Lernenden, denen u.a. Skype, Chat sowie Schüleraustausche oftmals Gelegenheit bieten, das Gelernte unter Beweis zu stellen, sich handelnd in der Fremdsprache auszuprobieren. Die Bedeutung von Input,

Interaktion sowie Sprechanelassen für das erfolgreiche frühe Fremdsprachenlernen sind nicht zu unterschätzen, denn wie Gilakjani u.a. 2012: 11) argumentieren: „Learners need more quality instruction — input, interaction, and opportunities for meaningful output — not only to make progress, but in order to maintain a sufficiently strong connection to the language and to build their own motivation for learning.“ Die Problematik liegt aber auch in der Gestaltung eines effektiven und anregenden Fremdsprachenangebots für Lernende, die überwiegend intrinsisch motiviert sind. Es ist von den jüngsten Lernenden nicht zu erwarten, dass sie „für die Zukunft“ lernen. Es ist das Hier und Jetzt, das für ihre Bereitschaft zur aktiven Teilnahme am Unterrichtsgeschehen entscheidend ist. Wenn eine Aufgabe oder Aktivität ihnen attraktiv und interessant erscheint, wollen sie sich beteiligen. Ein für die Lernenden unattraktiver Unterricht verkümmert schnell zu langweiligem Stoff-Abarbeiten. Und wie Haß (2006: 186) betont, „Zweifelsohne gehört die Langeweile zu den wichtigsten Stressoren, unter denen Schüler im Fremdsprachenunterricht zu leiden haben. Es ist also keineswegs, wie häufig vermutet, die Stofffülle, die unsere Schüler belastet, sondern auch der fehlende motivierende Spannungsbogen der Unterrichtsstunden.“

2. Motivation und Motivieren im frühen Fremdsprachenunterricht

Obwohl die Motivation eine der Einflussgrößen im Fremdsprachenunterricht darstellt, ist die Definition nicht einheitlich, da innerhalb dieser Forschungsrichtung darunter Vielfältiges verstanden wird¹. Für Düwell (2003: 348) ist die Motivation ein zeitlich begrenzter, zielgerichteter Prozess, der nach Auslösung einer sowohl kognitiv als auch emotional determinierten Bereitschaft zu handeln durch Anstrengung so lange aufrechterhalten wird, bis das oder die angestrebte(n) Ziel(e) erreicht worden ist bzw. sind. Die Persönlichkeit des Lehrers als auch ein gut durchgeführter Unterricht können die Lerner beeinflussen, aktiv und interessiert mitzuarbeiten, das wiederum wirkt auf die Einstellung des Lehrenden und seine Unterrichtsgestaltung ein. Die aktuelle Schülermotivation ist also das Ergebnis einer Wechselwirkung zwischen den Persönlichkeitsfaktoren der Lernenden einerseits und den konkreten Anregungsbedingungen der Lernsituation andererseits. Wobei es zu unterstreichen gilt: Motivation ist „nur zu einem bestimmten Zeitpunkt und für ein Individuum zu klären. Dies impliziert, dass motivationelle Anregungen oder die Entfernung motivationeller Barrieren vor allem individuell erfolgen kann. Eine ganze Gruppe ist meist nicht durch eine bestimmte Maßnahme im Unterricht zu ‚motivieren‘.“ (Kleppin 2004: 4) Legutke (2010: 222), der in der Motivation „eine Schlüsselvariable, ein multidimensionales und dynamisches Konstrukt der Fremdsprachendidaktik“ sieht, spricht neben den persönlich-biographischen Voraussetzungen eine nicht zu unterschätzende Rolle u.a. der Gestaltung des Lernorts, der Wahl der Themen und Aufgaben, den sozialen Beziehungen im Klassenzimmer, der Persönlichkeit und Kompetenz der Lehrkraft

¹ Zum Forschungsüberblick zum Faktor Motivation siehe Schlak u.a. (2002), zu methodischen Problemen auch Rost-Roth (2010).

und nicht zuletzt (Miss-)Erfolgen im Unterricht zu. Er verweist auf die Studie von Guilloteaux und Dörnyei (2008, in Legutke 2010: 223), in der ein direkter Zusammenhang zwischen der motivierenden Praxis von Lehrkräften und dem Lernverhalten der Lernenden im Fremdsprachenunterricht nachgewiesen werden konnte. Gerade im Elementar- und Primarbereich ist es die Person der Lehrkraft, die die Lernenden stark motiviert. Die Lehrerpersönlichkeit übt sogar nicht selten einen größeren Einfluss auf das Lernverhalten und auf den Lernerfolg der Kinder als ihr Wissen aus. Von ihren Kompetenzen, ihrem Engagement und nicht selten der persönlichen Einstellung zu der vermittelten Sprache hängt der Erfolg des frühen Lehr- und Lernprozesses ab, was Edelenbos, Johnstone und Kubanek (2006: 25) in ihren Studien zum frühen Fremdsprachenlernen bestätigen konnten: „On its own, an early start is unlikely to make a substantial difference. These chances will improve if an early start is accompanied by quality teaching from teachers who have developed the required range of knowledge and skills.“ Auch Cusack (2004: 15) hebt aufgrund ihrer Lehrerfahrung die bedeutende Rolle der Lehrkraft im Vor- und Grundschulbereich hervor. Kinder können sich für fast alles begeistern, so Cusack (2004: 15), wenn die Lehrkraft begeistert und flexibel vorbereitet ist und das Kind Erfolg beim Lernen spüre.

In der fachdidaktischen Diskussion wird die Wechselbeziehung zwischen den affektiven Aspekten und dem Lernerfolg immer wieder thematisiert. Rost-Roth (2010: 882) unterstreicht, dass die Korrelation von affektiven Variablen und Lernerfolgen gegenwärtig zunehmend als Chance gesehen wird, Lernprozesse positiv zu beeinflussen. Iluk (2013: 73) betont in diesem Zusammenhang die Rolle der Lernerfolge, die sich positiv auf die Gefühle der Selbstsicherheit und Selbstwirksamkeit auswirken, was wiederum die Lernmotivation steigert. Vor dem Hintergrund der Forderung, Emotionen als Ressource effektiver Sprachvermittlung bzw. -aneignung zu nutzen (Rost-Roth 2010: 881), kommt im Fremdsprachenunterricht den Erfolgserlebnissen eine bedeutende Rolle zu.

3. Außerschulische Lernorte – Durch Wechsel der Lernumgebung für Motivation sorgen

Anders als im natürlichen DaZ-Umfeld, in dem die Kinder die Lernimpulse aus der Umgebung bekommen, müssen beim gesteuerten Lernen Kommunikationsanlässe größtenteils künstlich geschaffen werden. Wie schon angesprochen wurde, fehlt es im Lernalltag an Gelegenheiten für eine direkte Teilnahme. Es liegt an den Lehrkräften, die im (frühen) Fremdsprachenunterricht fehlende Lernnotwendigkeit durch entsprechende Unterrichtsgestaltung zu schaffen. So plädiert Olpińska-Szkiełko (2012: 244) dafür, Fremdsprachenlernprozesse in sinnvollen Kommunikationssituationen zu initiieren, „denn das übergeordnete Ziel der Fremdsprachenvermittlung ist es, den Lernenden die Teilnahme an dem Prozess der sprachlichen Kommunikation zu ermöglichen und zugleich ihre kommunikative Kompetenz allmählich aufzubauen und ihre Entwicklung zu unterstützen“. Bereits im Unterricht mit Kindern sind kommunikativ-intentionale, auf Interaktion angelegte Sprechgelegenheiten (vgl.

Sambanis 2008: 12) zu schaffen. Die Unterrichtserfahrung zeigt, dass die polnischen Lehrkräfte oftmals nur wenig Raum für einen abwechslungsreichen Unterricht haben, dazu ist bei vielen Berufseinsteigern die Angst groß, das vertraute Klassenzimmer zu verlassen. Dabei muss der Aufwand nicht gleich groß sein. Es können zuerst einfache Aktivitäten im eigenen Klassenzimmer sein, die helfen, Lernroutine durchbrechen. Durch authentische Materialien können wir die „Welt ins Klassenzimmer holen“. Beispiele und viele nützliche Praxistipps sind dem 22. Heft von *Frühes Deutsch* unter dem gleichnamigen Titel zu entnehmen. Aber genauso gut bieten sich innerschulische Handlungsräume außerhalb des eigenen Klassenzimmers an, den Fremdsprachenunterricht lebendiger zu machen. Ein Bibliotheksbesuch mit anschließender Buchrecherche, der Computerraum und der virtuelle Schüleraustausch mit Partnerschulen, bei dem authentische Sprachhandlungen im Mittelpunkt stehen, sind nur einige Beispiele dafür. Bereits kleine Abwechslungen im Lernalltag können bei den jüngsten Lernern Motivation schaffen.

Wenn wir den Mut haben, das Schulgebäude zu verlassen, bieten sich noch mehr Handlungsräume an. Im Folgenden soll ein Projekt vorgestellt werden, das im Jahr 2012 im Rahmen der Internationalen Werkstätten im Institut für Angewandte Linguistik an der Adam-Mickiewicz-Universität durchgeführt wurde.

4. Schüler an der Adam-Mickiewicz-Universität – Der Besuch in drei Schritten

Die Idee, Schüler an die Universität einzuladen, entstand zum einen daraus, unsere Lehramtsstudierenden mit Vorschlägen zu kreativen Aufgaben und Übungen für das kindgemäße, inhalts- und handlungsbezogene Sprachenlernen im Elementarbereich vertraut zu machen. Zum andern wollten wir den jüngsten Deutschlernenden eine Gelegenheit bieten, sich in der Fremdsprache außerhalb der Schulmauern auszuprobieren. Die Erfolgserlebnisse sollten sie für das weitere Fremdsprachenlernen motivieren. Eine der wenigen Grundschulen in Poznań, die Deutschunterricht in ihrem Angebot hat, ist die Waldorfschule. An unserer Veranstaltung nahmen fünfundzwanzig Kinder im Alter zwischen sieben und neun Jahren teil, die als erste Fremdsprache Englisch lernen. Deutsch mit zwei Wochenstunden gehört neben Französisch zur Wahlsprache.

Lektüre für die Themenwahl

Den Ausgangspunkt und die Grundlage der Beschäftigung mit der Sprache bildete die Geschichte über „Die kleine Raupe Nimmersatt“ von Eric Carle. Die Lesung der kurzen Lektüre haben wir dem Autor selbst überlassen (zugänglich auf youtube.com). Der Einsatz eines literarischen Textes als Auslöser für weitere sprachliche Beschäftigung schien uns aus vielen Gründen sinnvoll. Er bietet viel mehr als nur Abwechslung im Unterricht. Literarische Texte tragen auch den Bedürfnissen der Kinder nach Emotionalität und Sicherheit, sowie dem Handlungsbedürfnis und der

Experimentierfreude Rechnung. Besonders Bilderbücher können vielfältig im frühen Fremdsprachenunterricht eingesetzt werden. Kinderbücher, so Geyer (2011: 47), sind sowohl thematisch als auch sprachlich auf die Lebenswelt von Kindern zugeschnitten und eignen sich deshalb auch besonders gut zur Erweiterung des Wortschatzes. Von Vorteil erweisen sich wiederkehrende Sprachmuster, die einerseits Verständnisschwierigkeiten überwinden lassen und sich andererseits leicht einprägen und nachspielen lassen. Gerade die einfachen, sich wiederholenden sprachlichen Strukturen laden zum spielerischen Umgang mit dem Text ein. Im Zusammenhang mit den Bilderbüchern gilt es noch zu betonen, dass hochqualitative Bilder oder Zeichnungen meistens effektive Lernhilfe leisten. Diese können dann als Handlungsanlass (non-verbaler oder verbaler Art) dienen².

Arbeit an Stationen

Die Übungen und Sprachlernspiele wurden in Form von Stationen angeordnet. Für den Einsatz einer offenen Unterrichtsform sprechen zum einen die kurze Konzentrationsfähigkeit und der Bewegungsdrang der jungen Schüler. Zum anderen gilt es, die Erkenntnisse aus der Spracherwerbsforschung zu berücksichtigen. Wie Sopata (2007: 237) betont, beruht das Sprachenlernen nicht auf mechanischem Wiederholen der gehörten sprachlichen Muster, sondern es ist ein Lernen durch Interaktion und Handeln. Bei der Stationenarbeit stehen an erster Stelle Kommunikation und Handlung. „Die Möglichkeit des interaktiven Erprobens und der intensiven Auseinandersetzung mit der Fremdsprache im Spiel begünstigen die fremdsprachliche Hypothesenbildung im Sinne einer erwerbsnahen Aneignung von Sprache.“ (Elsner 2010: 57) Das Motivationspotential ist groß, denn wie Elsner (2010: 138) argumentiert: „Im Spiel ist sprachliche Übung lediglich Mittel zum Zweck und nicht purer Selbstzweck, wie in vielen anderen sprachlichen Übungen.“ Nicht zu unterschätzen ist auch die Binnendifferenzierung, der Stationenlernen nachkommt, wenn die Aktivitäten nach Schwierigkeitsgrad und/oder nach unterschiedlichen Lernkanälen aufgebaut werden (vgl. Lundquist-Mog, Widlok 2015: 147). Für die einzelnen fünf Stationen³ wurden von uns Spiele mit unterschiedlichem thematischem Schwerpunkt vorbereitet (Farben, Tiere, Essen, Zahlen). Auch die Art der Aufgaben variierte. So gab Zuordnungsaufgaben, ein Memory-Spiel, Würfel-Bingo, ein Ratespiel und ein Farbenexperiment. Jedes Kind sammelte auf seinem Laufzettel Stempel für bearbeitete Aufgaben in den einzelnen Stationen. Alle Kinder arbeiteten in Gruppen von vier bis sechs Personen. Da sie sich an einem ungewohnten Lernort befanden, konnten sie über die Zusammensetzung ihrer Arbeitsgruppe frei entscheiden. Für die Unterrichtspraxis der Studierenden zum einen und die Erfahrung der Lerner zum anderen war es jedoch von Bedeutung, dass sowohl die Betreuer als auch die Stationen

² Mehr zum Potential der Kinderliteratur für den frühen Fremdsprachenunterricht s. Ciepielewska-Kaczmarek 2012.

³ Für detaillierte Beschreibung der einzelnen Stationen mit den Aufgaben und Arbeitsvorlagen s. Ciepielewska-Kaczmarek 2013.

wechselten. Somit hatten die Kinder an jeder Station neue Betreuer. Aber auch die Studenten konnten die Arbeit an allen Stationen moderieren und somit jeweils neue Erfahrungen sammeln.

Wissensquiz

Der letzte Schritt unseres Treffens war eine Quizrunde mit zwölf Fragen zum Buchinhalt. Hier bekamen alle Kinder noch einmal die Möglichkeit, den (neugelerten) Wortschatz aktiv einzusetzen.

5. Der Funke springt über – Motivierende Gesichtspunkte der außerschulischen Werkstätten

Im Anschluss an die Stationenarbeit, die insgesamt ca. eine Stunde beanspruchte, bekamen die Studierenden einen Fragebogen mit 18 kurzen offen angelegten Fragen, auf dem sie die Antworten der von ihnen befragten Kinder schriftlich festhielten. Die Fragen fokussierten die Organisation von Werkstätten (u.a. Entscheidung über die Teilnahme an den Werkstätten, Bewertung der Aufgaben in den Stationen). Im zweiten Teil sollten die Antworten Auskunft über den Einsatz von Literatur geben (u.a. Einsatz der Literatur im Fremdsprachenunterricht, Geschichten als Handlungsanlass). Der dritte Teil des Fragebogens enthielt Fragen zum Fremdsprachenlernen (Sprachenwahl, Beweggründe zum Lernen von weiteren Sprachen). Zurück kamen 20 ausgefüllte Fragebögen. Im Folgenden werden die auf die Motivation bezogenen Ergebnisse diskutiert.

Bei der Planung unseres Treffens haben wir uns bemüht, solche Aktivitäten anzubieten, die dem motorischen, intellektuellen, emotionalen und sozialen Potential der Kinder Rechnung tragen. So konnten die Kinder während der Veranstaltung selbst entscheiden, ob sie ein Bild einfach nur ausmalen oder selbst zeichnen, ob sie die gestellten Fragen in einem Wort beantworten, oder bereits erste kurze Sätze wagen, ob sie sich beteiligen, oder lieber nur die Rolle des Beobachters einnehmen wollen. In jeder Station kamen Aufgaben mit unterschiedlich angelegtem Schwerpunkt vor, die die Kinder zum selbst entdecken und experimentieren einladen sollten. Der Aufwand hat sich gelohnt. Die von uns organisierten Werkstätten wurden von nahezu allen befragten Teilnehmern (95%) positiv bewertet und das obwohl bei den vielen Aufgaben und Lernspielen auch solche dabei waren, die den Kindern keinen Spaß machten oder für sie uninteressant waren. Bei der Frage nach der interessantesten und der uninteressantesten Aufgabe wurde von den Kindern jede mindestens einmal genannt. Was für die einen interessant war, stellte sich für andere als uninteressant heraus. In dem differenzierten Angebot war aber für jedes Kind etwas dabei. Das scheint für die positive Gesamtbewertung ausschlaggebend gewesen zu sein.

Wir haben die Kinder danach befragt, ob ihnen die offene Form gefiel. Die Umfrageergebnisse zeigen, dass sie von fast allen Kindern (90%) gut aufgenommen wurde. Auch von demjenigen Schüler, dem die Werkstätten nicht gefielen. Einen

der zwei Befragten, die lieber an einem Platz gearbeitet hätten, störte Chaos und Gedränge. Bei den Gründen für Stationenarbeit wurden von den Kindern vor allem Abwechslung (8 Antworten), gefolgt von Bewegung (3 Antworten) und Gruppenarbeit (2 Antworten) angesprochen.

Auch der Einsatz einer Geschichte, in unserem Fall über die „kleine Raupe Nimmersatt“, als Einstieg in die Stationenarbeit, wurde von den Kindern positiv bewertet. Die befragten Kinder argumentierten, die Beschäftigung mit den Inhalten sei dadurch interessanter und abwechslungsreicher (jeweils 4 Antworten), so wäre es lustiger (2 Antworten), es würde die anschließende Wortschatzarbeit erleichtern (3 Antworten). Fast alle (90%) gaben an, in den Werkstätten neue Wörter gelernt zu haben. Zwei Teilnehmer (10%) machten dazu keine Angaben, was die Vermutung nahe legt, dass es für sie schwierig war, sich selbst einzuschätzen.

Für einen lernförderlichen und motivationsstiftenden Unterricht reichen „Lerninhalte und Anreize“ allein nicht aus (vgl. Sambanis 2008: 13). Einen wichtigen Grundsatz des frühen Fremdsprachenunterrichts stellt das gemeinsame Handeln der Kinder untereinander und mit der Lehrkraft dar. Der methodische Ansatz der Koaktion von Sambanis (2008: 14) meint einen Ansatz, in dem „die Kinder miteinander kommunizieren, kooperieren und gemeinschaftlich handeln.“ Die Autorin betont die Rolle des Ansatzes bei der Erfüllung des Wunsches vieler Kinder nach Affektion und Partizipation an gemeinsamen Aktionen. Die Vorteile des Ansatzes liegen auf der Hand: „Die Kinder können dabei Sprache hörend aufnehmen, mit dem Sprechen experimentieren und durch aktives Mitgestalten von Sprechhandlungen Strategien aufbauen. Sie nutzen ihre noch begrenzten zielsprachlichen Mittel, helfen einander weiter und schulen und erweitern ihre Kompetenzen direkt in der Anwendung.“ (Sambanis 2008: 14). Das gemeinsame Handeln war in unseren Werkstätten deutlich zu sehen. Wann immer es nötig war, halfen sich die Kinder gegenseitig (z.B. beim Klären von Vokabeln, beim Verstehen der Aufgabenstellung). Die Zusammensetzung der Gruppen (4-5 Schüler in jeder Gruppe) erlaubte es den einzelnen Schülern sich jederzeit sanktionsfrei zurückzuziehen. Das war in Situationen zu beobachten, wenn eine Aufgabe als uninteressant empfunden wurde oder ein Kind sich noch nicht sprachreif fühlte. Insgesamt konnte dank der Befreiung von Leistungsdruck eine entspannte Atmosphäre geschaffen werden. Nach Meinung der Stationenbetreuer haben nahezu alle eingeladenen Waldorfschüler an der Veranstaltung sprachlich aktiv teilgenommen, sie haben die Gelegenheit, die Sprache handelnd ausprobieren zu können, immer wieder wahrgenommen. Sie waren eher enttäuscht, wenn sie aufgrund ihrer mangelnden Sprachkenntnisse eine Aufgabe nicht erfüllen konnten. Diese wurde somit von den Schülern negativ bewertet. So meinte eine Achtjährige: „Die Übung mit den Tieren hat mir nicht gefallen, weil ich die Tiernamen auf Deutsch nicht wusste.“

Auf die Werkstätten rückblickend kann der Schluss gezogen werden, dass der Funke übersprungen ist. Die Forderung nach „Neuigkeit und Themenwechsel, Überraschungsgehalt, Komplexität des Lernstoffes, Ungewissheit“, die sich nach Kleppin (2004: 10) günstig auf die Motivation auswirken, wurden während unseres Treffens erfüllt. Dank dem Einsatz spielerischer Aufgaben mit Wettbewerbscharakter in einem für die Kinder ungewohnten Kontext konnte man überwiegend Engagement

und Freude spüren. All diese Faktoren warfen ein völlig neues Licht auf die gelernte Fremdsprache. Ein neunjähriger Teilnehmer konstatierte: „Deutschlernen macht Spaß und ist kinderleicht“. Auch einer der Schüler, der bis zu diesem Zeitpunkt an dem regulären Deutschunterricht in seiner Schule nicht teilgenommen hat, äußerte den Wunsch, den Unterricht von nun an besuchen zu wollen, denn wie er sagte: „Deutsch ist anders, als man es mir erzählt hat.“ Alle bis auf eine Befragte⁴ sagten aus, sie würden an einer Veranstaltung dieser Art immer wieder gerne teilnehmen.

6. Folgerungen aus der Praxis für die Praxis

Damit außerschulische Aktivitäten dieser Art auch erfolgreich und reibungslos verlaufen, bedürfen sie einer gründlichen Planung und Berücksichtigung folgender Bedingungen (vgl. Ciepielewska-Kaczmarek 2013: 19):

- Die Stationen sind so anzulegen, dass Kinder mit unterschiedlichen Lernvoraussetzungen angesprochen werden. Eine Vielfalt von Aufgaben, die unterschiedliche Sinne ansprechen, steigert die Chance, möglichst viele Kinder sprachlich-handelnd einzubinden. Es sollte aber darauf geachtet werden, dass die Aufgaben nicht den Eindruck einer versteckten Sprachübung erwecken.
- Anders als im natürlichen DaZ-Umfeld, in dem die Kinder die Lernimpulse aus der Lernumgebung bekommen, müssen beim gesteuerten Fremdsprachenunterricht Kommunikationsanlässe oftmals künstlich geschaffen werden. Eine Stationsarbeit, bei der an erster Stelle Kommunikation und Handlung stehen, bringt Abwechslung in die Unterrichtsroutine. Die Lernenden bekommen eine gute Möglichkeit, ihre Fremdsprachenkenntnisse anzuwenden, sofern die Stationsbetreuer/-innen darauf achten, sooft es nur geht mit ihnen die Fremdsprache zu verwenden. Es sollte so viel wie möglich in der Fremdsprache gehandelt werden. Wie Lundquist-Mog und Widlok (2015: 119) betonen, maßgeblich für den Lernerfolg sind die Qualität der Interaktion, d.h. der sozialen Beziehung und der Kommunikation zwischen der Lehrkraft/Erzieherin und den Kindern sowie unter den Kindern, und ihre aktive Beteiligung am Unterricht.
- „Entdeckendes und Problem lösendes Lernen fördert die Involviertheit des Lernenden mit dem Unterrichtsstoff und damit eine tiefere Verarbeitung, es fördert echte Konstruktionsprozesse.“ (Wolff 2004: 100) Wir wollen mit der Sprache die Welt erkunden und nicht umgekehrt! Es sind also Informationen dabei, die für die Kinder neu sind und dadurch ihr Weltwissen bereichern – in unseren Stationen waren es u.a. die Entwicklung der Raupe zum Schmetterling sowie die Farbenlehre.
- Klare Anweisungen sind für den reibungslosen Verlauf von großer Bedeutung. Es ist ratsam, Spickzettel mit Arbeitsaufträgen zu haben. Man kann immer

⁴ Ein Mädchen wäre lieber in der Schule geblieben, da wie es sagte, es mag nur ungern, wenn sich etwas verändert.

darauf zurückgreifen, wenn man den Lernenden die Aufgabe auf einfache und verständliche Art erklären will.

- Manche Aufgaben nehmen mehr, manche weniger Zeit in Anspruch. Das Arbeitstempo der Gruppen muss im Auge behalten werden. Die Aufgabe des Leiters/der Leiterin ist es, die Zeit zu kontrollieren und den Stationenwechsel anzukündigen. Die Zeit darf bei keiner der Stationen überzogen werden, jede Verzögerung bedeutet Chaos im Raum.
- Da die Kinder noch über kein ausgeprägtes Zeitgefühl verfügen, können Stempel helfen. An den fehlenden Stempeln merken sie, wie lange das Spiel noch dauert und wie viele Stationen noch kommen.
- Kinder handeln oftmals sehr emotional, deshalb sollten die Stationsbetreuer/-innen darauf achten, dass es bei der Bearbeitung der Aufgaben hauptsächlich auf Spaß ankommt. Wetteifern ist gut, solange es den Kindern Freude macht und durch Leistungs- und Bewertungsdruck nicht die Motivation abnimmt.

Der wichtigste Grund, den Unterricht ab und zu in ungewohnten Kontexten durchzuführen, sind die Kinder selbst. Auch wenn es manchmal chaotisch zugeht, das große Engagement, die Freude und der Eifer, mit denen die jüngsten Lernenden ihren Aufgaben nachgehen, sind die beste Belohnung für den Aufwand.

Bibliographie

- Butzkamm, Wolfgang. 2012. *Lust zum Lehren, Lust zum Lernen. Fremdsprachen von Anfang an anders unterrichten*. Tübingen.
- Ciepielewska-Kaczmarek, Luiza. 2012. Das Potenzial der Kinderliteratur im Hinblick auf den frühen Fremdspracherwerb. *Glottodidactica* XXXIX/2, 49-60.
- Ciepielewska-Kaczmarek, Luiza. 2013. Fremdsprachenlernen außerhalb der Schulmauern – wie Kinder an der Universität in der Fremdsprache spielen. *Frühes Deutsch* 28, 16-20.
- Düwell, Henning. 2003. Fremdsprachenlerner. In: Karl-Richard Bausch [et al.] (Hrsg.), *Handbuch Fremdsprachenunterricht*. Tübingen/Basel, 347-352.
- Cusack, Pauleen. 2004. Erfolgreich unterrichten. In: Angelika Kubanek, Peter Edelenbos (Hrsg.), *Praxis Fremdsprachenlernen in Kindergarten und Schuleingangsstufe*. Dauerwörth, 10-17.
- Edelenbos, Peter, Richard Johnstone, Angelika Kubanek. 2006. *Languages for the Children of Europe. Published Research, Good Practice & Main Principles. Final Report of the EAC 89/04, lot 1 study*. Brussels. European Commission.
- Elsner, Daniela. 2010. *Englisch in der Schule unterrichten. Grundlagen, Methoden, Praxisbeispiele*. München.
- Geyer, Sabrina. 2011. Bilderbücher im DaF-Unterricht der Primarstufe. *Frühes Deutsch* 22, 47-50.
- Gilakjani, Abbas Pourhosein, Lai Mei Leong, Narjes Banou Sabouri. 2012. A Study on the Role of Motivation in Foreign Language Learning and Teaching. *I. J. Modern Education and Computer Science* 7, 9-16. (19.01.2016).
- Haß, Frank. 2006. *Fachdidaktik Englisch*. Tradition. Innovation. Praxis. Stuttgart.

- Iluk, Jan. 2013. Jak (de)motywujemy uczniów na lekcjach języka obcego? *Języki Obce w Szkole* 4, 67-74.
- Kleppin, Karin. 2004. „Bei dem Lehrer kann man ja nichts lernen.“ Zur Unterstützung von Motivation durch Sprachlernberatung. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* [Online], 9(2), 16 pp. Available: <http://www.ualberta.ca/~german/ejournal/Kleppin2.htm> (29.01.2016).
- Legutke, Michael. K. 2010. Motivation. In: Carola Surkamp (Hrsg.), *Metzler Lexikon Fremdsprachendidaktik. Ansätze – Methoden – Grundbegriffe*. Stuttgart/Weimar, 221-223.
- Lundquist-Mog, Angelika, Beate Widlok. 2015. *DaF für Kinder*. München.
- Olpińska-Szkiełko, Magdalena 2012. *Glottodidaktische Implikationen der anthropozentrischen Sprachentheorie*. In: Magdalena Olpińska-Szkiełko [et al.] (Hrsg.), *Der Mensch und seine Sprachen. Festschrift für Professor Franciszek Grucza*. Frankfurt am Main, 445-454.
- Rost-Roth, Martina. 2010. Affektive Variablen/ Motivation. In: Krumm, Hans-Jürgen [et al.], *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache: ein internationales Handbuch*. 1. Halbband. Berlin/New York, 876-885.
- Sambanis, Michaela. 2008. Sprechen im Anfangsunterricht oder ist Schweigen Gold? In: *Materialien für die Lehrerfortbildung in Nordrhein-Westfalen. Didaktisch-methodische Fortbildung Englisch in der Grundschule NRW. Modul 5: Sprachliches Handeln-Sprechen*. Detmold, 11-14.
- Schlak, Torsten et al. 2002. *Die Motivation von DaF-Lernenden an Sprachlehrinstitutionen im Bielefelder Raum: Projektbeschreibung und erste Ergebnisse* [Online], 7(2), 23 pp. Available: http://www.spz.tu-darmstadt.de/projekt_ejournal/jg_07_2/beitrag/schlak1.htm (15.09.2015).
- Sopata, Aldona. 2007. Rola współczesnej lingwistyki generatywnej w glottodydaktyce. In: Henryk Kardela, Tomasz Zygmunt (Hrsg.), *Rola językoznawstwa w metodyce nauczania języków obcych*. Chełm, 230-240.
- Schönpflug, Ute. 2010. Erstsprachenerwerb. In: Krumm, Hans-Jürgen [et al.], *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache: ein internationales Handbuch*. 1. Halbband. Berlin/New York, 781-792.
- Wolff, Dieter. 2004. Kognition und Emotion im Fremdsprachenerwerb. In: Wolfgang Börner, Klaus Vogel (Hrsg.), *Emotion und Kognition im Fremdsprachenunterricht*. Tübingen, 87-103.

Abstract

Der Fremdsprachenunterricht für Kinder stellt für die Lehrkräfte eine Herausforderung dar, zumal die Lernaktivitäten in dieser Altersgruppe nicht nur der kognitiven und motorischen Lernfähigkeit nachkommen müssen. Die Kinder wollen alle Sinne einsetzen, sich mit den Lerninhalten identifizieren. Im vorliegenden Beitrag wird ein außerschulisches Projekt vorgestellt, das im Jahr 2012 am Institut für Angewandte Linguistik der Adam-Mickiewicz-Universität und Waldorfschülern aus Poznań erprobt wurde. Es soll u.a. dargestellt werden, wie außerschulische Projekte sinnvoll und vor allem motivierend den institutionalisierten Fremdsprachenunterricht bereichern können.

Schlüsselwörter

DaF, Motivation, Frühbeginn, außerschulische Lernorte, Bilderbuch

Abstract

„German is not so difficult” – Early foreign language learning beyond the language classroom

Teaching foreign languages to children may be a challenge for teachers. Learning activities for young and very young learners must take into account their specific cognitive and motor learning abilities and their need to identify with the learning content. Moreover, children should be given the opportunity to use all their senses in the process of learning. The paper presents the project tested in 2012 at the Institute of Applied Linguistics of the Adam Mickiewicz University with a group of Waldorf learners from Poznań. The article offers a brief insight into the problems connected with motivating young students and aims to show how such projects may enrich institutionalised language teaching and make it more attractive and meaningful for learners.

Keywords

GFL, motivation, early foreign language learning, picturebooks

Das Niveau der Entfaltung des verstehenden Hörens slowakischer Schüler der ausgehenden Sekundarstufe I in der Fremdsprache Deutsch

Die vorliegende Studie setzt sich zum Ziel, Leistungen von Schülerinnen und Schülern¹ in der Fremdsprache Deutsch im Bereich des Hörverstehens zu untersuchen. Der Beitrag blickt auf die Ergebnisse einer Pilotierung, die in fünf Klassen zweier Schulen in der Slowakei stattfand, um zu ermitteln, welches auditiv-rezeptive Leistungsspektrum von Lernern der ausgehenden Sekundarstufe I im DaF als zweite Fremdsprache anhand den Rahmenrichtlinien und Bildungsstandards verlangt und welches von ihnen aufgrund der Testresultate der eigens erarbeiteten Tests erreicht wird. Die auf der Basis der vorliegenden Voruntersuchung erprobten Aufgabenformate, Testverfahren und Bewertungskriterien sollen eine Grundlage zur Erarbeitung einer objektiven, validen und reliablen Large-scale- Leistungsbewertung des fremdsprachlichen verstehenden Hörens zum DaF in der geplanten zweiten Phase der Forschung bilden.

1. Einleitung

Die Fähigkeit, mehrere Fremdsprachen zu beherrschen, ist in der heutigen globalisierten Welt eine unentbehrliche Voraussetzung für einen aktiven, vielseitigen Lebensstil sowie eine der Bedingungen zum Erreichen des beruflichen Erfolgs (Bútorová/ Gyarfášová 2011). Das gilt vor allen für kleine Nationen, deren Muttersprache nicht zu den Weltsprachen zählt.

Im Einklang mit der Forderung der Europäischen Kommission, damit jeder Bürger der Europäischen Union in der Lage ist, in der Muttersprache sowie in mindestens zwei Fremdsprachen angemessen zu kommunizieren, wird auch die Bestimmung des Bildungsprofils des Absolventen niedriger sekundärer Bildung (ISCED 2) in der Slowakei formuliert.²

¹ Die vorliegende Studie bedient sich Termini wie „Schüler“, „Lerner“, „Lernende“, „Proband“, „Testteilnehmer“. Sie werden als Synonym betrachtet und schließen die weibliche Form der Begriffe selbstverständlich mit ein.

² Vgl. Staatliches pädagogisches Institut (2008). Staatliches Bildungsprogramm für Sekundarstufe I (niedrigere Sekundarbildung ISCED 2) in der Slowakischen Republik (2008)http://

In meiner Praxis als Methodikerin für Deutsch als Fremdsprache (DaF) begegne ich häufiger der Klage seitens slowakischer Gymnasial- und Fachschullehrer, dass die Schüler³ beim Übergang von der neunjährigen Grundschule auf eine höhere Bildungsstufe nicht gut in Deutsch vorbereitet sind. Der Entwicklungsgrad ihrer Kompetenzen sei viel niedriger als das geforderte Niveau A1-A2 für die zweite Fremdsprache.⁴ Die Mehrheit der Schüler wird beim Übertritt auf die Sekundarstufe II in der zweiten Fremdsprache als totale Anfänger betrachtet⁵ und lediglich wenige Lernende trauen sich nach vierjährigem Gymnasial- oder Fachschulbesuch, neben dem obligatorischen Englisch, auch in der zweiten Fremdsprache ihrer Wahl das Abitur abzulegen. Die fehlende Kontinuität beim Erwerb der zweiten Fremdsprache trägt offensichtlich nicht zur – seitens des Schulministeriums der Slowakischen Republik und der Europäischen Kommission – proklamierten Förderung der Mehrsprachigkeit bei.

2 Forschungsstand

Um den Unterricht in der zweiten zu lernenden Fremdsprache⁶ trotz reduziertem Stundendeputat im Vergleich zur ersten Fremdsprache zu optimieren und ein Fortschreiten an der Sekundarstufe II zu ermöglichen, benötigt man sowohl auf der Ebene der einzelnen Klassen und Schulen als auch für das Bildungssystem insgesamt Er-

www.statpedu.sk/sk/Statny-vzdelavaci-program/Statny-vzdelavaci-program-pre-2-stupen-zakladnych-skol-ISCED-2.alej

- ³ Die vorliegende Studie bedient sich Termini wie „Schüler“, „Lerner“, „Lernende“, „Proband“, „Testteilnehmer“. Sie werden als Synonym betrachtet und schließen die weibliche Form der Begriffe selbstverständlich mit ein.
- ⁴ Dies bestätigen auch Forschungsergebnisse einer Schulleistungsstudie für Fremdsprachen von Butaš und Butašová aus dem Jahre 2006 (vgl. Butaš/Butašová 2006). Die Autoren haben im Schuljahr 2004/2005 an einer repräsentativen Stichprobe von 1972 Schülern aus 421 Schulen der gesamten Slowakei getestet, ob die Schüler der neunten Klasse einer neunjährigen allgemeinbildende Schule das in den Bildungsstandards festgelegte Niveau der Fremdsprachenbeherrschung in Englisch, Deutsch, Französisch und Russisch erreichen. Die untersuchten Bereiche waren: Leseverstehen, Wortschatz, kommunikativer Gebrauch der Sprache.
- ⁵ Die Kontinuität des Fremdsprachenunterrichts beträgt im Rahmen aller Leistungsgruppen (Gymnasien, Fachschulen und Hauptschulen) der Sekundarstufe II in der Slowakei 52,3 % (vgl. Butaš/Butašová 2005, S. 145). Dies bedeutet, dass nur etwa eine Hälfte aller Schüler in der Fremdsprache (und auf dem Niveau) auch beim Übergang auf eine höhere Bildungsstufe fortsetzt. In diese Zahl wurde jedoch das Englische inbegriffen, in dem, als erste Fremdsprache, Kontinuität besteht. Die Zahlen für die zweite Fremdsprache wären demnach noch viel niedriger.
- ⁶ In der Slowakei werden an der Sekundarstufe I aktuell zwei Fremdsprachen unterrichtet: Ab der 3. Klasse ist es Englisch und ab der 7. Klasse eine andere Wahlfremdsprache (meistens Deutsch und Russisch, vereinzelt Französisch, Spanisch und Italienisch). Der Mittelwert, gerechnet für die Klassen 5 bis 9, beträgt für die zweite Fremdsprache 0,8 Wochenstunden pro Jahr. Für die erste Fremdsprache sind es insgesamt 3,2 Wochenstunden pro Jahr.

kenntnisse darüber, welches Wissen und Können vermittelt worden ist und welches sie vorzeigen können.

In der Slowakei lassen sich bislang nur wenige nennenswerte empirische Untersuchungen auffinden, die das Niveau der fremdsprachlichen Leistungen slowakischer Schüler nach dem Abschluss der neunjährigen Grundschule differenziert und repräsentativ erheben, allerdings keine, die das Hörverstehen im Blick hätten.⁷

In diesem Beitrag werden Ergebnisse einer Pilotierung beschrieben, die in fünf Klassen zweier allgemeinbildenden Schulen realisiert wurden. Ihr Ziel war, im Rahmen einer kleinen Stichprobe zu ermitteln, welche auditiv-rezeptive Leistungen von Lernern Ende der neunten Klasse anhand den Rahmenrichtlinien und Bildungsstandards erwartet werden und welche Leistungen laut Auswertung von vorgelegten Testaufgaben erreicht (bzw. von mir registriert) werden. Die in dieser Voruntersuchungsphase erprobten und validierten Testverfahren, Aufgabenformate, und Bewertungskriterien bilden Grundlage für die zukünftige Erarbeitung einer objektiven validen und reliablen Untersuchung auf einer repräsentativen Stichprobe.

„*Sprache [...] ist Hoffnung, gehört zu werden*“ (Berendt 2004, S. 131)

3 Verstehendes Hören– Bestimmung der Grundbegriffe

Der Prozess des Hörens und Verstehens spielt eine zentrale Rolle im sprachlichen Aneignungsprozess. Die Klangform der Sprache ist sowohl bei der sprachlichen Produktion als auch bei der Rezeption anwesend. Dem Hörverstehen als einem elementaren, unerlässlichen Bestandteil des Spracherwerbs sollte deshalb ebenso im Fremdsprachenunterricht eine herausragende Rolle zuerkannt werden (Dahlhaus 1994, Neveling 2000, Lütge 2002, Blell/Lütge 2012).⁸

⁷ Bis auf das oben erwähnte Projekt des Staatlichen pädagogischen Instituts aus dem Jahre 2004/2005 unter der Leitung von Butaš und Butašová (vgl. Butaš/Butašová 2006), das sich das Niveau der Fremdsprachenbeherrschung in Hinblick auf das verstehende Hören allerdings nicht zum Ziel der Untersuchung setzte. Bis jetzt liegen in der Slowakei überhaupt keine Studien vor, die sich mit dem Entwicklungsgrad der Schülerkompetenzen in der zweiten Fremdsprache am Ende der Sekundarstufe I beschäftigen würden.

⁸ Hörverstehen wurde zumindest bis gegen Ende der 60er-Jahre nicht planvoll gefördert und wenig systematisch geübt (Dahlhaus 1994). Zu Beginn der 70er-Jahre hat S. Krashen die Wichtigkeit des Hörens mit seiner spracherwerbtheoretisch begründeten Unterscheidung von Erwerb (*acquisition*) und Lernen (*learning*) unterstrichen. In seiner Input- Hypothese bezeichnete er das Hörverstehen als Grundlage und Ausgangspunkt des Sprachlernprozesses. Mit der pragmatischen Orientierung des Fremdsprachenunterrichts Ende der 70er-Jahre und seit den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts wird dem verstehenden Hören auch im Kontext anderer spracherwerbtheoretischer und methodischer Ansätze verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet: Einerseits wird seitdem Hörverstehen als Ausgangspunkt (im Sinne Krashens) für die Kommunikationsfähigkeit insgesamt, andererseits als Teillernziel zur Entfaltung der Verstehenskompetenz betrachtet. Doch die Klage über die Vernachlässigung des auditiven Aspektes der rezeptiven Sprachaneignung, die sich durch Vernachlässigung ihrer gezielten Schulung erweist,

Der Begriff der auditiven Rezeption wird in der Fachliteratur nicht einheitlich definiert. Die Uneindeutigkeiten entstehen bereits bei der Bestimmung der Oberbegriffe *Hörverstehen*, *Hörverständnis*, *Hörverstehensfähigkeit*. Bickes (Bickes 2010, S. 151) betrachtet *Hörverstehen* als einen durch einen auditiven Input ausgelösten Verarbeitungsprozess und *Hörverständnis* als den daraus resultierenden Bewusstseinsinhalt. Für ihn ist dementsprechend lediglich das *Hörverständnis* abrufbar beziehungsweise nachvollziehbar und dadurch auch zu beurteilen. Für Neveling gilt der Ausdruck *Hörverständnis* dagegen als eine ältere weniger präzise Äußerung (Neveling 2000, S. 3) und er setzt sich für den Gebrauch des Fachbegriffs „*Hörverstehen*“ zur Bezeichnung der Tätigkeit des verstehenden Hörens ein.

Leupold differenziert in Anlehnung an Schumann (Schumann 1995, nach Leupold 2000, S. 4) die *Hörverstehensfähigkeit* als eine an direkte Kommunikation gebundene Tätigkeit und die *Fähigkeit des Hörverstehens* als Rezeption medialer Kommunikation. Er weist darauf hin, dass beide Formen der auditiven Rezeption als Zielbereiche wichtig im Fremdsprachenunterricht sind. Im folgenden Text werden Begriffe wie „*Hörverstehen*“, „*verstehendes Hören*“ oder „*auditive Rezeption*“ im Sinne des Dekodierens und Interpretierens des auditiven (sprachlichen) Inputs durch den Hörer verstanden und als einander gleichgestellt betrachtet.

3.1 Prozess der sprachlichen auditiven Rezeption

Trotz der Stelle des verstehenden Hörens im menschlichen Spracherwerb,⁹ gilt es als die am wenigsten verstandene und entwickelte Fertigkeit (Ahrendt 2000, Lütge 2002, Nold/Rossa 2007, Solmecke 2010). Der Grund für mangelnde theoretische und empirische Untersuchungen zur Frage der Aneignung auditiver rezeptiver Fähigkeiten ergibt sich aus der Komplexität ihrer Erforschung. Die Prozesse der Rezeption des auditiv wahrgenommenen Inputs stützen sich größtenteils auf automatisierte mentale Operationen. Die Forscher haben keine genaue Vorstellung davon, welche kognitiven und metakognitiven Strategien der Rezipient bei der Dekodierung, Verarbeitung und Interpretation der auditiv eingehenden Sprachdaten gebraucht (Zech 2009, Bickes 2010, Rossa 2010, Blanco/Guisado 2012, S. 223).

In der kognitiven Psychologie besteht lediglich Einigkeit darüber, dass es sich beim Hörverstehen um einen konstruktiven interaktiven Prozess handelt, an dem sowohl aufsteigende (*bottom-up*) als auch absteigende (*top-down*) Verarbeitungsprozesse beteiligt sind. Die aktive Konstruktionsleistung des Hörers bei der auditiven Sprachverarbeitung besteht darin, die perzeptuellen Reize der Sprecheräußerung (die Schallwellen)¹⁰ auf sprachlicher wie inhaltlicher Ebene zu analysieren, sie durch

hat einen persistierenden Charakter (Solmecke 1993, Dahlhaus 1994, Zajicová 1994/95, Zech 2009, Krumm 2010, Rossa 2010, Solmecke 2010).

⁹ Ein dominanter Einfluss des verstehenden Hörens auf den (Fremd-)Spracherwerb ergibt sich aus seinem 45 % Anteil an der erstsprachlichen Kommunikation (Solmecke 1993, S. 28, Neveling 2000, S. 3, Bächle 2007, S. 14, Solmecke 2010, S. 969, Kopenhagen 2011, S. 138).

¹⁰ Er wird als datengesteuerter, aufsteigender, auf der Oberfläche verlaufender „*bottom-up-Prozess*“ bezeichnet.

Assoziationen mit dem bestehenden Welt-, Erfahrungs- und Sprachwissen in Beziehung zu setzen¹¹ sowie die aus der Wechselbeziehung beider Verarbeitungsstufen gewonnenen Informationen für einen spezifischen kommunikativen Zweck zu nutzen (Rikabi 1993, Solmecke 1993, S. 28, Eggers 1996, S.14, Neveling 2000, S.5, Wolff 2003, S. 11, Badstübner-Kizik 2005, S. 140, GeR 2006, S.66/67, Bächle 2007, S. 15, Faistauer 2010, Huneke 2010, S. 139, Solmecke 2010, S. 970, Kopenhagen 2011, S. 138, Blanco/Guisado 2012, Kostrzewa 2013, S. 44).¹² Die Perzeption und Interpretation der Bedeutung vollziehen sich vermutlich gleichzeitig oder zumindest rasch nacheinander (Neveling 2000). Sie verlaufen allerdings nicht automatisch als Aufbau einer mentalen Repräsentation des Textes, sondern sind durch die Hörintention des Rezipienten und dessen emotionaler Auswertung wahrgenommener Signale abhängig (Solmecke 1993, S. 45, Grotjahn 2005, S. 119 nach Kopenhagen 2011, S. 138).

3.2 Verstehensebenen

Hörverstehen umfasst eine Reihe von verschiedenen hierarchisch aufeinander aufbauenden Teilprozessen. Die meisten Autoren differenzieren vier Verstehensebenen (Phasen) des rezeptiven kommunikativen Sprachprozesses:¹³

1. Wiedererkennen – Dekodierungsebene (Laute und Wörter registrieren und wiedererkennen);
2. Verstehen – Interpretationsebene (den Text als Ganzes oder in einzelnen Teilen als relevant identifizieren);
3. Analytisches Verstehen – Texterschließungsebene (den Text als sprachliche Einheit semantisch und kognitiv verstehen, Bekanntes mit Unbekanntem verknüpfen);
4. Evaluation – Textverarbeitungsebene, d.h. die Mitteilung reflektieren, ständig aktualisieren und im Kontext interpretieren (Solmecke 1992, S. 8, Solmecke 1993, S. 27, GeR 2006, S. 66, Nold/Rossa 2007).

3.3 Spezifika des Prozesses fremdsprachlicher auditiver Rezeption

Das Dekodieren von auditiv wahrgenommenen fremdsprachlichen Texten ist selbst bei der Elimination aller potenziellen Störfaktoren wesentlich komplizierter sowie komplexer als das Verstehen geschriebener Texte. Der Hörverstehensvorgang wird charakterisiert durch die Gleichzeitigkeit, mit der sprachliche Elemente aufgenommen werden müssen, d.h., er wird durch eine „hohe Informationsdichte pro Zeitein-

¹¹ In der Fachliteratur wird ein „*top-down-Prozess*“ als wissens-, schema-, konzept-, erwartungsgeleiteter, hypothesenbildender, abwärts gerichteter, auf der Tiefenstruktur verlaufener Prozess bezeichnet.

¹² Der Gemeinsame europäische Referenzrahmen für Sprachen wird im vorliegenden Text unter der Abkürzung „GeR“ angeführt.

¹³ Blanco und Guisado unterscheiden in Anlehnung an Anderson (vgl. Blanco/Guisado 2012, nach Anderson 1985) drei Phasen des Hörverstehensprozesses: *perceptual processing, parsing and utilization*.

heit“ (Solmecke 1993, S. 11) gekennzeichnet. Hörverstehen als „real-time processing“ ist zeitlich objektiv begrenzt, dadurch vergänglich und nicht fassbar. Daraus resultiert für den Hörer eine mangelnde Kontrolle über einkommende Informationen. Der Rezipient kann nicht die akustische Qualität und Geschwindigkeit des Diskurses (*rate of delivery*) beeinflussen, er entscheidet weder über Inhalt, noch über sprachliche Mittel der Mitteilung (Hendrich 1992/1993, Solmecke 1993, Badstübner-Kizik 2006, Nold/Rossa 2007, Blanco/Guisado 2012, Cain/Bignell 2014). Andererseits kann die unmittelbare Wirkung des auditiven Eindrucks auf den Rezipienten sehr stark sein (Blell/Lütge 2012, S.100).

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass Rezeption, Verarbeitung, Auswertung und Interpretation von sprachlichen Informationen, d.h. das Konstruieren der Bedeutung, als Ergebnis des Zusammenwirkens von unterschiedlichen mentalen Handlungskomplexen zu verstehen sind. Sie betreffen:

1. den sprachlichen Bereich, d.h. das Dekodieren phonologisch-prosodischer, lexikalischer und morpho-syntaktischer Signale;¹⁴
2. den außersprachlichen Bereich, d.h. Aktivierung von Schemata des Sach- und Erfahrungswissens, die sowohl kulturell als auch individuell bedingt werden;
3. den pragmatischen Bereich, d.h. die Kenntnis jener Faktoren, die an der sprachlichen Kommunikation beteiligt werden wie zum Beispiel die Spezifität der sprachlichen Situation, die Intention und die Rolle des Sprechers (Kontext und Co-text), Diskurswissen, Textsortenerfahrung u.ä. (Hirschfeld 1992, Solmecke 1992, Rikabi 1993, Solmecke 1993, Dahlhaus 1994, Segermann 2003, GeR 2006, Nold/Rossa 2007, Faistauer 2010, Blanco/Guisado 2012).

3.4 Zielsetzungen des Fremdsprachenunterrichts in Bezug auf das Hörverstehen

Das übergeordnete Ziel der schulischen Einübung des Hörverstehens ist es, die Schüler dazu zu befähigen, „*authentische Texte ohne Hilfe zu verstehen*“ (Solmecke 1993, S. 53). Diese Fertigkeit ist eine Bedingung für die erfolgreiche Interaktion mit anderen Sprechern der Fremdsprache und gleichzeitig die notwendige Grundlage für die Teilhabe an der Zielkultur (Dahlhaus 1994).

Doch welche spezifische Kompetenzen erforderlich sind, um Hörverstehen als rezeptive kommunikative Aktivität erfolgreich zu gestalten und wie die *bottom-up* und *top-down*-Prozesse vom individuellen Hörer kombiniert werden sollen, um ein optimales Textverstehen zu erreichen, ist den Forschern nicht bekannt (Zech, 2009, Solmecke 1993, S. 45, Solmecke 2010, S. 970).

Zu weiteren Problemstellen, die angeführt werden können, zählen: die vorherrschende didaktisch-methodische Unsicherheit, ob und wie Hörverstehen messbar

¹⁴ Nold und Rossa (Nold/Rossa 2007, S. 179) gliedern den Prozess der auditiven Rezeption in zwei Handlungsbereiche: in den sprachlichen und in den strategischen Bereich. Der strategische Bereich bezieht sich auf die Aktivierung kognitiver und metakognitiver Strategien, die eingesetzt werden, um sprachliche Informationen zu entschlüsseln, zu speichern sowie zu verknüpfen. Der sprachliche Bereich umfasst neben den linguistischen Kompetenzen auch soziolinguistisches Wissen.

wäre, die Definition der anfänglichen Ziele für verstehendes Hören (GeR 2006, S. 117), die kaum zu bewältigende Stofffülle, der große technische und zeitliche Aufwand für die Prüfer (Dahlhaus 1994, Wößner 2000, Segermann 2003, GeR 2006, Solmecke 2010). Diese Ursachen sind häufige Argumente dafür, weshalb (weitaus) nicht alle Tests (mitunter auch solche standardisierten) Teile zum Hörverstehen erhalten, warum das Hörverstehen (noch) nicht Gegenstand der Abiturprüfung in der Slowakei ist und wohl auch warum bisher keine Studie vorliegt, die sich mit der Ermittlung der Leistungen der Schüler auf der Sekundarstufe I im fremdsprachlichen Hörverstehen befassen würde.

Die Vielschichtigkeit des Prozesses der auditiven Sprachverarbeitung und bestehende Schwierigkeiten, diesen in allen Details zu kennen und genau zu definieren, haben auch auf die aktuelle Sprachtestentwicklung Auswirkungen zum verstehenden Hören (Solmecke 1993, Bickes 2010).

4 Tests zur Ermittlung des fremdsprachlichen verstehenden Hörens

4.1 Parameter gängiger Hörverstehenstests, ihre Charakteristika und Kritikpunkte

Das Hören als individuell differenzierte Rezeptionsleistung eines akustischen Impulses ist lediglich begrenzt überprüfbar (Solmecke 1993, S. 105, Huneke 2010, S. 239, Rossa 2010), denn das kommunikative Ereignis besteht im Hören eines Textes (GeR 2006, S. 42). Da die Kompetenzen sich allgemein nicht direkt testen lassen, stützt man sich bei ihrer Beurteilung auf ein Spektrum von Beispielen der Performanz und darüber hinaus versucht man, Schlüsse auf die zugrunde liegende Kompetenz zu ziehen (GeR 2006, S. 129, Koopenhagen 2011, S. 139). Was und wieviel von einem Text verstanden werden soll, wird durch Hör- und Leseaufgaben bestimmt. Die hier erbrachten Leistungen, d.h. die Produkte des Testteilnehmers wie etwa gesprochene oder geschriebene Worte/Wortteile, Reaktionen auf sprachliche Stimuli in Form von Ankreuzungen in einer Multiple-Choice-Aufgabe und andere Aufgabenformate, können lediglich als Indizien für seine Fortschritte oder Defizite im Hörverstehen dienen (Solmecke 1993, Zydatiř 2012).

Bei einem Test zum Hörverstehen sind folgende drei Komponenten maßgeblich (van Weeren 1992), die miteinander die Art und Schwierigkeit eines Textes bestimmen:

1. Der Hörtext: Der Schwierigkeitsgrad eines Textes hängt von seinen qualitativen sprachlich-formalen, textorganisatorischen und inhaltlichen Beschaffenheitseigenschaften ab.

Bei der auditiven Rezeption im Unterrichtskontext (die sich auf akustische Tonaufnahmen beschränkt) spielen eine große Rolle vor allem sprachlich-formale Text-eigenschaften, die aus dem Charakter der gesprochenen Sprache resultieren: Hintergrundgeräusche (oder eventuelle Störungsgeräusche), Dynamik und Verständlichkeit

der Stimme,¹⁵ Aussprache, „Qualität“ des Vokabulars, syntaktische Komplexität der Sprache, Ausmaß der Dialekteinflüsse und das Sprechtempo.

Auswirkungen auf die Textschwierigkeit haben aber ebenso textorganisatorische und inhaltliche Beschaffenheiten des Textes, wie etwa Textsorte, Anzahl der Sprecher(-stimmen), Unterscheidbarkeit der Sprecherwechsel, thematische Nähe für die jeweilige Zielgruppe der Hörer etc. (Rikabi 1993, Solmecke 1993, Leupold 2000). Gerade die zuletzt erwähnte Anpassung der *Hörtextart* und – *inhaltes* an die Lebenswirklichkeit und Interessen der Lerngruppe relativiert vermutlich den Schwierigkeitsgrad des Textes (Leupold 2000, S. 9). Im Unterricht wird außer der sprachlichen und thematisch-sachlichen Ebene des Textes die „Textschwierigkeit“ auch von den Verstehensaufgaben bestimmt:

2. Die Verstehensaufgabe bestimmt, welche Informationen und in welchem Ausmaß der Hörer diese dem Text entnehmen soll. Die Aufgabe legt das Ziel und die Intensität der Konzentration des Rezipienten fest: Soll der Hörer die Mitteilung global verstehen (erfahren, was insgesamt gemeint ist); selektiv verstehen (eine ganz bestimmte Information heraushören)¹⁶ oder detailliert verstehen (das Gesprochene in allen Einzelheiten begreifen)? Im schulischen Fremdsprachenunterricht sollte vorrangig das Globalverstehen geschult und ermittelt werden, weil diese Verstehensabsicht auch im außerschulischen Leben dominiert (Dahlhaus 1994, Badstübner-Kizik 2005).

3. Die Antwortaufgabe (die Reaktion, die Art der Versprachlichung): Reines Verstehen ist (wie oben erwähnt) nicht beobachtbar. Zu dessen Überprüfung müssen deshalb andere sprachliche Fertigkeiten angesprochen werden. In der Regel sind es Leseverstehen und Schreiben. Hörverstehenstests bestehen meistens aus schriftlich fixierten Einzelaufgaben (Bickes 2010, S. 152). Die Lösung der Aufgabe resultiert aus doppeltem auditiv-visuellen Input. Die Einzelheiten des Zusammenspiels des Hörverstehens und Leseverstehens bei der Durchführung von Hörverstehenstests sind in Details nicht bekannt. Daraus ergibt sich automatisch die Frage, ob das gewünschte Hörverstehenskonstrukt überhaupt ausreichend durch das Testformat repräsentiert oder stark durch andere Tätigkeiten wie Schreiben beeinträchtigt wird (Bickes 2010, S. 155, Kopenhagen 2011, S. 139).

Zusammenfassend lässt sich zur Problematik der Text- und Textschwierigkeit konstatieren, dass „*a text does not have a „level“*“ (Council of Europe 2003, S. 84 nach Schneider 2007, S. 282). Dies bedeutet, dass die Textschwierigkeit keine Eigenschaft eines Textes allein darstellt, sondern von dem Zusammentreffen eines Textes mit bestimmten Eigenschaften des Hörers, d.h. mit seinem Niveau der Sprachkenntnisse, mit seiner jeweiligen Verstehenskompetenz, mit seinem Vorwissen (inklusive tex-

¹⁵ Buck (Buck 2001 nach Nold/Rossa 2007, S. 187) postuliert, die Sprechgeschwindigkeit sei keine wichtige Variable im Hörverstehensprozess. Nach seinen Befunden wird das Verständnis bei ansteigender Sprechgeschwindigkeit nur wenig beeinträchtigt.

¹⁶ In der Literatur findet auch der Terminus „*selegierendes*“ Hören Verwendung. Dieser Hörstil wird entweder dem selektiven Hören gleichgestellt (Dahlhaus 1994) oder wird als Hörzugang bezeichnet, der „*aufgrund individueller Entscheidung*“ erfolgt (Eggers 1996, S. 20).

trelevanten kulturellen Gegebenheiten) und den von ihm eingesetzten Verstehensstrategien, resultiert. Im Fremdsprachenunterricht bestimmen die Textschwierigkeit Aufgaben¹⁷ und Übungsgestaltungen, d.h. die Art der Versprachlichung. Der Erfolg bei der Lösung eines Testitems ergibt sich also aus der Interaktion zwischen verfügbaren Kompetenzen aufseiten des Testteilnehmers und den spezifischen Anforderungen der Aufgabe (Solmecke 1992, van Weeren 1992, Solmecke 1993, Dahlhaus 1994, Leupold 2000, Segermann 2003, Badstübner-Kizik 2005, S. 139, Nold/Rossa 2007, Faistauer, 2010, Rossa 2010).

Beim Hörverstehen spielen neben dem Text, Verstehens- und Antwortaufgabe noch weitere Faktoren zusammen, die die Lösung der Items¹⁸ und die Aussagekraft der Ergebnisse beeinflussen:

a./ Präsentationsweise der Texte: Hier werden live vorgetragene Texte den Tonaufnahmen gegenübergestellt. Live (von Muttersprachlern) vorgetragene Texte sind zwar gute Repräsentanten der sprachlichen Zieldomäne, gleichzeitig ist aber eine solche Präsentationsweise kaum wiederholbar (Kopenhagen 2011). Aus Gründen der Standardisierung und Gewährleistung der Objektivität der Testauswertung gelangen bei der Überprüfung des Hörverstehens ausschließlich Tonaufnahmen zum Einsatz.

b./ Ein weiterer Faktor ist die Häufigkeit der Textdarbietung. Viele internationale Sprachprüfungen bieten als Optionen einmaliges oder zwei- und mehrmaliges Hören. Mehrmaliges Hören impliziert eine Progression der Aufgabestellungen hinsichtlich des Schwierigkeitsgrades und kann die Testperformanz wesentlich beeinflussen (Badstübner-Kizik 2006, Nold/Rossa 2007, Schneider 2007, S. 281). Wiederholtes Hören widerspricht auf den ersten Blick den Gegebenheiten der Zieldomäne, da gehörte Texte meist einmalig und somit ephemere sind. Zweimaliges Hören ist allerdings in den Tests zur Überprüfung des Hörverstehens häufiger und wird vielfach gefordert, um den möglichen Stress getesteter Personen in der Testsituation zu mildern und den bei den Tonaufnahmen fehlenden außersprachlichen Kontext zu kompensieren (Solmecke 1993, S. 11, Kopenhagen 2011). Von einigen Testinstitutionen wird als gute Lösung eine Kombination von einmalig und zweimalig abgespielten Texten empfohlen.¹⁹

c./ Undeutliche Forschungsergebnisse gibt es auch zum Zeitpunkt der Präsentation von Fragen (Kopenhagen 2011, S. 140). Sie konnten bislang nicht eindeutig bestätigen bzw. widerlegen, ob und wie die Tatsache, dass „Question Previews“ vor oder erst nach dem Hören gelesen werden, das Testkonstrukt verändert (Dahlhaus 1994, Buck 1991 nach Kopenhagen 2011, S. 141).

¹⁷ Nach Solmecke ist es in gewissen Grenzen möglich, zu jedem Text Aufgaben zu stellen, die ihn für jedes Lernniveau geeignet machen (Solmecke 1993, S. 53).

¹⁸ Zur Differenzierung zwischen einer Aufgabe und einem Einzelelement des Tests hat sich im Deutschen die englische Bezeichnung „Item“ durchgesetzt.

¹⁹ Vgl z.B. Test DaF; Zertifikat Deutsch.

Von Bedeutung bei der Erstellung von Tests ist zudem die Reihenfolge der Aufgaben. Es sollten Aufgaben unterschiedlicher kognitiver Belastung kombiniert werden und vor allem bei den sich wiederholenden Aufgabentypen wäre eine gewisse Abwechslung zu empfehlen (Rumlich 2012, S. 176).

d./ Aufgaben- und Antwortformate: Alle Testinstitutionen arbeiten bei der Überprüfung rezeptiver Fertigkeiten mit zwei Aufgabenformaten. Dabei wird zum größten Teil²⁰ aus testökonomischen Gründen ein geschlossenes Antwortformat verwendet. Das Hörverstehen mit halboffenem Format zu erfassen, versuchen einige international anerkannte Testzentren.²¹

Aufgrund indirekter Überprüfungsweise der rezeptiven Fertigkeiten haben alle Aufgabenformate ihre Kritikpunkte:

Während bei Kurzwortaufgaben – als häufigste Vertretern halboffener Formate – konstruktirrelevante Schreibtätigkeiten und ihre Beurteilung problematisch sind, wird ihr verhältnismäßig geringer Konstruktionsaufwand als vorteilhaft erwähnt. Die Beantwortung der Aufgabe ist zudem beinahe frei von Zufallseinflüssen und bei guter Formulierung der Aufgabe bleibt die verlangte produktive Leistung innerhalb eng gesteckter Grenzen (Balme 2010). Den Schwachstellen dieses Formats, wie etwa subjektivem Entscheidungsspielraum der Beurteiler, kann man sich durch den Einsatz geschulter Beurteiler sowie durch Zuhilfenahme von Bewertungshandreichungen gegenüberstellen. In dem Falle ist die Validität dieses Formats hoch und die Objektivität und damit auch auf die Reliabilität des Tests nicht beeinträchtigt (Bärenfänger/Keckler 2004, Kopenhagen 2011).

Bei den geschlossenen Aufgabenformaten („Multiple-Choice“ bzw. „richtig/falsch“ oder „richtig/falsch/nicht in dem Text erwähnt“) wird die ungewünschte Schreibfertigkeit praktisch beseitigt. Nach Nold und Rossa ist der Einfluss des Leseverstehens auf die Bearbeitung der Aufgaben relativ gering (Nold/Rossa 2007). Der Testteilnehmer muss nur die richtige Antwortoption identifizieren und auswählen.²² Geschlossene Aufgaben zeichnen sich durch ein korrekturfrendliches Verfahren sowie durch Objektivität ihrer Auswertung aus (Balme 2010), was „*ein positives Licht auf die Konstruktvalidität der geschlossenen Hörverstehensaufgaben*“ wirft (Nold/Rossa 2007, S. 184).

Zu problematischen Stellen dieses Formats zählen allerdings sein erheblicher Konstruktionsaufwand (Schwierigkeit, gute Items zu schreiben), der Einsatz von Ratetechniken durch Testteilnehmer²³ und der Backwash-Effekt (Entwicklung einer

²⁰ z.B. Goethe Institut, Österreichisches Institut, telc GmbH, Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (vgl. die DESI-Studie).

²¹ z.B. Gesellschaft für Akademische Studienvorbereitung und Testentwicklung (TestDaF), British Council (IELTS), CITO Holland.

²² Die Wahrscheinlichkeit, dass Multiple-Choice-Tests einfacher als Kurzwortaufgaben sind, liegt für das fremdsprachliche Hörverstehen bei 78 % (Wu 1998, S. 38 nach Kopenhagen 2011, S. 140).

²³ Bei einem Test, der genügend Aufgaben umfasst und eine Bestehensgrenze von über 50 Prozent setzt, ist die Erfolgswahrscheinlichkeit eines Teilnehmenden durch Raten statistisch gese-

spezifischen Testintelligenz). Die Validität solcher Aufgaben ist fraglich (Schneider 2007, Rossa 2010), denn der Prüfer kann nicht wissen, ob der Testteilnehmer lediglich Fragmente der relevanten Propositionen entschlüsselt hat oder die visuelle Aufgabenstellung (mitsamt der Distraktoren) unterstützende Wirkung auf das Dekodieren des auditiven Inputs ausgeübt haben. Die Strategien, die mit der Auswahl einer Antwort einhergegangen sind, können sehr fern vom eigentlichen Verstehensprozess sein (Bärenfänger/Keckler, 2004, Bickes 2010, Rossa 2010, Kopenhagen 2011).

4.2 Kriterien der Auswahl der Texte zum Testen des Hörverstehens

Die in der Literatur meistdiskutierten Kriterien zur Auswahl der Texte zum Testen des Hörverstehens sind: a./ das Niveau, dem die Texte zuzuordnen sind, und b./ der Grad ihrer Authentizität.

a./ Es existieren zwar zahlreiche Raster zur analytischen Beschreibung von Texten und Aufgaben und ihrer Eignung für Schulung und Testen rezeptiver Fertigkeiten, doch selbst Testexperten können nicht einheitlich einschätzen, welchem Niveau sie genau entsprechen (van Weeren 1992, S. 59, Solmecke 1993, GeR 2006, S. 138, Schneider 2007, S. 282). Wenngleich einige relevante Merkmale der Texte auch objektiv festgestellt werden können, etwa Sprechtempo, Vertrautheit der Lernenden mit lexikalischen und grammatischen Strukturen, Inhalt, d.h. Bezug zum Wissens- und Erfahrungsbereich der Prüfungskandidaten, erweist sich doch der Zusammenhang zwischen solchen formal- objektiven Merkmalen sowie dem effektiven Schwierigkeitsgrad des Textes als äußerst komplex. In der Praxis lässt man sich bei der Auswahl der Texte am besten durch Kollegen beraten und kann damit Subjektivität durch Intersubjektivität ergänzen.

b./ Die Forderung nach der Authentizität der Hörtexte, d.h. der Einsatz der Texte mit normalem Sprechtempo und den typischen Merkmalen gesprochener Sprache, wird im Prinzip von den meisten Autoren unterstützt (van Weeren 1992, Rikabi 1993, Segermann 2003, Nold/Rossa 2007 nach Buck 2001, Schneider 2007).²⁴ In den international anerkannten Tests überwiegen allerdings an schriftsprachlichen Konventionen orientierte Texte, die an die Erfordernisse der Lersprachenentwicklung angepasst sind (Rikabi 1993, Solmecke 1993, Nold/Rossa 2007).

hen sehr gering (Balme 2010).

²⁴ Ein Fremdsprachenunterricht, der zu praktischer Kommunikationsfähigkeit befähigen soll, sollte das verstehende Hören anhand von authentischen Texten prüfen (van Weeren 1992).

4.3 Hörverstehen aus der Sicht slowakischer Bildungsstandards und Rahmenrichtlinien für die Sekundarstufe I in der Fremdsprache Deutsch als zweiter Fremdsprache

In den slowakischen Bildungsstandards für die 9. Klasse der neunjährigen allgemeinbildenden Schule wird in den Fremdsprachen der Grad der Kompetenzanforderungen konkretisiert, der von der überwiegenden Mehrheit der Schüler beim Übergang auf eine höhere Stufe erreicht werden soll.

Die Autoren der slowakischen Bildungsstandards berufen sich dabei auf GeR (GeR 2006) und bieten ein Raster in Form von *Kann*-Beschreibungen, das der Kompetenzmodellierung dient. Wie oben erwähnt, werden in der Slowakei auf der Sekundarstufe I zwei Fremdsprachen unterrichtet. Deutsch wird meistens als zweite Fremdsprache (nach dem Englischen) angeboten.

In den Rahmenrichtlinien wird **jedoch nur sehr vage formuliert, welche Anforderungen an die erste und an die zweite Fremdsprache gestellt werden und welche Standards der Absolvent dieser Bildungsstufe für die jeweilige Sprache erreichen sollte.** Das angenommene Niveau der Fremdsprachenbeherrschung (Basisstandard) liegt am Ende der neunjährigen Grundschule für die zweite Fremdsprache auf dem Niveau A1.²⁵ Bei den rezeptiven Fertigkeiten werden aber im Allgemeinen höhere Erwartungen angesetzt als bei den rezeptiven,²⁶ deshalb habe ich die Testaufgaben zum Hörverstehen für die ersten zwei Stufen der sechsstufigen Skala des GeRs ausgearbeitet (GeR 2006).

Die in den Bildungsstandards verankerten Kompetenzanforderungen an die Absolventen der Sekundarstufe I (ISCED 2) sind für Fremdsprachen im Bereich Hörverstehen folgend formuliert. Der Schüler kann auf dem Niveau A1:

- bekannte Wörter und Wortverbindungen verstehen, die sich auf Alltagssituationen, auch ihn und seine unmittelbare Umgebung beziehen, wenn sie klar und langsam gesprochen werden;
- einfache Mitteilungen, Fragen und Anweisungen verstehen, wenn langsam und deutlich gesprochen wird und wenn im Diskurs längere Pausen eingebaut werden, die dem Hörer Zeit zum Verstehen des Globalsinns der Aussage geben;
- einfache Anweisungen verstehen, die langsam und deutlich präsentiert sind;
- einfache Wegbeschreibung verstehen und nachvollziehen.

Gemäß den Vorgaben des Staatlichen Bildungsprogramms für DaF kann der Lernende auf dem Niveau A2:

²⁵ Siehe den Rahmenunterrichtsplan „Fremdsprachen“ für neunjährige Grundschulen (Sekundarstufe I) in der Slowakei, erhältlich unter <http://www.statpedu.sk/files/documents/svp/2stzs/iscsed2/rup2.pdf>. Die aktuelle Fassung ist gültig seit dem 1. September 2011 (trat am 19. Juni 2008 in Kraft) und legt für die zweite Fremdsprache in den Jahrgängen 5 bis 9 vier Stunden (davon 7. und 8. Klasse je eine Unterrichtsstunde pro Woche und 9. Klasse zwei Wochenstunden) fest. Dasselbe Stundendeputat wird auch für achtjährige Gymnasien vorgesehen.

²⁶ Vgl. Bildungsstandards des Staatlichen Bildungsprogramms für DaF erhältlich unter http://www2.statpedu.sk/buxus/generate_page.php_page_id=1221.html.

- seine individuellen Bedürfnisse auf der Grundlage des globalen Verstehens der Aussage erfüllen;
- Wortverbindungen und Ausdrücke, die sich auf Alltagsthemen und -situationen beziehen, verstehen;
- Grundinformationen aus Tonaufnahmen (Ansagen auf dem Anrufbeantworter, öffentliche Durchsagen sowie kurze Gespräche) heraushören, in denen alltägliche voraussagbare Themen angesprochen werden;
- das Thema des gehörten Diskurses identifizieren;
- Grundinformationen aus einem Diskurs zu den ihm bekannten Themen entnehmen;
- einfache Anweisungen informativen Charakters verstehen;
- Sätze, Ausdrücke und Worte, die ihn direkt betreffen, begreifen.²⁷

5 Das Forschungsdesign

5.1 Ziele, Methodik des Testens, Charakteristik der Probanden und der Tests

Ziel der vorliegenden Studie war es, den aktuellen Stand der Kompetenzentwicklung im verstehenden Hören in DaF als zweiter Fremdsprache der Schüler beim Übergang von der allgemeinbildenden neunjährigen Schule auf höhere Bildungsstufe zu ermitteln und gleichzeitig die Datenerhebungsinstrumente in einer Small-scale Untersuchung auf ihre Güte zu überprüfen. Die einzelnen Teilkompetenzen des Hörverstehens, die in diesem Test überprüft wurden, entsprechen der traditionellen Gliederung in intensives (detailliertes/ totales) sowie extensives (selektives, globales/ kursorisches) Hören.

Ausgehend von diesem Forschungsziel knüpft die vorliegende Studie an Arbeiten zur Erforschung kognitiver Prozesse während des verstehenden Hörens in Fremdsprachen (Blanco/Guisado 2012), an Arbeiten zur Qualität und Konstruktvalidität der aktuell eingesetzten Hörverstehenstests (Rossa 2010 Kopenhagen 2011), an Studien zur Problematik der Konzeption, Durchführung und Auswertung informeller Hörtests an (van Weeren 1992, Bärenfänger/Keckler 2004, Balme 2010, Rossa 2010, Grum 2012, Harsch 2012, Marx 2012, Settinieri 2012, Tröhler 2012).

Im Vordergrund der vorliegenden Studie stand folgende Forschungsfrage:

1. Entsprechen die im Test vorgebrachten Schülerleistungen im Bereich des Hörverstehens in DaF den in den Bildungsstandards festgehaltenen Kompetenzanforderungen für die Sekundarstufe I?

²⁷ Nach dem staatlichen pädagogischen Institut der Slowakischen Republik (2008), Anhang IS-CED 2, Niveau A1 und Niveau A2, erhältlich unter: http://www2.statpedu.sk/buxus/generate_page.php_page_id=1221.html. Übersetzung: Jana Juhásová.

5.2 Charakteristik der Probanden

An der Untersuchung waren 43 Schüler aus fünf Klassen zweier allgemeinbildender Schulen (Ende neunter Klasse der Sekundarstufe I) beteiligt. Neben dem gleichen Altersprofil verfügten sie über die gleiche Erstsprache (Slowakisch) und über die erste zu lernende Fremdsprache (Englisch). Die Kontextfaktoren des Unterrichts waren gleich: Deutsch als zweite Fremdsprache und gleiche schuleigene Curricula in Bezug auf das Stundendeputat pro Klasse und Schule. Aufgrund der Ähnlichkeit dieser Variablen wurde bei den Probanden ein homogenes Sprachniveau in der deutschen Sprache vorausgesetzt.

5.3 Wahl der Forschungsinstrumente

Für die Zwecke der Pilotierung wurden folgende Erhebungsinstrumente entwickelt: Tests zur Überprüfung des Hörverstehens in DaF, ein Fragebogen für Lehrkräfte und ein Fragebogen und Umfrage für die Schüler.

Bei der Zusammenstellung des Tests ging ich von diesen Referenzwerken aus:

- dem Rahmenunterrichtsplan „Fremdsprachen“ für neunjährige Grundschulen (Sekundarstufe I) in der Slowakei (ISCED 2);²⁸
- den Bildungsstandards für Fremdsprachen der Klassen 5.-9. der neunjährigen Grundschule in der Slowakei;²⁹
- dem Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen (GeR 2006);

5.4 Auswahl der Hörtexte: Domänen, Authentizität, Quellen, Textbeschreibung

Das Konstrukt des Hörverstehens wurde nach dem derzeit dominierten handlungsorientierten Testansatz (GeR 2006) operationalisiert. Die Absichten „*global verstehen*, *selektiv verstehen*, *detailliert verstehen*“³⁰ finden sich im Konstrukt sowie den entsprechenden Aufgaben wieder.

Die Auswahl der Texte habe ich auf Audiotexte beschränkt. Bei den Textbeispielen und Aufgaben handelte es sich um Übernahmen aus bestehenden internationalen Sprachdiplomprüfungen³¹ bereichert um Texte aus aktuellen Lehrwerken für Jugendliche der Niveaustufen A1-A2.³²

²⁸ Erhältlich unter <http://www.statpedu.sk/files/documents/svp/2stzs/isced2/rup2.pdf>.

²⁹ Erhältlich unter http://www2.statpedu.sk/buxus/generate_page.php_page_id=1221.html.

³⁰ Auf die Absicht „*Schlussfolgerungen ziehen können*“ wurde im Test aufgrund des vorausgesetzten elementaren Niveaus A der Probanden nicht eingegangen.

³¹ Vgl. standardisierte Sprachtests für DaF, die von Institutionen wie Goethe Institut, telc GmbH, Österreichisches Institut angeboten werden.

³² Vgl. Neuner, G.(Hg.): Deutsch.com 1 (2008) Hörtexte auf CD-ROM; Georgiakaki, M.: Beste Freunde (2013) CD mit Hörtexten; Krenn, W./Puchta, H.: Ideen (2009) CD-ROM; Funk, H./König, M. (et.al.): geni@l. Deutsch für Jugendliche (2003) Audio CD zu den Kursbüchern (A1/A2).

Die meisten Texte, die verwendet wurden, korrespondieren mit Solmeckes Forderung nach „*didaktischer Authentizität*“ (Solmecke 1992, S.10) und können als „semiauthentisch“ (Balme 2010, S. 1285, GeR 2006, S. 102) bezeichnet werden.³³

Von den in Bildungsstandards sowie im GeR aufgelisteten Höraktivitäten fanden in meinem Test jene Berücksichtigung, die die Schüler der neunten Schulstufe im Alltagsleben üblicherweise ausüben. Die eingesetzten Texte bezogen sich also auf private, öffentliche und bildungsbezogene Situationen der Sprachverwendung (GeR 2006). Innerhalb dieser Bereiche bestimmte die private Domäne die Inhalte und Themen der Texte (Textsorten wie eine Verabredung, Nachricht auf dem Anrufbeantworter etc.). Den öffentlichen Bereich repräsentierten eine Lautsprecherdurchsage, ein Telefongespräch (Informationssuche), eine Bekanntgabe von Lottozahlen, eine Wegbeschreibung sowie ein Auszug einer Radiosendung; den Bildungsbereich vertraten Interviews (zum Thema Ausbildung sowie Zukunftsaussichten der Jugendlichen). Im Test wurden sowohl monologische als auch dialogische Texte eingeschlossen.

5.5 Charakteristika der eingesetzten Datenerhebungsinstrumente (Tests und Fragebogen)

Die Tests wurden aufgrund der Zielanforderungen im Bildungsprofil des Absolventen und Rahmenrichtlinien für die Jahrgangsstufe 9 in der Fremdsprache Deutsch der slowakischen allgemeinbildenden Grundschulen konzipiert. Die Tests zum Hörverstehen in DaF setzten sich aus drei Teilen und aus insgesamt 25 Items zusammen, mit deren Hilfe **Global-, Detail- und selektives Verstehen standardsprachlich gesprochener (semi-authentischer) Hörtexte** aus Österreich, Deutschland und der Schweiz mit alltäglicher, für Jugendliche gerechter Thematik überprüft wurde. Insgesamt bestand das gesamte Instrument aus:

- 11 geschlossenen Items zur Überprüfung des Globalverstehens;
- 9 halboffenen Items zur Überprüfung des selektiven Hörverstehens;
- 5 halboffenen Items zum Detailverstehen.

Die geschlossenen Items setzten sich aus Aufgaben mit Antwortoptionen („richtig/falsch“ oder „Multiple-Choice“) zusammen. Die halbgeschlossenen Items bildeten schwerpunktmäßig Kurzwortaufgaben. Alle Texte und Aufgaben, bis auf eine Ausnahme, wurden als Text-Optionen formuliert.³⁴

Obwohl jedem Probanden aus Zeitgründen sowie aus Gründen der kognitiven Belastung lediglich 25 Items für alle drei getesteten Teilkompetenzen des Hörverstehens vorgelegt wurden, habe ich insgesamt mit 69 Items gearbeitet. Als gute Lösung bot sich der Einsatz des sogenannten Mixed Matrix Designs an. An die Probanden in fünf Gruppen wurden fünf unterschiedliche durch gemeinsame Aufgaben verankerte Testhefte distribuiert. Die Gesamtzahl von Items lag bei uns bei der Überprüfung des globalen Verstehens bei 25 Items und bei der Überprüfung des detaillierten und

³³ Sie wurden zwar in Hinblick auf die Erfordernisse der Lernaltersentwicklung konzipiert, können jedoch auch in authentischer Kommunikation eingesetzt werden.

³⁴ Ein Item: Auf dem Stadtplan den vorgegebenen Weg finden (eine Bild-Option).

selektiven Hörverstehens jeweils bei 22 Items. In Bezug auf Schwierigkeit und Sensibilität der Items erwiesen sich alle Aufgaben als akzeptabel.

Die Hörverstehenstests habe ich im Sinne der Triangulierung um qualitative Verfahren ergänzt. Der Zweck des Einsatzes des Fragebogens war es, einen Einblick zu gewinnen, ob der Test in diesem Forschungskontext reliabel aus der Sicht der Aufgabenstellung (Anpassung der Aufgabe auf das Leistungsvermögen der Probanden und ihre klare, eindeutige Formulierung) ist. Vom Einsatz des Fragebogens für Schüler erhoffte ich mir außerdem, die nicht direkt beobachtbaren Phänomene (wie etwa Problemstellen bei der Testdurchführung seitens der Lernenden) aufzudecken.

Beide Fragebogen, sowohl für die Lehrkräfte als auch für die Schüler (siehe Tabelle 1), bestanden aus sechs Fragen mit Ratingskalen (*rating scale questions*) sowie aus einer offenen Frage (*open-ended responses*). Die Befragten sollten auf einer vierstufigen Skala („stimmt vollkommen“, „stimmt teilweise“, „stimmt wenig“, „stimmt überhaupt nicht“) entscheiden, ob und in welchem Ausmaß die Aussage auf sie zutrifft:

Tabelle 1

Fragebogen für Schüler	Fragebogen für Lehrkräfte
Aussage 1: „Ich habe die Aufgabe verstanden.“	Aussage 1: „Den Schülerinnen und Schülern ist die Aufgabenstellung klar.“
Aussage 2: „Die Aufgabe war für mich interessant.“	Aussage 2: „Die Aufgabe ist für die Lernenden motivierend.“
Aussage 3: „Ich kam mit der Zeit gut aus.“	Aussage 3: „Die Lernenden kommen mit der Zeit gut aus.“
Aussage 4: „Die Durchführung der Aufgabe war für mich ohne Schwierigkeiten möglich.“	Aussage 4: „Die Durchführung der Aufgabe ist für die Schüler ohne Schwierigkeiten möglich.“
Aussage 5: „Ich kenne diese Art der Aufgabenstellung aus dem Deutschunterricht.“	Aussage 5: „Die Aufgabenstellung ist den Lernenden vertraut.“
Aussage 6: „Solche Aufgaben mache ich gerne.“	Aussage 6: „Diese Art von Aufgabenstellung gefällt den Lernenden.“

5.6 Auswertung der Fragebogen für Lehrkräfte und für die Schüler

Die Antworten der Lehrkräfte waren (im Gegensatz zu den sehr heterogenen Reaktionen der Schüler) mehr oder weniger eindeutig. Die Lehrer reagierten auf alle Aussagen mit bejahender Antwort, d.h. mit „stimmt vollkommen“ oder (seltener) „stimmt teilweise“. Die Antworten der Schüler präsentiert folgende Tabelle (Tabelle 2):³⁵

³⁵ Der Fragebogen wurde den Probanden in ihrer Erstsprache (Slowakisch) vorgelegt.

Tabelle 2: Fragebogen für Schüler – Auswertung

	stimmt vollkommen		stimmt teilweise		stimmt wenig		stimmt überhaupt nicht	
	Anzahl der Schüler	%	Anzahl der Schüler	%	Anzahl der Schüler	%	Anzahl der Schüler	%
1. Ich habe die Aufgabe verstanden.	4	9,30%	23	53,50%	14	32,60%	2	4,70%
2. Die Aufgabe war für mich interessant.	4	9,30%	11	25,60%	12	27,90%	16	37,20%
3. Ich bin mit der Zeit gut gekommen.	6	14,00%	24	55,80%	10	23,30%	4	9,30%
4. Die Durchführung der Aufgabe war für mich ohne Schwierigkeiten möglich.	1	2,30%	8	18,60%	20	46,50%	14	32,60%
5. Ich kenne diese Art der Aufgabenstellung aus dem Deutschunterricht.	10	23,30%	19	44,20%	9	20,90%	5	11,60%
6. Solche Aufgaben mache ich gerne.	1	2,30%	7	16,30%	16	37,20%	18	41,90%
Schwierigkeiten beim Hörverstehen (bzw. beim Lösen der Aufgaben) bereitete mir:								

Die Mehrzahl bejahender Antworten der Probanden in Aussagen Nr. 1 und Nr. 5 deutet darauf hin, dass die Arbeitsaufträge zu den Hörverstehensaufgaben den Schülern bekannt waren, was sich positiv auf Gütekriterien der Reliabilität und Validität auswirkt. Subjektiv schätzten die Probanden die Durchführung von Aufgaben als schwer bzw. mittelschwer ein (Aussage Nr. 4), zeitlich kamen sie allerdings bei ihrer Lösung gut voran (Aussage Nr. 3). Von den in der Tabelle 2, in Aussagen Nr. 2 und Nr. 6 abgebildeten Daten ist ersichtlich, dass die Motivation der Schüler, ihr geäußertes Interesse mitzuarbeiten, sehr niedrig war, was wiederum die Reliabilität und Validität der Studie verringert.

Der Fragebogen wurde um eine offene Frage ergänzt.³⁶ Sie zielte auf die Aufdeckung der Schwierigkeiten der Probanden beim Hörverstehen. Die häufigsten Probleme der Lernenden³⁷ lagen bei der subjektiv wahrgenommenen hohen Geschwindigkeit des Sprechens,³⁸ bei schwachen Wortschatz- und Grammatikkenntnissen, bei der nachlässigen Aussprache der Sprecher auf Tonaufnahmen bzw. bei fremdem Akzent, bei Nebengeräuschen in den Aufnahmen sowie bei mangelnder Unterscheidbarkeit mehrerer Sprecherstimmen. Zwei Testteilnehmer haben auch Störungsgeräusche im Klassenzimmer erwähnt, die sich negativ auf ihr Hörverstehen ausgewirkt hatten.

Aus der Sicht der Lehrkräfte konnten die Lernenden beim Hörverstehen nur in Geschwindigkeit der Rede Probleme haben. Die Themenwahl sowie das Vokabular haben beide Lehrerinnen als angemessen – entsprechend dem Niveau A – eingeschätzt.

5.7 Methodik des Testens (Datenerhebung)

Die in Zukunft geplante large-scale-Untersuchung wurde in der in vorliegendem Beitrag dargestellten Phase der Voruntersuchung in kleinem Umfang durchgeführt und anschließend in Hinblick auf die Güte der Testinstrumente reflektiert und ausgewertet. Der Test wurde einer Überprüfung in Bezug auf Schwierigkeit und Sensibilität der Items, zeitliche Angemessenheit des gesamten Instrumentariums unterzogen.

Das eigentliche Testen erfolgte in den zwei letzten Wochen des Schuljahres 2013/2014 vom 17. Juni bis 23. Juni 2014.³⁹ Es handelte sich um ein Feldexperiment. Ich als Forschende war zwar während der Testdurchführung in den Klassen anwesend, die Probanden wurden aber in einer für sie natürlichen Situation (im Unterricht) untersucht. Die Lehrer wurden informiert, dass es sich um eine Forschung handelt, die Schulen werden nicht evaluiert und es werden keine Ranglisten erarbeitet. Schulen, Schüler und LehrerInnen traten in der Erarbeitung von erworbenen Daten anonym auf.

³⁶ Siehe letzte Angabe im Fragebogen (Tabelle 2).

³⁷ Die Reihenfolge der Einträge entspricht der Häufigkeit ihres Vorkommens im Fragebogen, d.h. absteigend von den sich am häufigsten wiederholenden Reaktionen der Schüler.

³⁸ Sprachanfänger brauchen mehr Zeit für den Verstehensvorgang als Fortgeschrittene, da die Teilprozesse, die später hochgradig automatisiert werden, weniger Zeit beanspruchen (Rikabi 1993, Solmecke 1993, Nold/Rossa 2007, Solmecke 2010).

³⁹ Neben dem Test zum Hörverstehen wurden allen an der Untersuchung beteiligten Personen Umfragen distribuiert.

Sowohl die Tests als auch Fragebögen wurden mit Identifikationsnummer versehen und an die Probandengruppen im Klassenraum ausgehändigt. Die Hörtexte zum detaillierten und selektiven Hörverstehen wurden alle zweimal abgespielt, was zugleich natürlichen Gegebenheiten außerhalb der Unterrichtssituation entspricht. Die Itemschwierigkeit war bei den Aufgaben zum detaillierten und selektiven Verstehen höher als bei den Texten zum Globalverstehen, in denen keine produktive Leistung von den Probanden verlangt wurde. Texte zum Globalverstehen wurden den Testteilnehmern nur einmal präsentiert und danach Alternativantwortaufgaben („richtig/falsch“, bzw. „Multiple-Choice-Aufgaben“) vorgelegt.

Vor der Hörtextpräsentation habe ich mich versichert, dass die Aufgabenformate und Arbeitsanweisungen den Testteilnehmern vertraut sind und sie diese verstehen.⁴⁰ Die verwendeten Hörtexte, die Testaufgaben sowie die Bedingungen der Testdurchführung wurden mit Lehrkräften vorab besprochen. Des Weiteren wurde ihnen die Möglichkeit angeboten, sich zur Eignung der Aufgaben und zum Verlauf des Testens zu äußern.⁴¹ Nach dem Abschluss der Datenerhebung wurden Tests sowie Fragebögen vor Ort eingesammelt.⁴²

Das Korrekturverhalten wurde vorab so abgestimmt, dass die inhaltliche Richtigkeit vor formal-sprachliche Richtigkeit gestellt wird. Abgesehen von den Fehlern oder sogar von der bei der Antwort verwendeten Sprache bekommen alle inhaltlich richtigen Antworten bei der Korrektur eine volle Punktezahl.⁴³

6 Auswertung

6.1 Summenvergleich der Ergebnisse

Gemäß den vom Staatlichen pädagogischen Institut herausgegebenen Bildungsstandards⁴⁴ werden die Ergebnisse:

⁴⁰ Eventuelle Probleme in diesen Bereichen können negative Auswirkungen auf die Reliabilität des Tests haben (Solmecke 1993, S. 107, Rumlich 2012, S. 176). Ich vermied, den Schülern Übersetzungen ins Slowakische zu geben, obwohl in der Fachliteratur unterschiedliche Ansichten zur (Nicht-)Übersetzung von Arbeitsanweisungen zu finden sind. Buck empfiehlt, bei einer Testpopulation mit gleicher Ausgangssprache die Aufgaben in der Erstsprache zu geben. Dies garantiere wahrscheinlich am besten, dass die Resultate für das Hörverstehen nicht durch andere Fertigkeiten kontaminiert würden (Buck 2002, S. 143 nach Schneider 2007, S. 280). Die meisten Testinstitutionen empfehlen jedoch, den gesamten Test mitsamt den Arbeitsanweisungen einsprachig (in der Zielsprache) zu halten.

⁴¹ Siehe dazu den Abschnitt 5.6. in vorliegender Studie.

⁴² Die Lehrkräfte wurden von den Lernfortschritten und von dem im Test gemessenen Sprachstand im Bereich des Hörverstehens informiert.

⁴³ Die Überprüfung der Hörverstehens unter Verwendung der Fremdsprache, Muttersprache oder sogar einer Mischsprache ist ein geeignetes Verfahren zur Kontrolle des Verständnisses (van Weeren 1992, Balme 2010, Leupold 2000).

⁴⁴ Vg. Das Staatliche Bildungsprogramm der Slowakischen Republik (2008). Fremdsprachen. Erhältlich unter http://www2.statpedu.sk/buxus/generate_page.php_page_id=1221.html.

- auf optimalem Niveau vermerkt, falls die Schüler den vorgeschriebenen Lernstoff zu 75 % beherrschen (und im Test vorzeigen können). Es handelt sich um die Note 2–3 in der schulischen Klassifizierung;
- und auf dem Mindestniveau bei vorgebrachten Leistungen zu 50 % erreicht. Es ist noch die Schulnote 4 in der schulischen Klassifizierung, die das Fortkommen des Schülers in die höhere Stufe oder in die weitere Bildungsstufe ermöglicht (vgl. Butaš/Butašová 2006).⁴⁵

Demnach bedeutet mindestens 50 % und weniger als 75 % das Nichterreichen des Bildungsstandards auf optimalem Niveau, es ermöglicht allerdings das Fortschreiten in eine höhere Jahrgangsstufe.

Die Tabelle 3 zeigt statistische Daten⁴⁶ über die untersuchten Merkmale des globalen, selektiven und detaillierten Hörverstehens sowie des verstehenden Hörens insgesamt.

	H1 (detailliertes Hörverstehen)	H2 (globales Hörverstehen)	H3 (selektives Hörverstehen)	H (Hörverstehen – Gesamtangaben)
1. Anzahl der Probanden Valid Missing	43 0	43 0	43 0	43 0
2. Anzahl der Items	5	11	9	25
Minimum	0,00	5,00	1,00	6,00
Maximum	5,00	11,00	9,00	25,00
3. Mean	2,0465	8,6512	4,7442	15,4419
4. Median	2,0000	9,0000	5,0000	16,0000
5. Mode	1,00	10,00	4,00	17,00
6. Std. Deviation	1,21407	1,67451	2,24768	3,96594
7. Skewness	0,410	-0,340	-0,100	-0,066
8. Std. Error of Skewness	0,361	0,361	0,361	0,361
9. Kurtosis	-0,398	-0,854	-0,746	-0,404
10. Std. Error of Kurtosis	0,709	0,709	0,709	0,709
11. Range	5,00	6,00	8,00	19,00

⁴⁵ Auf der fünfstufigen Notenskala in der Slowakei, wobei die Note 1 beste Ergebnisse bezeichnet.

⁴⁶ Die Kennwerte wurden von der Software SPSS bearbeitet. Vom Aufgabenpool des Multi-Matrix-Designs wurden jedem Schüler insgesamt 25 Items vorgelegt.

12.Optimales Niveau – Anzahl der Schüler	14	16	11	
Optimales Niveau in %	32,5 %	36,3 %	25,7 %	31,8 %
13.Minimales Niveau – Anzahl der Schüler	13	8	13	
Minimales Niveau in %	30,2 %	18,6 %	30,2 %	27,3 %
14. Unbefriedigendes Niveau (Nichterreichung des Standards) – Anzahl der Schüler	16	19	19	
Unbefriedigendes Niveau in %	37,2 %	41,1 %	44,2 %	40,8 %
15. Prozent der Schüler, die mindestens den Standard erreichen	62,8 %	55,9 %	55,9 %	58,2 %
16.Prozent der Schüler, die dem Standard nicht genügen	37,2 %	44,1 %	44,1 %	41,8 %
17.Reliability-Cronbach's Alpha	0,726	0,734	0,745	0,735

Angesichts der globalen Skala des GeRs und der Bildungsstandards hatte ich in der 9. Klasse der Grundschule für die zweite Fremdsprache das Niveau A1.2 – A2.1 (sgn. „*elementarer Sprachverwender*“) erwartet.

Aus der Tabelle 3 ist ersichtlich, dass der Durchschnittserfolg⁴⁷ im Hörverstehen in der deutschen Sprache 59,1 % beträgt (Nr. 12 und 13 zusammen). Im Durchschnitt haben ein optimales Niveau im Hörverstehen 38,1 % der Schüler erreicht,⁴⁸ ein minimales Niveau 27,3 % und ein unbefriedigendes Niveau 40,8 %. Das aktuelle

⁴⁷ Der Durchschnittserfolg in Deutsch (getestete Bereiche: Leseverstehen, Wortschatz, kommunikativer Gebrauch der Sprache) beträgt nach Butaš und Butašová (vgl. Butaš/Butašová 2006) 49,02 %, d.h. ein schwaches Resultat. Sie konstatieren das Nichterreichen des Mindestniveaus in DaF.

⁴⁸ Ein Proband hat alle Items richtig gelöst und somit 100 % Erfolg verzeichnet.

Niveau der Kompetenzentwicklung der Schüler der 9. Klasse erreicht also im Bereich des Hörverstehens nicht den erwarteten Erfolg von 75 %, da die Prozentzahl der Schüler, die die Standards nicht erreicht haben, relativ hoch ist. Zur Abschätzung der internen Homogenität von Testaufgaben gelangte der Index „Cronbachs Alpha“ zur Anwendung (Nr. 17). Reliabilitätswerte von 0,726 bis 0,745 deuten trotz kleinen Umfangs getesteter Personen auf eine relativ gute Qualität des Tests. Das Maß der zentralen Tendenz erreicht für das Hörverstehen insgesamt den Wert von 15,4 von 25 Items (siehe Nr.3). Das niedrigskalierte Maß der zentralen Tendenz (Mode) gibt an, welche Variablenausprägung besonders oft vorkommt. Am häufigsten wurde der Wert 17 (von 25 Items) in Bezug auf richtige Antworten vermerkt (siehe Nr. 5). Der Wert, der genau in der Mitte dieser Reihung liegt (Median), verzeichnet 16 Items (siehe Nr. 4). Die Spannweite (range) wird durch die Differenz aus dem größten sowie dem kleinsten Messwert gebildet und liegt bei 19 Items (Nr. 11), wobei als Minimum 6 und als Maximum 25 richtige Antworten vermerkt wurden. Die Kennwerte differenzieren sich in Abhängigkeit vom getesteten Teilbereich des Hörverstehens.

6.2 Auswertung der vermerkten Ergebnisse in Hinblick auf die Forschungsfrage

Bei der Auswertung der quantitativ und qualitativ erworbenen Daten sowie bei ihrer kritischen Würdigung kann in Hinblick auf die Forschungsfrage:

„Entsprechen die im Test vorgebrachten Schülerleistungen im Bereich des Hörverstehens den in den Bildungsstandards festgehaltenen Kompetenzanforderungen für die Sekundarstufe I?“

Folgendes schlussfolgert werden: Die Schüler der ausgehenden 9. Klasse der obligatorischen allgemeinbildenden Schule erreichen laut Bildungsstandard der Sekundarstufe I das Niveau A im Hörverstehen in DaF als zweiter Fremdsprache, wengleich nicht auf optimalem Niveau.

Laut der vorliegenden Pilotierung habe ich ein optimales Niveau im HV bei 38,1 % der Probanden vermerkt. Die Hauptursachen der nicht erfreulichen Ergebnisse sehe ich im niedrigen Stundendeputat für die zweite Fremdsprache, in der ungenügenden Aktualisierung der Methodenkompetenz von Lehrkräften (zum Beispiel in unbefriedigender Einübung von sprachübergreifenden Strategien zur Entschlüsselung fremdsprachlich auditiv rezipierter Texte) und vor allem im langjährigen und andauernd geringschätzigen Blick auf das Schulwesen seitens Gesetzgeber und Exekutive und deswegen auch seitens Eltern- und Schüleröffentlichkeit.⁴⁹

⁴⁹ Die technische Ausstattung und Lehrmittel stellen in der Slowakei kein Problem mehr dar. Die meisten Schulen sind heute gut technisch ausgerüstet (Sprachlabors, Computerräume und spezialisierte Klassen sind für das Fremdsprachenlernen vorhanden).

Die erworbenen Kompetenzen im Bereich des Hörverstehens bilden dennoch für ca. die Hälfte der Schüler (59,1 %) ⁵⁰ eine Basis, auf der man trotz der Kürzung von Wochenstunden für die zweite Fremdsprache auf der höheren Bildungsstufe weiter aufbauen kann.

6.3 Kritische Würdigung der Studie in Bezug auf die Gütekriterien der Validität, Reliabilität, Objektivität sowie Praktikabilität

Das Grundziel der Pilotierung bestand darin, die Güte der pilotierten Tests zu überprüfen und zu sichern. Den Kern der Testvalidität macht die Konstruktvalidität aus und bezieht sich auf die Frage, inwiefern die gewonnene Information eine genaue Abbildung der Kompetenz des oder der betreffenden Kandidaten darstellt (GeR 2006, S. 122).

Um die Validität der Tests zu gewährleisten, fanden verschiedene relevante Texttypen und Aufgabenformate Verwendung. Größtenteils wurden bereits kalibrierte Items von relevanten Testinstitutionen eingesetzt, die gleichzeitig in Korrespondenz mit den slowakischen Bildungsstandards ausgewählt wurden.

Die Tests zeichnen sich durch interne Validität aus, da sie Schlussfolgerungen (wenngleich vorläufige) zu den zuvor definierten Zielen der Untersuchung der Hörverstehensleistungen der Schüler zulassen (Balme 2010). Die interne Messkonsistenz der Tests wurde dadurch erzielt, dass die Testaufgaben auf eine gemeinsame zugrundeliegende Dimension zielen (globales, selektives und detailliertes Hörverstehen überprüfen), sich vergleichbar verhalten und unter gleichen Bedingungen präsentiert wurden. Das Kriterium der Reliabilität betrifft in der Praxis der Testkonstruktion auch die Frage nach der Genauigkeit der Korrektur- und Bewertungsentscheidungen, die vorab vereinbart wurden und die Frage nach der Anzahl von Items (GeR 2006, S. 122, Balme 2010, S. 1277). ⁵¹ Das Kriterium der Validität und Reliabilität wurde in Interaktion zum Kriterium der Praktikabilität gesetzt. Dies bedeutete, dass die Tests den schulischen Bedingungen entsprechend im Rahmen einer 45-Minuten-Stunde durchführbar werden sollten.

In Bezug auf die Aussagekraft der erworbenen Daten hat sich allerdings die unpassend gewählte Zeit des Testens unmittelbar vor dem Schuljahrende als negativ erwiesen, was sich in einer niedrigeren Motivation der Schüler zur Mitarbeit äußerte. ⁵²

Beim Design der zweiten Phase der Forschung muss beachtet werden, dass die Erhebung der Daten unter den gleichen Bedingungen, d.h. auch (möglichst) zur

⁵⁰ Vgl. Tabelle 3, Messwerte 12 und 13 zum optimalen und minimalen Leistungsniveau im Bereich des Hörverstehens.

⁵¹ Um reliable Aussagen über den Sprachstand machen zu können, sollte bei dem Testen von rezeptiven Fertigkeiten eine Mindestanzahl von Aufgaben vorhanden sein. Diese wird zwischen 20 und 30 Items gesehen (Balme 2010, S. 1286). In der vorliegenden Studie wurde dies durch *sgn. Mixed Martix Design* (siehe Kapitel 5.5) gewährleistet.

⁵² Dies zeigte sich sowohl in den Fragebögen für Schüler als auch in abschließenden Gesprächen mit Lehrkräften. Siehe dazu Teil 5.6 der vorliegenden Studie.

gleichen Tageszeit und nicht kurz vor den Ferien o. ä., stattfindet. Außerdem sollen typisch auftretende Störfaktoren wie externe Einflüsse (Lärm oder Unterbrechungen) und interne Faktoren wie Prüfungsangst, Stress aufgrund knapp berechneter Zeit für die Aufgabenlösung ausgeschlossen, bzw. minimalisiert werden. Vor allem muss aber gründlich überdacht werden, wie die Teilnehmenden zum Mitmachen an der Datenerhebung (intrinsisch) zu motivieren sind.

Um möglichst viele relevante Blickwinkel auf die faktorenkomplexe Leistungsüberprüfung (Messung der Schüler der ausgehenden Sekundarstufe I im Bereich ihrer Hörverstehenskompetenz zu erhalten sowie latente Merkmale abzudecken, wird die zukünftige zweite Phase der Forschung weiterhin (und erweitert) aus unterschiedlichen Perspektiven trianguliert (wie z.B. zum Status des Fremdsprachenlernens in der Familie, zu den Einstellungen der Schüler bezüglich Deutschlernens, zum Hörverstehen in Fremdsprachen, zu (fremdsprachlichen) auditiven Gewohnheiten der Schüler in ihrer Freizeit etc.).

6.4 Fazit

Über die Frage, inwiefern sich externe Kompetenztests positiv auf die Gestaltung schulischer Lernprozesse auswirken können, werden in der Fachliteratur kontroverse Diskussionen geführt. Ziel dieser Studie ist nicht, auf ein möglichst großes Spektrum dieser betreffenden Ansichten einzugehen. Zweifelsohne ist es wichtig, die Leistungsfortschritte der Lernenden zu überprüfen sowie sich der verbliebenen Defiziten bewusstwerden (Solmecke 1993, S. 106, Balme 2010), denn weder eine ernstzunehmende Bildungs- und Sprachenpolitik noch eine erfolgreiche Schulgestaltung sind ohne empirisch abgesicherte Daten und praxisrelevantes Wissen vorstellbar (Studer 2010, Friedmann 2013). Ich vertrete die Ansicht, dass die Fragen der Sprachenpolitik konzeptionell und langfristig gelöst werden sollen und dass das Niveau der kommunikativen Kompetenzen der Schüler in der zweiten Fremdsprache am Ende der 9. Klasse klar definiert werden soll. Wenn unnötige demotivierende Wiederholungen vermieden und die Lernenden auf dem Niveau „abgeholt“ werden, wo sie sich befinden, hilft dies nicht zuletzt, finanzielle Kosten wegen der Ineffektivität des Systems zu minimalisieren sowie die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass es mehrere Lernenden gibt, die das Abiturniveau (B1)⁵³ in der zweiten Fremdsprache am Ende der höheren Sekundarbildung erreichen.

⁵³ Vgl. Konzeption des Fremdsprachenlehrens und -lernens an der Sekundarstufe I und II herausgegeben vom Staatlichen pädagogischen Institut der Slowakei 2007. Erhältlich unter <http://www2.statpedu.sk/buxus/docs/predmety/kvcjasvp.pdf>.

Literatur

- Ahrendt, Manfred (2000): Hörverstehen – ein Kurs im Kurs. In: Fremdsprachenunterricht 6, 412–421.
- Badstübner-Kizik, Camilla (2005): Hinsehen, Zuhören und Fragen – „Alte“ Medien und „vergessene“ Kompetenzen? In: G. Blell /R. Kupetz (Hg.), Fremdsprachenlernen zwischen Medienverwahrlosung und Medienkompetenz. Frankfurt am Main, 131–150.
- Badstübner- Kizik, Camilla (2006): Fremde Sprachen – Fremde Künste? Gdansk.
- Balme, Michaela Perlmann (2010): Testen und Prüfen von Sprachkenntnissen. In: H.J. Krumm/ Ch. Fandrych / B. Hufeisen/ C. Riemer (Hg.), Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin u.a., 1272- 1288.
- Bächle, Hans (2007): Ecoutez! Standardorientierte Schulung und Überprüfung des Hörverstehens. In: Der Fremdsprachliche Unterricht Französisch 88, 14–23.
- Bärenfänger, Olaf/ Keckler, Gabriele (2004): Beurteilerkonsistenz und Beurteilerübereinstimmung bei der Bewertung von Kurzaufgaben. Eine empirische Studie zum Beurteilungsverhalten von Beurteilern im Subtest Hörverstehen des Tests Deutsch als Fremdsprache (TestDaF). In: Zeitschrift für Fremdsprachenforschung, 2 , 237–268.
- Berendt, Joachim-Ernst (2004): Das dritte Ohr – Vom Hören der Welt. Reinbek bei Hamburg.
- Bickes, Gerhard (2010): Hörverstehensüberprüfungen als methodisches Problem. In : H.W. Huneke (Hg.), Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung. Berlin, 149–170.
- Blanco, Maria/ Guisado, Juan J.(2012): Exploring the listening process to inform the development of strategy awareness-raising materials. In: The Language Learning Journal. Journal of the Association for Language Learning 2, 223–236.
- Blell, Gabriele/ Lütge, Christiane (2012): Musical Visions: Filmmusik im Rahmen der Entwicklung von Hör-Seh-Verstehen im Fremdsprachenunterricht. In: M. Reinfried/ L. Volkmann (Hg.), Medien im neokommunikativen Fremdsprachenunterricht. Einsatzformen, Inhalte, Lernerkompetenzen. Frankfurt am Main, 99–110.
- Butaš, Juraj/ Butašová, Anna (2005): Kontinuita vo vzdelávaní v cudzích jazykoch pri prechode zo základnej na strednú školu. In: Pedagogická revue 2, 139–161.
- Butaš, Juraj/ Butašová, Anna (2006): Úroveň niektorých cudzojazyčných kompetencií žiakov 9. ročníka základných škôl. In: Pedagogická revue 2, 156–176.
- Bútorová, Zora/ Gyarfášová, Oľga (2011): Fremdsprachenkompetenz in der Slowakei: Deutsch im Vergleich zu anderen Sprachen. Bratislava.
- Cain, Kate/ Bignell, Simon (2014): Reading and listening comprehension and their relation to inattention and hyperactivity. In: British Journal of Educational Psychology 84, 108–124.
- Dahlhaus, Barbara (1994): Fertigkeit Hören. München.
- Deutsch Englisch Schülerleistungen International. Erhältlich unter: <http://www.dipf.de/de/forschung/projekte/deutsch-englisch-schuelerleistungen-international>
- Eggers, Dietrich (1999): Prüfungskurs DSH. Vorbereitung auf die Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang ausländischer Studienbewerber. Ismaning.

- Eggers, Dietrich (1996): Hörverstehen. Bestandsaufnahme und Perspektiven. In: P. Kühn (Hg.), Hörverstehen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Frankfurt/Main, 13–44.
- Faistauer, Renate (2010): Die sprachlichen Fertigkeiten. In: H.J. Krumm et al.(Hg.), Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin u.a., 961- 969.
- Friedmann, Jan (2013): Lernen nach Zahlen. In: Der Spiegel 49, 38–39.
- Funk, Hermann/ König, Michael (et.a.) (2003): geni@l. Deutsch für Jugendliche. (A1/ A2). Stuttgart.
- Georgiakaki, Manuela (2013): Beste Freunde. Deutsch für Jugendliche. Ismaning.
- Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen (GeR) (2006). Bratislava.
- Goethe Institut (2009): Zertifikat Deutsch. Übungssatz 02/ Übungssatz 03.
- Goethe Institut (2010): Zertifikat Deutsch für Jugendliche. Übungssatz 03.
- Grum, Urška (2012): Anwendungsbeitrag: Anwendungsbeispiele statistischer Verfahren zur Analyse von Lernaltersdaten. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 271- 285.
- Hirschfeld, Ursula (1992): Phonetik lehren und lernen. München.
- Harsch, Claudia (2012): Tests als Untersuchungsgegenstand und Forschungsinstrument in der Fremdsprachenforschung. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 150–168.
- Hendrich, Josef (1992/1993): Poslech s porozuměním cizojazyčnému ústnímu projevu. In: Cizí jazyky 3–4, 322–330.
- Huneke, Hans Werner (2010): Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung. Berlin.
- Kopenhagen, Andrea (2011): Gegenwärtige Formate von Hörverstehentests und ihre empirische Evaluierung. In: DaF 3, 138–146.
- Kostrzewa, Frank (2013): Die Bedeutung von Formeln und Routinen für den Erwerb des Deutschen als zweit-und Fremdsprache. Eine Bestandsaufnahme. In: Deutsch als Zweitsprache 1, 41–48.
- Krenn, Wilfried/Puchta, Herbert (2009): Ideen. Deutsch für Jugendliche. Ismaning.
- Krumm, Hans-Jürgen (2010): Hörmaterialien. In: H.J. Krumm / Ch. Fandrych / B. Hu- feisen / C. Riemer (Hg.), Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin u.a., 1086–1093.
- Leupold, Eynar (2000): Didaktische Aspekte des Hörverstehens. In: Der fremdsprachliche Unterricht Französisch 6, 4–9.
- Lütge, Christiane (2002): Syntagmen und Fremdsprachenerwerb. Frankfurt am Main.
- Marx, Nicole (2012): Experimentelle Fremdsprachenforschung. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 51–70.
- Neuner, Gerhard (Hg.) (2008): Deutsch.com 1 (A1). Ismaning.
- Neveling, Christiane (2000): Hörverstehen im Fremdsprachenunterricht. In: Praxis Fremdsprachenunterricht 47, 3–9.
- Nold, Günter/ Rossa, Henning (2007): Hörverstehen. In: B. Beck/ E. Klieme (Hg.), Sprachliche Kompetenzen. Konzepte und Messung DESI-Studie (Deutsch Englisch Schülerleistungen International). Weinheim/Basel, 178–196.
- Rikabi, Ursula Nebe (1993): Auswahlkriterien für fremdsprachige Texte – Konsequenzen für eine Textprogression. In: W. Gienow/ K. Hellwig (Hg.), Prozessorientierte Mediendidaktik im Fremdsprachenunterricht. Frankfurt/Main, 135–136.

- Rossa, Henning (2010): Explorative Untersuchung der Konstruktvalidität von Testaufgaben zum fremdsprachlichen Hörverstehen. In: C. Altmayer/ G. Mehlhorn/ Ch. Neveling/ N. Schlüter/ K. Schramm (Hg.), Grenzen überschreiten: sprachlich-fachlich-kulturell. Hohengehren, 279- 291.
- Rumlich, Dominik (2012): Anwendungsbeitrag: (Sprach-)Tests in der Praxis. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 169–183.
- Schneider, Günther (2007): Auf dem Weg zu Skalen für die rezeptiven Kompetenzen im Bereich des Englischen. In: B. Beck/ E. Klieme (Hg.), Sprachliche Kompetenzen. Konzepte und Messung DESI-Studie (Deutsch Englisch Schülerleistungen International). Weinheim/ Basel, 273- 289.
- Segermann, Krista (2003): Übungen zum Hörverstehen. In: K.R. Bausch/ H. Christ/ H.J. Krumm (Hg.), Handbuch Fremdsprachenunterricht. Tübingen/Basel, 295–299.
- Settinieri, Julia (2012): Statistische Verfahren. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 249–270.
- Solmecke, Gert (2010): Vermittlung des Hörverstehens“. In: H.J. Krumm / Ch. Fandrych / B. Hufeisen / C. Riemer (Hg.), Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin u.a., 969–975.
- Solmecke, Gert (1993): Texte, hören, lesen und verstehen. Berlin.
- Solmecke, Gert (1992): Ohne Hören kein Sprechen. Bedeutung und Entwicklung des Hörverstehens im Deutschunterricht. In: Fremdsprache Deutsch 7, 4–11.
- Storch, Günther/ Eichheim, Hubert (2000): Mit Erfolg zum Zertifikat Deutsch. Stuttgart.
- Studer, Thomas (2010): Kompetenzmodelle und Bildungsstandards für Deutsch als Fremd- und Deutsch als Zweitsprache. In: H.J. Krumm / Ch. Fandrych / B. Hufeisen / C. Riemer (Hg.), Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch Band 2. Berlin u.a., 1264–1271.
- Tröhler, Daniel (2012): Was ist gute empirische Unterrichtsforschung? Ein Plädoyer für die vergessene reflexive Qualität von Wissenschaft. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 34–47.
- van Weeren, Jan (1992): Ein Test: Zur Erstellung und Auswertung informeller Hörverstehentests. In: Fremdsprache Deutsch 7, 58–61.
- Wolff, Dieter (2003): Hören und Lesen als Interaktion: Zur Prozesshaftigkeit der Sprachverarbeitung. In: Der fremdsprachliche Unterricht Englisch 4–5, 11–16.
- Wößner, Sonja (2000): Hörverstehensschulung und Leitsungsmessung. In: *Der fremdsprachliche Unterricht Französisch* 6, 17- 20.
- Zajícová, Pavla (1994/1995): Poslech rozhlasu a budování autonomních učebních strategií. In: *Cizí jazyky* 1–2, 7–12.
- Zech, Claudia (2009): Transkriptanalyse: Vorschlag zur Erforschung von Aneignungsprozessen an Beispiel der Vermittlung und Aneignung rein rezeptiver Fähigkeiten. In: B. Baumann/ S. Hoffmann/ C.M. Nied (Hg.), Qualitative Forschung in Deutsch als Fremdsprache. Frankfurt am Main, 65- 84.
- Zydatiś, Wolfgang (2012): Fragebogenkonstruktion im Kontext des schulischen Fremdsprachenlernens. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 115- 135.

Abstract

**The Improvement of Listening Skills of Slovak Pupils
in the Lower Secondary Level of German as a Foreign Language**

The paper aims at examining the pupils' performances in German as a foreign language of listening skills. The paper deals with the results of a pilot study that has been realized in the fifth grade of grammar schools. Its goal is to find out what spectrum of performance can be expected from the pupils of the lower secondary level of German education, i.e. German as the second foreign language according to teaching curriculum and education standards. The paper is concerned with the results of specially designed tests. Our previous research, the verified formats of tasks, methodology of testing, evaluation criteria, create a platform for creating an objective, valid and reliable Large-scale evaluation of listening with comprehension in German as a foreign language in the second phase of the research.

Keywords

German as a foreign language, listening skills, study, formats of tasks, testing methods

Typographie als Träger der Identität in den Doodles

Der rasante technologische Fortschritt führt zum großen Teil zur Globalisierung und dadurch zur Nivellierung der kulturellen Unterschiede zwischen einzelnen Gesellschaften bei. Dies scheint vor allem für die virtuelle Welt zu gelten, die einen nahezu unbegrenzten, die geographischen und politischen Grenzen übertretenden Informationsaustausch ermöglicht.

Paradoxerweise kommen auch bei Google, der populärsten globalen Suchmaschine, die kulturellen Unterschiede explizit zum Ausdruck. Dies gilt für die sogenannten Doodles, die auf der Startseite von Google angezeigt werden. Die Idee, die weltberühmte Logotype je nach dem Anlass neu zu gestalten, soll im Jahr 1998 entstanden sein, als die Gründer von Google ihre Anwesenheit am Burning-Man Festival in der Wüste in Nevada betonen wollten. Der Strichmann, der damals hinter dem zweiten Buchstaben „O“ eingefügt worden ist, hat die Weichen für die Doodles gestellt. Das im Jahr 2000 erschienene Doodle zum Nationalfeiertag von Frankreich trug durch positive Reaktionen der Benutzer dazu bei, dass der Einzelfall zum allgemeinen Trend geworden ist. Die Frequenz des Erscheinens der Doodles wuchs seither kontinuierlich von nur den Nationalfeiertagen bis auf unterschiedlichste Feier- und Jahrestage (vgl. <http://www.google.com/doodles/about>).

Auch ihre Form wurde mit der Zeit viel kühner, als der hinter dem „O“ stehende Strichmann im ersten Doodle. Das Gestaltungsspektrum reicht von der (klassischen) Typographie bis hin zur Typopiktorialität, wenn man die Nomenklatur von Stöckl (2011: 64) übernimmt.¹ Während zur Typographie solche Aspekte, wie „Schriftschnitt, -farbe und -größe“ (Stöckl 2011: 64) gehören, wird unter der (sonst seltener thematisierten) Typopiktorialität eine transmutierende Verknüpfung von Schrift und Bild konzeptualisiert, indem „sprachliche Zeichen (...) als Bild und umgekehrt“ (Stöckl 2011: 65) fungieren. Als einer der einfachsten Beispiele typopiktorialen Gestaltung wird die Ersetzung einzelner Buchstaben durch Bildzeichen genannt, z. B. „statt eines o ein Mond im Schriftzug Mond“ (Stöckl 2011: 65). Besonders kreativ ist dennoch Stöckl zufolge die Typopiktorialität der Werbetexte², denn „(s)ie reicht von der bildliche Formen imitierenden Aufzeichnungen einzelner Buchstaben in den

¹ Ebenso gibt es animierte oder interaktive Doodles, die sogar in gesamte Zeichentrickfilme ausarten. Diese werde jedoch in dem analysierten Material nicht vertreten. Auch hinsichtlich des betrachteten Themas wären solche Einheiten von geringer Bedeutung.

² Als ein anderer Bereich, in dem die Typopiktorialität zwar viel weniger verbreitet, aber nicht weniger kreativ ist, sind Logotypen zu nennen (vgl. Kapuścińska 2014: 86).

Schriftzügen von Headline oder Slogan bis hin zu ganzen Texten, deren Botschaften allein durch piktoriale Typographie zustande kommen“ (Stöckl 2008: 26).

Die Tatsache, dass dieser Beitrag von der Typographie „als Träger der Identität“ handelt, ist keinesfalls so zu verstehen, dass dabei die typopiktoriale Aspekte aus der Betrachtung ausgegrenzt werden. Im Gegenteil: Sie wird als eine Art der Typographie betrachtet. Dies steht keineswegs mit dem Typopiktorialitätskonzept von Stöckl im Widerspruch, wobei der Stellenwert der Typopiktorialität im Verhältnis zur Typographie nicht präzisiert wird. Zwar unterscheidet Stöckl vier „grundlegende Muster der Bildlichkeit von Schriftsprache bzw. Text“ (Stöckl 2011: 64), d. h. *Typographie*, *Layout*, *Typopiktoriales* und *Material & Herstellungstechnik*, an den anderen Stellen spricht er aber von der „piktoriale(n) Typographie“, als einer Typographie-Art (vgl. Stöckl 2004: 26) und von dem „Bild als Schrift“ als ein Beispiel für Makrotypographie (vgl. Stöckl 2008: 22).

Das Ziel des Beitrags ist es, die Funktion der breit aufgefassten Typographie in den Doodles als Träger der Identität zu diskutieren. Grundlegend ist dafür, dass Doodles von einem Team erstellt werden, die bei ihrer Gestaltung mit ca. 100 Personen weltweit zusammenarbeitet (vgl. Williams 2015: <http://www.telegraph.co.uk/technology/2015/12/11/meet-the-man-behind-googles-doodles/>). Die hierbei präsentierten Ergebnisse basieren auf den Doodles, die innerhalb von dem Zeitraum vom 1. bis 31. März 2015 auf den Google-Seiten in der globalen Perspektive erschienen sind. In diesem Zeitraum gab es 22 Tage, an denen zumindest ein Doodle in einem beliebigen Land angezeigt wurde, darunter 12, an denen es in der Welt mehr als nur ein Doodle gab, wodurch das Untersuchungsmaterial insgesamt 42 Einheiten umfasst. Inhaltsbezogen lassen sie sich in drei Kategorien unterteilen: aktuelle Ereignisse, Jahrestage sowie Feier- und Kalendertage. Die Inhalte, die diesen Kategorien angehören, weisen unterschiedliche Reichweite auf.

Zu den Doodles für aktuelle Ereignisse gehören diejenigen, die sich auf die Wahlen in den jeweiligen Ländern beziehen und konsequenterweise auf der Google-Seite nur in dem bezüglichen Land angezeigt werden. Im analysierten Material gibt es die wahl-bezogenen Doodles für Israel (17. März), Frankreich (22. März) und Nigeria (28. März):

Abb. 1: Wahlen in Israel 2015 (17. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/israel-elections-2015>)

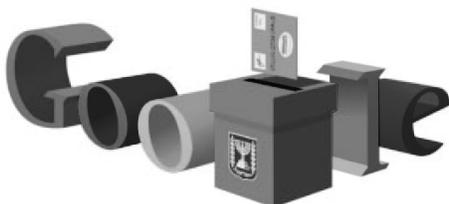


Abb. 2: Wahlen in Frankreich 2015 (22. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/french-elections-2015>)

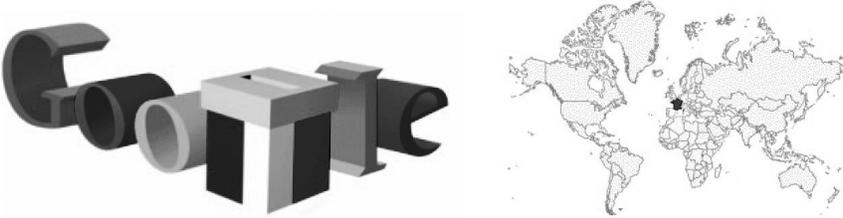
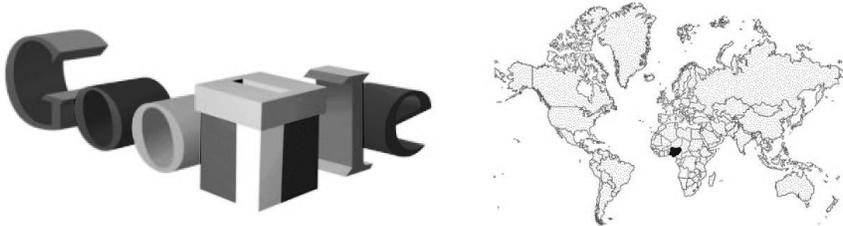


Abb. 3: Wahlen in Nigeria 2015 (28. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/nigeria-elections-2015>)



Alle drei Doodles sind nach demselben Gestaltungsmuster gebildet. Fast alle Buchstaben – abgesehen von g, das durch ein typopiktoriales Element ersetzt ist – weisen die gleiche Gestaltung auf, wie die standardmäßige Google-Logotype, mit dem Unterschied, dass sie dreidimensional und im rechten Winkel zueinander gestellt sind. Die Biegungsstelle der Aufschrift ist der Buchstabe g, der typopiktorial durch eine bildliche Darstellung der Wahlurne ersetzt ist. Nur dieses Element des Doodles variiert je nach dem jeweiligen Land. Für Israel hat es die blaue Farbe, wie g in der Logotype, mit dem darauf platzierten Wappen Israels und für die anderen Länder – die Farben und Muster der nationalen Flaggen. Ein zusätzliches Element im Doodle für die Wahlen in Israel ist eine Darstellung der israelischen Wahlkarte über der Urne. In den sonstigen zwei Doodles ist die Darstellung der Wahlkarte ein Element der Animation. Nachdem sie in die Wahlkarte hineingefallen ist, wird die Wahlurne horizontal umgedreht.

Auf die aktuellen Ereignisse beziehen sich außerdem auch die Doodles zu den Spielen des Welpokals in Cricket, die (ausgenommen bei der Finale) jeweils in den zwei Ländern angezeigt werden, deren Mannschaften gegeneinander spielen:

Abb. 4: Kricket-WM 2015 – 1. Viertelfinale – Sri Lanka gegen Südafrika (18. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-quarterfinals-1-sri-lanka-vs-south-africa>)



Abb. 5: Kricket-WM 2015 – 2. Viertelfinale – Bangladesch gegen Indien (19. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-quarterfinals-2-bangladesh-vs-india>)



Abb. 6: Kricket-WM 2015 – 3. Viertelfinale – Australien gegen Pakistan (20. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-quarterfinals-3-australia-vs-pakistan>)



Abb. 7: Kricket-WM 2015 – 4. Viertelfinale – Neuseeland gegen West Indies (21. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-quarterfinals-4-new-zealand-vs-west-indies>)



Abb. 8: Cricket-WM 2015 – 1. Halbfinale – Neuseeland gegen Südafrika (24. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-semifinals-1-new-zealand-vs-south-africa>)

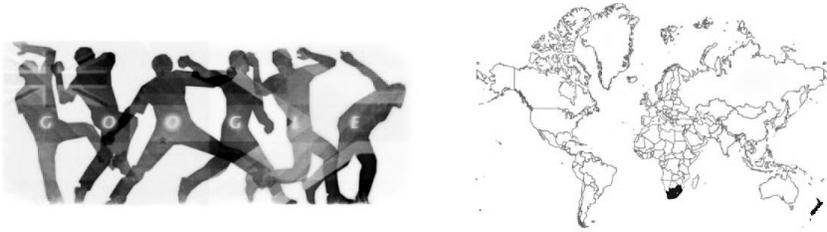


Abb. 9: Cricket-WM 2015 – 2. Halbfinale – Australien gegen Indien (26. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-semifinals-2-australia-vs-india>)

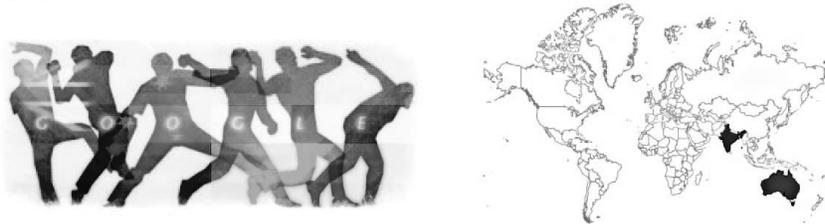


Abb. 10: Cricket-WM 2015 – Finale (29. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-finals?hl=de>)



In allen diesen Doodles sind die weißen Buchstaben in die Gestalten von Cricket-Spielern inskribiert, so dass jedem Spieler ein Buchstabe entspricht. Die räumliche Anordnung der Spieler-Gestalten ist nicht für jedes Doodle individuell, sondern variiert je nach der Phase der Meisterschaften und ist jeweils anders für die Viertelfinalen, Halbfinalen und die Finale. Das farbige Muster der Gestalte entspricht jeweils (halb zu halb) den Flaggen der Länder die an dem Spiel beteiligt sind.

Die zweite hierbei zu differenzierende Kategorie – Jahrestage – lässt sich in zwei Gruppen untergliedern. Die erste davon sind die Jahrestage, die der Geburt einer bekannten Person gedenken, die zweite hingegen – solche, die sich auf ein Ereignis beziehen.

Die Reichweite der Doodles von der ersten Gruppe beschränkt sich relativ selten auf nur ein Land. Dies kommt in der Regel nur bei den Doodles vor, die auf solche Personen Bezug nehmen, deren Tätigkeit überwiegend in einem Land bekannt oder

anerkannt ist, wie das Doodle zum 100. Geburtstag von Hwang Sun-won (26. März) in Südkorea oder zum 170. Geburtstag von Tashiro Furukawa (27. März) in Japan:

Abb. 11: 100. Geburtstag von Hwang Sun-won (26. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/hwang-sun-wons-100th-birthday>)

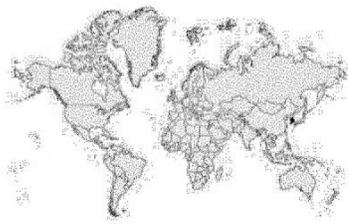


Abb. 12: 170. Geburtstag von Tashiro Furukawa (27. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/tashiro-furukawas-170th-birthday>)



Eine der Kurzerzählungen von Hwang Sun-won, einem südkoreanischen Schriftsteller (vgl. Lee 1990: 90), war „Regenschauer“ (vgl. Yoon / Williams 2014: 58), auf die offensichtlich mit der graphischen Gestaltung des Doodles angespielt wird. Die Buchstaben werden dabei überwiegend durch Wasserkreise ersetzt, die bei den Buchstaben *G*, *g* und *e* noch zusätzlich mit im Wasser fließenden Stöcken den Buchstabenformen angenähert werden. Nur *l* wird ausnahmsweise durch die Darstellung einer Wasserpflanze ersetzt. Neben dem Motiv des Regens ist auch die in dem Doodle enthaltene Darstellung eines Kinderpaares eine Anspielung auf die Erzählung, die von der Liebe zwischen zwei Kindern handelt.

Das zweite Doodle stellt hingegen das System des Fingerbuchstabierens dar, das von dem Lehrer Tashiro Furukawa für die Ausbildung stummer Kinder erstellt wurde (vgl. Nakamura 2006: 41; vgl. dazu auch <http://www.google.com/doodles/tashiro-furukawas-170th-birthday>). Neben der Aufschrift aus den Buchstaben des lateinischen Alphabets (aus Tafeln mit Buchstaben) und den Buchstaben des japanischen Alphabets, gibt es in dem Doodle animierte Darstellungen von Händen, die die Aufschrift *Google* mal mit der traditionellen Gebärdensprache (auf der Abbildung nicht sichtbar), mal mit dem von Furukawa erfundenen System ausdrücken.

Der Umfang anderer im analysierten Material enthaltenen Doodles, die sich auf Personen beziehen, ist nicht dermaßen beschränkt. Es gibt auch Personen, derer mit dem Doodles in mehreren Ländern derselben Region gedenkt wird, wie der Bühnen- und Kostümbildner sowie Regisseur Shadi Abdel Salam, der das Ziel verfolgte, das

Altägypten zu dokumentieren (vgl. Halam 2007: 31-32). Sein 85. Geburtstag (15. März) wird mit dem Doodle in Ägypten und einigen anderen Ländern in dieser Region gefeiert:

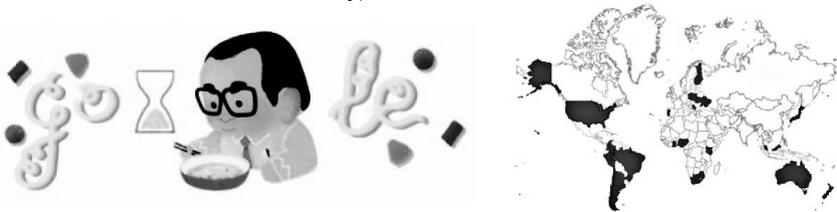
Abb. 13: 85. Geburtstag von Shadi Abdel Salam (15. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/shadi-abdel-salams-85th-birthday>)



Während die Buchstaben *G*, *o* (zweimal) und *e* typographisch – hinsichtlich der Schriftart und der Schriftfarben – modifiziert sind, sind die Buchstaben *g* und *l* durch typopiktoriale Elemente ersetzt. Es lässt sich zwar nur schwer eine Abgrenzung zwischen den Elementen, die den einzelnen Buchstaben entsprechen, bestimmen. Dennoch wird mit den bildlichen Elementen – die Darstellung von Shadi Abdel Salam mit einer Filmrolle vor dem Pharaon – zweifellos auf die Tätigkeit des Regisseurs angespielt, der vor allem wegen seiner Filme zur Geschichte Ägyptens bekannt worden ist.

Demgegenüber lassen sich mit dem analysierten Material auch Doodles mit einem quasi globalen Umfang exemplifizieren. Beispielsweise erscheint das Doodle zum 105. Geburtstag von Momofuku Andō (5. März), dem taiwanisch-japanischen Erfinder von Instantnudeln (vgl. <http://www.google.com/doodles/momofuku-andos-105th-birthday>), nicht nur in Japan, sondern auch in mehreren anderen Ländern weltweit:

Abb. 14: 105. Geburtstag von Momofuku Andō (5. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/momofuku-andos-105th-birthday>)

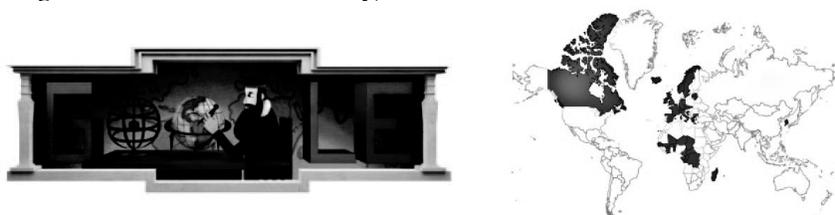


Während die Buchstaben *G*, (erstes) *o*, *l* und *e* in der Aufschrift relativ leicht erkennbar sind, auch wenn sie typographisch als Nudeln gestaltet sind, lässt sich nur schwer eine Ähnlichkeit zwischen (zweitem) *o* und *g* und den sie ersetzenden typopiktorialen animierten Bildern finden. Das *o* ist nämlich durch die bildliche (weitgehend schematische und daher piktogrammartige) Darstellung einer Sanduhr ersetzt, die als ein Hinweis darauf betrachtet werden kann, dass das Konsum der Instantnudeln zeitspa-

rend ist. Das *g* wird hingegen durch die Gestalt eines Japaners, vermutlich Momofuku Andō, ersetzt, der die Instantnudeln konsumiert. Neben der partiell typopiktorialen Aufschrift enthält das Doodle auch peripher lokalisierte grüne und orange Elemente, die auf Darstellungen der sonstigen Zutaten von den Instantnudeln zu sehen sind.

Ebenso räumlich zerstreut und relativ umfangreich ist das Vorkommen des Doodles zum 503. Geburtstag von dem Kartograph Gerhard Mercator (5. März) (vgl. <http://www.google.com/doodles/gerardus-mercators-503rd-birthday>):

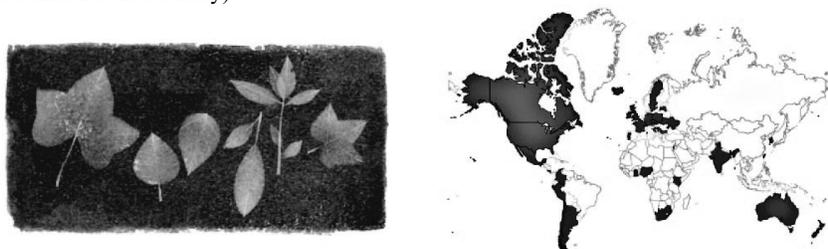
Abb. 15: 503. Geburtstag von Gerhard Mercator (5. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/gerardus-mercators-503rd-birthday>)



Während bei den Buchstaben *G*, *l* und *e* nur typographische Modifizierungen zustande kommen, sind die sonstigen Buchstaben durch bildliche Darstellungen ersetzt. Dabei erscheinen anstelle der beiden Buchstaben *o* Erdkugelmodelle, wovon das zweite einem gegenwärtigen Globus ähnelt und der Buchstabe *g* ist durch die Darstellung eines Kartographen ersetzt, der an dem Globus sitzt und die Strecken mit dem Zirkel abmisst. Das gesamte Doodle ist von einer architektonischen Konstruktion mit zwei Säulen begrenzt, die ebenso den Hintergrund des Doodles – eine Weltkarte – umrahmt.

Ein ähnliches Beispiel – hinsichtlich der Reichweite des Doodles – ist das Doodle zum 216. Geburtstag von Anna Atkins (16. März):

Abb. 16: 216. Geburtstag von Anna Atkins (16. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/anna-atkins-216th-birthday>)



Die Aufschrift in dem Doodle ist völlig typopiktorial. Weil Atkins Botanikerin war, sind alle Buchstaben durch Blätterdarstellungen ersetzt, deren Formen zwar an die Formen der jeweiligen Buchstaben angepasst sind, aber sich trotzdem nur schwer als Substitute der Buchstaben erkennen lassen. Mit der blauen Farbe des Doodles wird

auf ihre innovative photographische Technik angespielt, die cyanblaue Farbe (Cyanotypie) benutzt (vgl. <http://www.google.com/doodles/anna-atkins-216th-birthday>).

Ein anderes personenbezogenes Doodle mit dem vergleichbaren Umfang ist das Doodle zum 136. Geburtstag von Emmy Noether (23. März), einer deutschen Mathematikerin, das außer Deutschland auch in vielen anderen Ländern angezeigt wurde:

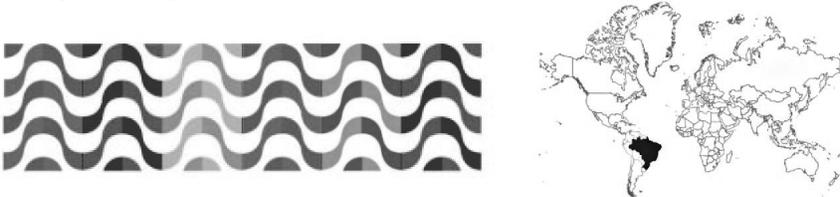
Abb. 17: 136. Geburtstag von Emmy Noether (23. März; Quelle: <https://www.google.com/doodles/emmy-noethers-133rd-birthday>)



In dem Doodle sind die Buchstaben der Aufschrift weiß und sie treten in bunten Kreisen auf, deren Farben den Farben der Buchstaben in der standardmäßigen Google-Logotype entsprechen. Sie werden von der Gestalt von Emmy Noether sowie von den Kreisen begleitet, von denen jeder einen Bereich der Mathematik oder Physik darstellt, in dem sie tätig war. Dies sind – von links nach rechts – Topologie (der Donut und Becher), Teilerketten, Noethersche Ringe (vom Lasker-Noether-Theorem vertreten), Zeit, Gruppentheorie, Konservierung des Drehimpulses und kontinuierliche Symmetrien (vgl. <https://www.google.com/doodles/emmy-noethers-133rd-birthday?hl=de>).

Von den Doodles, die sich auf die Jahrestage von Ereignissen (die aber keine Nationalfeiertage sind) beziehen, lassen sich im analysierten Material zwei anzeigen. Das erste davon ist das Doodle zum 450. Jahrestag von Rio de Janeiro (1. März), das nur in Brasilien erscheint:

Abb. 18: 450 Jahre Rio de Janeiro (1. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/450th-anniversary-of-rio-de-janeiro>)



Die Art der Modifizierung der Logotype scheint weder typographisch noch typopiktorial (im eigentlichen Sinne) zu sein. Die Aufschrift ist nämlich durch ein Muster ersetzt, das dem Muster der Pflastersteine am Strand Copacabana in Rio de Janeiro ähnelt. Von der ursprünglichen Logotype werden nur die Farben behalten, die den Farben der Buchstaben in der Aufschrift *Google* entsprechen.

Das zweite Beispiel, das sich auf den 126. Jahrestag der Eröffnung des Eiffelturms (31. März) bezieht, hat hingegen eine wesentlich größere Reichweite:

Abb. 19: 126. Jahrestag der Eröffnung des Eiffelturms (31. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/126th-anniversary-of-the-public-opening-of-the-eiffel-tower>)



Die Gestaltung der Aufschrift in dem Doodle liegt zwischen der (üblichen) Typographie und der Typopiktorialität. Die Buchstaben sind nämlich grundsätzlich durch eine bildliche Darstellung eines Seils ersetzt, wobei jedoch keine primäre Formähnlichkeit zwischen dem Seil und den Buchstaben genutzt wird, sondern die Buchstaben aus dem Seil geformt sind. Das Seil wird in dem Doodle als eine Sicherheitsmaßnahme für die Hocharbeiten am Eiffelturm dargestellt, die „zufällig“ die Form der Aufschrift annimmt. Während die Buchstaben *G* und *e* relativ lesbar sind, lassen sich die sonstigen Buchstaben nur schwer erkennen.

Unter den Doodles für Feiertage beschränken sich die Doodles zur Ehre der Nationalfeiertage selbstverständlich nur auf die nationalen Versionen von Google in den jeweils betroffenen Ländern. Im analysierten Material gilt dies für den Unabhängigkeitstag von Bosnien-Herzegowina (1. März), den Tag der Befreiung Bulgariens (3. März), den Nationalfeiertag in Ghana (6. März), Tag der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Litauens (11. März), den Nationalfeiertag in Ungarn (15. März) und Nationalfeiertag in Tunesien (20. März) und in Bangladesch (26. März). Kennzeichnend ist, dass für alle, abgesehen von den letzten drei Feiertagen das Doodle gleich ist und eine folgende Gestaltungsform hat:

Abb. 20: Nationalfeiertag – allgemeines Doodle (Quelle: <http://www.google.com/doodles/bosnia-herzegovina-independence-day-2015?hl=de>; <http://www.google.com/doodles/bulgaria-liberation-day-2015?hl=de>; <http://www.google.com/doodles/ghana-national-day-2015>; <http://www.google.com/doodles/day-of-restoration-of-independence-of-lithuania-2015?hl=de>)



Dabei werden hinter der Aufschrift *Google* der nächtliche Himmel und animierte Feuerwerke angezeigt, indem die Farben der jeweiligen Feuerwerke in dem Teil der Aufschrift, der sich in ihrer unmittelbaren Nähe befindet, widergespiegelt werden.

Vergeblich könnte man jedoch in dem allgemein gestalteten Doodle nach irgendeiner Spur der Identität eines bezüglichen Landes suchen. Überraschenderweise hat man bei den Nationalfeiertagen von Ungarn, Bangladesch und Tunesien auf dieses allgemeine Doodle verzichtet und folgende Doodles dafür entworfen:

Abb. 21: Nationalfeiertag in Ungarn (15. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/hungary-national-day-2015>).



Abb. 22: Nationalfeiertag in Bangladesch (26. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/bangladesh-national-day-2015>).



Abb. 23: Nationalfeiertag in Tunesien (20. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/tunisia-national-day-2015>)



Bei den beiden ersten Doodles ist dieselbe Schriftart anzumerken. Zwei distinktive Elemente sind hingegen erstens die Schriftfarbe(n) und zweitens das zweite *o* als ein typopiktoriales Element. Die Schriftfarbe korrespondiert deutlich mit den Flaggen der beiden Staaten, wobei beim Doodle für Bangladesch der rote Kreis im typopiktorialen Element ebenso an den roten Kreis auf der Flagge anspielt. Das typopiktoriale Element ist beim Doodle für Ungarn das Wappen des Staates und beim Doodle für Bangladesch – eine Zeichnung vom Tiger, vermutlich dem Bengal-Tiger als dem Nationaltier dieses Staates (vgl. Gupta 2006: 1717).

Das dritte Doodle, das sich auf den Nationalfeiertag in Tunesien bezieht, ist hingegen ganz anders gestaltet. Neben dem zweiten *o*, dessen bildliches Ersatzelement

zusammen mit dem Hintergrund die *F* von Tunesien nachahmt, wird mit der Schriftart der anderen Buchstaben ebenso auf die Form des Kreises angespielt.

Bei anderen Feiertagen kann die Reichweite der Doodles unterschiedlich sein. In einigen Fällen kommt das Doodle ebenso auf der Google-Seite nur in einem Land vor. Ein Beispiel dafür wäre St. David's Day (1. März), wobei das bezügliche Doodle nur in Großbritannien erscheint:

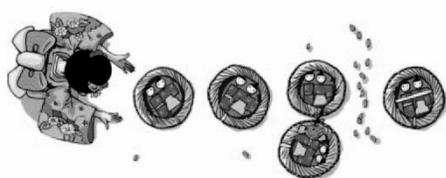
Abb. 24: St. David's Day (1. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/st-davids-day-2015>)



Der Grund dafür ist zweifellos die Tatsache, dass der heilige David als Schutzpatron von Wales gefeiert wird. In dem Doodle ist die Aufschrift wie ein Teil eines Glasfensters gestaltet. Dafür sind die schwarzen Linien charakteristisch, die die gerundeten Buchstaben durchschneiden. Die sonstigen Komponenten des Doodles sind die Osterglocken, die ebenso zum Muster des „Schaufensters“ gehören und die Aufschrift teilweise bedecken und die Drache, die im Hintergrund, quasi durch das Schaufenster erkennbar ist. Die beiden Elemente haben eine ausgeprägte kulturelle Bedeutung als Nationalsymbole von Wales (vgl. Morgan 2012: 90). Das Motiv des Glasfensters soll hingegen vermutlich dem ursprünglich religiösen Charakter des Feiertages Rechnung tragen.

Dasselbe gilt für Girls' Day (3. März) in Japan, der mit solchem Doodle gefeiert wird:

Abb. 25: Girls' Day (3. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/girls-day-2015>)

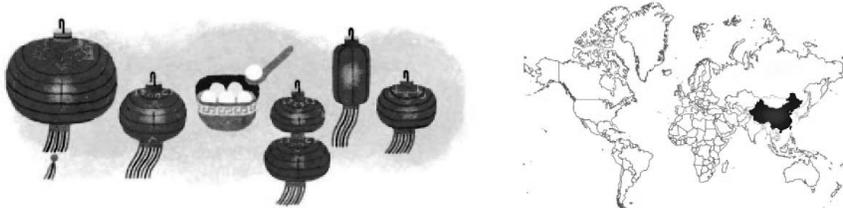


Dieses animierte Doodle mit leicht hin und her flottierenden Kränzen ist ein Beispiel für eine weitgehende Typopiktoralisierung der Schrift, wobei jeder einzelne Buchstabe durch ein bildliches Element ersetzt ist, aus dem sich nur noch durch Gewohnheit der Name der Suchmaschine erlesen lässt. Die Form des Buchstabens *G* lässt sich nur schwer in der Mädchen-Gestalt erkennen. Nicht viel leichter sind die sonstigen Buchstaben zu lesen, die entweder durch Kränze mit Puppen oder – wie

der Buchstabe *l* – durch eine Menge von Blättern (vermutlich) der Pfirsichblumen ersetzt sind. Die Elemente des Doodles weisen eine starke kulturelle Bindung auf. Vor allem die Puppen, zumindest die Puppen als Darstellung des Kaiserpaares, die zu diesem Fest an einem repräsentativen Platz zu Hause aufgestellt werden, sowie die Pfirsichblumen gehören zur Symbolik des Festes (vgl. Brown / Brown 2006: 74-75). Ebenso ist das Motiv der flottierenden Kränze mit Puppen eine Anspielung auf die in manchen Regionen Japans verbliebene Tradition, die Puppen im Ozean fließen zu lassen (vgl. Samuel 2009: 190).

Auch das Doodle für das Laternenfest (5. März), das in China gefeiert wird, erscheint nur auf der chinesischen Google-Seite:

Abb. 26: Laternenfest (5. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/lantern-festival-2015>)



Wie im voranstehenden Beispiel erreicht die Typopiktorialität in diesem Google einen so hohen Grad, dass sich die mit den Bildern ersetzten Buchstaben kaum erkennen lassen. Mit nur einer Ausnahme werden die Buchstaben als Laternen dargestellt. Das zweite *o* ist hingegen durch die Darstellung von Klößchen aus klebrigem Reismehl mit süßer Füllung ersetzt, die zu diesem Fest üblicherweise gegessen werden (vgl. Kuhn / Ning / Shi 2001: 301-302).

Im analysierten Material lassen sich auch solche Doodles für Feiertag finden, die in einigen Ländern (in der Regel in derselben Region) angezeigt werden. Ein Beispiel dafür ist das Doodle, das das alt-iranische Neujahrs- und Frühlingsfest „Nouruz“ (21. März) (vgl. Wiesehöfer 2009: 12-15) betrifft:

Abb. 27: Nouruz (21. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/nouruz-2015>)



Vergleichbar wie in den zwei früheren Beispielen, lässt sich die Aufschrift wegen ihrer Typopiktorialität nur schwer lesen. Während der Buchstabe *G* als ein entsprechend geformter blauer Streifen unter Umständen erkennbar ist, lassen sich die sonstigen Buchstaben kaum erschließen. Sie werden nämlich durch Blumen als Elemente einer

gesamten Graphik ersetzt. An diesem Doodle lässt sich relativ geringer Identitätsgehalt erkennen. Mit dem floristischen Motiv des Doodles wird nur auf den Frühling angespielt, dessen Einklang mit dem Fest gefeiert wird.

Weitere Beispiele sind Doodles für den Muttertag in den Vereinigten Staaten, Irland und Nigeria (15. März), in Nahost und Nordafrika (21. März) sowie in Slowenien (25. März). Das diesbezügliche animierte Doodle sieht in allen genannten Ländern gleich aus. Im Folgenden wird seine End-Einstellung abgebildet:

Abb. 28: Muttertag – allgemeines Doodle (Quelle: <http://www.google.com/doodles/mothers-day-2015-uk-ie-ng>; <http://www.google.com/doodles/mothers-day-2015-mena>; <http://www.google.com/doodles/mothers-day-2015-slovenia>)



Dabei erscheint die gesamte Aufschrift als ein wenig krumm, was suggerieren könnte, dass die Buchstaben von einem Kind z. B. aus einem Buntpapier ausgeschnitten sind. Das zweite *o* wird hingegen typopiktorial durch eine animierte Gestalt ersetzt, die in der Animation von einem Schwan mit einem Schwanjungen zu einer Frau mit einem Kind umgewandelt wird, wobei die Animation farblich an die Buchstaben abgestimmt ist.

Ein analogisches Doodle erscheint auch zum Vatertag in Italien, Spanien, Bosnien, Herzegowina, Ungarn, Portugal und Mosambik am 19. März:

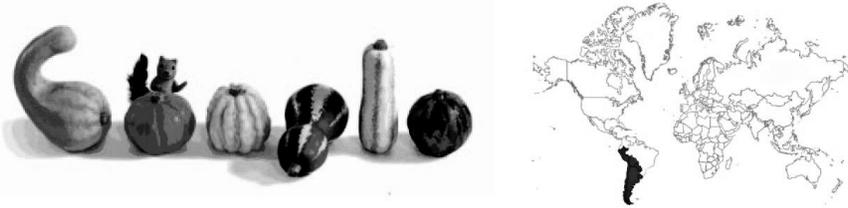
Abb. 29: Vatertag – allgemeines Doodle (Quelle: <http://www.google.com/doodles/fathers-day-2015-it-es-bo-hn-hr-pt-mz>)



Anders ist nur, dass das ganze Doodle nicht die orangene, sondern die grüne Farbe hat und die typopiktorial gebrauchte animierte Gestalt von einem Pinguin mit seinem Jungen zu einem Mann mit einem Kind wird. Dabei zeigt die Beobachtung der Doodles außerhalb der in der Analyse enthaltenen Zeitspanne, dass auch zu dem Vatertag in anderen Ländern das Doodle immer gleich ist.

Als unklar erscheint der Grund dafür, dass auch Kalendertage, die für mehrere Länder gelten, nur in einigen davon mit einem Doodle gefeiert werden. Ein Beispiel dafür ist der erste Herbsttag auf der südlichen Erdhalbkugel (21. März):

Abb. 30: First Day of Fall 2015 (Southern Hemisphere) (21. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/first-day-of-fall-2015-southern-hemisphere>)



In dem Doodle sind alle Buchstaben durch bildliche Darstellungen von Kürbissen ersetzt, deren Form den Buchstaben ähnelt. Ein zusätzliches Element – das ebenso auch auf der nördlichen Erdkugel mit dem Herbst assoziiert wird – ist die animierte Darstellung eines Eichhörnchens, das hinter den Kürbissen auftaucht und den Empfänger zuwinkt.

Zu den Doodles mit größerer Reichweite gehört u. a. das animierte Doodle für den Frühlingsanfang und gleichzeitig die Sonnenfinsternis (21. März):

Abb. 31: Frühlingsanfang 2015/Sonnenfinsternis (21. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/first-day-of-spring-2015solar-eclipse>)



Das Doodle weist einen vergleichbaren Grad der Typopiktorialität auf, wie das voranstehende, dennoch entsprechen hier die Farben der Blumen, mit denen die Buchstaben ersetzt sind, denen der Buchstaben, was das Erkennen der Aufschrift erleichtern kann. Es gibt dabei für jeden Buchstaben ein separates Bild, ausgenommen die Buchstaben *l* und *e*, die gleichzeitig mit einem und demselben Bild imitiert werden. Fast alle Buchstaben werden durch Blumenmotive ersetzt, die im gewissen Grad der Gestalt der Buchstaben ähneln, aber sich immerhin vor allem aufgrund der Gewohnheit erschließen lassen. Nur das zweite *o* wird durch eine bildliche Darstellung der Sonne ersetzt, die in einer Animation gefinstert wird.

Demgegenüber wird an demselben Tag in anderen Ländern ein ähnliches Doodle angezeigt, jedoch ohne den Hinweis auf die Sonnenfinsternis:

Abb. 32: Frühlingsanfang 2015 (Nordhalbkugel) (21. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/first-day-of-spring-2015-northern-hemisphere>)



Statt der Sonne wird das zweite *o* durch eine gelbe Blume mit einer Biene ersetzt. Anders als im früheren Beispiel, ist das gesamte Doodle animiert, indem die Blumen am Anfang der Animation „herauswachsen“ und die Biene „hinzufliegt“. Ein weiterer Unterschied sind auch hellere Farben des gesamten Doodles, die nicht – wie oben – gefinstert sind.

Als überraschend erscheint erstens, dass der Frühlingsanfang nicht in allen Ländern der nördlichen Erdhalbkugel durch ein Doodle veranschaulicht wird und umso mehr, dass man sich bei manchen Ländern für das Doodle ohne das Motiv von der Sonnenfinsternis entschieden hat, auch wenn die Finsternis von dort ebenso beobachtbar war. Dafür lässt sich jedoch nur schwer eine kulturbezogene Begründung finden.

Als ein anderes Beispiel für ein Doodle mit vergleichbarem Umfang (der die Google-Seiten in mehreren, nicht benachbarten Ländern umfasst) ist das animierte Doodle für St. Patrick's Day (17. März):

Abb. 33: St. Patrick's Day (17. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/st-patricks-day-2015>)



Dieses Doodle weist einen besonders hohen Grad an Typopiktorialität auf, wobei die Buchstaben durch Bilder ersetzt sind, die weder in der Farbe noch in der Form den Buchstaben ähneln. Darin ist jeder Buchstabe durch eine anthropomorphisierte Darstellung des Kleeblatts substituiert, wobei die Gestalten, die die Buchstaben *G*, *g* und *l* ersetzen, musikalische Instrumente spielen, die Gestalten für die beiden Buchstaben *o* tanzen und die Gestalt für den Buchstaben *e* in die Hände klatscht und hupft. In diesem Doodle sind zumindest zwei wichtige Elemente des Festes enthalten, d. h. das Kleeblatt und die grüne Farbe, die zugleich auch Symbole von Irland sind. Weil der heilige Patrick Schutzpatron von Irland ist und der Tag des heiligen Patricks daher als ein Nationalfeiertag Irlands gefeiert wird, erscheint die Anzeige des diesbezüglichen Doodles in diesem Land als selbstverständlich. Weniger eindeutig

ist die Auswahl der anderen Länder, in denen dieses Doodle ebenso erscheint, weil das Fest auch z. B. in den europäischen Ländern bekannt ist.

Dasselbe gilt für das Fest „Holy“ (6. März), das traditionell in den Indien gefeiert wird, aber trotzdem auch in einigen anderen Ländern mit dem Doodle veranschaulicht wird:

Abb. 34: Holi-Fest 2015 (6. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/holi-festival-2015>)



Das Doodle, das sich auf dieses Fest bezieht, hat die animierte Form, indem die am Anfang standardmäßige Google-Logotype mit bunten Flecken bedeckt wird und zu weiß wechselt. Die Flecken sollen vermutlich die Pulverfarben darstellen, mit denen man sich an diesem Fest gegenseitig bestreicht (vgl. Verma 2007: 80). Zum Schluss der Animation erscheint auch ein Smiley, das den fröhlichen Charakter des Festes wiedergibt. Dabei werden in den beiden Buchstaben *o* Punkte als „Augen“ des Smileys angezeigt, die anschließend einige Male zwicken, und darunter ein Bogen als lächelnder „Mund“.

Eine besonders große Reichweite unter den im analysierten Material enthaltenen Doodles, die sich auf Feiertage beziehen, hat das Doodle für den internationalen Frauentag (8. März), das in allen Ländern außer Mauretanien, Western Sahara, Guinea, Guinea-Bissau, Liberia, Sudan, Eritrea, Yemen, Iran und Nordkorea angezeigt wird.

Abb. 35: Internationaler Frauentag (8. März; Quelle: <http://www.google.com/doodles/international-womens-day-2015>)



Dabei werden die Buchstaben zwar nicht durch Bilder ersetzt, wodurch in diesem Fall keine Typopiktorialität stattfindet, dennoch sind die Bilder in die Buchstaben inskribiert. Inhaltlich und gestalterisch damit korrespondierende, obwohl weniger farbige Bilder befinden sich auch in der unmittelbaren Umgebung der Aufschrift. Alle von diesen Bildern stellen diverse gesellschaftliche Funktionen der Frauen dar.

Die Darstellungen in den Buchstaben zeigen entsprechend eine Wissenschaftlerin in einem chemischen Labor, eine Künstlerin, eine Frau die eine Reparatur im Weltraum durchführt, eine Frau, die den Kindern ein Buch liest, eine Basketballerin, eine Köchin, die sonstigen Bilder hingegen – eine Frau, die an einem Maschinencomputer arbeitet, eine Richterin, eine Wissenschaftlerin im Bereich der Botanik, eine Ärztin, eine Gitarristin, eine Frau in der Feuerwehr und eine Frau in der Bibliothek. Für die Universalität dieses Doodles sorgen die Unterschiede im Aussehen der abgebildeten Frauen, darunter Frauen von verschiedener Hautfarbe, Konfession (z. B. die Frau als Künstlerin im Kopftuch), im verschiedenen Alter (z. B. die Frau, die den Kindern ein Buch liest) sowie mit Behinderungen (z. B. die Frau in der Bibliothek).

Anhand von dem oben analysierten Material lassen sich zwei Ebenen distinguieren, auf denen Doodles zur Spur der kulturellen Identität werden bzw. werden können, die für die vorliegende Reflexion als die Was- und Wie-Ebene bezeichnet werden dürfen. Auf der Was-Ebene wird die Identität durch die (auch wenn zum großen Teil nur subjektive) Auswahl der Kultur-Elemente zum Ausdruck gebracht, auf die im jeweiligen Land mit dem Doodle hingewiesen wird. Während einige kulturelle Fakten nur in dem Doodle von einem Land oder einer Region widergespiegelt werden, können die Doodles zu anscheinend vergleichbaren Fakten eine deutlich größere Reichweite haben. Dies gilt für die Doodles zum St. David's Day (1. März) und St. Patrick's Day (17. März). Während der heilige David als der Schutzpatron in Wales (also einem Teil des Vereinigten Königreichs) gefeiert wird, feiert man den heiligen Patrick als den Schutzpatron von Irland. Die Tatsache, dass das zweite Doodle in mehreren Ländern – nicht nur in Irland – erscheint, resultiert daraus, dass St. Patrick's Day auch außerhalb Irland populär ist.

Die Abwesenheit eines Doodles muss nicht unbedingt eine kulturelle Bedeutung haben. Beispielsweise wird St. Patrick's Day auch in anderen Ländern gefeiert, in denen es keinen Ausdruck in dem Doodle findet. Ebenso bedeutet das Verschweigen des Herbstanfangs auf dem südlichen Halbkugel oder des Frühlingsanfangs bzw. des Frühlingsanfangs mit der Finsternis auf dem nördlichen keineswegs, dass diese astronomischen Erscheinungen in solchen Ländern ignoriert werden.

In manchen Fällen gibt jedoch auch das Fehlen eines Doodles bedeutsame Aufschlüsse über eine Kultur. Z. B. kann die Tatsache, dass in manchen Ländern kein Doodle zum internationalen Frauentag erscheint, als ein Hinweis zu ihren sozialen Status in diesen Ländern liefern, auch wenn sie allein für allgemeinere Schlussfolgerungen über die Position der Frauen nicht hinreichend ist.

Die Wie-Ebene betrifft hingegen den Code, der zur Darstellung eines bestimmten Kultur-Element gebraucht wird. Damit ein ikonisches Zeichen für den Empfänger verständlich ist, muss es nämlich nach Eco der in einem entsprechenden kulturellen Raum etablierten Erkenntniscode folgen (Eco 2002: 205; vgl. dazu auch Kapuścińska 2014: 195).

Die Gestaltung der Doodles ist weitgehend durchdacht und es gibt dabei wenig Platz für zufällige Elemente, die keiner kulturellen Kodierung unterzogen wären. Zumeist werden in den Doodles solche Elemente verwendet, dass man in einem bestimmten Kulturraum relativ einfach das „Thema“ des Doodles mindestens unge-

fähr erkennen kann. Auch wenn selbst die Schriftart als ein „relevanter Zug“ (vgl. Eco 2002: 206) des Erkenntnis-codes gelten kann, wie z. B. beim 105. Geburtstag von Momofuku Andō (5. März), betrifft dies noch mehr die typopiktoralen und begleitenden bildlichen Elemente. Die Universalität dieser Kodierung richtet sich dabei nach der Reichweite des Doodles. Bei den Doodles mit zerstreuter Gültigkeit muss der verwendete kulturelle Code genug allgemein sein, um in jedem bezüglichen Land erkannt zu werden. Als ein Beispiel für ein Doodle mit einer relativ universellen Kodierung lässt sich das Doodle zum Herbstanfang anführen. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Kürbisse und Eichhörnchen auch in allen bezüglichen Ländern der südlichen Halbkugel als Sinnbilder für den Herbst erkannt werden. Eine besonders enge Gültigkeit weist hingegen die Kodierung in den Doodles wie dieses zum Girls‘ Day in Japan auf. Die in dem Doodle enthaltenen Elemente gewähren einen schnellen Einsicht in das Thema des Doodles, aber nur für eine Person, die hinreichendes Wissen im Bereich der japanischen Kultur hat. Sonst ist man nicht imstande, diese Elemente mit dem Fest zu verknüpfen.

Konsequenterweise erscheint es als berechtigt, das Typographische an den Doodles als Träger der kulturellen Identität anzuerkennen. Durch die sorgfältige Anpassung an die kulturelle Identität der jeweiligen Länder und Regionen werden Doodles zum treuen Spiegel ihrer Kultur. Ihre Betrachtung im globalen Vergleich gewährt die Einsicht in die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Weltkulturen und ist eine Informationsquelle über die kulturelle Identität der Menschen weltweit.

Literatur

- Brown, Ju / Brown, John (2006): *China, Japan, Korea: Culture and Customs*. South Carolina.
- Gupta, Om (2006): *Encyclopaedia of India, Pakistan and Bangladesh*. Delhi.
- Halam, Iman (2007): *Al Momia. The Mummy*. In: Gönül Dönmez-Colin (Hg.): *The Cinema of North Africa and the Middle East*. London / New York, S. 31-39.
- Kapuścińska, Anna (2012): *Sind Emoticons eine neue lingua franca? Kontrastive Analyse des polnischen und deutschen Emoticon-Kodes*. In: Ewa Żebrowska / Mariola Jaworska / Dirk Steinhoff (Hg.), *Materialität und Medialität der sprachlichen Kommunikation*. Akten des 47. Linguistischen Kolloquiums in Olsztyn 2012. Frankfurt am Main / Bern / Bruxelles / New York / Oxford / Warszawa / Wien, S. 189-198.
- Kapuścińska, Anna (2014): *Zur Bebilderung des Textes und Betextung des Bildes aus der text- und bildwissenschaftlichen Perspektive*. In: Gerd Antos / Roman Opiłowski / Józef Jarosz (Hg.), *Sprache und Bild im massenmedialen Text. Formen, Funktionen und Perspektiven im deutschen und polnischen Kommunikationsraum*. Wrocław / Dresden, S.
- Kuhn, Dieter / Ning, Angelika / Shi, Hongxia (2001): *Markt China, Grundwissen zur erfolgreichen Markttöffnung*. Oldenbourg.
- Lee, Peter (1990): *Modern Korean Literature. An Anthology*. Honolulu.

- Morgan, Prys (2012): *From a Death to a View: The Hunt for the Welsh Past in the Romantic Period*. In: Eric Hobsbawm / Terence Ranger (Hg.): *The Invention of Tradition*. New York, S. 43-99.
- Nakamura, Karen (2006): *Deaf in Japan: Signing and the Politics of Identity*. Ithaka / London.
- Samuel, Lee (2009): *Understanding Japan through the Eyes of Christian Faith*. Amsterdam.
- Stöckl, Hartmut (2004): *Typographie: Gewand und Körper des Textes – Linguistische Überlegungen zu typographischer Gestaltung*. In: „Zeitschrift für Angewandte Linguistik“ 41, S. 5-48.
- Stöckl, Hartmut (2008): *Werbetypographie – Formen und Funktionen*. In: Gudrun Held/ Sylvia Bendel (Hg.), *Werbung – grenzenlos. Multimodale Werbetexte im interkulturellen Vergleich*. Frankfurt/Main: Lang, 13–36.
- Stöckl, Hartmut (2011): *Sprache-Bild-Texte lesen. Bausteine zur Methodik einer Grundkompetenz*. In: Hajo Diekmannshenke / Michael Klemm / Hartmut Stöckl (Hg.): „Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele“. Berlin, S. 45-70.
- Verma, Manish (2007): *Facts and Festivals of India*. New Delhi.
- Wiesehöfer, Josef (2009): *Nouruz in Persepolis? Eine Residenz, das Neujahrsfest und eine Theorie*. In: „Electrum“ 15, S. 11-25.
- Yoon, Keumsil Kim / Williams, Bruce (2014): *Two Lenses on the Korean Ethos: Key Cultural Concepts and Their Appearance in Cinema*. North Carolina.

Internetquellen

- <http://www.google.com/doodles/126th-anniversary-of-the-public-opening-of-the-eiffel-tower> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/450th-anniversary-of-rio-de-janeiro> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/about> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/anna-atkins-216th-birthday> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/bangladesh-national-day-2015> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/bosnia-herzegovina-independence-day-2015?hl=de> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/bulgaria-liberation-day-2015?hl=de> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-finals?hl=de> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-quarterfinals-1-sri-lanka-vs-south-africa> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-quarterfinals-2-bangladesh-vs-india> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-quarterfinals-3-australia-vs-pakistan> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-semifinals-1-new-zealand-vs-south-africa> (22.03.2016).
- <http://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-semifinals-2-australia-vs-india> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/day-of-restoration-of-independence-of-lithuania-2015?hl=de> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/emmy-noethers-133rd-birthday> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/fathers-day-2015-it-es-bo-hn-hr-pt-mz> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/first-day-of-fall-2015-southern-hemisphere> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/first-day-of-spring-2015-northern-hemisphere> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/first-day-of-spring-2015solar-eclipse> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/french-elections-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/gerardus-mercators-503rd-birthday> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/ghana-national-day-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/girls-day-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/holi-festival-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/hungary-national-day-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/hwang-sun-wons-100th-birthday> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/international-womens-day-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/israel-elections-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/lantern-festival-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/momofuku-andos-105th-birthday> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/mothers-day-2015-mena> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/mothers-day-2015-slovenia> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/mothers-day-2015-uk-ie-ng> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/nigeria-elections-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/nowruz-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/shadi-abdel-salams-85th-birthday> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/st-davids-day-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/st-patricks-day-2015> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/tashiro-furukawas-170th-birthday> (22.03.2016).

<http://www.google.com/doodles/tunisia-national-day-2015> (22.03.2016).

<https://www.google.com/doodles/cricket-world-cup-2015-quarterfinals-4-new-zealand-vs-west-indies> (22.03.2016).

Williams, Rhiannon (2015): *Meet the man behind Google's Doodles*. In: <http://www.telegraph.co.uk/technology/2015/12/11/meet-the-man-behind-googles-doodles/> (22.03.2016).

Abstract

Typography as a carrier of identity in doodles

The aim of this article is to discuss and demonstrate, how the cultural identity is being reflected in doodles, which are the alternatives for the standard logo-type of the internet search engine Google, published on various occasions on the national versions of this website. The central issue of the article is the role of the typography in depicting culturally biased content. The analysed material includes all doodle published in any country of the world in March 2015. The typographic measures for expressing the national identity in the doodles may be divided into the 'classical' typography and the typopictoriality, which are illustrated with a range of examples discussed in the article.

Remediation der Literatur im Web 2.0 und ihre Rolle in der Literaturdidaktik

1. Remediation als Faktor des literaturbezogenen Kulturgedächtnisses

Remediation bedeutet allgemein Repräsentation eines Medium in einem anderen. Es sind intermediale Relationen, typisch für Medien im Allgemeinen, „verschiedene Formen des Bezugs eines Mediums auf vorgängige Medientechnologien, medien-spezifische Formen, Inhalte und Ästhetiken“ (Erl 2011:128). Dazu gehören alle medialen, verbalen wie audiovisuellen Anverwandlungen des Originalwerkes.

Frühe Arbeiten zu der kulturellen Rolle der Medien stammen von Walther Benjamin und Ludwig Jäger. Sie betrafen Medialität des Kunstwerks und Transformationen, die es durch Interpretationen und Bearbeitungen in verschiedenen Medien erfährt. Die Beobachtung, dass jedes Medium in sich ein älteres enthält, hat Marshall McLuhan in den 1960er Jahren gemacht (Erl 2011:127).

Auf die Bedeutung der Remediation für das kulturelle Gedächtnis haben David Jay Bolter und Richard Grusin in *Understandig New Media* (1999) hingewiesen. In der Analyse der digitalen Medien kommen sie zur Schlussfolgerung, dass digitales Medium alle anderen Medien remediatisiert.

Damit die Inhalte des kulturellen Gedächtnisses im Bewusstsein der neuen Generationen erhalten werden, müssen sie stets dem aktuellen Stand der Medientechnologien angepasst werden. Das betrifft auch Literatur und ihre mediale Vermittlung. Literatur existiert im kollektiven Kulturgedächtnis, solange sie immer aufs Neue mit modernen Medien, zeitgemäßer Ästhetik und in gegenwärtigen Kontexten wieder belebt wird. Texte, die im allgemeinen Literaturgedächtnis nicht abgerufen werden, geraten in Vergessenheit, sterben für die Kulturgemeinschaft ab.

2. Remediation der Literatur im WWW

Unter digitalen Remediationen der Epik, Lyrik und Dramatik lassen sich im Hinblick auf Codierung und die damit verbundene Modalität der Wahrnehmung vier Gruppen unterscheiden:

1. Digitale textuelle Remediationen, z.B. Textarchive.
2. Auditive Remediationen, z.B. literarische Tonarchive, Hörbücher, Hörspiele.
3. Visuelle Remediationen, z.B. Bildgeschichten, Comics, Fotoromane.

4. Audiovisuelle Remediationen bilden die umfangreichste Gruppe, dazu gehören:

- Animationsfilme: Knetfigurenfilme, Puppentrickfilme (z.B. Brickfilme/ Playmobilfilme), Zeichentrickfilme;
- Literaturlesungen: Videos von Veranstaltungen, wo Literatur vorgelesen wird;
- filmische Umsetzungen: Filmimpressionen zu literarischen Texten, assoziative Bezüge zum Originaltext;
- Trailer zu Filmen, Theateraufführungen, Schülertrailer zu Pflichtlektüren;
- Theateraufführungen: verfilmte Vorstellungen;
- Oper;
- Verfilmungen: von Romanen und Dramen, z.B. als Kino- oder Fernsehfilme, Gedichtverfilmungen (rezitierter/ vorgelesener Text + Video).

Alle Arten der Remediationen können im Hinblick auf ihre Urheber in professionelle Künstlerarbeiten, Hobbyarbeiten und Schülerarbeiten geteilt werden.

Im Weiteren werden wichtige Gattungen der Remediation kurz dargestellt.

Textarchive

sind digitale Umsetzungen der ursprünglich in der Buchform gedruckten Literatur. Die Textarchive können dem Schaffen eines Schriftstellers, einer literarischen Gattung (z.B. epische oder lyrische Textarchive), einer literarischen Epoche u.a. gewidmet werden. Es gibt aber auch Textarchive mit dem Schaffen zeitgenössischer Autoren. Das populärste Textarchiv im deutschsprachigen Raum ist *Projekt Gutenberg-DE*.

Textuelle Remediation literarischer Werke ist auch im Kurznachrichtendienst Twitter möglich. Umschreibungen literarischer Werke auf Twitter wie Acimann/ Rensin 2009, oder der Wettbewerb *Grimms Märchen in 140 Zeichen* mit witzigen und parodistischen Inhaltsangaben der Märchen sind mittlerweile ziemlich populär. Der Wettbewerb erfreute sich großer Beliebtheit, es entstanden sehr interessante Texte, in denen viele lustige Assoziationen vorkamen.

Hörbücher

Hörbücher und Hörspiele sind in speziellen Portalen zu finden, kommen aber auch im populären Videoportal *You Tube* vor. Von F. Kafka gibt es hier z.B. seine Erstveröffentlichung *Betrachtung* (veröffentlicht im Rowohlt-Verlag Ende 1912) (Kafka 2008). Der Band enthält 18 kurze Prosatexte. Darin werden Themen aufgegriffen, die in Kafkas späterem Werk immer wieder auftauchen: Isolierung, Einsamkeit, Kaufmannsdasein. Das Hörbuch wurde von dem Schauspieler und Sprecher Hans-Jörg Große aufgenommen und mit kleinen Stücken von J.S. Bach als musikalische Untermalung versehen. *Die Verwandlung*, eine populäre Pflichtlektüre gibt es als Hörbuch (Kafka 2014), ähnlich wie *Das Urteil*, *Das Schloss* und viele andere.

Visualisierungen

stellen Inhalte der Originalwerke anhand von statischen Bildern dar, wobei sie Inhalt und Aussage betonen oder in Frage stellen. Die Hervorhebung der Aussage bezweckt

die Visualisierung des Gedichts von Mascha Kaléko *Blatt im Wind* (Mangkunegaran 2009). Das Gedicht ist eine intime Reflexion der Dichterin über Liebe, Todesangst und Vergänglichkeit. Der Text wird mit einer großen Auswahl von Fotografien versehen, die die Dichterin in unterschiedlichen Phasen ihres Lebens, von der frühen Jugend bis zum Alter darstellen. In der Zusammenstellung mit den Fotos, die in einer raschen Folge die Veränderungen im Aussehen der schönen Frau, das Altern und Vergänglichkeit der menschlichen Existenz veranschaulichen, erhält das Gedicht eine besonders starke Aussagekraft.

Literaturlesungen

Vorgelesene literarische Texte kommen ggf. in Verbindung mit Videoaufnahmen vor. In Literaturlesungen ist der Ton informationstragend, das Visuelle spielt eine sekundäre, untergeordnete Rolle. Beim Literaturmarathon von WDR5 im Jahr 2003 las der Kabarettist Jochen Malmsheimer die Kurzgeschichte *Schischyphusch oder der Kellner meines Onkels* von Wolfgang Borchert. Das Video aus diesem Event besteht aus der Einführung des Moderators über den Autor und sein Werk, dann liest der Darsteller den Text vor (Borchert 2003). Auf dem Monitor sieht man nur den Vorleser und bisweilen das Publikum. Der Text ist für eine Literaturlesung sehr gut geeignet, denn wegen der für die Aussage relevanten akustischen Merkmale (die Sprechweise der Titelfiguren) entfaltet er vollkommen sein Wirkungspotenzial erst bei der auditiven Rezeption. Der Lesende vermag es ausgezeichnet, die akustische Seite des Textes wieder zu geben, so dass es ein Genuss ist, seiner Darstellung zuzuhören.

Brickfilme/ Playmobilfilme

sind eine sehr beliebte Art der Animationsfilme. Animationen mit Playmobil-Spielwelten sind so populär, dass es sogar ein Festival für Brickfilme gibt, die *Steinerei*. Das große Sortiment der Playmobil-Bausteine und Figuren in allen denkbaren Kleidungen erlaubt es, abwechslungsreiche ‚Bühnenbilder‘ zu kreieren und mit einfacher Animation Geschehnisse darzustellen. Auf *You Tube* findet man Playmobilfilme zu fast allen Schullektüren in Epik, Lyrik und Dramatik: *Erlkönig*, *Der Zauberlehrling*, *Gefunden*, *Wilhelm Tell*, *Nathan der Weise*, *Die Räuber*, *Prozess* u.v.m. Es sind private Hobbyarbeiten oder Schülerarbeiten für den Literaturunterricht. Komplexe Gesamtwerke werden als Zusammenfassungen mit der vorgelesenen Inhaltsangabe aus dem Off präsentiert. Kürzere Texte wie Balladen oder Gedichte werden in der vollen Version vorgetragen, das Geschehen wird mit Playmobilfiguren inszeniert.

Zeichentrickfilme

Ein Zeichentrickfilm zu Goethes *Gefunden* entstand im Rahmen der Kunstprojektwoche an einer deutschen Integrierten Gesamtschule (SirElletLover1 2014). Dieser Text ist ein Erzählgedicht: Im Vordergrund steht das Geschehen, nicht das Empfinden des lyrischen Subjekts. Da der Text außerdem eine äußerst einfache Sprache benutzt, wird er im Unterricht, auch im DaF, gern und oft eingesetzt. Der Film besteht aus einer einfachen Animation im Stil der farbenfrohen Kinderzeichnungen. Der Text wird mit Begleitung einer einfachen Melodie vorgesungen.

Trailer

sind Ausschnitte aus einem Film oder Theateraufführung, zu einem 2-3-minütigen Kurzfilm montiert. Ausgewählt werden besonders ausdrucksstarke und charakteristische Szenen, so dass Trailer einen guten Überblick über den Inhalt des Ganzwerkes bieten. Moderne Verfilmungen und Theaterinszenierungen der klassischen Dramen verzichten meistens auf Kostüme aus der Epoche und aufwendiges Bühnenbild, auch der Text und die Sprache des Originals werden umgearbeitet (das ist fast die Regel bei Schillers *Räuber*), so dass die erste Orientierung im Drameninhalte anhand von derartigen Trailern für unvorbereitete Lerner nicht in Frage kommt. Besser geeignet für didaktische Prozesse sind Trailer zu Produktionen, die die literarische Vorlage beachten, aber zugleich mit modernen Ausdrucksmitteln arbeiten. Ein gutes Beispiel für einen Trailer, der einen interessanten und informierenden Einblick in den Inhalt des Originalwerkes bietet, ist der zum ZDF-Film *Kabale und Liebe* (2005, Drehbuch und Regie Leander Haußmann).

Verfilmungen der Epik, Lyrik, Dramatik

Eine Gedichtverfilmung, die den Geist der originellen Dichtung sehr gelungen wieder gibt, ist die zur Brentanos *Der Spinnerin Nachtlied* (makemediabremen 2015), eine Projektarbeit im Deutschleistungskurs. Zu dem rezitierten Gedichttext wurde ein Videoclip gedreht, der eine gegenwärtige junge Frau zeigt, die nach der Trennung von ihrem Geliebten verzweifelt ist. Die Darstellerin ist abwechselnd in vielen Szenen in der Nacht in ihrem Zimmer gezeigt, wie sie in Erinnerungen an den Geliebten versunken ist, und bei Tag in der Menschenmenge in der Großstadt. In den Rückblenden, die mit einem verschwommenen Bild markiert sind, werden die Trennungsszene, aber auch glückliche Stunden mit dem Geliebten gezeigt. Viele schöne Naturbilder suggerieren Gefühle des lyrischen Subjekts und knüpfen darin an die Poetik der Romantik an. Das Video ist vorwiegend illustrativ, aber bemerkbar sind auch die Intention der Autoren, authentisch durch die schauspielerischen Mittel in der Darstellung der überzeitlichen menschlichen Gefühle zu wirken, die zeitgemäße Wahl des Settings und der gelungene Transfer der romantischen Poetik.

Ein anderes Beispiel ist der *Poesiefilm Schwermut* (Mouviemager 2010), gedreht zu *Schwermut* von August Stramm (1917). Den Anlass zu seiner Entstehung gab der Erste Weltkrieg. Das Gedicht vermittelt die Todesangst eines Soldaten an der Front. Im Video wird ein Junge gezeigt, der sich in einer depressiven Gemütslage befindet, verschiedene Möglichkeiten der Selbsttötung ausprobiert und sich am Ende das Leben nimmt. Im ersten Teil des Films werden die Versuche des Jungen dargestellt, im Leben etwas Lebenswertes zu finden und Beziehungen zu knüpfen. Der Junge befindet sich auf einem baufälligen Bahnhof. Die Tätigkeiten, im Gedicht mit Infinitiven ausgedrückt, werden auf die Weise ausgeführt, die Sehnsucht nach dem normalen Leben suggerieren (z.B. schattenhafte Menschenfiguren schreiten an dem Jungen vorbei, er versucht vergeblich, Blicke der Vorbeigehenden auf sich zu lenken). Seine Versuche, in Kontakt mit der Außenwelt zu treten, bleiben erfolglos. Der Junge ist traurig, einsam und verlassen und verfällt in Depression. Er schneidet Grimassen, bald weint er, bald lacht er krampfhaft. Er versucht, sich mit dem Leben

abzufinden, aber die Versuche misslingen. Darauf weist die Schlinge hin, die immer wieder sichtbar wird. Im zweiten Teil des Videos wird, der literarischen Textvorlage entsprechend, mit sich immer häufiger wiederholenden Symbolen des Todes (Schlinge, Kerze u.a.) auf Selbstmordgedanken hingewiesen („Sterben wächst“). Der Junge erwägt unterschiedliche Weisen der Selbsttötung: er legt sich auf die Schienen, steht vor einer Schlinge. Schließlich zerschneidet er sich die Kehle mit einem abgebrochenen Flaschenhals.

Die Wörter, die das Gedicht bilden, werden sehr schnell nacheinander eingeblendet, die Toneffekte, die sie begleiten, gleichen den Schüssen. Die Wörter werden zwei Mal gezeigt, allerdings so schnell, dass man sie nicht lesen kann. Länger bleibt nur das Wort ‚Sterben‘ auf dem Bildschirm. Nachher wird der Text vorgelesen.

Das Video ist durch einen geschickten Transfer der Entstehungssituation des Gedichts in die gegenwärtigen Verhältnisse gekennzeichnet: die Kriegssituation wird durch die Depression ersetzt. Die jugendlichen Autoren/innen haben eine passende und überzeugende Form für die Vermittlung des Inhalts und der Stimmung des lyrischen Textes gefunden. Die visuelle Seite des Films vermittelt den psychischen Zustand des Jungen, der auf einem verlassenen baufälligen Bahnhof gezeigt wird. Auf die Entstehungszeit des Gedichts verweisen schwarz-weiße Filmsequenzen mit Bildeffekten, die an einen alten Stummfilm aus dem Anfang des 20. Jhs. (d.h. aus der Zeit des Ersten Weltkriegs) erinnern. Das Video konzentriert sich auf Wiedergabe der Stimmung des Gedichts und seine Interpretation. Die Verfilmung strebt danach, zu allen im Text genannten Wörtern symbolisch und assoziativ Bezug zu nehmen. Der Poesiefilm war für die *Visionale Leipzig* nominiert und hat den Kreativpreis in der Kategorie Video gewonnen.¹

3. Didaktische Situation

Literatur bildet jedoch den wichtigsten Teil des kulturellen Erbes jeder Nation, sie ist unentbehrlich zur Persönlichkeitsbildung in sozialer wie individueller Hinsicht. Es ist deswegen notwendig, die Heranwachsenden zum regelmäßigen Kontakt mit Literatur zu erziehen. Vor den Literaturdidaktikern steht deshalb eine große Herausforderung, die Lerner zum Lesen der schönen Literatur zu ermuntern und die Begegnung mit dem literarischen Gegenstand dermaßen anziehend zu gestalten, dass die junge Lesergeneration Gefallen an der Wortkunst findet und Literatur für ebenso attraktiv hält wie Unterhaltung am Computer.

Für eine Integration von diversen medialen Literaturformen in den Unterricht sprechen vor allem drei Argumente.

1. Audiovisuelle und digitale Medienproduktionen haben infolge des Medienwandels das Feld der literarischen Werke um ‚literaturnahe‘ Produktionen ergänzt. Spielfilme erzählen Geschichten ebenso wie die epischen Werke, nur unter

¹ *Visionale Leipzig* ist ein Medienwettbewerb für Kinder und Jugendliche unter 26 Jahren in Sachsen, dessen Projektträger e.V. Medienpädagogik ist.

Verwendung eines anderen Mediums. Inzwischen hat vor allem der Film wichtige Funktionen in der Gesellschaft übernommen, die früher der Literatur zukamen.

2. Viele Medienproduktionen haben ein hohes Bildungspotenzial, denn es sind komplexe, von ästhetischen Merkmalen geprägte Kunstwerke, die anspruchsvolle Rezeptionsprozesse erfordern und dem Rezipienten eine differenzierte Wirklichkeitssicht nahelegen. Klassische Filmwerke sind ein Teil der Medien- und ästhetischen Erziehung und ein Teil der Enkulturation.
3. Medien haben einen hohen Stellenwert in der außerschulischen Lebenswirklichkeit. Audiovisuelle und digitale Produktionen prägen die medialen Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen in entscheidender Weise. Junge Leute rezipieren Fiktion oft in Medienverbunden, als Buch, Hörbuch und in der Filmfassung (Leubner u.a. 2012:200). Literatur ist heute immer öfter Medienverbundliteratur, also die kulturelle Praxis, in die Heranwachsende einzuführen sind, ist eine Praxis des Umgangs mit allen ästhetikfähigen Medien.

In dem letzten Jahrzehnt haben sich die Unterschiede zwischen den sprachlich und literarisch ausgerichteten Lehrveranstaltungen weitgehend verwischt. Die Didaktik/ Methodik des DaF-Unterrichts berücksichtigt immer stärker literarische Texte zur Entwicklung der Sprachfertigkeiten und Kompetenzen, die Didaktik des fremdsprachlichen Literaturunterrichts – die sprachliche Seite literarischer Texte. Die Hinwendung zur Spracharbeit im Literaturseminar ist von dem sinkenden Niveau der Sprachbeherrschung von den Germanistikstudenten erzwungen.

Digitale Remediationen von Literatur bilden eine interessante Lernstoffsammlung. Sie eignet sich ebenso gut zum Einsatz im Deutschunterricht wie im Literaturseminar. Je nach der Zielsetzung des Lehrgangs kann die Arbeit am literarischen Text entsprechend profiliert werden. Im Literaturseminar können die Werke zur Rezeption, Interpretation und kreativer Nachgestaltung des Originalwerkes verwendet werden, im DaF-Unterricht – zur rezeptionsorientierten wie kreativen Textarbeit, zur Entwicklung der Sprachkompetenzen und aller Sprachfertigkeiten.

4. Didaktische Verwendung der Literatur-Remediationen

Für den Einsatz der vielfältigen Formen literarischer Remediationen im literarischen Lernprozess bieten sich zwei Verfahren: 1. Rezeption der im WWW vorhandenen Remediationen und ihre Verwendung vor, während und nach der selbstständigen Textlektüre von den Lernern sowie 2. die kreative Arbeit der Lerner an eigenen Remediationen von Texten der Pflichtlektüren im Rahmen einer kreativen, handlungsorientierten Textinterpretation.

4.1. Einsatz der vorhandenen Literatur-Remediationen

Visualisierungen

können mit vielen Vorteilen in der Einstiegsphase zur Einführung vor der Hauslektüre verwendet werden. Eine Bildgeschichte mit der Inhaltsangabe zu *Emilia Ga-*

lotti in 5 Teilen bietet das Video von Arki-sama's Kanal (2008). Das Video besteht aus unbeweglichen, gemalten Bildern der sprechenden Figuren in unterschiedlichen Körperhaltungen vor dem schemenhaft angedeuteten Hintergrund, der auf die Handlungsorte hinweist. Die Einteilung in Aufzüge und Auftritte wird beibehalten, so wie das Prinzip der Figurenrede. Die Redebeiträge der Figuren werden jedoch auf einfachste Sätze reduziert, die den Sinn ihrer Äußerungen nur annähernd wieder geben. Die Begegnung mit der anspruchsvollen Sprache des Dramas wird dadurch vermieden. Das Video richtet sich genau nach dem Drameninhalte und eignet sich gut als Einführung in dessen Handlung und Problematik. Es kann auch von den Lernern während des Lesens des Originaltextes benutzt werden, falls sie Verstehensprobleme haben. Inhaltsangaben mit Visualisierungen der Handlung mittels Playmobilfiguren, allerdings ohne Animation, bieten Michael Sommer und sein Playmobilensemble *mwstubes* in der Serie *Sommers Weltliteratur to go*. Die Serie zeigt den Inhalt vieler Schullektüren wie *Nathan*, *Besuch der alten Dame*, *Die Räuber*, *Der Prozess*, *Faust I*, *Homo Faber* u.a. mit Erläuterungen und Kommentaren des Autors. In der Einführung zu *Nathan der Weise* (Sommer 2015) wird explizite das Ziel genannt, den Lernern die Vorbereitung auf die nächste Deutschstunde zu erleichtern.

Brickfilme/ Playmobilfilme

Animationen mit Playmobilfiguren werden oft als Projektarbeiten im muttersprachlichen Deutschunterricht gedreht und bilden eine der unzähligen Möglichkeiten der handlungsorientierten Arbeit am literarischen Text. Deswegen ist ihre Zahl auf *YouTube* so groß, denn viele von ihnen sind für den Deutschkurs entstanden. Der Brickfilm zu *Die Leiden des jungen Werther* (Kanal von WertherPlaymo 2012) ist eine Projektarbeit, für den Deutschunterricht gedreht. Der Film ist stumm, der Soundtrack besteht aus klassischer Musik. Im Animationsfilm werden die wichtigsten Szenen aus dem Roman dargestellt. Der Brickfilm wurde als eine Einführung in die Thematik des Romans in den Aufgaben vor dem Lesen im Lehrwerk *Deutsche Literaturgeschichte in Übungen* eingesetzt (Turkowska 2014a:77). Die Lerner haben die Aufgabe, den Brickfilm zu sehen und eine Geschichte zum Film zu erzählen.

Verfilmungen von Dramen und Romanen

Fast alle Kanonwerke der jeweiligen Nationalliteraturen wurden inzwischen verfilmt. Literaturverfilmungen eignen sich u.a. als Hinführung zum literarischen Werk in der Einstiegsphase oder Vorlagen zu den weiterführenden Aufgaben in der Nachbereitungsphase. Viele Verfilmungen, deren ästhetische Qualität besonders hoch ist, dürfen bei der Besprechung des literarischen Werkes nicht unerwähnt bleiben. Solche außerordentlich gelungene Verfilmungen sind *Kabale und Liebe* von Leander Haußmann (2005), *Die Blechtrommel* mit Daniel Olbrychski in der Rolle des Jan Bronski, der berühmte Schöndorff-Film aus dem Jahre 1979, *Das Parfüm* von Tom Tykwer (2006), *Der Vorleser* (2008) von Stephen Daldry, u.v.m. Besonders effektiv ist ihre Behandlung als Nachbereitung der Interpretationsarbeit, nachdem die Lerner den literarischen Text des Originalwerkes kennen gelernt und sich in der Interpretationsphase mit ihrer Aussage und ihrem Problemgehalt auseinander gesetzt haben.

Der Vergleich des literarischen Werkes mit dem Film macht die Lerner auf die Problematik der Medien als Literaturträger aufmerksam, die Analyse der filmischen und literarischen Ausdrucksmittel bereichert die Rezeption (vgl. die Aufgaben vor dem Lesen und weiterführende Aufgaben zu den oben erwähnten Werken in Turkowska 2014a). Die Aufgaben können auch allgemein formuliert werden und zugleich als Anregung zur Diskussion bzw. Klassengespräch, d.h. als Konversationsübungen zur Entwicklung des freien Sprechens konzipiert werden:

Theateraufführungen und Amateurtheater-Videos

Videos mit professionellen Theateraufführungen und Amateur- bzw. Schülertheater können in literarischen Lernprozessen auf verschiedene Weise eingesetzt werden, analog zu den Verfilmungen. Im zitierten Übungsprogramm wurden ausgewählte Fragmente einer Schüleraufführung zur Überprüfung der Kenntnis des Drameninhalts eingesetzt (Die Übung *Maria Stuart* von F. Schiller, Turkowska 2014b:XX). Mit der Übungsseite wurden Videos mit Fragmenten der Aufführung in einem deutschen Gymnasium verlinkt. Der Auftritt zeichnet sich von anderen Schüleraufführungen durch eine, für Amateurschauspieler beachtenswerte schauspielerische Leistung aus. Auf You Tube wird das ganze Drama in einem zweiteiligen Video veröffentlicht, und erntet viele positive Kommentare der Internetzuschauer. Zur Verwendung in der Übung wurden drei Fragmente der Aufführung gewählt. Jedes Videofragment wird mit drei Angaben mit den Nummern der Akte und Szenen versehen (z.B. III,2). Die Aufgabe der Lerner ist, die Videofragmente zu sehen, im Vergleich mit dem Dramentext zu entscheiden, welcher Auftritt und Aufzug auf der Bühne dargestellt wird, und die entsprechende Antwort in der Multiple-Choice-Übung anzuklicken. Der Dramentext kann im Textarchiv *Projekt Gutenberg-DE* verfolgt werden. Die Übung zielt auf Festigung des Drameninhalts. Sie kann entweder im Präsenzunterricht vor der Interpretationsarbeit zur Überprüfung der Kenntnis des Drameninhalts, oder im E-Learning eingesetzt werden. Videos mit Dramenfragmenten können auch im Präsenzunterricht ohne Einbindung in interaktive Übungen gesehen werden, bei der Interpretation der ausgewählten Dramenszenen, so wie früher Verfilmungen oder audiovisuelle Aufnahmen der Theateraufführungen, die auf Videokassetten gespeichert wurden.

Oper

Zu den wichtigsten Kanonwerken der deutschen Literatur wie *Don Carlos*, *Faust*, *Wilhelm Tell*, *Die Leiden des jungen Werther* u.a. existieren berühmte Opernwerke, die ihrerseits auch zum Kanon dieser Kunstform geworden sind und von den weltberühmtesten Opernhäusern aufgeführt werden. Die Opern haben im großen Maße zur überzeitlichen Wirkung der Dramentexte beigetragen. Auf *You Tube* kann man viele Opernauszüge und ganze Opernaufführungen mit den weltberühmten Sängern sehen.

In der Behandlung der Opern in der Verbindung mit dem literarischen Text liegt ein großes didaktisches Potenzial. Opern sind besonders wirkungsvoll dank dem Zusammenspiel von auditiven und visuellen Elementen. Text, Musik, Büh-

nenbild, Gestik und Mimik der Schauspieler appellieren an Emotionen und sind deswegen besonders beeindruckend. Die Ästhetik der Oper ist den Lernern fremd, deswegen ist der Kontakt damit ein neues Erlebnis, der Kontroversen hervor ruft und Abweichung von der routinierten Interpretationsritualen bedeutet, was auf die Lernenden immer motivierend wirkt. Das Libretto zeigt gewöhnlich Unterschiede im Vergleich mit der literarischen Vorlage, was für didaktische Zwecke vielfach ausgenutzt werden kann. Die Kenntnis der Opern und der Komponisten aus dem deutschen Sprachraum wie Gluck oder Mozart ist außerdem wichtig als Bestandteil der Kulturkunde. Die Oper als multimediales Universalkunstwerk bedient sich komplizierter ästhetischer Codes und stellt hohe Anforderungen an die Rezeption. Sie gehört nicht zur Massenkunst, ihre Ästhetik ist dem jungen Rezipienten meistens fremd. Darin liegt ihre Chance und Schwierigkeit zugleich: sie ist interessant als Neuigkeit, aber auf den Kontakt damit muss der Lerner in der Einführungsphase entsprechend vorbereitet werden. Aber wenn das gemacht wird, ist der Lerneffekt groß.

Opernfragmente können als Übungsmaterial zu interaktiven Übungen dienen und im blended learning eingesetzt werden. Übungen zu den Opern *Werther*, *Faust*, *Don Carlos* befinden sich im Online-Übungsprogramm Deutsche Literaturgeschichte in Übungen. Sie werden zur Überprüfung der Kenntnis der Handlung eingesetzt und intendieren zugleich eine Bereicherung der Rezeption des literarischen Werkes.

Im zitierten Lehrwerk wurden Opernfragmente bei der Arbeit an literarischen Werken eingesetzt. Die Oper *Don Carlo* (1867) von Giuseppe Verdi wurde zur Überprüfung der Kenntnis des Dramentextes verwendet. Auf You Tube kann man die gesamte Oper in 17 Teilen online hören und sehen, es ist die prächtige Inszenierung in La Scala, dirigiert von Riccardo Muti, mit Samuel Ramey als König Philipp und Luciano Pavarotti als Carlos (Verdi 1994). Die Aufgabe im Lehrwerk lautet: „Sehen Sie das Opernwerk und finden Sie 5 Unterschiede zwischen dem Opernlibretto und dem Dramentext. Sie können als Hilfe Opernführer und Inhaltsangaben des Librettos bzw. den Wikipedia-Artikel Don Carlos (Verdi) benutzen“ (Turkowska 2014a:96).

Im interaktiven Übungsprogramm wurde die Oper zur Überprüfung des Inhalts von *Die Leiden des jungen Werther* eingesetzt (Die Übung *Die Oper Werther im Vergleich mit Goethes Briefroman*, Turkowska 2014b). Die Übung wird mit 4 Fragmenten der Oper *Werther* von Jules Massenet (1892) verlinkt. Außerdem gibt es den Link zur Inhaltsangabe der Oper in Wikipedia, zum digitalisierten Text des Werther-Romans im *Projekt Gutenberg-DE* und zur ganzen Oper, die online zu sehen ist. Die Lerner sollen die Texte lesen, die verlinkten Opernfragmente sehen und hören und nachher entscheiden: Welche Szenen gibt es im Roman, welche fehlen?

Die Übung *Goethes Faust im Vergleich mit der Oper* (Turkowska 2014b) verwendet die Fragmente der Oper *Mefistofele* von Arrigo Boito (1875). Beim Sehen und Hören der Opernfragmente sollen die Lerner erraten, um welche Szenen aus Goethes *Faust* es sich handelt und die richtige Nummer in die Lücke schreiben:

1. Prolog im Himmel	1. Mephisto (Samuel Ramey) singt die Arie <i>Son lo spirito che nega sempre tutto</i> (Lösung: 2)
2. Studierzimmer	2. Mephisto (Samuel Ramey) singt die Arie <i>Ave Signor, perdona se il mio gergo</i> (Lösung: 1)
3. Auerbachs Keller	3. Mephisto (Samuel Ramey) singt die Arie <i>Ecco il mondo</i> (Lösung: 7)
4. Hexenküche	4. Gretchen (Gabriela Benackova) singt die Arie <i>L'altra notte infondo al mare</i>
5. Abend	(Lösung: 8) (Turkowska 2014b).
6. Der Nachbarin Haus	
7. Walpurgisnacht	
8. Kerker	

Obwohl die Oper ein komplexes Werk mit besonderer Ästhetik ist, und die Arien nicht auf Deutsch gesungen werden, ist die Lösung der Übungen einfach für jeden, der die literarischen Werke gelesen hat. Die außersprachlichen Ausdrucksmittel: Bühnenbild, Musik, Darstellungsweise sind so deutlich, dass es keine Probleme bereitet, die gesehene Fragmente der Aufführung dem Inhalt der literarischen Vorlage zuzuordnen.

In den ‚Nützlichen Links‘ zum Online-Übungsprogramm gibt es außerdem Links zu den Opern von R. Wagner *Tristan und Isolde* und *Die Walküre* sowie zum Tschaikowsky-Ballett *Nussknacker und Mausekönig*. Sie werden in der Nachbereitungsphase des Unterrichts als weiterführende Aufgaben zur Textrezeption eingesetzt.

4.2. Kreative Arbeit an neuen Literatur-Remediationen

Visualisierungen und Verfilmungen bringen viele Fragen nach ihrer grundlegenden Konzeption. Was soll dafür konstitutiv werden: die dargestellte Welt (z.B. Balladenhandlung), implizite Botschaft oder Stimmung? Welche Technik soll zum optimalen ästhetischen Effekt gewählt werden: Bildanimation, Puppenanimation, Darstellung der Schauspieler? Welche Effekte und Konnotationen bringen die einzelnen Techniken mit? Ist die Ästhetik eines Musikclips besser geeignet als die eines Kostümfilmes? Soll zum besseren ästhetischen Ausdruck die Aussage des Gedichts genau wieder gegeben bzw. zusätzlich unterstrichen werden oder soll man im Gegenteil mit dem Gedicht polemisieren, ihn ‚gegen den Strich‘ lesen, provozieren, den Text mit der Visualebene kontrastieren? Deswegen bilden sie gute Anlässe zu einer vielseitigen und kreativen Interpretation des literarischen Werkes seitens der Lerner.

Verfilmungen der Kurzgeschichten, Romanauszüge oder Dramen

Ein beliebter Stoff zu Verfilmungen sind W. Borcherts Kurzgeschichten. Sie sind kurz, deswegen gut geeignet für ein Schülervideo, welches gezwungenermaßen nicht lang sein darf. In ihnen agieren nur wenige Figuren, die Handlung ist sehr einfach, Redebeiträge der Figuren sind kurz und knapp, so dass sie ohne Veränderungen als fertige Dialoge in die Verfilmung übernommen werden. Die meist verfilmten Kurzgeschichten Borcherts sind *Das Brot*, *Nachts schlafen die Ratten doch* und *Die Küchen-*

uhr. Am Beispiel des Videos zu der letzten Kurzgeschichte von PonUEditing (2013) kann man sehen, welche didaktischen Vorteile diese Interpretationsmethode bringt.

Die Darstellung der Schüler hält sich genau an die literarische Vorlage. Die Rahmenhandlung spielt sich auf einer Bank ab, auf der drei Personen sitzen, und in den Rückblenden in einer Küche. Die Hauptfigur, der Mann, der fast allein das Wort führt, hält in den Händen eine alte Küchenuhr, die als der einzige Gegenstand aus dem zerbombten Haus geblieben ist, in dem seine Eltern den Tod fanden. Er erzählt von diesem Vorfall den beiden Nebenfiguren, die auf seine Erinnerungen nur wortkarg reagieren. Die Erzählung des Mannes dagegen ist sehr lebhaft, er betont darin die Bedeutung der Küchenuhr, die als der einzige Zeuge überdauert hat und genau um die Zeit des Bombenanschlags, in der Todesstunde seiner Eltern stehen geblieben ist. Die jugendlichen Darsteller sind um die ausdrucksvolle Wiedergabe der Atmosphäre und der Gemütslage der Figuren bemüht. Eine besondere Rolle fällt dem Hauptdarsteller zu, welcher die Emotionen des Mannes bei der schmerzhaften Erinnerung mit Einfühlungskraft, jedoch ohne Übertreibung zum Ausdruck bringt. Seine Emotionen gelten dabei der Uhr, nicht dem Tod der Eltern, welcher in den Hintergrund des Erzählten verdrängt wird. Seine schauspielerische Leistung ist für einen Amateur lobenswert. Die beiden Zuhörer (Mann und Frau mit Baby im Arm) hören fast teilnahmslos zu. Die Frau starrt vor sich hin, sie erweckt den Eindruck, als ob sie ein totes Kind im Schoß wiegte. Betont wird der Kontrast zwischen der erregten Emotionalität des Erzählenden und der Versteifung der Zuhörenden. Mit filmischen Ausdrucksmitteln wurde der Unterschied in den Zeitebenen hervorgehoben: während die Rahmenhandlung – das Erzählen des Mannes auf der Bank – als farbiger Film gezeigt wird, sind die Sequenzen mit seiner Erinnerung an den letzten Tag in seinem Haus schwarz-weiß und verschwommen.

Das Video hat eine konsequente, durchdachte Form, die aus der Analyse der literarischen Vorlage resultiert. Zum Zweck der Verfilmung der Kurzgeschichte waren die Lerner gezwungen, sich in den Text zu vertiefen, seinen Inhalt detailliert zu verstehen, vielseitig zu interpretieren, viele Schlussfolgerungen zu ziehen: in Bezug auf den Schicksal der Figuren, ihre Emotionslage, sich daraus ergebende Verhaltensweise, die Rahmensituation der Handlung. Sie mussten die Trümmerswelt unmittelbar nach dem Kriegsende in ihrer Vorstellungskraft entstehen lassen: die zerrüttete Psyche der Menschen, ihre vernichtete Existenz, auch wenn sie am Leben geblieben sind, ihre Unfähigkeit, die Unermesslichkeit der Tragödie zu begreifen. Sie mussten auch eine Reihe ästhetischer Entscheidungen treffen, um ihre Interpretation den Zuschauern ihres Videos mit schauspielerischen und filmischen Ausdrucksmitteln mitzuteilen.

Wie man sieht, verlangt die Arbeit an einer szenischen Darstellung und Verfilmung eines literarischen Textes seine intensive und vielseitige Interpretation. Die szenische Interpretation verläuft nicht kognitiv-abstrakt, wie im Fall eines Interpretationsgesprächs im Literaturseminar, sondern ist konkret, anschaulich und bringt sichtbare Resultate als Handlungsprodukte der Schülerarbeit – die Aufführung. Deswegen ist das Konzept der szenischen Interpretation, von Ingo Scheller in den 1990er Jahren popularisiert (Scheller 1989), so effektiv in didaktischer Hinsicht, für die Schüler

interessant und motivierend, daher in der Literaturdidaktik bis heute lebendig. Ein wichtiger Unterschied im Vergleich mit der Entstehungszeit des Unterrichtskonzepts Szenische Interpretation ist, dass die Schülerprodukte – die Aufführungen, Rollenspiele u.a. heutzutage als Video aufgenommen, gespeichert und im WWW allen Internetbenutzern gezeigt werden können. Die Perspektive der Veröffentlichung der Resultate eigener Arbeit wirkt auf die Lerner sehr motivierend. Sie geben sich große Mühe, alle Literatur- sowie Medienkenntnisse zum besten Ergebnis einzusetzen. Dieser Einstellung geben sie oft Eindruck in den Kommentaren, mit denen sie ihre Videos auf You Tube publizieren.

Das Schulprojekt zu *Nathan Der Weise* (Ben Polaster 2009) folgt dem Konzept des Rollenspiels. Anders als in der Aufführung haben die Lerner nicht die Aufgabe, die dargestellte Welt des Werkes und die darin festgeschriebene Psyche der Figuren zu inszenieren, sondern sich selbst in die im Werk dargestellte Welt einzubringen. Das Video nimmt zur Grundlage des Rollenspiels die Anfangsszene in Nathan, als er vom Hausbrand und der Rettung Rechas vom Tempelherrn erfährt. Das Video wird als Reportage von einem Unfallort inszeniert. Eine Journalistin berichtet über den Brand. Man sieht Aufnahmen eines brennenden Papierhauses und hört Schreie um die Hilfe aus dem Off. Danach werden Daja, der Tempelherr und Recha interviewt. Die Figuren erzählen von ihren Erlebnissen. Der Tempelherr wird nach der Motivation seiner Handlung gefragt. Der junge Darsteller antwortet im Einklang mit der Dramenhandlung und der Figurenpsyche. Die Darstellerinnen der Figuren Daja und Recha halten sich aber nicht an die literarische Vorlage, sondern präsentieren ganz andere Typen als die Dramenfiguren.

In Schülervideos mit Animationsfilmen werden unterschiedliche Animationstechniken verwendet, darunter auch solche, die aus den Computerspielen stammen. In der Nacherzählung der Ringparabel (MadameSmarty pants 2010) wird die Animation der *Sims* (Version 2.0) genutzt. Mit dem graphischen Programm des Spieles werden die orientalische Innenausstattung des Palastes von Saladin und die Avatare von Saladin und Nathan kreierte. Die Avatare sind passend gekleidet und zeigen beim Gespräch entsprechende Mimik. Es werden auch die Binnenhandlung der Ringparabel mit den Avataren des Vaters und seiner drei Söhne sowie die Wohnräume visualisiert. Der Text ist leider kein Originalvers des Dramas, sondern eine sprachlich sehr einfache Nacherzählung der Parabelhandlung.

Eine interessante Schülerarbeit entstand zu filmischen Auszügen von *Effi Briest*, der vorübergehend letzten Verfilmung des Fontane-Romans in der Regie von Hermine Huntgeburth mit Julia Jentsch in der Titelrolle (2009) (pcdm92 2010). Ausgewählte Filmszenen ohne Ton bilden die visuelle Seite des von Schülern erfundenen Tagebuchs von Effi, in dem sie ihre emotionellen Zustände und Gedanken notiert. Der Schülertext wird als Kommentar zum Filmgeschehen von einer Mädchenstimme aus dem Off vorgelesen. Eine alte, bewährte Methode des handlungsorientierten Literaturunterrichts: das Schreiben des Tagebuches einer Handlungsfigur wird hier um Filmausschnitte ergänzt, als Video mit dem Text des Tagebuches im Soundtrack digital aufgenommen und ins WWW hochgeladen. Die Arbeit ist ein Beweis dafür, dass die auf Videportalen präsentierten Interpretationsmethoden nichts anderes sind

als die Weiterführung der Methoden des handlungs- und produktionsorientierten Unterrichts mit digitalen technischen Mitteln.

Eine Inszenierung der Endkapitel von *Effi Briest* haben amerikanische Germanistikstudenten/innen unternommen (KP M 2006). Ihre Verfilmung umfasst die letzte Etappe des Lebens von Effi, als sie krank und verlassen war. Die Darstellerinnen sprechen deutsch mit einem hörbaren fremden Akzent, sind aber um sprachliche Korrektheit sichtlich bemüht. Das Video ist ein Beweis dafür, dass die Arbeit an Verfilmungen als Methode der handlungsorientierten Interpretation auch im englischen Sprachraum bekannt ist und nicht nur an Oberschulen, sondern auch im Germanistikstudium eingesetzt wird.

Schülertrailer

Ein gelungener Trailer wurde von den Schülern einer Kieler Oberschule zu *Nathan der Weise* gedreht (Möller 2009). Zur Präsentation im Trailer wurden die wichtigsten Handlungsszenen treffend gewählt. Die Figuren sind mit passenden Kostümen gekleidet, so dass ihre Identifizierung und Erkennen der Ereignisse keine Probleme bereitet. Neben der Darstellung des Geschehens lag es den Autoren daran, die Symbolik des Dramas zu vermitteln. Zwischen den einzelnen Dramenszenen werden daher Gegenstände mit symbolischer Bedeutung, vor allem religiöse Symbole gezeigt. Daran sieht man, dass es den Lernern nicht nur um Wiedergabe der Handlung ging, sondern dass sie mit ihrem Video auch die Ergebnisse ihrer Interpretationsarbeit im Unterricht vermitteln wollten.

Gedichtverfilmungen

Eine aufwendige Videoarbeit ist Gedichtverfilmung von *Die Augen in der Großstadt* von Kurt Tucholsky (Kardoeus 2011). Zu dem rezitierten Text ist ein relativ langer Film in der Poetik eines Videoclips entstanden, der weit über die dargestellte Welt des Gedichts hinaus schreitet. Außer den Szenen in der Menschenmenge auf dem Bahnhof und auf belebten Straßen einer Großstadt wird das lyrische Ich, ein junger Mann, auch am anderen Ende der Bahnfahrt aus der Großstadt gezeigt: auf dem Lande, in der Natur, aber auch in verwahrlosten, baufälligen Gebäuden, in denen er herum irrt. Dort trifft er auf ein Mädchen in einer weißen Maske, er sucht sie, wird aber dabei von einer Gestalt im langen schwarzen Mantel und weißer Maske verfolgt, die Bedrohung oder Tod symbolisiert. Die Szenen in der Stadt mit vielen vorbeieilenden Menschen werden mit denen auf dem Lande vermischt. Die Visionen der auf dem Lande getroffenen Gestalten des Mädchens und des Todes verfolgen den Mann auch in der Stadt und weisen auf ein tragisches Ende hin. Die Gedichtverfilmung entwickelt die im Gedicht geäußerten Vermutungen, welche Rolle im Leben des lyrischen Ichs die getroffene Person spielen könnte: „Was war das? vielleicht dein Lebensglück...“ „Es kann ein Feind sein, / es kann ein Freund sein, / es kann im Kampfe dein / Genosse sein“. Es wird auf beide Möglichkeiten hingewiesen: die Figur des Mädchens in der Maske, welche auf ihre Anonymität verweist, deutet auf das vermisste „Lebensglück“, der schwarze Mann dagegen – auf den tödlichen Feind hin. Die Rezitation der letzten Worte des lyrischen Textes „vorbei, verweht, nie

wieder“ wird auf der Visualebene von dem Tod der Hauptfigur des jungen Mannes begleitet, der von dem schwarzen Mann in der weißen Maske erstochen wird.

Die Schülerarbeit ist ein Beispiel dafür, dass die Ergebnisse der kreativen Interpretation eines literarischen Textes mit der Benutzung der modernen technischen Mittel zu interessanten Ergebnissen führen können. Die Autoren des Videos haben sich nicht mit einer simplen und einfallslosen Bebilderung des lyrischen Textes zufrieden gegeben, sondern ihm eigene Assoziationen hinzu gefügt, eine eigene Geschichte dazu erzählt. Sie haben bewiesen, dass sie sich mit dem lyrischen Text ernsthaft, eingehend, kreativ und individuell auseinander gesetzt haben. Sie haben ihn um eigene Konnotationen bereichert und auf Bedrohungen des Einzelnen in der anonymen Menschenmenge hingewiesen, womit sie auf aktuelle Geschehnisse Bezug genommen haben. Das Video überzeugt davon, dass kreative Interpretationsmethoden zu sehr guten didaktischen Ergebnissen führen können.

Unter den Projektarbeiten der Schüler gehört die Gedichtverfilmung von Sarah Kirschs *Bei den weißen Stiefmütterchen* (HdRFreak92 2009) zu den besonders beachtenswerten Gedichtverfilmungen, weil sich darin wie in einem Tautropfen viele Merkmale, Tendenzen und Probleme der gegenwärtigen Didaktik, Literaturwissenschaft, Popkultur und Remediation widerspiegeln.

Im Video treten zwei jugendliche Darsteller auf. Das Mädchen stellt das lyrische Ich dar: sie sagt das Gedicht auf und führt Tätigkeiten aus, die zur dargestellten Welt des lyrischen Textes gehören: kommt zum verabredeten Ort unter der Weide, unter der weiße Stiefmütterchen wachsen (allerdings nur angedeutet, denn im Blumentopf), wartet auf den Geliebten, wobei ihre wachsende Ungeduld und Kummer durch das Gehen hin und her angedeutet werden, spricht mit der Weide, deren Stimme aus dem Off erklingt. Die möglichen Vorkommnisse, die den Geliebten am Erscheinen hinderten, werden nacheinander beim Vorsagen der entsprechenden Verse gezeigt (z.B. ein Mann liegt mit dem gebrochenen Fuß auf der Couch, die Straßenarbeiten). Die Visualebene des Videos ist damit größtenteils rein illustrativ. Es kommt aber auch ein symbolisches Element vor: die Kerze, die am Anfang angebrannt, brennend gezeigt und am Ende gelöscht wird, symbolisiert die Liebesbeziehung. Das Interessanteste an der Arbeit ist, dass die Autoren/innen des Videos über den Originaltext hinaus gegangen sind und den Fortgang der im Gedicht geschilderten Szene ‚hinzu gedichtet‘ haben. Bei den Schlussworten des Gedichts „dann wollen wir hoffen, er liebt mich nicht mehr“ nimmt das Mädchen das Foto des Geliebten aus der Manteltasche, küsst es, zerreißt es in kleine Stücke, wirft sie zu Boden und geht weg. Dann wird die Kerze gezeigt, die ausgeblasen wird, aber wider Erwarten endet das Video damit nicht, sondern es folgt eine Fortsetzung: es kommt herbei gerannt der verspätete Junge. Er sieht sich um und wirkt verzweifelt, die Geliebte nicht mehr getroffen zu haben. Er wartet, geht hin und her, schaut sich mehrmals um und bemerkt das zerrissene Foto am Boden. Er sammelt die Fetzen und geht sich immer umsehend ab.

Mit der Fortsetzung des Gedichts sind die jugendlichen Rezipienten in ihrer Arbeit in einen schöpferischen Dialog mit dem poetischen Text getreten und haben ihn auf ihre Weise umgeformt. Die Aussage des Gedichts wurde dadurch verändert.

Im Gedicht wird das Ende einer außerehelichen Liebesbeziehung gezeigt, die von dem Mann, vermutlich aus Vernunftgründen, beendet wird. Das suggeriert, dass die Beziehung seinerseits ein vorbeigehendes, bedeutungsloses Abenteuer war, welches zu beenden ist, sobald es langweilig bzw. lästig wird. Das weibliche lyrische Ich ist dagegen in diese Beziehung tief engagiert, obwohl es die bestehende Ehe des Mannes und seine Verpflichtungen der Familie gegenüber beachtet und in Betracht zieht, dass die Liebe seinerseits von keiner langen Dauer sein wird. Die Frau macht sich Sorgen um den Geliebten, versucht sich zunächst durch Täuschung zu trösten, versteht aber seinen Entschluss, wünscht ihm Glück und zieht sich zurück.

Diese, nach der Art eines poetischen Textes nur leise zwischen den Zeilen mitschwebende Entsagung einer liebenden reifen Frau konnte möglicherweise von den jugendlichen Lesern aus Mangel an entsprechender Lebenserfahrung noch nicht nachvollzogen werden. Sie wird daher aus ihrer Perspektive umgedeutet und in ihre Erfahrungswelt übertragen. Aus einer komplizierten reifen Liebesbeziehung wurde ein Missverständnis wegen Verspätung gemacht, und dadurch zugleich aus einer vielschichtigen lyrischen Bekenntnis – eine platte love story. Das Ende des Videos suggeriert im Gegensatz zum Gedicht, dass die Beziehung nach der Klärung des Vorfalles weiter bestehen wird, denn der Junge sammelt das zerfetzte Bild und läuft dem Mädchen nach, um es wieder zu finden. Diese Umsetzung zeugt von der Konzentration der Autoren/innen auf die Elemente der dargestellten Welt und das Narrative. Der lyrische Ausdruck tritt in den Hintergrund, anstatt dessen wird eine Geschichte erzählt.

Manche Kommentare zum Video zeigen, dass diese Interpretationsart auf Ablehnung gestoßen ist: „Da hat jemand zu viele Hollywood-Filme geguckt [...].das ‚Ende‘ ist doch schon ziemlich aus der Luft gegriffen. [...] Dann habt ihr aber nicht das Gedicht visualisiert und umgesetzt, sondern [...] etwas hinzugedichtet. Macht leider nicht wirklich etwas her. [...] Das nimmt dem Ganzen schon ein ganzes Stück... Sinn“ (HdRFreak92 2009:XX). Die Autorin antwortet darauf selbstbewusst: „[...] Aber uns ist klar das das Ende von uns dazugedichtet bzw. erfunden wurde. Wir wollten uns noch etwas ausdenken, was dem Gedicht vllt. eine etwas andere Richtung noch zeigt“ (ebenda). Eine andere Zuschauerin meint vermittelnd: „[...] jeder interpretiert es halt anders. Also ein ‚falsch‘ gibt es nicht wirklich, außer man zielt völlig daneben“ (ebenda).

Die Kommentare zeugen davon, dass es in der Schule und im allgemeinen Bewusstsein der Rezipienten trotz Bemühungen der antihermeneutischen und dekonstruktivistischen Interpretation der postmodernen Literaturwissenschaft nach wie vor ein dringender Wunsch nach einer ‚richtigen‘ Interpretation im Einklang mit dem Originaltext besteht und Abweichungen davon nicht allgemein akzeptiert werden. Der Wettstreit der Interpretationen findet Abbild in der Didaktik und in unterschiedlichen Herangehensweisen der Literaturlehrer an die Interpretationsfrage, die sich in Videoarbeiten der Schüler manifestieren. An ihnen lässt sich sehr gut ablesen, ob der jeweilige Lehrer die Interpretationsfreiheit seiner Schüler akzeptiert (indem er neuartige Interpretation der Schüler mit vielen Punkten für die Projektarbeit bewertet) oder ablehnt.

Der Hinweis auf „Hollywood-Filme“ ist jedoch durchaus treffend. Die global vorherrschende Popkultur und darin wurzelnde Gewöhnung der Rezipienten an trieviale Klischees prägen nachhaltig die Rezeptionsweise der jungen Generationen. Feinheiten, Mehrdeutigkeiten und Subtilitäten kommen nicht gut an: was von populären Denkschemata abweicht, wird übersehen. Man wünscht sich dringend ein harmonisierendes happy end und lehnt Unstimmigkeiten, Brüche und pessimistisches Weltbild ab, welche das Wohlfühl stören.

Das Schülervideo veranschaulicht Tendenzen audiovisueller Adaptionen jeder Art, ob filmischer oder theatralischer, veranlasst einen Streit um Interpretationen und zeugt, wie alle anderen Schülervideos mit Literaturverfilmungen, von vorherrschenden Tendenzen in der Didaktik: Mediatisierung und Handlungsorientierung.

Zu betonen ist die Selbstständigkeit der jugendlichen Autoren des Videoprojekts, die souverän die Textvorlage nach ihrem Ermessen und ihrer mentalen Welt interpretieren und damit Sinn und Ziel der kreativen Interpretation realisieren, indem sie den Text nach ihren Bedürfnissen umgestalten, eigene Bedeutung darin finden, sie in ihr Videoprojekt hinein legen und damit eigene Wege in der Auseinandersetzung mit dem Text gehen.

Audiovisuell remediatisiert werden nicht nur die Gedichte ehrwürdiger Klassiker, sondern auch gegenwärtiger Lyriker. An Hochschulen in Köln und Düsseldorf wurden Gedichte junger Lyrikerinnen und Lyriker aus Nordrhein-Westfalen verfilmt oder als animierte Clips inszeniert. Entstanden sind Kurzfilme und Animationen zu Gedichten von Marie T. Martin, Julia Trompeter, Sina Klein, Christoph Wenzel, Marius Hulpe, Adrian Kasnitz und Jürgen Nendza. Das gesamte Programm wurde auf dem Internationalen ZEBRA Poetry Film Festival in Berlin uraufgeführt und ging später auf Tournee. Die Vorführungen wurden von Lesungen begleitet (*Poesiefilme aus NRW* 2014). Der Event wurde in Zusammenarbeit mit dem Portal Literaturstadt Düsseldorf durchgeführt.

Gedichtvisualisierungen

Eine populäre, medientechnisch einfache Interpretationsmethode in Bezug auf die Lyrik ist Gedichtvisualisierung, also die Schilderung der dargestellten Welt des Gedichts mit statischen Bildern, Graphiken, Fotos u.a. Ein Beispiel für die einfachste Visualisierung findet man in der Arbeit für den Deutschleistungskurs zu *Mailied* von Goethe (peppawutz23 2011). Der Text erscheint Zeile für Zeile, manchmal mit einfachen Animationen der Wörter und Buchstaben, wie in der Power-Point-Präsentation, vor dem Hintergrund der Bilder, meistens Naturfotos. Der Text wird nicht rezitiert, er soll nur gelesen werden. Die Tonebene besteht aus klassischer Musik. Die zur Herstellung der Visualebene ausgewählten Bilder sind rein illustrativ, eine direkte visuelle Umsetzung der Sprachebene, wie im Bildwörterbuch. Illustriert wurden vor allem Substantive: Blume, Himmel, Natur, Sonne, Flur, Herz, Blut. Die direkte Wörtlichkeit der Visualisierung ist so aufdringlich, dass sie sogar vorteilhaft in der didaktischen Hinsicht ist sie lässt sich bei der Arbeit am Gedicht im DaF-Unterricht ausnutzen und in der Übungsphase zur Wortschatzüberprüfung mit dem lückenhaften Gedichttext einsetzen.

Brickfilme

Eine interessante Schüleranimation ist der Brickfilm zu Büchners *Woyzeck* (Psycho-HirschStudios 2011). Der Inhalt des Dramas ist genau wieder gegeben. Die Animation ist sehr sorgfältig ausgeführt, die Handlungsorte mit aufwendiger Lego-Dekoration dargestellt, und die ‚Kleidung‘ der Figuren lässt ihre Rolle im Drama erkennen. Den Figuren sind verschiedene Sprecherstimmen zugeordnet. Die Figurenrede entspricht jedoch nicht dem Originaltext, wie in allen Inhaltsangaben, ist die sprachliche Version in einer einfachen Alltagssprache verfasst.

Die Autoren haben einen besonderen Wert auf die Darstellung der psychischen Zustände von Woyzeck gelegt. Mit diversen Spezialeffekten wird versucht, den heran ziehenden Wahnsinn der Hauptfigur wieder zu geben. Dazu wurde auch eine entsprechende Musik gewählt, sie ist ein wichtiger, Stimmung bildender Faktor in der Animation. Ein gutes Beispiel dafür finden wir in der Tanzszene: die heitere Tanzmusik übergeht ins Dröhnen, um Woyzecks Eifersucht zu schildern, wenn er Marie mit dem Tambourmajor tanzen sieht. Toneffekte wie Keuchen, Klirren und andere natürliche Geräusche in Verbindung mit Bildeffekten wie Zittern, Bildverzerrungen, tanzende Wände, fliegende Gegenstände wiedergeben den Wahnsinn von Woyzeck. Es werden auch seine Visionen und symbolische Figuren gezeigt: eine schwarze Figur, die Woyzeck berührt, symbolisiert den Tod. Außen- und Innenräume werden mit Lego-Bausteinen sorgfältig gebaut, es werden viele Details der Kantine, der Zimmer, des Waldes im ‚Bühnenbild‘ untergebracht. In dieser Schülerproduktion bemerkt man eine große Sorgfalt in der Wiedergabe des Dramentextes auf vielen Bedeutungsebenen, die über die bloße Schilderung der Handlung hinaus geht.

Die Schülervideos werden sehr oft von anderen Schülern gesehen. Sie suchen darin Hilfe bei der Vorbereitung auf den Deutschunterricht, haben aber sehr kritische Einstellung zu den Leistungen ihrer Kollegen/innen, und drücken ihre Kritik schonungslos aus. Aber ebenso oft werden Lob und Dank ausgesagt. Die Schüler freuen sich, dass sie nach dem Sehen des Videos Inhalte und Zusammenhänge besser verstanden haben, und dass die Videos ihnen eine große Hilfe bei der Vorbereitung auf den Deutschunterricht geleistet haben.

An den oben besprochenen Beispielen wurde gezeigt, wie vielfältig in der methodischen Hinsicht die Arbeit der Schüler an eigenen audiovisuellen Interpretationen der literarischen Werke mit dem Einsatz der neuen Medien sein kann. Die Durchführung der szenischen Interpretationen und ihre Verfilmung, Speicherung und Publikmachung im Internet entwickeln alle literarischen Kompetenzbereiche: die Rezeptions-, Produktions- und Gestaltungskompetenz, darüber hinaus die Medienkompetenz. Die handlungsorientierten Methoden der szenischen Interpretation mit dem Einsatz der digitalen Medien sind sehr populär im deutschen und englischen Sprachraum. An polnischen Schulen und Hochschulen werden sie aber kaum eingesetzt, wovon der Vergleich der Schülerarbeiten zu deutschen und polnischen Schullektüren auf YouTube überzeugt. Zu polnischen muttersprachlichen Pflichtlektüren findet man so gut wie keine Schülervideos.

Remediation der Literatur auf Twitter

Bestehende Literatur-Rewritings auf Twitter liefern die Idee eine ähnliche Aktivität seitens der Lernenden. Die Umschreibungen können online auf dem Twitterkonto, im Facebook, in Mailinglisten, Unterrichtsblogs oder auf Lernplattformen präsentiert werden. Die Lerner können Werkinhalte mit Tweets auf witzige Weise wiedergeben, wie im Projekt zu Grimms Märchen. Der Umschreibung literarischer Werke können Pflicht- und Freizeitlektüren der Lernenden unterliegen. Die Tweets können zur Durchführung eines Quiz im Präsenzunterricht dienen bzw. online auf dem Twitterkonto, im Facebook, in Mailinglisten, Unterrichtsblogs oder auf Lernplattformen präsentiert werden.

Ein Modellprojekt zur Lyrik-Remediatisierung mit Twitter, ‚Sturm & Drang & Twitter‘ wurde an einer Oberschule in Berlin-Neukölln im Schuljahr 2012 durchgeführt. Das Ziel des Projekts war, die Schüler auf die typischen lyrischen Inhalte und den sprachlichen Ausdruck des Sturm und Drang zu sensibilisieren. In dieser Epoche wurden bisher private Themen wie Liebe, Freundschaft, Freude, Angst und Traurigkeit in der Literatur öffentlich behandelt. Die Projektleiter bemerkten, dass die Spannweite zwischen der verdichteten Sprache und dem Spiel mit (globaler) Veröffentlichung privater Inhalte auch im Twitter zu finden ist. Die Lerner sollten die alten lyrischen Ausdrucksformen mit moderner mobiler Kommunikation erkunden und im Twitter ein Tool erkennen, das auch für das Publizieren von Gedanken und Sprachspielen geeignet ist. Die Beschränkung auf 140 Zeichen fördert Sprachbewusstsein und Textkompetenz. Als Ergebnis des Unterrichtsprojektes sind lyrische Tweets entstanden, in denen die dargestellte Welt der beiden Goethe-Gedichte unter Verwendung der für den Sturm und Drang typischen Motive ‚nachgewittert‘ wurde. Das Projekt gipfelte in der eigenständigen Performance eines der Goethe-Gedichte *An den Mond* und *Maifest* (Vincentino ev 2012).

Eine andere Verfahrensweise ergibt sich aus der Nachahmung des Projekts zum Twitterdrama *Reorbit*, in dem im Namen literarischer Figuren oder bekannter historischer Personen getwittert wird. Die Lerner können sich in literarische Figuren versetzen und in ihrem Namen twittern. Auf diese Weise entstehen Eingreifstexte mit inneren Monologen oder Tagebuchaufzeichnungen der literarischen Figuren, die mit dem modernen Kommunikationsmedium Twitter geschrieben und anderen Lernenden präsentiert werden.

Die Umschreibungen können auch zur Durchführung eines Quiz im Präsenzunterricht dienen. Die Lerner verfassen Twitter-Umschreibungen der im Unterricht behandelten Pflichtlektüren und Wahlpflicht- bzw. auch ihrer Freizeitlektüren. Andere Lernende erraten, um welche Titel es sich handelt.

Zahlreiche und vielfältige Formen der digitalen Remediation von Literatur bilden eine unerschöpfliche Quelle der Materialien, die im Literaturunterricht auf vielfache Weise zur abwechslungsreichen und motivierenden methodischen Inszenierung der Lerninhalte eingesetzt werden können. Auf diese Weise trägt das Web 2.0 zur Bereicherung des Literaturunterrichts bei.

Literatur

- Aciman, Alexander/ Rensin, Emmett: *Twitteratur: Weltliteratur in 140 Zeichen*. Carl Hansen Verlag, München 2011 (2009).
- Arki-sama's Kanal: *Emilia Galotti – verständlich. Teil 1*. 2008. https://www.youtube.com/watch?v=KLyA_XmYdws [Zugang 20.04.016].
- Ben Polaster: *Nathan Der Weise (Die Reportage) Deutschprojekt 10n*. 2009 <https://www.youtube.com/watch?v=pDEEPFhXWoQ> [Zugang 20.04.016].
- Bolter, Jay/ Grusin, Richard: *Remediation. Understandig New Media*. MIT Press, Cambridge 1999.
- Borchert, Wolfgang: *Schischyphusch oder der Kellner meines Onkels. Jochen Malmsheimer liest Wolfgang Borchert*. 2003. <http://www.youtube.com/watch?v=gYi9Gd3fkIo> [Zugang 20.04.016].
- Erl, Astrid: *Odysseus' Reisen. Remediation und transkulturelle Erinnerung*. In: Klein, Sonja/ Liska, Vivian/ Solibakke, Karl /Witte, Bernd (Hrsg.): *Gedächtnisstrategien und Medien im interkulturellen Dialog*. Königshausen und Neumann, Würzburg 2011, S. 125-143.
- Grimms Märchen in 140 Zeichen*. Wettbewerb 2013. <https://twitter.com/tinyfables> [Zugang 20.04.016].
- Gutenberg-DE*. Textarchiv für deutsche und Weltliteratur <http://gutenberg.spiegel.de/> [Zugang 20.04.016].
- HdRFreak92: *Gedichtvisualisierung „Bei den weißen Stiefmütterchen“ (Sarah Kirsch)*. 2009. <https://www.youtube.com/watch?v=5Vf8ciXDUkA> [Zugang 20.04.016].
- Kabale und Liebe*. ZDF-Film 2005, Drehbuch und Regie Leander Haußmann. Trailer und Rezension <http://www.tittelbach.tv/programm/fernsehfilm/artikel-1461.html> [Zugang 20.04.016].
- Kafka, Franz: *Betrachtung* 2008. <https://www.youtube.com/watch?v=flc-2pwVXSM> [Zugang 20.04.016].
- Kafka, Franz: *Die Verwandlung*. Hörbuch. Hörspiel Fabrik 2014. <http://www.youtube.com/watch?v=sQWBmH69uhU> [Zugang 20.04.016].
- Kanal von WertherPlaymo: *Die Leiden des jungen Werther Playmobil Film*. 2012. http://www.youtube.com/watch?v=ZC15RaqqL_c [Zugang 20.04.016].
- Kardoeus, Jakob: *Augen in der Großstadt - Kurt Tucholsky – Gedichtverfilmung 2011* <https://www.youtube.com/watch?v=XQGJIKGq5xw> [Zugang 20.04.016].
- KP M: *Effi Briest, The Movie*. 2006. <https://www.youtube.com/watch?v=VpnQntID5qE> [Zugang 20.04.016].
- Leubner, Martin / Saupe, Anja / Richter, Matthias: *Literaturdidaktik*. Akademie Verlag Berlin 2012.
- MadameSmartyPants: *Die Ringparabel mal anders! (Sims 2 Version)* 2010 <https://www.youtube.com/watch?v=RCX-frsxh2E> [Zugang 20.04.016].
- makemediabremen *Der Spinnerin Nachtlied* 2015 <https://www.youtube.com/watch?v=190imIWn3-c> [Zugang 20.04.016].
- Mangkunegaran: *Mascha Kaléko Blatt im Wind* 2009. <https://www.youtube.com/watch?v=vRdoF8AY6H0> [Zugang 20.04.016].
- Möller, Fabian: *Nathan der Weise Trailer der 11a der Ricarda Huch Schule Kiel*. 2009. <https://www.youtube.com/watch?v=NiBbAV3XmD6U> [Zugang 20.04.016].

- Mouviemager: *Poesiefilm - Schwermut (August Stramm)*. 2010. <https://www.youtube.com/watch?v=VhrctoOPIOQ> [Zugang 20.04.016].
- pcdm92: *Tagebuch der Effi Briest part 1*. 2010. https://www.youtube.com/watch?v=_n1-dX6wPAE [Zugang 20.04.016].
- peppawutz23: *Mailed von Goethe* 2011 <https://www.youtube.com/watch?v=VjVcWb4iChk> [Zugang 20.04.016].
- Poesiefilme aus NRW*. <http://www.literaturstadtduesseldorf.de/calendar/29/2797-Poesiefilme-aus-NRW.html> 10.12.2014 [Zugang 20.04.016].
- PonUEditing: *Die Küchenuhr – Borchert Deutsch S4*. 2013. <https://www.youtube.com/watch?v=ITS2uYSab7w> [Zugang 20.04.016].
- PsychoHirschStudios: *Brickfilm – Woyzeck* 2011. <https://www.youtube.com/watch?v=U3NUBdSxI8s> [Zugang 20.04.016].
- Reorbit*. 2011. <http://reorb.it/> [Zugang 20.04.016].
- Scheller, Ingo: *Wir machen unsere Inszenierungen selbst. Szenische Interpretation von Dramentexten*. Band I, II. Universität Oldenburg, Zentrum für Pädagogische Berufspraxis, Oldenburg 1989.
- SirElletLover1: *Gefunden*. 2014. https://www.youtube.com/watch?v=6_Xn9BcYcHw [Zugang 20.04.016].
- Sommer, Michael (mwstubes): *Nathan der Weise to go (Lessing in 12 Minuten)*. 2015. <https://www.youtube.com/watch?v=ASxe0uZQZWc> [Zugang 20.04.016].
- Sommers Weltliteratur to go* <https://www.youtube.com/user/mwstubes/videos> [Zugang 20.04.016].
- Turkowska, Ewa: *Deutsche Literaturgeschichte in Übungen. Das Ergänzungsprogramm im Internet* 2014 b <http://literaturdidaktik.republika.pl/elearning.html> [Zugang 20.04.016].
- Turkowska, Ewa: *Deutsche Literaturgeschichte in Übungen. Mit einem Ergänzungsprogramm im Internet*. Printshop Radom 2014 a. Online: <http://elisa20.republika.pl/1SkladUbungen.pdf> [Zugang 20.04.016].
- Verdi, Giuseppe: *Don Carlo. Dirigiert von Riccardo Muti*. La Scala, Mailand 1994. <http://www.youtube.com/watch?v=EOf9QGD0E-w&feature=related> [Zugang 20.04.016].
- Vincentino ev: *Twitteratur*. 2012 <http://www.vincentino.de/wordpress/twitteratur/> [Zugang 20.04.016].

Schlüsselwörter

digitale Remedation, Literaturdidaktik, Mediendidaktik, Handlungsorientierung

Abstract

Remediation of literature on the Web 2.0 and its importance for literature didactics

The article presents the forms of digital remediation of literature and its importance for literary education. In the beginning the relationships between remediation, literature and didactics are discussed. Chapter two classifies and describes many forms of digital remediation of literature. The next chapter describes the didactic situation in teaching literature. The main part of the article is devoted to the description of examples of the main types of digital remediation, important for literary learning, and inspiration it provides for teaching. Creating their own forms of literature remediation develops students' productive literary competence and media competence. Visualisation, filming narrative and lyric texts and making them available online play a very important role in literary education.

Keywords

digital remediation, literature didactics, new media didactics, hands-on-activities

Wandlungen des publizistischen Stils in der deutschen Tagespresse nach der Wende – 1990 bis zur Gegenwart (Forschungsbericht)

Im Zeitalter der Informationen und der Massenmedien gewinnt die Pressesprache immer mehr an Wichtigkeit und Bedeutung. Dank dem technischen Fortschritt ist es heute leicht, möglichst viele Empfänger in kurzer Zeit weltweit zu erreichen: Die Pressesprache gewinnt an ihrer räumlichen Verbreitung. Die Pressesprache ist heute nicht nur eine Vermittlungssprache, dank welcher bestimmte Inhalte durch verschiedene Informationsträger vermittelt werden. Man kann sie auch als eine Sprache, die den Individualstil von jedem Empfänger beeinflusst, bezeichnen.

Mit der Entwicklung und den Tendenzen der Pressesprache befassen sich nicht nur viele linguistische Disziplinen (wie z.B. Stilistik, Lexikologie, Phraseologie, Semiotik, Textlinguistik oder Soziolinguistik), sondern auch die journalistische Kommunikationswissenschaft. Heute wird die Sprache als ein soziales Phänomen betrachtet. Der Linguist M. Hartig meint: „In der Sprache spiegelt sich das wahre Gesicht der Gesellschaft wider“¹. Dieser Punkt ist einer der Gründe, warum heute bei der Sprachforschung die Soziolinguistik an Bedeutung gewinnt.

In der stilistischen Forschung, die ich im Rahmen meiner Dissertationsarbeit durchgeführt habe, befasste ich mich mit vielen Aspekten der Wandlung der Pressesprache. In folgendem Bericht möchte ich mich mit den meiner Meinung nach wesentlichsten Aspekten der Wandlung des publizistischen Stils befassen. Es handelt sich um folgende Aspekte:

- Wortschatz fremder Herkunft
- Sprachökonomie (Satzlänge / Satzverkürzung)
- Stilfärbung

Die Medienlandschaft in Deutschland ist breit und umfasst eine Vielfalt von Presseträgern. Die Heterogenität der Presseträger geht Hand in Hand mit der Heterogenität ihrer Sprache. Jeden Presseträger charakterisiert seine individuelle Sprache (sein individueller Stil). In Rahmen meiner Dissertationsarbeit war es wichtig solche Presseträger zu finden, die man als charakteristische Repräsentanten der Pressesprache bezeichnen könnte und die eine objektive Stilforschung ermöglichen würden.

Letztendlich entschied ich mich für die Tageszeitung der Qualitätspresse – Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), die sozialistische Tageszeitung Neues Deutschland

¹ M. Hartig: Sprache und sozialer Wandel. Stuttgart 1981, S. 28.

(ND) und die Boulevardzeitung BILD. In der durchgeführten Stilanalyse wurden insgesamt 55 Ausgaben der Tageszeitungen aus dem Zeitraum von 1988 bis 2013 analysiert.

1. Wortschatz englischer Herkunft in der Pressesprache

Seit langem herrscht in der Pressesprache der Trend des Anstiegs der Wörter fremder Herkunft, insbesondere aus dem Englischen. Besonders in der Boulevardpresse (BILD) finden wir heute viel mehr Wörter englischer Herkunft als in der Wende- oder Vorwendezeit. Im Zeitraum von 1989 bis 2013 kam es zum Anstieg der Wörter englischer Herkunft um 15%. In der Struktur der Wörter fremder Herkunft im Jahr 1989 bildeten die Wörter englischer Herkunft 23%. Im Jahr 2013 waren es schon 38%. Auch in der Qualitätspresse (FAZ – Frankfurter Allgemeine Zeitung) kam es zum Anstieg der Wörter englischer Herkunft. Im Jahr 1989 bildeten diese nur 5% von allen Fremdwörtern. Im Jahr 2013 waren es schon 12%.

Der Charakter der Wörter englischer Herkunft in der Boulevardpresse und in der Qualitätspresse ist nicht gleich.

In der Boulevardpresse handelt es sich meistens um Modewörter oder umgangssprachliche Ausdrücke aus dem Englischen. In meiner Analyse habe ich diverse Ausgaben von BILD im Zeitraum von 1989 bis 2013 näher untersucht, mit dem Fokus auf die Wörter englischer Herkunft (z.B.: „Ihr *Lover* Adnan prahlt vor Freuden“, „... ist er nach dem Tennis-*match* mit seinem Bruder...“, „Nach dem Frontal *Crash* aufs Dach geschleudert“²). Häufig kamen Wörter wie „*Crash*“, „*Lover*“, „*Victory*“, „*Kids*“, „*Winner*“, „*Small talken*“ oder „*Cop*“ vor. Es muss konstatiert werden, dass sich die Mehrheit dieser Wörter englischer Herkunft semantisch mit existierenden deutschen Wörtern deckt (z.B. „*Lover*“ – *Liebhaber*, „Tennis-*match*“ – *Tennispiel*, „Frontal *Crash*“ – *Frontaler Zusammenstoß*).

Sprechen wir von Wörtern englischer Herkunft in der Qualitätspresse, so handelt es sich meist um Neologismen mit einer neuen semantischen Schattierung. Diese Wörter werden später lexikalisiert und gehen in die deutsche Hochsprache über. In meiner Analyse habe ich einzelne Ausgaben der FAZ im Zeitraum von 1989 bis 2013 näher untersucht. Als Beispiele können folgende Fremdwörter angeführt werden: „Athen ist in der IWF Terminologie *off track*...“, „Man werde keinen *Eurobonds* zustimmen“, „Seine neuen Ideen werden in dieser *App* integriert“, „Das wissen natürlich die konservativen *Hardcore-Euroskeptiker*...“³. Anders als im Fall der BILD können Wörter englischer Herkunft in der FAZ nur schwer durch deutsches Wortgut ersetzt werden. Sie schließen weitgehend semantische Lücken, die durch das Entstehen neuer Denotate zustande gekommen sind. Der Wortschatz fremder Herkunft in der FAZ dient dezidiert dem Erhöhen der Klarheit von übermittelten Informationen.

² Bild Zeitung: Montag – 21.5.2012, Nr. 117/21, 60. Jahrgang, Berlin, S. 2.

³ Frankfurter Allgemeine Zeitung: Freitag – 2.11.2012, Nr. 256/44D3, 63. Jahrgang, Frankfurt am Main 2012.

Anders als bei BILD, wo die Fremdwörter meistens Modewörter sind und keine spezielle Funktion in dem Bezug auf Klarheit oder Deutlichkeit der übermittelten Informationen erfüllen.

Die steigende Präsenz der Wörter englischer Herkunft kann man durch erhöhte kulturelle, politische und wirtschaftliche Interaktion der europäischen und anglo-amerikanischen Kultur erklären, es handelt sich also um ein allgemeines nicht nur auf den deutschen Sprachraum begrenztes Phänomen.

Die Tendenz zeigt, dass in der Zukunft die Pressesprache u.a. von den in Deutschland lebenden Ausländern beeinflusst wird. Schon heute kann man diverse Wörter aus dem Türkischen, Polnischen, Russischen oder anderen Fremdsprachen in der deutschen Umgangssprache und Alltagssprache finden. Es ist zu vermuten, dass einige von ihnen später auch in die Pressesprache und Hochsprache übergehen. Bereits in der Gegenwart finden sich mehrere Beispiele in der Boulevardpresse: „*Yalla!* rief er ihr zu...“. „Drei *Babuschkas* hießen Putin in Deutschland willkommen!“.

2. Sprachökonomie – Sätze werden kürzer

Die Satzlänge gibt als eine wichtige stilistische Kategorie heute neue Tendenzen in der Pressesprache wieder. Die in der Boulevardpresse gültige Regel, „*dass möglichst viele Informationen auf möglichst kleinem Raum präsentiert werden müssen*“⁴, ist einer der Gründe für die Satzverkürzung. Man kann den Prozess der Satzverkürzung nicht nur in der Boulevardpresse (BILD), sondern auch in der Qualitätspresse (FAZ, WELT) beobachten.

Meine stilistische Analyse⁵ hat gezeigt, dass in der BILD (Boulevardpresse) die Sätze in dem Zeitraum von 1989 bis 2013 um 1,2 Wörter pro Satz kürzer wurden (1989 betrug die Satzlänge in der Bildzeitung 11,1 Wörter pro Satz, im 2012 nur noch 9,9 Wörter pro Satz). Auch in der Qualitätspresse kam es aber zur Satzverkürzung. Im demselben Zeitraum (1989-2013) wurde die Satzlänge in FAZ um 0,6 Wörter kürzer. (Die Satzlänge betrug im Jahre 1989 in der FAZ 14,7 Wörter pro Satz in 2013 nur noch 14,1 Wörter pro Satz).

Die Satzverkürzung ist besonders in der Boulevardpresse stark präsent und wird durch diverse Stilmittel realisiert (vor allem durch Kürzel, Ellipsen, aber auch mehrgliedrige Komposita und Nominalisierung). Die Satzverkürzung ist hier oft mit grammatischen Brüchen verbunden, die unter anderem im System der Satzgliedstellung zu finden sind.

Ein typisches Beispiel für Ellipse in BILD (Boulevardpresse)⁶ ist: „*Ein ganz böses Spiel gegen Kaiser Franz! Die üble Briefattacke – alles Fälschungen!*“. In diesem Fall wurde in den Sätzen das finite Verb und Subjekt ausgelassen, was einerseits

⁴ Walther von La Roche: Einführung in den praktischen Journalismus. Konstanz 1994, S. 29.

⁵ Tomáš Godiš: Die Wandlungen des publizistischen Stils nach der Wende 1990 in der deutschen Presse, Katolícka Univerzita, Ružomberok 2013, S. 137.

⁶ Bild: 8.7.2000, Nr. 158/27, 48. Jahrgang, Hamburg, S.1.

nicht nur gegen grammatische sondern auch stilistische und lexikologische Regeln verstößt, andererseits auf den Trend der gesprochenen Umgangssprache hinweist.

Die Ellipse ist auch in der Umgangssprache oft verwendeter Stilmittel. Ich vermute, dass gerade durch umgangssprachliche Ausdrucksmittel Ellipse in die Pressesprache der Boulevardpresse übergeht.

In der Qualitätspresse der Gegenwart kommen gegenüber der Wendezeit erheblich mehr Nominalisierungsketten und Kürzel vor. Sie bilden hier die Hauptmittel der Satzverkürzung. Man findet aber auch Ellipsen, diese werden jedoch hauptsächlich in den Titelüberschriften eingesetzt.

Die Tendenz in der Sprachökonomie zeigt, dass man auch in der Zukunft mit der Verkürzung der Sätze in allen Typen der Presse rechnen muss.

3. Stilfebung – umgangssprachliche Stilfebung wird dominant

Die Stilfebung ist „eine der wichtigen stilistischen Größen“⁷. Die Analyse der Pressesprache im Zeitraum von 1989 bis 2013 hat gezeigt, dass die größte Änderung im Bereich der Stilfebung gerade in der Qualitätspresse⁸ vorliegt. Die Stilfebung verschob sich in der Qualitätspresse deutlich in die Richtung familiär-salopp. Vor der Wende (Analyse aus 1988) dominierte in der FAZ die gehobene Stilfebung mit 67% (der gesamten Struktur der Stilfebung – die Nullfärbung wurde in die Struktur nicht mitgezählt⁹) und die umgangssprachliche Stilfebung betrug 33%. Im Jahr 2012 betrug die gehobene Stilfebung 43%, die umgangssprachliche aber schon 51%. Die umgangssprachliche Stilfebung wuchs also um 17% an, die gehobene Stilfebung sank um 23%¹⁰. Dieser Unterschied ist enorm und man muss den Grund für diesen Prozess in der Verwendung des Wortschatzes suchen. Die immer häufiger vorkommenden Redewendungen, umgangssprachliche Ausdrücke und umgangssprachlicher Wortschatz, sowie Dialektismen tragen nämlich dazu bei, dass sich die Stilfebung in der Qualitätspresse immer mehr in die Richtung familiär-salopp verschiebt. Diese Verschiebung kann man sehr gut auf der Stilfebungsskala von E. Riesel, die schon im Jahre 1959 veröffentlicht wurde, gut beobachten¹¹:

Die Stilfebung der Qualitätspresse wird sich höchstwahrscheinlich auch in der Zukunft in die Richtung familiär-salopp verschieben. Der deklarierte Anstieg des umgangssprachlichen Wortschatzes und Ausdrücken aus Dialekten sind Hauptträger dieses Wandels.

Die Pressesprache als ein der wichtigsten Bereiche der öffentlichen Kommunikation ist hoch dynamisch und unterliegt einem ständigem Wandel. Die in diesem Beitrag

⁷ E. Riesel: *Stilistik der deutschen Gegenwartssprache*. Moskva 1959; S. 59.

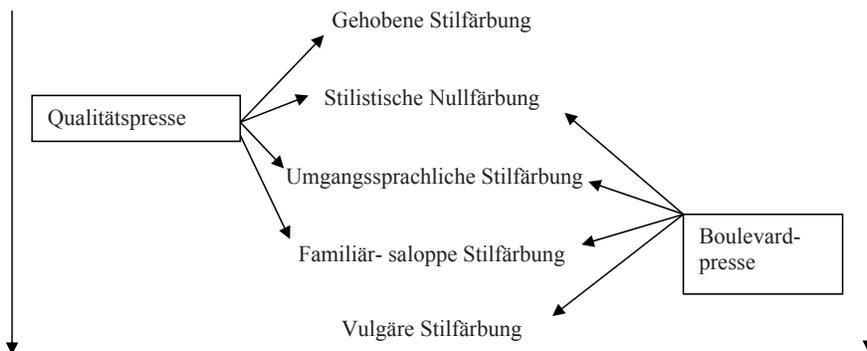
⁸ Ebd., S. 204.

⁹ Ebd., S. 73.

¹⁰ Analyse wurde an diversen Ausgaben der Zeitungen FAZ und ND durchgeführt, mehr nachzulesen in: Tomáš Godiš, *Die Wandlungen des publizistischen Stils nach der Wende 1990 in der deutschen Presse*, Katolícka Univerzita, Ružomberok, 2013, S. 134.

¹¹ E. Riesel: *Stilistik...*, S. 59.

präsentieren Fakten umfassen nur einen Teil der Änderungen der Pressesprache, die ich dennoch für bedeutend und signifikant für die Entwicklung des gegenwärtigen publizistischen Stils halte. Andere Änderungen sind etwa in dem Bereich des Vorkommens der Neologismen, des Dialektwortschatzes, oder Bildungswortschatzes, aber auch in den Morphosyntaktischen Strukturen zu beobachten.



Literaturverzeichnis

- P. Braun: Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Köln 1998.
U. Fix, H. Poethe, G. Yos: Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Leipzig 2001.
T. Godiš: Die Wandlungen des publizistischen Stils nach der Wende 1990 in der deutschen Presse. Katolícka univerzita, Ružomberok 2013.
M. Hartig: Sprache und sozialer Wandel. Stuttgart 1981.
Walther von La Roche: Einführung in den praktischen Journalismus. Konstanz 1994.
C. Mast: ABC des Journalismus. Konstanz 1994.
E. Riesel: Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Moskva 1959.
T. Schippan; Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache; Niemeyer Verlag; Tübingen; 2002; ISBN 3-484-73002-1.

Quellenverzeichnis

- Bild Zeitung; Montag – 21.5.2012; Nr. 117/21; 60. Jahrgang; Berlin; 2012.
Bild Zeitung; Samstag – 8.7.2000; Nr. 158/27; 48. Jahrgang; Hamburg; 2000.
Frankfurter Allgemeine Zeitung; Freitag – 2.11.2012; Nr. 256/44D3; 63. Jahrgang; Frankfurt am Main; 2012.
Frankfurter Allgemeine Zeitung; Mittwoch- 9.2.2000; Nr. 33/6D; 51. Jahrgang; Frankfurt am Main; 2000.

Abkürzungen

- FAZ – Frankfurter Allgemeine Zeitung
ND – Neues Deutschland

Zusammenfassung

„Wandlungen des publizistischen Stils in der deutschen Tagespresse“

Der vorliegende Artikel befasst sich mit den Änderungen des publizistischen Stils in der deutschen Tagespresse im Zeitraum von 1988 bis 2013. Das Ziel ist es die signifikantesten Ergebnisse der Stilforschung, die im Rahmen der Dissertationsarbeit des Autors durchgeführt wurde, dem Fachpublikum näher zu präsentieren. Die Quelle dieser Forschung bildeten 55 Ausgaben der am meisten verbreiteten Tageszeitungen der Qualitätspresse und Boulevardpresse in Deutschland. Es werden Änderungen im Bereich der Stilfärbung, der Sprachökonomie (Satzlänge) und im Bereich des Wortschatzes fremder Herkunft präsentiert. Um ein komplexeres Bild der Änderungen zu verschaffen, werden auch typische Beispiele, die aus der Stilforschung hervorgegangen sind, vorgestellt. Es wird auch noch der Versuch unternommen die Entwicklungstendenzen des gegenwärtigen Stils der Tagespresse zu formulieren.

Zmienność granic normy językowej (na materiale źródeł leksykograficznych). Cz. I: Prohibita w polszczyźnie XX wieku

W *Uniwersalnym słowniku języka polskiego*¹ zawierającym leksykę obiegową współczesnej polszczyzny w artykule hasła *n o r m a* odnajdujemy jako pierwsze (poprzedzone kwalifikatorem książk[kowy]) znaczenie o treści ‘ustalona, ogólnie przyjęta zasada; reguła, przepis, wzór’, z przykładami użycia, w kolejności: „Norma językowa. Normy etyczne, moralne. Normy postępowania, zachowania się. Normy obowiązujące w jakiejś dziedzinie. Postępowanie, zachowanie zgodne z normą. Stosować się do ustalonych norm. Coś staje się, powinno stać się normą, zostało uznane za normę”². Wyraz *n o r m a* „reguła, wzorzec, prawidło”, substancjalnie łaciński, pojawił się w polszczyźnie połowy XIX wieku, podobnie jak i wyraz *n o r m a l n y* ‘zgodny z normą, zwykły, należyty, prawidłowy’ oraz ‘stanowiący normę, wzór, wzorowy’. Zgodnie z definicją zawartą w *Encyklopedii języka polskiego* pod pojęciem *n o r m y j ę z y k o w e j* rozumieć należy „zbiór tych wszystkich środków danego języka (tzn. głosek, morfemów, wyrazów, sposobów ich wymawiania i łączenia w większe całości itp.), które dzięki aprobachie społecznej muszą być właśnie tak używane przez wszystkie osoby mówiące tym językiem, gdyż w przeciwnym wypadku odbiorca odczuwa, że nie mówi się tak, «jak się powinno mówić». Nieprzestrzeżenie normy językowej grozi autorowi niezrozumieniem, zrozumieniem opaczny, lekceważeniem lub ośmieszeniem”³. Nieco krócej objaśniono termin *norma językowa* w *Encyklopedii językoznawstwa ogólnego*, na wstępie podkreślając rolę użytkowników aprobujących jednostki językowe w procesach jej kształtowania. Jako skutki nieprzestrzeżenia normy wskazano jedynie niezrozumienie lub zrozumienie

¹ *Uniwersalny słownik języka polskiego*, pod red. S. Dubisza, t. I-IV, Warszawa 2003 (dalej USJP).

² USJP t. II, s. 1018. Dalej *normą* – zgodnie z drugim znaczeniem – nazywa się ‘ilość, miarę, granicę przewidzianą jako wymaganą lub obowiązującą w jakimś zakresie’ i ilustruje przykładami o treści: „Norma wagi i wzrostu dzieci. Zalecane dzienne normy żywienia. Opracowywać, ustalać normy w jakiejś dziedzinie. Wprowadzać jednolite normy w przemyśle. Ujednolicić normy. Obniżyć, zawyżyć normy”. Ponadto wskazuje się w tym artykule hasłowym jednostki terminologiczne: urzędową i drukarską.

³ W. Pisarek, J. Reczek, „Norma językowa”, [w:] *Encyklopedia języka polskiego*, pod red. S. Urbańczyka, Wrocław – Warszawa – Kraków 1994, s. 226.

niezgodne z intencją nadawcy⁴. We wstępie do *Słownika poprawnej polszczyzny* PWN⁵ W. Doroszewski, redaktor naczelny dzieła, cytuje definicję normy wg Stanisława Słońskiego, który uznawał, że jest nią „zwyczaj powszechny w języku warstw kulturalnych, uświęcony językiem pisarzy”⁶. W. Doroszewski wymienia także i obszernie tam omawia aspekty oceny poprawności językowej, zwane kryteriami, do których zalicza: 1) historyczne, 2) formalno-logiczne, 3) narodowe, 4) estetyczne, 5) geograficzne (zwane też miejscowym), 6) literacko-autorskie. Wskazuje też jako kryterium (sceniczne, szkolne, pisowniowe) sposoby „dostosowywania do potrzeb szkoły, teatru, nauki czy pisowni pewnych ogólniejszych norm, w których powinien się orientować nauczyciel czy kierownik szkoły dramatycznej”⁷. Normę językową w *Nowym słowniku poprawnej polszczyzny* PWN pod red. A. Markowskiego⁸ tłumaczy się z kolei jako „zbiór tych elementów systemu językowego, a więc zasób wyrazów, ich form i połączeń oraz inwentarz tworzenia, łączenia, wymawiania i zapisywania wszelkich środków językowych, które są w pewnym okresie [podkreślenia – ESR] uznane przez jakąś społeczność (najczęściej przez całe społeczeństwo, a przede wszystkim przez jego warstwy wykształcone) za wzorowe, poprawne albo co najmniej dopuszczalne”⁹. W komentarzu dalszym autorzy, uzasadniając, że „użycie środków językowych należących do normy nie naraża autora tekstu na zarzut, że mówi (pisze) źle, błędnie, nie tak, jak jest to przyjęte”¹⁰, podkreślają przede wszystkim pozytywne efekty społeczne w relacjach nadawca komunikatu i jego odbiorca, jako korzyści płynące z odpowiedniego użycia środków językowych normatywnie akceptowanych w komunikacji międzyludzkiej. Ocenie poprawności językowej wg H. Jadackiej i A. Markowskiego służą kryteria: 1) wystarczalności (głównie w zakresie innowacji językowych), 2) ekonomiczności środków językowych, 3) funkcjonalne, 4) uzualne (zwane też kryterium rozpowszechnienia), 5) autorytetu kulturalnego oraz 6) estetyczne. Autorzy opracowania hasła problemowego „Kryteria poprawności językowej”¹¹ krytykują popularne wcześniej kryterium narodowe, uznając je za niepraktyczne, „gdyż z zasady nie ocenia się wyrazu czy połączenia

⁴ Por. Z. Saloni, „Norma językowa”, [w:] *Encyklopedia językoznawstwa ogólnego*, pod red. K. Polańskiego, Wrocław – Warszawa – Kraków 1993, s. 362.

⁵ *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. W. Doroszewskiego, Warszawa 1980 (dalej SPPD).

⁶ S. Słoński, *Słownik polskich błędów językowych*, cyt za: W. Doroszewski, *O poprawności językowej, błędach językowych i kryteriach oceny tych pojęć*, [w:] *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. W. Doroszewskiego, dz. cyt., s. XII.

⁷ W. Doroszewski, *O poprawności językowej, błędach językowych i kryteriach oceny tych pojęć*, dz. cyt., s. XI.

⁸ *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. A. Markowskiego, Warszawa 1999 (dalej SPPM).

⁹ H. Jadacka, A. Markowski, „Norma językowa”, [w:] *Nowy słownik poprawnej polszczyzny*, dz. cyt., s. 1701.

¹⁰ Tamże, s. 1701–1702.

¹¹ H. Jadacka, A. Markowski, „Kryteria poprawności językowej”, [w:] *Nowy słownik poprawnej polszczyzny*, dz. cyt., s. 1667–1669.

wyrazowego tylko ze względu na jego pochodzenie”¹², i podkreślają, że „elementy językowe powinny być bowiem przede wszystkim potrzebne, ekonomiczne i funkcjonalne, a także dostatecznie rozpowszechnione”¹³. Nie uznają również terminu norma językowa za monolit i wymieniają obok n o r m y w z o r c o w e j (które elementy językowe podlegają ocenie przez pryzmat kryterium autorytetu kulturalnego), normę u ż y t k o w ą (podlegającą przede wszystkim kryteriom: uzualnemu, ekonomiczności i funkcjonalnemu), a w jej obrębie – normę p o t o c z n ą (ogólną oraz regionalną) i normę p r o f e s j o n a l n ą ¹⁴. Norma użytkowa, zróżnicowana geograficznie, socjalnie i formalnie, jest liberalna w stosunku do użytkowników polszczyzny i ich zachowań językowych.

Norma rozpatrywana jest i oceniana synchronicznie bądź diachronicznie, toteż na potrzeby niniejszej pracy pod pojęciem polszczyzny współczesnej rozumiem język polski ostatniego półwiecza, zaś polszczyznę najnowszą sytuuję w ostatnim piętnastoleciu. Zmiennością normy, a zatem i granic poprawności, nazywam jej niestałość w danym okresie, ale też właściwość ulegania zmianom, występowania zmian na przestrzeni ostatniego stulecia.

W XX wieku ukazało się wiele opracowań służących kształtowaniu poprawności językowej, ale do najważniejszych wśród nich zalicza się trzy dzieła leksykograficzne: *Słownik poprawnej polszczyzny* S. Szobera¹⁵, wydany po raz pierwszy pod takim tytułem i w takim zakresie w 1948 roku, liczący 17 000 haseł; *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, którego pierwsza edycja pod red. W. Doroszewskiego i H. Kurkowskiej ukazała się w 1973 roku, a obejmujący 20 000 wyrazów; oraz opracowany pod red. A. Markowskiego *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* PWN z 1999 roku, zawierający ok. 31 000 wyrazów. We wszystkich wymienionych słownikach w ich części wstępnej zamieszczono omówienia form fleksyjnych oraz wykazy skrótów, kwalifikatorów i znaków; w słowniku Szobera – obszerny wykaz źródeł, a w dwóch pozostałych – objaśnienia metaleksykograficzne. W najnowszym z wymienionych zamieszczono ponadto pięć bloków tematycznych, w tym trzy („Nazwy geograficzne i etniczne”; „Nazwiska i imiona”; „Skrótowce”) w postaci słowniczków oraz dwa zawierające encyklopedyczne opracowanie części słowotwórczych w polszczyźnie oraz 167 haseł problemowych, jak np.: „Błąd językowy”, „Etyka słowa”, „Innowacja językowa”, „Narzędnik”, „Nazwiska” i inne.

Podobnie jak różne jest podejście autorów ww. słowników do pojęcia normy, poprawności językowej i jej kryteriów, tak różnią się również komentarze normatywne w analizowanych dziełach. Dla przykładu, we wprowadzeniu do SPPD czytamy: „Wyrazy, ich formy i użycia, które uznaliśmy za lepsze od innych, synonimicznych poprzedzamy zaleceniem: *lepiej*. Ostrzeżenie w postaci: *niepoprawne* lub *nie* umieszczamy przy błędnych formach i znaczeniach haseł lub przy niewłaściwych

¹² Tamże, s. 1669.

¹³ Tamże.

¹⁴ Por. H. Jadacka, A. Markowski, „Norma językowa”, dz. cyt., s. 1701–1704.

¹⁵ S. Szober, *Słownik poprawnej polszczyzny*, Warszawa 1958 (dalej SPPS). Jest to rozszerzone i uzupełnione wydanie jego *Słownika ortoepicznego* z 1937 roku.

połączeniach wyrazowych i konstrukcjach składniowych. Niektóre niepoprawne wyrazy (ich formy lub użycia) stanowią odrębne hasła w *Słowniku*; te, które opatrujemy kwalifikatorem: *niepoprawne* zawierają odpowiednią wskazówkę normatywną (...), inne – opatrzone wykrzyknikiem odsyłamy do wyrazów (i form) poprawnych¹⁶. W SPPM natomiast odnajdujemy objaśnienie o treści: „Komentarz taki [normatywny – ESR] wyraża ocenę poprawności użyć pokazanych w haśle, ich ocenę estetyczną, a także pokazuje charakterystyczny kontekst, w którym określone wyrazy mogą wystąpić. (...) O ile to możliwe, w miejsce form gorszych lub błędnych podaje się formy poprawne”¹⁷. O ile w słowniku pod red. A. Markowskiego nie podkreśla się w szczególności sposób rażących błędów językowych, czyli form zakazanych w komunikacji, o tyle wariant taki zastosowano w słowniku pod red. W. Doroszewskiego, wykorzystując do ich oznaczenia kwalifikator graficzny w postaci wykrzyknika (!). Podobne rozwiązanie wzorowane z dużą dozą prawdopodobieństwa na zamyśle zrealizowanym przez autorów *Słownika warszawskiego*¹⁸, opracowanego i wydanego na przełomie XIX i XX wieku, zastosowano w słowniku S. Szobera. Wykrzyknik oznaczający „wyrazy, których unikać należy”, w thesaurusie (a później również w dwóch pierwszych słownikach poprawnej polszczyzny) stawiano przed leksemami niejako normatywnie zakazanymi w polszczyźnie, co pozwala na nazywanie ich prohibitami¹⁹.

W pierwszym polskim słowniku poprawnej polszczyzny (SPPSz), opracowanym przez S. Szobera, odnajdujemy grupę 435 wyrazów oznaczonych znakiem graficznym w postaci wykrzyknika (!), sygnalizującym zakwalifikowanie ich przez normę do jednostek w języku zakazanych. Konfrontacja tych prohibitorów z zasobami leksykalnymi *Słownika języka polskiego*, opracowanego pod red. J. Karłowicza, A. A. Kryńskiego i W. Niedźwiedzkiego, pozwala na wyodrębnienie spośród nich 175 leksemów (40 %) kilkadziesiąt lat wcześniej nieżywojących w polszczyźnie ogólnej, o czym świadczyć może ich brak w *Słowniku warszawskim* (tu zarówno zapożyczenia, np.: *atmy* ‘czarne jagody’, *ausztych* ‘wykrawacz do ciasta’, *delożować* ‘usunąć z mieszkania’, *deszarżować* ‘dawać absolutorium’, *dywergencja* ‘rozbieżność’, *remediować* ‘leczyć, zapobiegać chorobom’, *transumpt* ‘odpis’, jak i słownictwo rodzime, np.: *doświąteczny* ‘przedświąteczny’, *muszący* ‘zmuszony’, *nastawiony* ‘usposobiony’, *odgniot* ‘nagniotek, odcisk’, *przypiękny* ‘przepiękny’, *przywód* ‘przytoczenie, cytata’, *serzaniec* ‘sernik’, *trzechpokojowy* ‘trypokojowy’) oraz 260 leksemów (60 %) o różnym wcześniej stopniu upowszechnienia w języku i akceptacji przez normę, czego znakiem (sygnałem) jest ich słownikowa kwalifikacja.

¹⁶ H. Kurkowska, Cz. Pankowski, „O zawartości słownika”, [w:] *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, dz. cyt., s. XIV.

¹⁷ A. Witorska, „O słowniku”, [w:] *Nowy słownik poprawnej polszczyzny*, dz. cyt., s. XXIII.

¹⁸ *Słownik języka polskiego*, pod red. J. Karłowicza, A. A. Kryńskiego, W. Niedźwiedzkiego, t. I-VIII, Warszawa 1900–1927 (dalej SW).

¹⁹ Prohibita (łac. *prohibitus*, lm *prohibita* ‘zakazane’) to «rzeczy zakazane przez prawo lub władzę, zwłaszcza druki zastrzeżone ze względów religijnych, politycznych lub obyczajowych». Za: *Wielki słownik wyrazów obcych* PWN, pod red. M. Bańki, Warszawa 2010, s. 1023.

W grupie 260 „Szoberowskich” prohibitów żywotnych w języku początków XX wieku jako neutralne wówczas wskazuje się w *Słowniku warszawskim* 149 leksemów, spośród których ponad 1/3 (57 jednostek; 38 %) funkcjonuje w polszczyźnie najnowszej do dziś (głównie jako słownictwo książkowe – 18 jednostek, np.: *amplifikować*, *eksponent*, *niuans*, *poręka*, *progres*, *weryfikować*, i terminologiczne – 13 jednostek, np.: urz. *deponent*, *zapotrzebować*, ekon. i handl. *dotować* i *spedycja*, mat. *gradus*, tech. *trajektoria*, *transporter*; rzadziej neutralne i przestarzałe – po 10 jednostek, np.: *eksponować się*, *kawon*, *wymóg* i *antreprenier*, *nacjonalny*, *stalować*, oraz potoczne – 5 jednostek, np.: *szpryca*, *winkel*, i regionalny – 1: *czarnina*). Pozostałe 111 zaś odnajdujemy jako nacechowane, czyli:

- normatywnie zakazane²⁰: 26 leksemów (czyli 6 % całego wyekscerpowanego ze SPPSz materiału badawczego), z których w najnowszej polszczyźnie odnajdujemy 11 jednostek, w tym 3 neutralne (*tik*, *wykorzystać* i *wykorzystywać*) oraz 8 ograniczonych komunikacyjnie i kwalifikowanych – jako niepoprawne (3): *odkrytka* ‘kartka pocztowa’, *jak raz* ‘sam raz’, *szemat* ‘schemat’; książkowe (3): *degrengolada*, *dokazać*, *sfigować*; potoczny (1): *dezelować*; przestarzały/erudycyjny (1): *eksplikacja*;
- mało używane: 43 leksemy (9,9 %), z których obecnie w języku z różną żywotnością funkcjonuje 17, w tym 4 neutralne (*międzyczas*, *populacja*, *przemieszczać*, *substytuować*) oraz 13 o różnym zakresie ograniczenia komunikacyjnego i kwalifikowanych – jako niepoprawne (4): *bywszy* ‘były’, *cerograf* ‘cyrograf’, *sprycha* ‘szprycha’, *szyzma* ‘schizma’; książkowe (7): *dementować*, *enumeracja*, *industrializacja*, *partycypować*, *symplifikować*, *wykonawstwo*; potoczny (1): *tapet* (żywe we frazeologizmie „mieć na tapecie”); urzędowy (1): *wzbronić*;
- gwarowe: 33 leksemy (7,6 %), z których w polszczyźnie najnowszej ogólnej odnajdujemy 13, w tym 1 neutralny, tj. *użądlić* (o owadzie), oraz 12 kwalifikowanych – jako prohibita (4): *nadojeść* ‘dokuczyć’, *odźwia* ‘odrzwia’, *placforma* ‘platforma’, *źreć* ‘żreć’; wyrazy potoczne (3): *odstawka* (we frazeologizmie „iść w odstawkę”), *rozścielić* ‘rozesłać’ oraz *wsiowy* ‘wiejski’, który w ostatnich latach uległ dodatkowo przeobrażeniu semantycznemu częściowemu, nabywając nacechowania pejoratywnego – jako określenie również pogardliwe albo lekceważące; regionalne (3), np.: *pyrki* ‘kartofle’, *tytka* ‘torebka’; książkowy (1): *dokazać* ‘dowieść’, przestarzały (1): *urgens* ‘przynaglenie’;

²⁰ W *Słowniku warszawskim* obok kwalifikatorów skrótowych, porządkujących wyrazy funkcjonalnie, stylistycznie, chronologicznie, społecznie i geograficznie, zastosowano znaki graficzne, takie jak: (!) w znaczeniu ‘wyraz, którego używać nie należy’; (X) oznaczający wyrazy ‘mało używane’, (†) wskazujący wyrazy dawne ‘staropolskie’ oraz ([]) przy wyrazach gwarowych. O prohibitach w thesaurusie pisała J. Bodzon w pracy magisterskiej (nieopublikowana), przygotowanej pod kier. prof. dr hab. M. Białoskórskiej, pt. „Słownictwo nieakceptowane przez normę języka ogólnego początku XX wieku (na materiale *Słownika warszawskiego*), Szczecin 1996.

- prowincjonalne: 5 leksemów (1,1 %), wśród których jeden (*ustabilizować* ‘ustalić, utrwalić’) z przyporządkowanych wówczas polszczyźnie regionalnej upowszechnił się w języku obiegowym drugiej połowy XX wieku i jako wyraz książkowy funkcjonuje dziś w jego odmianie pisanej;
- staropolskie: 4 leksemy (0,9 %), z których do dziś żywy jako książkowy pozostaje czasownik *fińgować* ‘zmyślać’.

Resumując powyższe. Wśród 435 prohibitów wskazanych w SPPSz odnajdujemy grupę 111 wyrazów (25,5 %) w różnym stopniu ograniczonych funkcjonalnie w polszczyźnie początków XX wieku, czego potwierdzeniem jest ich kwalifikacja w *Słowniku warszawskim*. Pozostałe 324 wyrazy (74,5 %), których – według SPPSz – używać nie należy, stanowią grupę złożoną ze 149 jednostek w polszczyźnie przełomu XIX i XX wieku neutralnych komunikacyjnie oraz 175 wyrazów w polszczyźnie obiegowej tego okresu nierejestrowanych, co oznacza, że są to prohibita progresywne – nowe w polszczyźnie pierwszej połowy XX wieku. Bez mała 3/10 (32 jednostki; 29 %) spośród 111 wyrazów ograniczonych funkcjonalnie w polszczyźnie przełomu wieków XIX i XX, a wskazanych przez Szobera jako prohibita, funkcjonuje w najnowszej polszczyźnie jako formy zaakceptowane przez normę językową przełomu XX i XXI wieku.

Spśród 435 prohibitów w leksyce połowy poprzedniego stulecia (wskazanych przez Szobera) w polszczyźnie przełomu XX i XXI wieku odnajdujemy 173 leksemy (39,8 %), w tym 59 wyrazów nieakceptowanych przez normę (13,6 % badanego materiału) oraz 114 jednostek (26,2 % badanego materiału) o różnym stopniu upowszechnienia w języku polskim. Pozostałe, analizowane tu a zakazane przez normę w połowie XX wieku 262 wyrazy (60,2 %) przeszły do archiwum leksykalnego bądź w początkach drugiej połowy XX wieku – 228 leksemów (np.: *cyrkularz* ‘okólnik’, *delozować* ‘usunąć z mieszkania’, *dobrostan* ‘dobry stan’, *dopuszczony* ‘dozwolony’, *dyrymować* ‘rozstrzygać’, *każdocześnie* ‘zawsze’, *naigrawany* ‘wyśmiewany’, *odkazać* ‘odmówić’, *perlinka* ‘perliczka’, *podchodzący* ‘odpowiedni’, *rozpięcie* ‘krucyfiks’, *sukursalny* ‘pomocniczy, dodatkowy’), bądź w kolejnych jej dziesięcioleciach – 34 leksemy. W grupie tych ostatnich, rejestrowanych jeszcze w SPPD, odnajdujemy: 3 wyrazy neutralne (*bomblować* ‘bawić się’, *na tyle* ‘tyle, o tyle’, *paliwowy* ‘opałowy’), 5 leksemów zakazanych, oznaczonych kwalifikatorem graficznym w postaci wykrzyknika (*nerwować* ‘denerwować’, *oniemal* ‘nieomal’, *szlerak* ‘szelak’, *wdechąć* ‘wdychać’, *znajść* ‘znaleźć’); 12 jednostek wskazanych jako niepoprawne (np.: *czerak* ‘czyrak’, *porównawczo* ‘stosunkowo’, *po wszystkiemu* ‘po wszystkim’, *przypomnąć* ‘przypomnieć’, *ubość* ‘ubóść’, *zapodać* ‘oświadczyć, podać do wiadomości’), 3 formy wskazywane jako słabsze w dubletach z drugim wyrazem opatrzonym kwalifikatorem lep[iej] (*forsztowanie* lep. przepierzanie, *skór-guma* lep. skóroguma, *wciąż* lep. coraz to) oraz 11 leksemów, które w kolejnych dziesięcioleciach wyszły z czynnej polszczyzny jako wyrazy przestarzałe, dawne, regionalne i środowiskowe (np.: przestarz. *butersznit* ‘kanapka’, przestarz. *dystylarnia* ‘destylarnia’, przestarz. *trybuszon* ‘korkociąg’, środ. *zaniżony* ‘niedociągnięty’, daw. reg. *znachodzić* ‘znajdować’).

W polszczyźnie najnowszej odnajdujemy bez mała 2/5 (39,8 %) z analizowanych „Szoberowskich” prohibitów (łącznie 173), spośród których 114 funkcjonuje w pol-

szczyźnie obiegowej jako neutralne bądź w pewnym ograniczeniu stylistycznym, zaś grupę do dziś nieakceptowanych przez wzorcową normę form tworzy 59 jednostek. Wśród nich niezmiennie od dziesiątków lat wyrazami wskazywanymi przez normę jako zakazane pozostaje 49 leksemów, jak np.: *buazeria* ‘boazeria’, *dowojenny* ‘przedwojenny’, *należytość* ‘należność’, *odczekać* ‘przeczekać’, *orginał* ‘oryginał’, *staluga* ‘sztaluga’, *spiżarnia* ‘spiżarnia’, *tłomok* ‘tłumok’, *trzechaktowy* ‘trzyaktowy’, *utyty* ‘otyły’. Pozostałe 10 choć wcześniej uznawane za rażąco niepoprawne dziś kwalifikowane są jako formy komunikacyjnie dopuszczalne, to jest: potoczne (*ciut ciut* ‘ledwo ledwo’, *cug* ‘przeciąg’, *w międzyczasie* ‘tymczasem’); regionalne (*bratrura* ‘piekarnik’, *redyska* ‘rzodkiewka’, *sznytka* ‘kanapka’) rzadkie (*dyspeczer* ‘dyspozytor’) bądź nadużywane (*miarodajny* ‘rozstrzygający, właściwy’).

Interesujący zbiór stanowi 114 dawniej prohibitów, które w polszczyźnie najnowszej funkcjonują jako formy komunikacyjnie nienacechowane (18 jednostek) bądź przyporządkowane funkcjonalnie danej odmianie leksykalnej języka (96 jednostek), co odzwierciedla poniższe zestawienie, w którym wskazujemy leksemy:

- neutralne (18 jednostek), np.: *automobilklub*, *parędziesiąt*, *rozpaczliwy*, *substytucja*, *tik*, *użądlić* ‘ukłuć (o owadzie)’, *wykorzystać* ‘wyzyskać’;
- książkowe (42 jednostki), np.: *eksplikacja* ‘wyjaśnienie’, *objawić się* (również podniosłe), *przedłożyć* ‘przedstawić’, *weryfikować* ‘sprawdzać’, *zwierzęcość* ‘zewierzęczenie’;
- terminologiczne (21 jednostek), np.: *delikt* (praw.) ‘przestępstwo’, *dotować* (ekon.) ‘zasilać, zaopatrywać’, *dementi* (pol.) ‘zaprzeczenie’, *spedycja* (handl.) ‘ekspedycja’, *wakcynacja* (med.) ‘zaszczenie krowianki’;
- potoczne (17), np.: *dezelować* ‘psuć, niszczyć’, *wynos* ‘wynoszenie’;
- przestarzałe (13 jednostek), np.: *ekspirować* ‘wygasać (o umowach), *recepis* ‘pokwitowanie’;
- regionalne (3), np.: *czarnina* ‘odmiana rosółu’.

Z zestawionych wyżej leksemów 31 jednostek (27 %), czyli ponad 1/4 nie została zarejestrowana w SPPD i SPPM, a znalazła się w USJP jako słownictwo książkowe, wychodzące z użycia lub kwalifikowane terminologicznie (np.: książk. *profitować* ‘korzystać’, książk. *wербalny* ‘słowny’; przestarz. *fascykuł* ‘zwój, zwiłek papierów’, przestarz. *niegdysiejszy* ‘będący niegdyś, zaszły’; mat. *aproksymatywny* ‘przybliżony’, geol. *obryw* ‘urwisko’. Pozostałe zaś 83, czyli bez mała 3/4 (73 %) analizowanych jako żywotne do dziś dawnych prohibitów na przestrzeni ponad półwiecza przeszło różne koleje, odzwierciedlające wahania normy. Oto ich opis, z zachowaniem podziału na wyrazy: 1° o niezmiennym funkcjonalnie statusie – 25 jednostek; 2° o statusie przez pryzmat normy zmiennym – 58 jednostek.

1° Niezmiennie żywotność o takim samym od kilkudziesięciu lat statusie językowym wskazywanym przez normę zachowało 25 jednostek, w tym 10 w polszczyźnie współczesnej i najnowszej neutralnych (np.: *kawon* ‘arbuz’, *przytrzymywać się* ‘trzymać się czego’, *regla* || *regiel* ‘las górski’); 9 właściwych przede wszystkim polszczyźnie mówionej – potocznej i regionalnej (np.: *żulik* ‘oszust, złodziejaszek’) oraz 6 przyporządkowanych odmianie pisanej języka (np.: *repartycja* ‘podział, rozdzielanie’).

2°) Wśród analizowanych 58 wyrazów o zmiennym, wskazywanym przez normę statusie, odnajdujemy:

- 27 jednostek w siódmym – dziewiątym dziesięcioleciu XX wieku uznawanych za neutralne, zaś współcześnie przyporządkowanych funkcjonalnie do języka pisanego jako: książkowe – 13 jednostek (np.: *ambicjonalny*, *sfinalizować*, *substytut* ‘produkt zastępczy’) i terminologiczne – 8 jednostek (np.: tech. *preszpan* ‘rodzaj tektury’, tech. *transporter* ‘przenośnik’) oraz identyfikowanych (po 3 jednostki) z odmianą mówioną języka jako potoczne (np.: *dezelować* ‘psuć, niszczyć’) bądź potencjalnie zmierzające do archiwum językowego jako przestarzałe, czyli recesywne (np.: *garmażernia* ‘garmażeria’);
- 21 jednostek w latach sześćdziesiątych – osiemdziesiątych XX wieku uznawanych przez normę za „niestosowne” i opatrzonych kwalifikatorem „lepiej”, odsyłającym do formy normatywnie właściwej i zalecającym jej wybór, a dziś stratyfikowanych jako: książkowe – 10 jednostek, np.: *eksponent* (SPPD: lepiej *wystawca*); *partycypować* (SPPD: lepiej *brać udział*); *postulować* (SPPD: lepiej *wymagać*); *reperkusja* (SPPD: lepiej *odbicie*); *specyfika* (SPPD: lepiej *swoistość*); potoczne i przestarzałe – po 4 jednostki, np.: *wymóg* (SPPD: lepiej *wymaganie*) i *rajzbret* (SPPD: lepiej *rysownica*); neutralne – 3 jednostki, np.: *wykorzystywać* (SPPD: lepiej *wyzyskiwać*) i terminologiczna – 1 jednostka: socj. *populacja* (SPPD: lepiej *ludność*, *zaludnienie*);
- 7 jednostek uznawanych przez normę wg Doroszewskiego za niepoprawne w języku literackim bądź nadużywane, zaś w polszczyźnie najnowszej kwalifikowane w większości (5 jednostek) jako książkowe (np.: *tracić się* ‘gubić się, tracić panowanie’) i jednostkowo jako przestarzałe (*sperka* ‘szperka’) i potoczne (*zmyłka* ‘omyłka, pomyłka’);
- 3 jednostki wskazywane w polszczyźnie drugiej połowy XX wieku jako regionalne, a dziś zaliczane do słownictwa potocznego (np.: *pakamera* ‘składnica’).

Resumując powyższe. Ponad ¼ „Szoberowskich” prohibitorów (114 jednostek; 26,2 %) nie została zaakceptowana przez uzus drugiej połowy XX wieku jako zakazane w języku i upowszechniła się komunikacyjnie, przechodząc różne koleje swojej popularności. Część z nich – 31 jednostek – znalazła się poza wpływem ówczesnej normy kodyfikującej status wyrazów, o czym świadczy brak ich rejestracji w SPPD i SPPM a odnalezienie w żywej polszczyźnie w początkach XXI wieku, czego potwierdzeniem jest rejestracja w USJP. Wahania normy w wypadku 83 pozostałych żywych do dziś jednostek, stratyfikujące wcześniej zakazane słownictwo na różnych płaszczyznach komunikacji językowej odzwierciedlają żywotność i różnorodność procesów normatywnych w zetknięciu z aktywnością użytkowników języka, a także – z dużą dozą prawdopodobieństwa – i jego normatywistów. W większości wyrazów (ponad 66 %) dochodzi tu do melioratywizacji komunikacyjnej, ale też i ograniczenia funkcjonalnego przypisującego je do jakiejś odmiany pisanej języka. Rzadziej (ok. 25 %) dawne prohibita, którym komunikacyjnie w drugiej połowie XX wieku nadano wyższy status, wskazywane są w polszczyźnie najnowszej jako leksemy

właściwe komunikacji potocznej i kolokwialnej. Około 9 % dawnych prohibitów o skomplikowanych losach stanowią formy przestarzałe, czyli wychodzące z użycia.

W SPPD, odzwierciedlającym stosunek normy do polszczyzny lat sześćdziesiątych-osiemdziesiątych XX wieku, odnajdujemy 127 nowych w tym czasie prohibitów oznaczonych kwalifikatorem (!). Ponad połowy z takich prohibitów „Doroszewskiego” (68 jednostek; 53,5 %) nie odnajdujemy w SPPSz. Pozostałe 59 były notowane już w słowniku Szobera albo jako wyrazy pod szczególnym nadzorem normy (53 jednostki; 41,7 %), wprawdzie nieobjęte prohibicją, ale wskazane jako niewłaściwe bądź niepoprawne, a oznaczone zakazem „nie” i cytowane jako normatywne zaprzeczenie przy formach poprawnych; albo znacznie rzadziej (6 jednostek; 4,7 %) jako wówczas neutralne (*obrywisty* ‘urwisty’, *paproszyć* ‘patroszyć’, *pergamota* ‘bergamota’, *pomeks* ‘pumeks’, *przyspasabiać* ‘przysposabiać, z ledwością ‘ledwo, ledwie’). Dla 19 spośród 68 prohibitów „Doroszewskiego” nienotowanych w SPPSz (np.: *aplegier*, *blachowy*, *dochtor*, *kupywać*, *otoknąć* i inne) odnajdujemy tam ich poprawne odpowiedniki, jak np.: *ablegier*, *blaszany*, *doktor*, *kupować*, *opłukać* i inne. Grupę 53 prohibitów w SPPD kwalifikowanych (!) odnajdujemy jako wyrazy zaprzeczone już w SPPSz, cytowane przy formach wskazywanych jako poprawne. Oto przykłady: *artretyzm* [nie: *atretyzm*], *krosta* [nie *chrosta*], *cebula* [nie: *cybulla*], *feudalizm* [nie: *feodalizm*], *miękki* [nie: *miętki*], *miąg* [nie: *mnąg*], *odrąbywać* [nie: *odrębywać*], *oryginalny* [nie: *orginalny*], *panew* [nie: *panwia*], *polewka* [nie: *poliwka*], *predestynacja* [nie: *predystynacja*], *przygotowywać* [nie: *przygatawiać*], *psycholog* [nie: *psychologini*], *strucla* [nie: *sztrucla*], *wart* [nie: *warty*], *załączać* [nie: *załanczać*], *źmija* [nie: *źmija*].

W SPPM odzwierciedlającym normę przełomu wieków XX i XXI w dalszym ciągu jako słownictwo niezgodne z normą i niepoprawne wskazuje się 71 spośród 127 prohibitów w polszczyźnie późnych dziesięcioleci XX wieku, co stanowi ich 55,9 %. Są one w 66 przypadkach zamieszczane obok form poprawnych i poprzedzane kwalifikatorem „nie”. Oto przykłady: *babrać się* (nie: *bebrać się*), *deka* (nie: *deko*), *drylować* (nie: *drelować*), *drewniany* (nie: *drzewniany*), *dykta* (nie: *dychta*), *mól* (nie: *mol*), *mira* lub *mirra* (nie: *myrra*), *poleżć* (nie: *poliżć*), *przestępować* (nie: *przestępywać*), *śruba* (nie: *szruba*), *trolejbus* (nie: *tralejbus*), *upokarzać* (nie: *upakarzać*), *włączać* (nie: *włanczać*), *zadowolić* (nie: *zadowolnić*), *zadowalać* (nie: *zadawalać*). Kolejne zaś 5 (*karnister* ‘kanister’, *machiawelizm* ‘makiawelizm, po prawo ‘na prawo, w prawo’, *predystynować* ‘predestynować’, *wartać* ‘być wartym’) z objętych w SPPD zakazem skwalifikowano w SPPM jako niepoprawne.

Nie zarejestrowano w SPPM 40 z analizowanych prohibitów „Doroszewskiego”, dla których – w wypadku 23 błędnych – odnajdujemy tylko ich poprawne formy lub akceptowane przez normę odpowiedniki, jak np.: *asparagus*, *Baltyk*, *biznesmen*, *dwutysięczny*, *esej*, *krykiet*, *osioł*, *skarpetka*, *skandal*, *ścigać się*, *ułęgałka*, *zazdrościć* i inne, które zdominowały bądź wyparły funkcjonujące wcześniej równoległe formy w polszczyźnie wzorcowej zakazane (tu: odpowiednio *aszparagus*, *Baltyk*, *byznesmen*, *dwóchtysięczny*, *essay*, *cricket*, *osieł*, *szkarpetka*, *szkandal*, *wyścigować się*, *ułęzałka*, *zazdraszcząć*). Pozostałe w tej grupie 17 jednostek stanowią formy (np.: *Boer* ‘Bur, in. Afrykaner’, *mięszenie* ‘mieszienie’, *organtyna* ‘organdyna’, *szpurt*),

które w obu wariantach (poprawny i zakazany) najprawdopodobniej przeszły do archiwum językowego albo jako formy przestarzałe funkcjonują w ograniczeniu do języka najstarszych pokoleń jego użytkowników i jako takie nie zostały zarejestrowane w najnowszym słowniku poprawnej polszczyzny; bądź ich poprawne odpowiedniki upowszechniły się w polszczyźnie w stopniu niewymagającym normatywnego komentarza, jak w wypadku wyrazu *planeta* (SJPD: ! *planeta*).

W USJP spośród 127 prohibitów zarejestrowanych w SPPD odnajdujemy zaledwie ich kilkanaście. Stanowią one grupę 15 wyrazów bądź funkcjonujących jako zgodne z normą formy neutralne i wariantywne (*Asyż; dancing || dansing; dynar || dinar; jazzowy || dżezowy; kanoe || canoe; messa || mesa; perigeum || perygeum; perihelium || peryhelium; rozsprzedać || rozprzedać; weck || wek; wysprzedawać || wyprzedawać*), bądź nacechowane stylistycznie bo w polszczyźnie najnowszej przyporządkowane komunikacji kolokwialnej i kwalifikowane w USJP jako potoczne, tu: *miastowy, podmiana, podmienić i psycholożka*. Pozostałych 112 jako z jednej strony wyszłych z użycia, z drugiej jako niezgodnych z normą w słowniku tym nie zanotowano.

* * *

Rekapitulacja zjawisk. Konfrontacja 435 prohibitów wskazanych w SPPSz z zasobami słownictwa zebranymi w kolejnych słownikach poprawnej polszczyzny, tj. pod red. W. Doroszewskiego i pod red. A. Markowskiego oraz w słowniku uniwersalnym pod red. S. Dubisza, także z zapisami w *Słowniku warszawskim* w zakresie dotyczącym badanych wyrazów, pozwala na wskazanie kilku tendencji przesuwania granic normy w polszczyźnie.

Sto sześćdziesiąt (61,5 %) spośród 260 badanych tu prohibitów – zarejestrowanych w *Słowniku warszawskim* przeszło w XX wieku do archiwum językowego, zaś w najnowszej polszczyźnie odnajdujemy ich 100 (38,5 %), czyli co drugi – trzeci z tych wyrazów. Są to w większości leksemy akceptowane przez normę wzorcową – 80 jednostek; 80 % (w tym przede wszystkim 31 jednostek przyporządkowanych polszczyźnie pisanej jako książkowe, 31 ograniczonych środowiskowo albo socjalnie lub regionalnie, oraz 18 jednostek neutralnych); bądź przez normę potoczną (9 jednostek, 9 %). W mniejszości zaś – 11 jednostek; 11 % – są to leksemy normatywnie nieakceptowane – jako niepoprawne i prohibita.

Spośród 435 prohibitów wskazanych w SPPSz jako szczególnie rażące, w polszczyźnie najnowszej odnajdujemy 173 jednostki (39,8 %), zaś pozostałych 262 (60,2 %) w wykorzystanych źródłowo słownikach nie zarejestrowano. W grupie 173 aktywnych w obecnym języku polskim badanych tu jednostek znalazły się 103 (59,5 %) akceptowane dziś przez normę wzorcową oraz 20 (11,6 %) dopuszczalnych w komunikacji potocznej. Pozostałe 50 (11,5 %) – to formy nieakceptowane jako rażące i niepoprawne oraz (jednostkowo) nadużywana. Oznacza to, że prawie co czwarty „Szoberowski” prohibit w polszczyźnie najnowszej mieści się w normie wzorcowej, zaś co dziesiąty pozostaje formą uznawaną wciąż za rażącą.

Tabela 1: Losy słownictwa ze Słownika warszawskiego w polszczyźnie XX wieku (kwalifikowane w SPPSz jako prohibita)

Lp.	Status w SW (wyrazy)	Liczba brak	STATUS W POLSZCZYŹNIE NAJNOWSZEJ (SPPM + USJP)									
			w tym rej.	neutr.	książk.	term.	prze- -starz.	reg.	pot.	nie- popr.	„nie”	
1.	neutralne	149	57	10	18	13	10	1	5	-	-	
2.	prohibita (!)	26	11	3	3	-	1	-	1	3	-	
3.	mało używane (x)	43	17	4	7	1	1	-	-	4	-	
4.	gwarowe(ł)	33	13	1	1	-	1	3	3	-	4	
5.	prowincjonalne	5	1	-	1	-	-	-	-	-	-	
6.	staropolskie	4	1	-	1	-	-	-	-	-	-	
---	Razem	260	100	18	31	14	13	4	9	7	4	

Tabela 2: Status prohibitów ze SPPSz w polszczyźnie najnowszej (SPPM + USJP)

Liczba prohibitów w SPPSz	STATUS W POLSZCZYŹNIE NAJNOWSZEJ										
	brak	w tym rej.	zakaz.	nad- używ.	pot.	neutr.	książk.	term.	rzad.	prze- starz.	reg.
435	262	173	49	1	20	18	42	21	3	13	6

Tabela 3: Prohibita nowe w SPPD

Liczba prohi- bitów nowych w SPPD	w tym					
	rejestrowane w SPPSz	jako „nie”	neutr.	rejestrowa- ne w SPPM	jako „nie”	niepoprawne
127	59	53	6	71	66	5

W odzwierciedlającym normę językową SPPD odnajdujemy 127 nowych prohibitorów. Części z nich – 68 jednostek (53,5 %) nie umieszczono w wydanym wcześniej SPPSz, zaś wśród pozostałych, tam zarejestrowanych – 59 jednostek (46,5 %) dominują formy nieakceptowane przez normę (53) obok nielicznych wówczas neutralnych (6). Z tejże grupy 127 prohibitorów wskazanych przez Doroszewskiego obecnie nieakceptowanych przez normę pozostaje 71 jednostek (55,9 %), w tym 66 z powodu ich rażąco błędnej postaci, a 5 jako formy niepoprawne. Pozostałych 56 (44,1 %) w wykorzystanych źródłowo słownikach nie odnajdujemy.

W grupie 435 „Szoberowskich” prohibitorów ponad połowę stanowią zapożyczenia uznane przez autora za rażące w ówczesnej polszczyźnie, przyjęte przede wszystkim z łaciny, języka rosyjskiego i języka niemieckiego, co wskazuje na kryterium narodowe poprawności językowej jako dominujące w tym okresie. Oto przykłady „zakazanych” w polszczyźnie połowy XX wieku latynizmów: *absentacja* ‘nieobecność, opuszczenie’, *ad referendum* ‘do zreferowania’, *depozycje* ‘zeznania świadka w sądzie’, *ekscept* ‘wyciąg’, *fruktyfikować* ‘przynosić dochód’, *independencja* ‘niezależność’, *konsumpcja* ‘spożycie’, *refutować* ‘odpierać, obalać dowodami’, *reprobacja* ‘odrzuć, dyskwalifikacja’, *reprobować* ‘odrzucać, dyskwalifikować’, *solucja* ‘rozwiązanie’; germanizmów: *a to* ‘to jest, a mianowicie’, *banhof* ‘dworzec kolejowy’, *bieżący* ‘bez robienia przerw, stale’, *brener* ‘palnik’, *bryfregier* ‘listonosz’, *fajerman* ‘strażak’, *gwicht* ‘odważnik’, *kurhauz* ‘dom zdrojowy’, *radirka* ‘gumka do ścierania’, *rajscajgi* ‘przybory do rysowania’, *waserwaga* ‘poziomica’, *wskazany* ‘pożądany’, *wypośrodkować* ‘określić co, średnio obliczyć’; rusycyzmów: *poświęcony* ‘wtajemniczony’, *powózka* ‘wózek’, *póki co* ‘tymczasem’, *sotnia* ‘secina, setka’, *spisek* ‘lista, rejestr, wykaz’, *szczoty* ‘liczydła’, *werwać się* ‘wedrzyć się’, *wydziałać się* ‘wyróżnić się’, *wycieśniać* ‘usuwać, wypierać’, *zalożnik* ‘zakładnik’. Rzadziej są to wyrazy źródłowo pochodzące z języka francuskiego (np.: *depo* ‘skład’, *derutować* ‘psuć komu szyki’, *resurs* ‘pomoc, środek ratunku’), a sporadycznie z włoskiego (np.: *facjenda* ‘interes kupiecki, transakcja’) czy z angielskiego (np.: *foksal* ‘dworzec kolejowy’). W równiej mierze proponuje się w artykule hasłowym semantyczne zamienniki prohibitorów, jak i substytuty opisowe.

Wśród pozostałych omawianych tu prohibitorów liczne są formy klasyfikowane jako błędne ze względu na kryterium geograficzne oraz formalno-logiczne (by wymienić np.: *bielony* ‘pobielany’, *cieśnić się* ‘cisnąć się’, *dwójzaczny* ‘dwuznaczny’, *każdodzienny* ‘codzienny’, *nadpowietrzny* ‘napowietrzny’, *pod rząd* ‘z rzędu, rzędem’, *sześcioklasista* ‘szóstoklasista’, *stoletni* ‘stuletni’ i in.). Kierując się kryterium geograficznym z kolei, wskazano z jednej strony błędne warianty fonetyczne form

zgodnych z ówczesną normą (np.: !bransza = branża, !cąber = cząber, !cenadry = cynadry, !drożka = doróżka, !wyprobować = wypróbować i in.); z drugiej rażąco według normatywistów prowincjonalizmy bądź gwaryzmy (np.: !bruścik = mostek cieliący, !grajcarek = korkociąg, !podaremnie = nadaremnie, !posiedziciel = posiadacz, !siekacz = tasak, !skopowina = baranina, !stryfelki = zapałki, !taska = filiżanka, !trumpek = przecieracz, !trygiel = garnek, mały żeleźniak i in.). Znacznie rzadziej omawiane prohibita w SPPSz podlegają pozostałym kryteriom, jak pisowniowe (np.: !aras zob. arras, !glodiolus zob. gladiolus, !pentarka zob. pantarka, !Pyrrus zob. Pirrus, !tompon zob. tampon); estetyczne (np.: !dlatego bo = dlatego że, !do teraz = do dziś, !jak od dawna = od jak dawna, !każdy jeden = każdy, !ktokolwiek bądź = ktokolwiek lub kto bądź, !tylekroć razy = tylekroć lub tyle razy, !wielokroć razy = wielokroć lub wiele razy); historyczne (np. !najdować = znajdować, !przytomny = obecny, !puchlny = pulchny).

Analiza z kolei 127 prohibitów nowych w SPPD pozwala na wskazanie ich zależności od kolejnych kryteriów. Do tej grupy nie zakwalifikowano wyrazów ze względu na kryterium narodowe. Okazuje się bowiem, że ok. 60 wskazań czyli prawie połowa dotyczy wprawdzie słownictwa zapożyczonego do języka polskiego, ale nie ze względu na ich zbędność w leksyku, a poprawność zapożyczonej formy. W ich wypadku obok form rażąco błędnych podaje się ich poprawne odpowiedniki, np.: !dochtor = doktor, !dochtór = doktor, !karnister = kanister, !pergamota = bergamota, !saraj = seraj, !strejk = strajk, !sztora = stora, !tranzakcja = transakcja i in. świadczące o dbałości normy o poprawny efekt asymilacji zapożyczeń w polszczyźnie. Przykłady prohibitów pisowniowych natomiast odzwierciedlają tendencję do polonizacji zapożyczeń, której refleksy odnajdziemy w zapisach zarówno nazw własnych, jak pospolitych, np.: !Asyż p. Assyż, !Bakchus p. Bachus oraz !allo p. alo, !cricket p. krykiet, !dancing p. dansing, !attachat p. ataszat, !skay p. skaj i in. Piętnuje się także w SPPD formy regionalne i gwarowe – w wypadku dubletów fonetycznych, jak w przykładach: !koszlawiec p. koślawiec, !koszlawy p. koślawy, !mieszkać p. mieszkać, !szpichlerz p. spichlerz²¹, !żrebię p. żrebię; bądź słowotwórczych, jak w przykładach: !zesiąść p. zsiąść, !zesinieć p. zsinieć i in. Znacznie rzadziej odnajdujemy formy kwalifikowane jako rażąco błędne ze względu na pozostałe kryteria – formalno-logiczne, estetyczne i historyczne.

Wprowadzenie nowych pojęć normy (użytkowa, potoczna, regionalna, profesjonalna) i przesunięcie jej granic uwolniło część słownictwa, jego form i konstrukcji spod pręgierza niepoprawności językowej. Swobodny, w zasadzie nieograniczony dostęp do środków masowego przekazu umożliwia dziś publiczne wypowiedzi wszystkim, na każdy temat, zgodnie z osobniczymi możliwościami i umiejętnościami komunikacyjnymi i szeroko pojętą normą.

²¹ Szober piętnował formę *špichlerz*.

Bibliografia

Źródła

- SPPD – *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. W. Doroszewskiego, Warszawa 1980.
- SPPM – *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. A. Markowskiego, Warszawa 1999.
- SPPSz – Szober S., *Słownik poprawnej polszczyzny*, Warszawa 1948, wyd. 7, Warszawa 1969.
- SW – *Słownik języka polskiego*, pod red. J. Karłowicza, A. A. Kryńskiego, W. Niedźwiedzkiego, t. I-VIII, Warszawa 1900–1927.
- USJP – *Uniwersalny słownik języka polskiego*, pod red. S. Dubisza, t. I-IV, Warszawa 2003.
- Wielki słownik wyrazów obcych* PWN, pod red. M. Bańki, Warszawa 2010.

Literatura

- Bodzon J. „Słownictwo nieakceptowane przez normę języka ogólnego początku XX wieku (na materiale *Słownika warszawskiego*)”, Szczecin 1996 (nieopublikowana praca magisterska).
- Encyklopedia języka polskiego*, pod red. S. Urbańczyka, Wrocław – Warszawa – Kraków 1994.
- Encyklopedia językoznawstwa ogólnego*, pod red. K. Polańskiego, Wrocław – Warszawa – Kraków 1993.
- Doroszewski W., *O poprawności językowej, błędach językowych i kryteriach oceny tych pojęć*, [w:] *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. W. Doroszewskiego, Warszawa 1980.
- Handke K., „*Czasowe cezury*” i przebieg życia wyrazu, [w:] *Synchroniczne i diachroniczne aspekty badań nad polszczyzną*, t. IV, Szczecin 1997, s. 9–27.
- Handke K., *Socjologia języka*, Warszawa 2008.
- Jadacka H., Markowski A., „Norma językowa”, [w:] *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* PWN, Warszawa 1999.
- Jadacka H., Markowski A., „Kryteria poprawności językowej”, [w:] *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* PWN, Warszawa 1999.
- Kurkowska H., Pankowski Cz., „O zawartości słownika”, [w:] *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, Warszawa 1980.
- Miodek J., *Rzecz o języku. Szkice o współczesnej polszczyźnie*, Wrocław – Warszawa – Kraków – Gdańsk – Łódź 1983.
- Piotrowski T., *Zrozumieć leksykografię*, Warszawa 2001.
- Skorupska-Raczyńska E., *Dykcjonarz Michała Amszejewicza na tle nowopolskich słowników wyrazów obcych*, Gorzów Wielkopolski 2004.
- Witorska A. „O słowniku”, [w:] *Nowy słownik poprawnej polszczyzny*, Warszawa 1999.
- Żmigrodzki P., *Słowo – słownik – rzeczywistość. Z problemów leksykografii i metaleksykografii*, Kraków 2008.

Słowa kluczowe

leksyka, leksykografia, norma językowa

Summary

Variability of linguistic norm boundaries (based on lexicographic sources material). Part I: Prohibited words in the 20th century Polish language

The source for research into the variability of the linguistic norm in the Polish language of the 20th century are three dictionaries of the proper Polish language – of 1948 (S. Szober); of 1980 (compiled and edited by A. Markowski). The prohibited words recorded in them, reflect the norm's attitude to vocabulary, in all.

The juxtaposition of 435 prohibited words indicated as such in Szober's dictionary with the resources of two other dictionaries of the proper Polish language and *Universal dictionary of the Polish language* edited by S. Dubisz enables one to indicate several tendencies towards shifting the norm boundaries. Around 60% of Szober's prohibited words cannot be found in the late modern Polish language as such; the remaining 40% function as current words – more frequently neutral and bookish, obsolete or vernacular. One in four Szober's prohibited words falls within the model norm; one in ten still remains a harsh form.

Key words

lexis, lexicography, linguistic norm

O podręcznikach polskich cyrylicą pisanych i próbach latynizacji pisma rosyjskiego

W artykule podjęto próbę dokumentarnego opisanie cyrylicy¹, alfabetycznego pisma słowiańskiego stworzonego w IX–X wieku najprawdopodobniej przez uczniów św. Cyryla², które służyło do zapisu przede wszystkim języków wschodniosłowiańskich. Cyrylicy używano na Rusi do XVIII wieku prawie w niezmienionej postaci. W latach 1708–1710 car Piotr I przeprowadził reformę graficzną pisma i wtedy pojawiła się grażdanka, której litery były zbliżone do języka łacińskiego. Księgi cerkiewne drukowano wówczas cyrylicą, księgi świeckie zaś grażdanką. Najstarszym zachowanym kodeksem ewangeliarza redakcji ruskiej pisany cyrylicą jest *Ewangeliarz Ostromira*, przepisany na Rusi około 1056–1057 roku w Nowogrodzie przez dwóch kopistów (w tym przez diakona Grigorija) dla namiestnika Ostromira. Szczególnie znane w historii literatury staroruskiej są dwa izborniki księcia Światosława II Jarosławowicza, datowane na lata 1073 i 1076. Pierwszy z nich przetłumaczono w Bułgarii w okresie rządów cara Symeona, drugi jest kompilacją opierającą się na różnych źródłach greckich i został napisany na Rusi. Następny zabytek to niekompletny manuskrypt z XI wieku zawierający ewangeliarz pisany w języku staro-cerkiewno-słowiańskim, sporządzony na terenie Bułgarii (*Księga Sawy*) oraz *Kodeks supraski* z XI wieku, napisany także w języku staro-cerkiewno-słowiańskim. Jest to zbiór żywotów świętych oraz nauk Ojców Kościoła³.

Na podstawie wybranych polsko- i rosyjskojęzycznych publikacji (periodyków naukowych oraz materiałów zwartych) artykuł omawia tematykę z zakresu podręczników polskich pisanych cyrylicą, zachowanych egzemplarzy podręczników pisanych polską cyrylicą, cyrylicy towarzyszącej polskiemu narodowi w różnych okolicznościach i momentach historycznych, cyrylicy występującej w nazewnictwie geograficznym w Polsce oraz próby latynizacji pisma rosyjskiego.

¹ Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 3, Kraków 2005, s. 531–532.

² Cyryl-Konstantyn (827–869) pochodził z wielodzietnej chrześcijańskiej rodziny wysokiego bizantyjskiego urzędnika. Był bratem Metodego. Święci bracia misjonarze z pochodzenia byli Grekami, urodzili się w Salonikach. Przyczynili się do rozwoju języka i piśmiennictwa.

³ Zob. *Literatura rosyjska*, red. M. Jakóbiec, t. 1, Warszawa 1970, s. 38, 42.

Polskie podręczniki pisane cyrylicą

Alfabet rosyjski był wykorzystywany do zapisywania języka polskiego już w XVII wieku. Świadczą o tym historyczne przekazy, w których mężowie stanu zapisywali akty urzędowe⁴, np. w *Zbiorowym piśmie sybirskim* Piotr Dubrowski⁵, rosyjski filolog, wydawca dwujęzycznego czasopisma „Jutrzenka” („Денница”), autor m.in. *Wzorów języka polskiego prozą i wierszem dla Rosjan*, zamieścił fragment listu wielkiego hetmana koronnego Wiszniowieckiego z 9 II 1674 do księcia Trubieckiego, wojewody kijowskiego⁶.

Jednym z elementów procesu rusyfikacji (polityki prowadzonej w okresie zaborów w celu wynarodowienia ludności zamieszkującej ziemie zajęte w wyniku rozbiorów) Królestwa Polskiego w XIX wieku na ziemiach zabranych Rzeczypospolitej przez Cesarstwo Rosyjskie były plany Mikołaja I Romanowa⁷, aby wprowadzić cyrylicę dostosowaną do zapisu języka polskiego. Już w latach czterdziestych XIX wieku powstały dwa projekty wprowadzenia grażdanki do polskich podręczników, trzeci był gotowy w 1852 roku, z kolei pierwszy podręcznik (*Elementarz dla dzieci wiejskich*) ukazał się w 1865 roku.

Do opracowania pierwszego projektu minister oświaty Siergiej Siemionowicz Uwarow⁸ powołał komisję, której przewodniczył Paweł Gajewski (1797–1875), dyrektor departamentu Ministerstwa Oświecenia Publicznego. Członkami komisji zostali: Piotr Prejs (1810–1846), rosyjski sławista, wykładowca języków słowiańskich Uniwersytetu Petersburskiego, protojerej Iwan Grygorowicz (1792–1852), rosyjski archeolog, historyk i duchowny, oraz wyżsi urzędnicy carscy – Gawrił Duksza-Dukszyński i Józef Emanuel Przeclawski (1799–1879), publicysta polski

⁴ Zob. *Польский язык и русский: «история дружбы и тяжды»*. Диалог культур: Россия – Запад – Восток: Материалы Международной научно-практической конференции «Славянская культура: истоки, традиции, взаимодействие. X Юбилейные Кирилло-Мефодиевские чтения» 12–14 мая 2009 года. М. – Ярославль, 2009. Т.М. Григорьева; <http://ifyak.sfu-kras.ru> (dostęp: 19 III 2016).

⁵ Piotr Pawłowicz Dubrowski (1812–1882), autor *Dokładnego słownika języka ruskiego i polskiego* (1900), *Rosyjsko-polskiego komeniusza* (1843), *Słownika polsko-rosyjskiego administracyjnego i sądowego* (1847). Zob. *Большая биографическая энциклопедия*, wersja elektroniczna: http://dic.academic.ru/dic.nsf/enc_biography/23568/Дубровский (dostęp: 19 III 2016).

⁶ Zob. E. Kucharska, Cz. Lachur, *Piotra Dubrowskiego „Wzory języka polskiego prozą i wierszem dla Rosjan”*, „Slavia Orientalis” 1984, nr 3/4, s. 416.

⁷ Mikołaj I Romanow (1796–1855), cesarz Rosji (1825–1855), król Królestwa Polskiego (1829–1831). Słumił powstanie listopadowe. Zdeponowany w Królestwie Polskim uchwałą sejmu 25 I 1831. Po upadku powstania zniósł obowiązującą wcześniej w Królestwie konstytucję poprzez wprowadzenie tzw. Statutu Organicznego (1832), który ograniczał autonomię Królestwa Polskiego, czyniąc je integralną częścią Imperium Rosyjskiego.

⁸ Siergiej Siemionowicz Uwarow (1786–1855), hrabia, rosyjski pisarz, minister oświaty. Członek honorowy i prezydent Rosyjskiej Akademii Nauk. Autor rozpraw z historii literatury starogreckiej i archeologii, działacz oświatowy. Jego prace zostały zebrane w książce *Études de philologie et de critique* (1847).

i rosyjski: w latach 1830–1853 redagował „Tygodnik Petersburski, zaś w latach 1833–1861 był dyrektorem Komisji Kodyfikacyjnej Królestwa Polskiego, a od roku 1853 był przedstawicielem Królestwa Kongresowego w Głównym Zarządzie Cenzury. Minister Uwarow i namiestnik Królestwa Polskiego Iwan Paskiewicz⁹ nie wprowadzili eksperymentu alfabetowego w życie, gdyż przygotowany przez komisję projekt nie spełnił oczekiwań (okazał się bardziej teoretyczny aniżeli praktyczny). Pomimo wcześniejszych niepowodzeń car Mikołaj I Romanow nie zrezygnował z graficznej rufyfikacji języka polskiego w podległym mu Królestwie Polskim i w 1852 roku sprawę powierzył byłemu ministrowi oświecenia narodowego, akademikowi, pisarzowi, kniaziowi Płatonowi Szirinowskiemu-Szichmatowowi (1790–1853): w skład komisji weszli Piotr Dubrowski oraz Konstanty Serbinowicz (1797–1874), pisarz, redaktor „Czasopisma Ministerstwa Oświecenia Narodowego” w latach 1833–1856, pracownik głównego urzędu cenzury. Projekt przemyślano od strony graficznej, wybrano dzieła polskie i w ciągu dwóch miesięcy ukazały się w Petersburgu *Wzory języka polskiego prozą i wierszem dla Rosjan, wydane przez P.D. (Образцы польского языка в прозе и стихах, для русских изданные П.Д.)*, opracowane według własnego pomysłu autora (okazał się nim Piotr Dubrowski) i napisane grażdanką; poprzedza je dwujęzyczna (w języku polskim i rosyjskim) *Przedmowa wydawcy*. Należy zgodzić się z Eugenią Kucharską i Czesławem Lachurem, że autor podręcznika popularyzował literaturę polską w Rosji, dążąc do zapoznania czytelników z twórczością Polaków, ponieważ „podkreślał znaczenie literatury polskiej i uzasadniał celowość publikacji *Wzorów języka polskiego prozą i wierszem dla Rosjan* »literami rosyjskimi«, wskazując, że ten zabieg ułatwi czytelnikom rosyjskim zapoznanie się z polskimi oryginałami”¹⁰. W polskiej wersji *Przedmowy* czytamy: „Literatura polska odznaczająca się bogactwem swoich utworów, stanowić może ciekawy przedmiot uwagi światłych rosyjskich czytelników, albowiem należy do ludu nam pobratymczego i nierozdzielnie połączonego z naszą ojczyzną. Nauczenie się języka polskiego dla Rosjan nie jest trudnym, tak samo jak dla Polaków nauczenie się języka rosyjskiego. Używanie tylko przez Polaków liter łacińskich stoi na przeszkodzie temu, aby język polski stał się dla nas przystępnym”¹¹. Podobnego zdania jest Tatiana Grigorjewa, która uważa, że książka ta służyła jako pomoc do nauki mówienia w języku polskim. Autor troszczył się o to, aby na początku pokazać wymowę słów, a z czasem zaprezentować analogiczną pisownię polsko-rosyjską¹². „Dubrowski dążył do całościowego oglądu twórczości w Polsce” i dlatego we *Wstępie do wyboru dzieł polskich* zamieścił przysłowia i pogwarki, np. „Strzeżonego Pan Bóg strzeże”, „Do Boga, gdy trwoga”, „Robotą

⁹ Iwan Fiodorowicz Paskiewicz (1782–1856), rosyjski generał-adiutant, hrabia erywański; rosyjski generał-feldmarszałek, książę warszawski; w latach 1832–1856 namiestnik Królestwa Polskiego.

¹⁰ Zob. E. Kucharska, Cz. Lachur, *op. cit.*, s. 415.

¹¹ Cyt. za: *ibidem*, s. 415.

¹² Zob. T.M. Grigorjewa / Т.М. Григорьева, *Латиница против кириллицы и vice versa, w: Кириллица – латиница – гражданица*, ред. Т.В. Шмелева, Великий Новгород 2009, s. 136–151. Wersja elektroniczna: <http://www.novsu.ru/file/1027369> (dostęp: 2 III 2016).

nikomu nie sromota”, „Nauczy potrzeba, czego do niej trzeba”¹³. W kolejnej części antologii pt. *Wyjątki z najnowszej prozy polskiej (Отрывки из новейших польских писателей в прозе)* znajduje się fragment powieści historycznej Henryka Rzewuskiego *Listopad* pt. *Dom możnego szlachcica*; następny tekst to artykuł Kazimierza Władysława Wójcickiego *Śpiewacy w Polsce i na Rusi; Podróż po Ukrainie* Józefa Ignacego Kraszewskiego oraz *Domek mego dziadka* Ignacego Chodźki¹⁴. Historyczny przegląd polskiej poezji to kolejny rozdział, zatytułowany *Wiersze*; zamieszczono w nim: *Psalm XCII* Jana Kochanowskiego, *Wieczność* Franciszka Dionizego Kniaźnina, *Kościół wiejski* anonimowego autora, *Morze* Kraszewskiego. W tej części znalazł się też fragment zabytku piśmiennictwa staroruskiego pt. *Wyprawy Igora na Połowców* w tłumaczeniu Augusta Bielowskiego z 1833 roku oraz *Zachód słońca*, fragment powieści poetyckiej *Maria* Antoniego Malczewskiego, a także wiersz *Przypomnienie* Aleksandra Puszkina. Przy tekście sonetu *Żegluga* (z cyklu *Sonetów krymskie* Adama Mickiewicza) nie podano nazwiska autora¹⁵. Na zakończenie *Wzorów* zamieszczono słownik pt. *Объяснение польскихъ словъ заключающихся въ этой книге и несходныхъ съ русскими* (zestawienie wyrazów polskich występujących w tekstach, różniących się brzmieniowo od rosyjskich): słownik zawierający 870 jednostek leksykalnych opracowano alfabetycznie, według kolejności liter alfabetu rosyjskiego¹⁶. Na końcu podręcznika znajdują się spis treści i wykaz pomyłek w druku. Do roku 1890 *Wzory języka polskiego prozą i wierszem dla Rosjan* wydano 11 razy¹⁷. W latach sześćdziesiątych XIX wieku w Królestwie Polskim „władze szkolne zarządziły, aby podręczniki języka polskiego zostały przystosowane do szybszego opanowania języka rosyjskiego. W tym celu w podręcznikach tych, przy zachowaniu polskiego tekstu, alfabet łaciński zastąpiono alfabetem rosyjskim. [...] Próby te jednak nie udały się i książki te zostały wkrótce wycofane”¹⁸.

Cyrylica w podręcznikach polskich

Głównym pomysłodawcą zastosowania cyrylicy w podręcznikach języka polskiego był rosyjski etnograf i slawista Aleksander Hilferding¹⁹, który zaprosił do współpracy

¹³ Zob. E. Kucharska, Cz. Lachur, *op. cit.*, s. 415.

¹⁴ Zob. *ibidem*, s. 415.

¹⁵ Zob. *ibidem*, s. 415–416.

¹⁶ Zob. *ibidem*, s. 420.

¹⁷ Tazbir J., *Dwie chrestomatie przed sądem potomności*, „Nauka” 2004, nr 2, s. 68.

¹⁸ E. Staszyński, *Problem języka polskiego w szkołach rządowych w Królestwie Polskim*, „Rozprawy z Dziejów Oświaty” t. 7 (1964), s. 149.

¹⁹ Aleksandr Fiodorowicz Hilferding (1831–1872), urodził się i wychował w Warszawie. Po ukończeniu studiów slawistycznych w Moskwie miał objąć stanowisko kierownika Komisji Oświecenia Publicznego w Warszawie, ale kiedy instytucję tę podporządkowano resortowi oświecenia w Petersburgu, miejsce to zajął Teodor Witte. Hilferding zajął się dziejami Serbów, Bułgarów i Kaszubów.

pedagoga i językoznawcę Jana Papłońskiego²⁰ oraz językoznawcę Stanisława Jana Kantego Mikuckiego²¹.

Pierwszy podręcznik języka polskiego zapisany cyrylicą pojawił się dopiero w 1865 roku w Petersburgu i był to 120-stronicowy *Elementarz dla dzieci wiejskich* (*Элементаръ для дзеци вейских*) o nakładzie 10 tysięcy egzemplarzy. Jego dystrybucją zajął się kupiec rosyjski O. Kożancew, który posiadał księgarnię także w Warszawie²².

W części pierwszej *Elementarza dla dzieci wiejskich* znalazły się wszystkie litery alfabetu polskiego (duże i małe; pisane i drukowane) podzielone na samogłoski i spółgłoski oraz przykładowe sylaby, a także wyrazy proste i bardziej złożone. Modlitwy oraz wybór pieśni kościelnych, a także skrócony katechizm w postaci pytań i odpowiedzi (dialogowy) zamieszczono w części drugiej. Dydaktyczno-praktyczna część trzecia (*Prawdy gospodarskie przez starych gospodarzy na pytania i odpowiedzi ułożone*) zawiera informacje z zakresu rolnictwa oraz porady dla dziewcząt niezbędne w gospodarstwie domowym, jak również przysłowia ludowe, „mające najczęściej postać dwuczłonowych rymowanek lub wierszyków”. Według Marii Strycharskiej-Brzeziny „z elementarza mieli korzystać nie tylko uczniowie szkół w Królestwie Polskim, ale i gubernatorstwie wileńskim”²³.

W roku 1866 ukazały się następujące pozycje, które stanowiły komplet podręczników dla klas pierwszych szkół elementarnych:

1. *Chrestomatija wiejska, czyli zbiór wypisów z różnych polskich autorów* (*Хрѣстоматія вейска чили збюръ выписовъ зъ рѣжныхъ польскихъ ауторѣвъ*),
2. *Początkowa nauka arytmetyki dla użytku szkólek elementarnych wiejskich i miejskich* (*Початкова наука арытмэтыки для ужитку шкѣлѣкъ элемэнтарныхъ вейскихъ и мейскихъ*),

²⁰ Jan Papłoński (1819–1885), pedagog i językoznawca polski, profesor gramatyki porównawczej w Szkole Głównej Warszawskiej; publikował rozprawy w czasopismach polskich i rosyjskich, ponadto przetłumaczył z języka łacińskiego na polski i wydał średniowieczną *Kronikę Słowian* niemieckiego historyka Helmolda (*Helmolda „Kronika słowiańska” z XII wieku*, 1862). Wybrane publikacje: *Lekcja wstępna filologii sławiańskiej miana dnia 28 października, 9 listopada 1864 r. w Szkole Głównej Warszawskiej* (1867), *O początku i różnościach mowy: prelekcje publ. J. Papłońskiego dn. 18 i 22 stycz. 1867 r.* (1867), *Zasady i zakres wychowania domowego oraz historia metody poglądowej* (1879).

²¹ Stanisław Jan Kanty Mikucki (1814–1890), studiował filologię na Uniwersytecie Moskiewskim. Wykładał tam później język litewski i języki słowiańskie. Pisał głównie po rosyjsku. W roku 1875 został zatrudniony na Uniwersytecie Warszawskim jako docent. Otrzymał tytuł doktora *honoris causa* Uniwersytetu Moskiewskiego.

²² Zob. M. Strycharska-Brzezina, *Polskojęzyczne podręczniki dla klasy I szkoły elementarnej w Królestwie Polskim drukowane grażdanką: wydania warszawskie ze zbiorów Biblioteki Jagiellońskiej w Krakowie. Rozprawa filologiczno-historyczna i edycja*, Kraków 2006, s. 7.

Elementarz... ukazał się trzykrotnie w latach 1865–1869.

²³ *Ibidem*, s. 35.

3. *Krótki zbiór historii Starego i Nowego Testamentu* (Крѳтки збѳурь хисторіѳ Старѳго и Новѳго Тѳстамѳнту) – wznowiony w 1867 roku,
4. *Grammatyka języka polskiego* (Грамматыка ѳзыка польскего. На кляссѳ ІІІа) – jednocześnie w dwóch wydaniach: petersburskim i warszawskim,
5. *Wzory do nauki pisania ruskiego* (mało wiadomo na temat tej publikacji, ponieważ „Unikatowy egzemplarz tego druku – dar Marcelego Jawornickiego z 4 listopada 1867 roku – znajdował się w Bibliotece Jagiellońskiej. Niestety, okazało się, że ten przysłowiowy biały kruk zaginął, i to najprawdopodobniej już na przełomie XIX i XX w. w czasie reorganizacji Biblioteki Jagiellońskiej”²⁴).

Krótką charakterystyka podręczników pisanych cyrylicą

W *Chrestomatii wiejskiej, czyli zbiorze wypisów z różnych polskich autorów* połączono czytanki szkolne z utworami pisarzy polskich, np. Jana Kochanowskiego, Teofila Lenartowicza, Antoniego Malczewskiego, Adama Mickiewicza, Franciszka Morawskiego, Wincentego Pola, Kazimierza Władysława Wójcickiego. Podręcznik ten mógł służyć jako pomoc w utrwalaniu sprawności czytania oraz w objaśnianiu świata przez nauczyciela. Był także punktem wyjścia do rozmów z uczniami, do ćwiczeń sprawności streszczania, opisywania czy opowiadania. Możliwe, że teksty wybrał Stanisław Mikucki²⁵.

Krytycznie do zamieszczonych w podręczniku tekstów ustosunkował się Janusz Tazbir: „Dubrowski zamieścił wprawdzie również i fragmenty z utworów między innymi, Kazimierza Brodzińskiego, Stanisława Jachowicza, Józefa Korzeniowskiego, opowiadań Ignacego Chodźki, rozważań moralnych Jana Śniadeckiego, Józefa Ignacego Kraszewskiego, filozofa i historyka sztuki, Józefa Kremera, ale były to na ogół utwory o małej artystycznie wartości i w **znacznej części mogące znudzić ucznia**. Temu chaotycznemu zbiorowi niewiele mógł pomóc *Powrót taty* A. Mickiewicza, *Paweł i Gawel* Fredry czy kilka bajek Krasickiego”²⁶.

Podręcznik *Początkowa nauka arytmetyki dla użytku szkółek elementarnych wiejskich i miejskich* zaznajamiał uczniów z czterema podstawowymi działaniami arytmetycznymi: dodawaniem, odejmowaniem, mnożeniem i dzieleniem. Poszczególne działy podsumowywano odpowiednimi tabliczkami. Zamieszczono przykłady zadań arytmetycznych, a jako uzupełnienie dodano rozdział traktujący o miarach powierzchni, zboża, płynów, soli i drewna oraz o wagach (*O miarach i wagach Rosyjskich i Polskich*).

Krótki zbiór historii Starego i Nowego Testamentu to podręcznik do nauczania religii. W części pierwszej (15 rozdziałów) przedstawiono – w sposób skrócony i uproszczony – okres od stworzenia świata przez Boga do panowania Machabeuszy.

²⁴ *Ibidem*, s. 8–9.

²⁵ Zob. *ibidem*, s. 59.

²⁶ J. Tazbir, *Dwie chrestomatie przed sądem potomności*, „Nauka” 2004, nr 2, s. 68.

W części drugiej (16 rozdziałów) opisano okres od Zwiastowania do Zesłania Ducha Świętego i nawrócenia św. Pawła. Rozdziały starotestamentowe nie mają tytułów, w nowotestamentowych zaś tytuły podano w końcowym *Spisie rozdziałów*.

W podręczniku *Grammatyka języka polskiego* opisano części mowy oraz wzory deklinacyjne i koniugacyjne, a także słowotwórstwo. We *Wstępie* omówiono grafię i fonetykę. Dodatkowe informacje gramatyczne można znaleźć w przypisach, które są często dość rozbudowane ze względu na znajdujące się tam cytaty twórców literatury polskiej, w tym Jana Kochanowskiego, Elżbiety Drużbackiej, Ignacego Krasickiego, Franciszka Karpińskiego, Franciszka Salezego Dmochowskiego, Adama Mickiewicza. W niektórych przypisach zawarto odniesienia do innych języków słowiańskich, np. rosyjskiego, staro-cerkiewno-słowiańskiego, czeskiego, francuskiego, niemieckiego oraz do łaciny i greki.

W roku 1876 pojawił się anonimowo wydany *Ruskij elementarz dla polskich dzieci* (*Русский букварь для польскихъ детей*). Recenzję tego elementarza opublikował polski językoznawca, publicysta i działacz społeczno-polityczny Jan Nieciśław Baudouin de Courtenay (1845–1929), który odkrył nazwisko autora elementarza – okazał się nim Władysław Choroszewski, znawca dziejów literatury polskiej i rosyjskiej²⁷. Recenzent „nie potępia samej idei wprowadzenia wariantu graždanki dla odwzorowania polszczyzny do podręcznika adresowanego do uczniów szkoły podstawowej w Warszawskim Okręgu Naukowym. Uważa on, iż Choroszewski zdecydował się na ten krok po to, aby zapobiec trudnościom przy jednoczesnym uczeniu się dwóch języków – polskiego i rosyjskiego – posiadających odrębną grafie i odrębne reguły pisowni”²⁸. Według recenzenta w części pierwszej podręcznika zamieszczone rysunki stanowią „wartościową pomoc dydaktyczną”; nie ma on też zastrzeżeń do części metodologicznej. Część drugą podręcznika nazywa „krótką fonetyką porównawczą”, ponieważ przedstawiona jest ona w sposób poglądowy, „co daje uczniom klucz do samodzielnego tworzenia paralelizmów rosyjskich”²⁹. Ogólnie należy stwierdzić, że Baudouin de Courtenay pozytywnie ocenił opisywany podręcznik, chociaż odniósł się też krytycznie, np. w wybranych tekstach z części trzeciej podręcznika należało zaznaczyć akcent, a poza tym „dobór tekstów w chrestomatii powinien w większym stopniu uwzględniać zróżnicowanie religijne uczniów Królestwa Polskiego”³⁰. Analizę podręcznika przeprowadziła Maria Strycharska-Brzezina, opierając się na egzemplarzu drugiego wydania (warszawskiego)

²⁷ Władysław Choroszewski (1836–1900), ukończył historię na wydziale historyczno-filozoficznym w Petersburgu. W roku 1861 uzyskał tytuł kandydata nauk historycznych. W Pradze studiował językoznawstwo słowiańskie. Pracował w Warszawie, Radomiu i Kielcach. Na stałe do Rosji przeniósł się około 1880 roku. Zob. *Polski słownik biograficzny*, t. 3, Kraków 1937, s. 429–430.

²⁸ Cyt za: M. Strycharska-Brzezina, *Osobliwy XIX-wieczny elementarz rosyjski dla polskich dzieci autorstwa Władysława Choroszewskiego na tle procesu rusyfikacji społeczeństwa polskiego*, w: *W trosce o dobrą edukację. Prace dedykowane profesor Jadwidze Kowalikowej z okazji 40-lecia pracy naukowej*, red. A. Janus-Sitarz, Kraków 2009, s. 467.

²⁹ Cyt. za: *ibidem*, s. 468.

³⁰ Cyt. za: *ibidem*, s. 468.

z 1876 roku, przechowywanym w Bibliotece Czartoryskich w Krakowie³¹. Według badaczki „opracowując swój elementarz pod względem zawartości, Choroszewski najprawdopodobniej nie wzorował się na konkretnych elementarzach i odrzucił wiele wcześniej wprowadzonych pomysłów, jak na przykład włączenie do elementarza katechizmu, praktycznych porad, małej encyklopedii wiedzy o świecie, tabeli cyfr, słowników rosyjsko-polskich czy polsko-rosyjskich. Skupił się na nauce samego języka rosyjskiego”³².

Ruskij elementarz dla polskich dzieci składa się z trzech części. W części pierwszej (elementarzowej) znalazły się wyrazy jednobrzmiące i jednoznaczne z polskimi: podzielono je na dźwięki, z których układano zdania. Trudnością dla dzieci było to, że nie znały one języka rosyjskiego. Część druga (21 paragrafów) to ćwiczenia praktyczne, ułatwiające uczniom naukę języka rosyjskiego: wyrazy i zdania rosyjskie zestawiono z polskimi, a w nich kilka właściwości języka rosyjskiego pod względem fonetycznym i składni, które uczniowie mieli sobie przyswoić. Część trzecia to wypisy: literatura rosyjska, modlitwy, hymn państwowy *Боже, Царя храни* oraz najpopularniejsze przysłowia zapisane pod wybranymi tekstami. Znajduje się tu także spis rzeczy z podaniem źródeł przedrukowanych tekstów³³.

Dla nauczycieli przygotowano specjalne poradniki, pomocne w pracy z dziećmi.

Krytycznie o tym podręczniku pisała prasa warszawska: „*Bukwar* napisany został chyba umyślnie dlatego, aby dzieci odczytać języka rosyjskiego i temu warunkowi uczynić zadość. Przejść taką masę materiału lingwistycznego, jaką przedstawia *Bukwar*, w ciągu jednego roku, jak to jest wymagane, i to z dziećmi bardzo młodymi, jest rzeczą niezmiernie trudną i wpływa zgubnie na zdolności umysłowe dziecka, gdyż nie daje mu wcale materiału do myślenia. Przy tym jakie to nudne są rzeczy dla żywej natury dziecka!”³⁴.

Trudno jest jednak stwierdzić, w jak wielu szkołach używano tych podręczników: „sądząc po paroletnim okresie wydawania podręczników grażdzańskich, tzn. między 1865–1869 r., należy wnosić, że funkcjonowały one w klasie I-szej polskiej szkoły elementarnej co najmniej do roku szkolnego 1869/1870 lub też – teoretycznie rzecz biorąc – do końca systemu politycznego, który doprowadził do ich zaistnienia i wdrażania, tzn. do końca istnienia Komitetu Urządzającego, zlikwidowanego w 1871 r.”³⁵.

Podobnego zdania jest Stanisław Siess-Krzyszowski, który uważa, że mało wiadomo o stopniu rozpowszechnienia polsko-cyrylickich podręczników na terenach zaboru rosyjskiego. Być może planowano wprowadzać je stopniowo: najpierw w guberniach graniczących bezpośrednio z ziemiami rosyjskimi, a następnie – obserwując ich recepcję – rozszerzać zasięg krzewienia cyrylicy na zachód³⁶.

³¹ Zob. *ibidem*, s. 465.

³² *Ibidem*, s. 466.

³³ Zob. *ibidem*, s. 467.

³⁴ *Z pracy u podstaw. Język w szkole ludowej*, „Przegląd Tygodniowy” 1881, s. 264.

³⁵ M. Strycharska-Brzezina, *Polskojęzyczne podręczniki...*, s. 38.

³⁶ Zob. S. Siess-Krzyszowski / Сиесс-Кжишковский Ст., *Гражданский шрифт для польского языка. Эпизод из истории просвещения в Королевстве Польском*, „Про книги” 2007, nr 1, s. 100–109.

Z podręczników korzystały dzieci w placówkach otwartych w ciągu kilku lat po powstaniu styczniowym przez Komitet Urządzący. Kwestią sporną pozostaje natomiast, czy używano ich także w szkołach, które istniały wcześniej.

Utopijny plan przebudowy społecznej Polski okazał się zbyt trudny do zrealizowania. Słowianofile szybko utracili swoje wpływy i musieli ustąpić pola zwolennikom całkowitego zrusyfikowania Polaków. Twórca nowego systemu szkolnictwa w Królestwie Polskim Aleksander Apuchtin (1822-1904), rosyjski kurator warszawskiego okręgu szkolnego w latach 1879-1897, rusyifikator szkolnictwa w Królestwie Polskim. Już wkrótce miała nastąpić „noc apuchtinowska”: epoka bezwzględnej rusyfikacji, zamykania szkół, wzrostu analfabetyzmu, całkowitego rugowania polskości w oświacie; od roku 1885 w języku polskim wykładana była tylko religia³⁷.

Przez lata uwaga historyków skupiona była na rusyfikacji i mało kto pamiętał o polskiej grażdancie. Tuż przed pierwszą wojną światową polski adwokat, historyk, publicysta, poeta, działacz kulturalno-oświatowy Aleksander Kraushar³⁸ opisał ją jako szatański pomysł, a jej współtwórcę, Stanisława Mikuckiego, nazwał „ohydnej pamięci Litwinem”. Z kolei w *Bibliografii polskiej XIX stulecia* Estreichera *Elementarz dla dzieci wiejskich* dorobił się miana „curiosum azyatyizmu”³⁹. Według Zarańskiego, autora licznych prac z dziedziny szkolnictwa ludowego „alfabet rosyjski pod względem prostoty i możliwości oddania głosem mowy, zbyt niżej od łaćńskiego stoi i nie zdoła sprostać właściwościom polszczyzny”⁴⁰.

Polska cyrylica nie zastąpiła łaćńskiego zapisu języka polskiego. Wprowadzono w końcu edukację w języku rosyjskim, w tym języku uczono nawet języka polskiego. Należy przypuszczać, że w obliczu szybkiej i absolutnej rusyfikacji Polaków nie było sensu przekuwać polszczyzny na cyrylicę, co stanowiło przecież niebagatelne przedsięwzięcie.

Zbiory polskojęzycznych podręczników pisanych cyrylicą

W Polsce zachowało się kilkadziesiąt egzemplarzy podręczników pisanych polską grażdanką w bibliotekach Krakowa, Warszawy, Poznania, Wrocławia, Torunia, Lu-

³⁷ Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 1, Kraków 2005-2006, s. 482.

³⁸ Aleksander Kraushar (1843–1931), pseud. Alkar. Studia prawnicze ukończył w 1867 roku w Szkole Głównej Warszawskiej. Po wybuchu powstania styczniowego redagował dział *Wiadomości z pola bitwy* w półurzędowym organie Rządu Narodowego „Niepodległość”. Publikował prace źródłowe z historii Polski. Łącznie ogłosił kilkaset artykułów naukowych, w tym ponad sto poświęcił Warszawie.

³⁹ Por. A. Tycner, *Cyrylica nad Wisłą*, <http://www.rp.pl/artykul/806286-Cyrylica-nad-Wisla.html> (dostęp: 20 II 2016)

⁴⁰ Zob. [S. Zarański], *Zarys dziejów nauki czytania w celu zawiązania dydaktyki narodowej i reformy elementarza*, Księgarnia Wydaw. Dzieł Tanich i Pożytecznych, Kraków 1868, s. 21.

Stanisław Zarański (1817-1889), autor takich publikacji, jak: *O sposobach wykładania dziejów* (1864), *Wykład elementarza ułożonego śladem dziejowego rozwoju nauki pisania i czytania w zastosowaniu do umysłowych potrzeb dzieci polskich* (1869), *O zasadach w układzie dzieł elementarnych* (1869), *Pierwiastki dziejów ojczystych w ich organicznym rozwoju* (1886).

blina i Katowic. Największą kolekcję posiada Biblioteka Narodowa, następnie Biblioteka Uniwersytetu Warszawskiego oraz Biblioteka Instytutu Badań Literackich PAN. W Bibliotece Jagiellońskiej znajduje się 5 tytułów (łącznie 9 egzemplarzy):

- 1) *Elementarz dla dzieci wiejskich* (*Элемэнтарь для дзеци вейскихъ*),
- 2) *Chrestomatija wiejska, czyli zbiór wypisów z różnych polskich autorów* (*Хрестоматія вейска чили збюръ выписовъ зъ рожныхъ польскихъ авторовъ*),
- 3) *Grammatyka języka polskiego ułożona podług takiej że gramatyki, wydanej w 1860 roku decyzją Jaśniewielmożnego Ministra Oświecenia Narodowego dla szkół Okręgu Naukowego Warszawskiego, Na klasę Iszą* (*Грамматыка езыка польского. На кляссэ Ішэ*),
- 4) *Krótki zbiór historii Starego i Nowego Testamentu* (*Крѳткы збюръ хисторіи Старэго и Новэго Тэстамэнту*),
- 5) *Początkowa nauka arytmetyki dla użytku szkółek elementarnych wiejskich i miejskich* (*Початкова наука арытмэтыки для ужытку шкѳлэжэ элемэнтарныхъ вейскихъ и мейскихъ*)⁴¹.

Niewielki zbiór podręczników polskich pisanych grażdanką posiada także Biblioteka Naukowa Polskiej Akademii Umiejętności – Polskiej Akademii Nauk w Krakowie. Znajdują się tam: *Grammatyka języka polskiego* (drugie wydanie); *Chrestomatija wiejska* (pierwsze wydanie); drugie wydanie tej *Chrestomatii* (Warszawa 1867, w Drukarni Jana Kotti)⁴².

W zbiorach Państwowego Uniwersytetu Moskiewskiego im. Michaiła Łomonosowa znajdują się: pierwsze wydanie *Grammatyki języka polskiego na klasę Iszą*; pierwsze wydanie *Krótkiego zbioru historii Starego i Nowego Testamentu* (Warszawa 1866) oraz *Początkowej nauki arytmetyki dla użytku szkółek elementarnych wiejskich i miejskich* (Warszawa 1866)⁴³.

Cyrylica towarzyszyła i towarzyszy naszemu narodowi w różnych okolicznościach i momentach historycznych.

Jedną z zagadek państwa pierwszych Piastów jest znalezionych w Wielkopolskie kilkanaście denarów Bolesława Chrobrego pisanych cyrylicą, którymi płacono na naszych ziemiach. Na awersie monety znajduje się postać Bolesława Chrobrego oraz napisane cyrylicą jego imię, a na rewersie krzyż i imię władcy Polski, także cyrylicą. Ten typ monet został wybity po wyprawie Bolesława na Kijów w 1018 roku. Należy sądzić, że z tej wyprawy władca Polski oprócz bogactw przywiózł mincerza, który na jego dworze zaczął wybijać takie właśnie denary. Jest wiele hipotez na temat znalezionych denarów, ale żadna z nich nie daje pewnej odpowiedzi⁴⁴. Cyrylica występuje także w nazewnictwie geograficznym w Polsce, ponieważ – zgodnie z Ustawą z dnia 6 stycznia 2005 r. o mniejszościach narodowych i etnicznych oraz o języku regionalnym – na terenach zamieszkałych przez mniejszości narodowe, etniczne lub

⁴¹ Zob. M. Strycharska-Brzezina, *Polskojęzyczne podręczniki...*, s. 67.

⁴² Zob. *ibidem*, s. 68.

⁴³ Zob. *ibidem*, s. 68.

⁴⁴ Zob. R. Konieczka, *Cyrylica w Wielkopolsce*. „Gazeta Biskupińska” 2010, nr 3, s. 7.

posługujące się językiem regionalnym istnieje możliwość wprowadzenia nazewnictwa geograficznego w językach mniejszości⁴⁵. W listopadzie 2011 roku w gminie Uście Gorlickie (pow. gorlicki, woj. małopolskie) wprowadzono 8 łemkowskich nazw dla wsi⁴⁶, a w styczniu i listopadzie 2011 roku w gminie Orla (pow. bielski, woj. podlaskie) wprowadzono łącznie 27 białoruskich nazw dla wsi i kolonii⁴⁷.

Latynizacja pisma rosyjskiego

Pierwsze przypadki wykorzystania pisma łacińskiego do zapisu języków wschodniosłowiańskich pojawiły się w dokumentach Wielkiego Księstwa Litewskiego w XI–XVII wieku. Zapisów dokonywano wówczas w dialekcie zachodnioruskim. Istniały całe książki pisane w języku łacińskim, np. kronika Bychowca. W latach dwudziestych XIX wieku szlachcic Aleksander Bychowiec, polski historyk amator, odnalazł w księgozbiorze rodzinnym rękopis historii Wielkiego Księstwa Litewskiego, a w 1834 roku przekazał go polskiemu historykowi, badaczowi dziejów Litwy, bibliofilowi Teodorowi Narbutowskiemu (1784–1864)⁴⁸, który ogłosił go drukiem w *Pomnikach do dziejów litewskich* (Wilno 1846) pod tytułem *Kronika Bychowca*. Jest to późniejsza wersja *Kroniki Wielkiego Księstwa Litewskiego i Żmudzkiego* spisanej cyrylicą w języku ruskim (starobiałoruskim) prawdopodobnie w I połowie XVI wieku na zlecenie Wojciecha Gasztołda, kanclerza wielkiego litewskiego. Kronika opisuje wydarzenia w Księstwie od XIII do początku XVI wieku i przedstawia głównie historię wojen polsko-litewskich, bitew z Tatarami i Krzyżakami. Relacjonuje też zmagania Rusinów o zachowanie tożsamości narodowej i ich działania skierowane przeciwko litewskiej i polskiej dominacji. Jest jedynym dziełem średniowiecznej historiografii, które podaje najdłuższą genealogię litewskich władców Połocka⁴⁹. Za sprawą

⁴⁵ Zob. Ustawa z dnia 6 stycznia 2005 r. o mniejszościach narodowych i etnicznych oraz o języku regionalnym (Dz.U. nr 17, poz. 141, z późn. zm.).

⁴⁶ Nazwy wsi w języku polskim i łemkowskim w gminie Uście Gorlickie: Blechnarka (Бліхнарка), Gładyszów (Гладышів), Konieczna (Конечна), Kunkowa (Кункова), Nowica (Новиця), Regietów (Регетів), Ropki (Ріпки), Zdynia (Ждыня).

⁴⁷ Nazwy wsi w języku polskim i białoruskim w gminie Orla: Czechy Zabłotne (Чахі Заболотны), Dydule (Дыдулі), Gredele (Грэдалі), Gregorowce (Рыгороўцы), Koszele (Кошэлі), Koszki (Кошкі), Krywiatycze (Крывятычы), Malinniki (Маліннікі), Miłkaszce (Міклашы), Moskiewce (Москоўцы), Oleksze (Олекшы), Orla (Орля), Paszkowszczyzna (Пашкоўшчына), Pawlinowo (Паўліново), Reduty (Рудуты), Spiczki (Спічкі), Szczytu-Dzięciołowo (Шчыты-Дзенцёлово), Szczytu-Nowodwoju (Шчыты-Новодворы), Szernie (Шэрні), Torczykały (Топчыкалы), Wólka (Волька), Wólka Wygonowska (Волька Выганоўска). Nazwy kolonii w języku polskim i białoruskim w gminie Orla: Antonowo (Антоново), Baranowce (Бараноўцы), Gredele-Kolonia (Грэдалі-Колёнія), Kruhłe (Круглэ), Malinniki-Kolonia (Маліннікі-Колёнія).

⁴⁸ Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 11, Kraków 2005, s. 464.

⁴⁹ Zob. *Widziałem świat. Skrypt do kursu historii literatury litewskiej*. Koncepcja całości, wybór, przekłady z języka litewskiego, opracowanie Beata Kałęba, Kaunas-Vilnius-Kraków 2014,

cara Piotra Wielkiego cyrylicę zreformowano na początku XVIII wieku: wówczas pisma nowego używano przede wszystkim w kancelarii carskiej w celu zapisywania oficjalnych dokumentów państwowych, następnie użycie pisma rozszerzyło się na sferę piśmiennictwa rosyjskiego i południowosłowiańskiego. Kolejny projekt reformy pisma zmierzający do uproszczenia pisowni i ortografii został zatwierdzony przez Akademię Nauk w dniu 5 VII 1917. Przy pierwotnej wersji cyrylicy pozostała Cerkiew prawosławna, wykorzystująca księgi zapisane w języku cerkiewnosłowiańskim. Współcześnie używana cyrylica jest alfabetem częściowo zreformowanym i unowocześnionym w stosunku do wersji pierwotnej i nosi nazwę „graždanka”, co oznacza pismo obywatelskie, świeckie. Pierwsze projekty latynizacji pisma rosyjskiego pojawiły się na początku XIX wieku. W roku 1833 opublikowano broszurę nieznanego autora pt. *Новыя усовершенствованья литеры для русскаго алфавита*⁵⁰, w której autor przedstawił propozycję wprowadzenia alfabetu łacińskiego zamiast cyrylicy. Z propozycją latynizacji pisma rosyjskiego wystąpił Polak K.M. Kodinski, publikując książkę *Упрощение русской грамматики* (Sankt Petersburg 1942). Autor widział w tym pomysłе uproszczenie pisowni rosyjskiej. Z kolei Wissarion Bielinski (1811–1848), pisarz, filozof i krytyk literacki, w czasopiśmie „Отечественные записки” (1845) skrytykował ten projekt, wytknął mu różnego rodzaju niedostatki i zaproponował swój pomysł, uważając, że to właśnie on uporządkuje pismo. Należy przypuszczać, że i ten projekt nie spotkał się z aprobatą, ponieważ po 15 latach Kodinski wrócił do tematu latynizacji cyrylicy z nowym, bardziej dopracowanym pomysłem, ogłaszając książkę *Преобразование и упрощение русскаго правописания* (Sankt Petersburg 1857), w której opisał różne zalety wprowadzenia tej zamiany: lingwistyczne, ekonomiczne, psychologiczne, polityczno-kulturalne i estetyczne. I tym razem jednak program został skrytykowany. Zwolennicy obrony cyrylicy w Wiedniu zwrócili się z prośbą do ministra stanu o zachowanie prawa narodu rosyjskiego do swojego języka (*Прошение русских выборных людей в Вене о сохранении прав русскаго народа относительно его языка, представленное государственному министру 30 сентября 1861 г.*), które zostało opublikowane w czasopiśmie „День” (1861, nr 9). W obronie cyrylicy wystąpił także rosyjski filolog, akademik Jakub Karłowicz Grot (1812–1893) w pracy *Спорные вопросы русскаго правописания от Петра Великаго и донныне*. Grot wspomina projekty latynizacji J. Kotkowskiego (1862) i Zasiadki (1871). Temat latynizacji języka rosyjskiego pojawiał się jeszcze kilkakrotnie: po rewolucji październikowej zwolennikiem latynizacji był Anatolij Łunaczarski (1875–1933), filozof, teoretyk literatury i publicysta, a na początku 1920 roku zainteresowanie latynizacją objęło wszystkie narody Związku Radzieckiego, szczególnie te, które posługiwały się pismem arabskim, m.in. azerbejdzańskim, tatarskim, uzbeckim i kazachskim. W roku 1921 rozpoczęto wprowadzanie pisma

s. 14; *Kronika Vychowca / Хроніка Биховця*; <http://litopys.org.ua/psrl3235/lytov08.htm> (dostęp: 10 IV 2016).

⁵⁰ Zob. Iwanowa E.E., Rut M.E./Иванова, Е. Э., Рут М. Э., *С кириллицей через века и страны*, „Известия уральского федерального университета”, Серия 2. Гуманитарные науки 2013, nr 1 (111), s. 206.

łacińskiego w Azerbejdżanie i w Północnym Kaukazie (Inguszetia, Północna Osetia i Kabarda); narody tureckie oraz uczeni z Moskwy i ówczesnego Leningradu przyjęli postanowienie o wprowadzeniu latynizacji w Azerbejdżanie i innych republikach oraz rejonach autonomicznych. W roku 1927 wprowadzono alfabet na podstawie pisma łacińskiego dla narodów niepiśmiennych Dalekiego Wschodu, Dalekiej Północy i Północnego Kaukazu (Nieńcy, Ketowie, Nanajowie, Czucze, Eskimosi, Wepsowie, Saamowie, Kurdowie). Z kolei w 1929 roku komisja pod przewodnictwem rosyjskiego językoznawcy Nikołaja Jakowlewa (1892–1974) rozpoczęła pracę nad projektem latynizacji pisma rosyjskiego. Komisja zakończyła pracę w 1930 roku, która przygotowała trzy możliwości wprowadzenia latynizacji pisma. Do realizacji przedstawionych projektów jednak nie doszło z powodu bogatej piśmiennej tradycji, psychologii ludzi oraz warunków finansowych (projekt zbyt drogi). W roku 1939 na język łaciński przetłumaczono 50 z 72 języków narodów Związku Radzieckiego posługujących się pismem. Przetłumaczono także języki narodów (jakucki, komi), które używały cyrylicy opracowanej przez prawosławnych misjonarzy. W roku 1936 rozpoczęła się nowa kampania – powrót wszystkich języków narodów do cyrylicy. Ten projekt zakończono w 1940 roku. Języki, które nie są zapisywane cyrylicą, to: gruziński, armeński, jidysz, niemiecki, polski, łotewski, estoński i litewski. Po roku 1936 o latynizacji pisma rosyjskiego nikt już poważnie nie myślał. Znaki łacińskie wykorzystywane są w transliteracji cyrylicy. Pamięć o latynizacji ukazana została w powieści satyrycznej Ilji Ilfa i Jewgienija Pietrowa *Złote cielę*. Nie jest łatwo wprowadzać nowy alfabet. Komisja prof. Jakowlewa wykazała wiele trudności przy zamianie pisma rosyjskiego na język łaciński, np. należało wprowadzić nie tylko nowe litery, ale także nowe zasady pisowni, ortografii⁵¹.

Bibliografia

- Andrejewa Ł.S. / Андреева Л. С., *Сопоставительное изучение польского и русского языков в научном наследии И А Бодуэна де Куртена*. Казанский государственный педагогический университет. Сопоставительная филология и полилингвизм: Сборник научных трудов. – Казань 2003, wersja elektroniczna: <http://www.polonica.ru> (dostęp: 14 IV 2016).
- Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 1, 3, 11, 16, Kraków 2005-2006.
- Grigorjewa T.M. / Григорьева Т.М., *Латиница против кириллицы и vice versa, w: Кириллица – латиница – гражданица*, ред. Т.В. Шмелева, Великий Новгород 2009, wersja elektroniczna: <http://www.novsu.ru/file/1027369> (dostęp: 2 III 2016).
- Iwanowa E.E., Rut M.E. / Иванова, Е. Э., Рут М. Э., *С кириллицей через века и страны*, „Известия уральского федерального университета”, Серия 2. Гуманитарные науки 2013, nr 1 (111).

⁵¹ Zob. T.M. Grigorjewa / Т.М. Григорьева, op. cit., s. 136–143; E.E. Iwanowa, M.E. Rut, op. cit., s. 204–209; A. Narloch, O латинизации русского письма в XVII–XIX вв., „Studia Rossica Gedanensia” 2014, nr 1, s. 38–50.

- Język polski i rosyjski: „historia przyjaźni i sporu”/ Польский язык и русский: «история дружбы и тяжбы»*. Диалог культур: Россия – Запад – Восток: Материалы Международной научно-практической конференции «Славянская культура: истоки, традиции, взаимодействие. X Юбилейные Кирилло-Мефодиевские чтения» 12–14 мая 2009 года. М. – Ярославль, 2009. Т.М. Григорьева; <http://ifiyak.sfu-kras.ru> (dostęp: 19 III 2016).
- Konieczka R., *Cyrylica w Wielkopolsce*, „Gazeta Biskupińska” 2010, nr 3.
- Kronika Bychowca / Хроника Буховця*; <http://litopys.org.ua/psrl3235/lytov08.htm> (dostęp: 10 IV 2016).
- Kucharska E., Lachur Cz., *Piotra Dubrowskiego „Wzory języka polskiego prozą i wierszem dla Rosjan”*, „Slavia Orientalis” 1984, nr 3/4.
- Kula E., *Główny Instytut Pedagogiczny w Sankt Petersburgu (1828–1859) i jego rola w kształceniu nauczycieli dla szkół Królestwa Polskiego*, „Rozprawy z Dziejów Oświaty” 2010, t. 47.
- Literatura rosyjska*, red. M. Jakóbiec, t. 1, Warszawa 1970.
- Narloch A., *O латинизации русского письма в XVII–XIX вв.*, „Studia Rossica Gedanensia” 2014, nr 1.
- Polski słownik biograficzny*, t. 3, Kraków 1937.
- Siess-Krzyszowski S. / Сиесс-Кжишковский Ст., *Гражданский шрифт для польского языка. Эпизод из истории просвещения в Королевстве Польском*, „Про книги” 2007, nr 1.
- Staszyński E., *Problem języka polskiego w szkołach rządowych w Królestwie Polskim*, „Rozprawy z Dziejów Oświaty” t. 7 (1964).
- Strycharska-Brzezina M., *Osobliwy XIX-wieczny elementarz rosyjski dla polskich dzieci autorstwa Władysława Choroszewskiego na tle procesu rusyfikacji społeczeństwa polskiego*, w: *W trosce o dobrą edukację. Prace dedykowane profesor Jadwidze Kowalikowej z okazji 40-lecia pracy naukowej*, red. A. Janus-Sitarz, Kraków 2009.
- Strycharska-Brzezina M., *Polskojęzyczne podręczniki dla klasy I szkoły elementarnej w Królestwie Polskim drukowane grażdanką: wydania warszawskie ze zbiorów Biblioteki Jagiellońskiej w Krakowie. Rozprawa filologiczno-historyczna i edycja*, Kraków 2006.
- Tazbir J., *Dwie chrestomatie przed sądem potomności*, „Nauka” 2004, nr 2.
- Tycner A., *Cyrylica nad Wisłą*, <http://www.rp.pl/artukul/806286-Cyrylica-nad-Wisla.html> (dostęp: 20 II 2016).
- Ustawa z dnia 6 stycznia 2005 r. o mniejszościach narodowych i etnicznych oraz o języku regionalnym (Dz.U. nr 17, poz. 141, z późn. zm.).
- Walicki A., *W kręgu konserwatywnej utopii. Struktura i przemiany rosyjskiego słowianofilstwa*, Warszawa 1964.
- Widziałem świat. Skrypt do kursu historii literatury litewskiej*. Koncepcja całości, wybór, przekłady z języka litewskiego, opracowanie Beata Kałęba, Kaunas-Vilnius-Kraków 2014.
- Wielka biograficzna encyklopedia / *Большая биографическая энциклопедия*, wersja elektroniczna: http://dic.academic.ru/dic.nsf/enc_biography/23568/Дубровский (dostęp: 19 III 2016).
- Z pracy u podstaw. Język w szkole ludowej*, „Przegląd Tygodniowy” 1881.

Słowa klucze

podręczniki polskie cyrylicą pisane, rusyfikacja, latynizacja pisma rosyjskiego

Abstract

On Polish course books written in the Cyrillic script and attempts to Latinize the Russian script

The subject of the Polish course books written in the Cyrillic script did not enjoy a considerable popularity in the Polish society, being after all, a significant period in our rich history. For years, historians' attention has focused on Russification and the course books discussed in this paper were forgotten (possibly they failed to remember them intentionally).

This paper aims to present educational materials written in the Cyrillic script for elementary school forms in the Kingdom of Poland, developed in the 19th century – their short description, their publishing possibilities, dissemination as well as their use in education. The Cyrillic script in various historical moments was described, including an attempt to Latinize the Russian script.

This paper may provide the impetus for further research into this subject.

Keywords

Polish course books written in the Cyrillic script, Russification, Latinization of the Russian script

Czy język łemkowski należy do grupy języków zagrożonych?

Wstęp

Zastanawiającym współcześnie jest fakt, w jaki sposób przebiega proces zachowania języka, szczególnie u przedstawicieli tych mniejszości, które muszą włożyć bardzo wiele starań, aby swój język nie tylko zachować, ale również przekazywać go kolejnym pokoleniom. Jedną z takich grup mniejszościowych są Łemkowie, którzy jako małoliczna grupa mniejszościowa mają swój język, który może być językiem zagrożonym. Prawo do zachowania m.in. własnego języka i do jego nauczania zagwarantowane jest w Polsce m.in. przez Ustawę z 6 stycznia 2005r. o mniejszościach narodowych i etnicznych oraz o języku regionalnym. W ustawie tej w rozdziale 2 są zapisy mówiące m.in. w Art. 7. 1., że „Osoby należące do mniejszości mają prawo do używania i pisowni swoich imion i nazwisk zgodnie z zasadami pisowni języka mniejszości, w szczególności do rejestracji w aktach stanu cywilnego i dokumentach tożsamości”¹. Rozdział 3 cytowanej ustawy zawiera w sobie przepisy dotyczące m.in. oświaty. W par. 17 podkreśla się, że „realizacja prawa osób należących do mniejszości do nauki języka mniejszości lub w języku mniejszości, a także prawa tych osób do nauki historii i kultury mniejszości odbywa się na zasadach i w trybie określonym w ustawie z dnia 7 września 1991 r. o systemie oświaty (Dz. U. z 2004 r. Nr 256, poz. 2572, z późn. zm.)”².

Oczywiście takie odniesienie się prawodawcy do kwestii zachowania i transmisji m.in. językowej w języku mniejszości czy w języku regionalnym daje szansę na odpowiednie zorganizowanie nauczania w języku przodków. W praktyce oczywiście nie jest to zadanie łatwe do wykonania, gdyż m.in. rozproszenie przedstawicieli mniejszościowych grup powoduje, że zorganizowanie systematycznego procesu edukacyjnego czasami może sprawiać trudności. Dodatkowym problemem może okazać się brak odpowiednio wykształconej kadry pedagogicznej, która będzie gwarancją edukacji na odpowiednim poziomie. Inne trudności to m.in. postępująca polonizacja kolejnych pokoleń.

Patrząc z perspektywy historycznej na powstanie mniejszości etnicznych podkreśla się, że „mniejszości powstały w rezultacie kształtowania się państw narodowych,

¹ Dz. U. 2005, nr 17, poz. 141.

² Ibidem.

począwszy od XVIII wieku, kolonizacji europejskiej, masowych migracji w XIX wieku, licznych zmian granic, w wyniku obu wojen światowych³. Jak widać przyczyn ich powstawania może być wiele i stanowią one odrębną historię każdej z nich. W artykule przybliżona została problematyka transmisji języka łemkowskiego wśród Łemków na najmłodsze pokolenie z perspektywy zagrożenia języka łemkowskiego jego zanikiem.

Podział języków zagrożonych

Wielość i różnorodność języków, którymi posługują się ludzie obecnie szacuje się na około 6000. Większość z nich, bo aż 96% to języki, które są używane zaledwie przez 4% populacji⁴. Trzeba mieć świadomość, że „języki znikają między innymi wtedy, gdy umierają wszystkie posługujące się nimi osoby. [...] Języki są zagrożone także na skutek asymilacji kulturowej i językowej ich użytkowników”⁵. Inną przyczyną zaniku języków etnicznych mogą być nowe technologie. To w masowych mediach wykorzystuje się język grupy dominującej przez co języki mniejszości są marginalizowane⁶. Trzeba więc włożyć wiele wysiłku i uświadomić sobie i innym, że „języki nie są bowiem bytami, które można zachować, ale istnieją w procesie społecznej interakcji, jako nieodłączny składnik życia danej grupy”⁷.

Każdemu językowi, którym się posługujemy przypisuje się różne role. Jak podkreślają autorzy raportu spisu powszechnego z 2011 – „analizując relacje obydwu ról przypisywanych poszczególnym językom niepolskim – w pierwszej kolejności – z perspektywy języka ojczystego, można zaobserwować, że w przypadku większości z omawianego zestawu etnolektów dominuje sytuacja, iż język ojczysty, a więc opanowany jako pierwszy, jest aktualnie nadal używany w kontaktach domowych”⁸. Z raportu jasno wynika, że zdecydowana większość, bo ponad 90% osób posługuje się w domu pierwszym językiem. Łemkowie wskazywali na posługiwanie się językiem mniejszościowym w 85,1% przypadków spośród wszystkich deklarujących ten fakt Łemków⁹.

Patrząc na języki z tak wielu perspektyw pojawił się kontekst zdefiniowania i dookreślenia stanu „używalności” poszczególnych języków. Stephen Wurm stworzył jedną z wielu skal, które określają stan języków. Pierwszą grupę stanowią

³ B. Jałowiecki, *Regiony etno-lingwistyczne i kulturowe w Polsce*, [w:] „Języki Obce w Szkole”, *Nauczanie języków mniejszości narodowych i etnicznych* nr 6/2001, s. 5.

⁴ D. Crystal, *Language Deatch*, Cambridge 2005, s. 3-15, [za:] N. Dołowy-Rybińska, *Języki i kultury mniejszościowe w Europie: Bretończycy, Łużyczanie, Kaszubi*, Warszawa 2011, s. 13.

⁵ N. Dołowy-Rybińska, *Języki i kultury mniejszościowe w Europie: Bretończycy, Łużyczanie, Kaszubi*, Warszawa 2011, s. 15.

⁶ Ibidem, s. 15.

⁷ Ibidem, s. 24.

⁸ <http://stat.gov.pl/spisy-powszechne/nsp-2011/nsp-2011-wyniki/struktura-narodowo-etniczna-jezykowa-i-wyznaniowa-ludnosci-polski-nsp-2011,22,1.html>, str. 88. (dostęp 28.03.2016)

⁹ Ibidem.

języki potencjalnie zagrożone (*potentially endangered*) to te, które są społecznie i ekonomicznie marginalizowane, znajdują się pod presją większych języków; systematycznie maleje także liczba dzieci posługujących się nimi. O *językach zagrożonych* (*endangered*) mówimy wtedy, gdy dzieci nie uczą się danego języka lub gdy liczba znających go dzieci gwałtownie maleje, a najmłodszymi osobami posługującymi się nim na co dzień są młodzi dorośli. *Języków poważnie zagrożonych* (*seriously endangered*) używają tylko osoby powyżej pięćdziesiątego roku życia. *Językami umierającymi* (*moribound*) posługuje się jedynie niewielka liczba osób, zwykle starszych, ze wspólnot kulturowych, w których wcześniej języki te funkcjonowały. *Językami wymarłymi* (*extinct*) nie mówi już nikt¹⁰.

Innym przykładem jest skala, która dzieli języki na:

zdolne do życia (*viable*) – populacja osób mówiących w danym języku jest na tyle duża, że jego istnienie nie jest zagrożone; *zdolne do życia, lecz małe* (*viable but small*) – językiem mówi grupa ponad tysiąca osób, odizolowana terytorialnie lub silnie wewnętrznie zorganizowana, której członkowie są świadomi, że język jest wyznacznikiem ich tożsamości; *zagrożone* (*endangered*) – językiem mówi wystarczająco dużo osób, by mógł przetrwać, ale jedynie w sprzyjających okolicznościach i przy wzrastającym wsparciu wspólnoty; *prawie wymarłe* (*nearly extinct*) – uważa się, że nie mają szansy przetrwać, zwykle dlatego, że posługuje się nimi jedynie niewielka liczba starszych osób; *wymarłe* (*extinct*) – jedyna osoba znająca ten język zmarła i nie ma żadnej możliwości jego rewitalizacji¹¹.

Podczas przygotowywania Czerwonej Księgi zagrożonych języków UNESCO (*The Red Book of Endangered Languages*) powstała kolejna skala, która dzieli języki na:

niezagrożone (*not endangered*) – z bezpieczną transmisją międzypokoleniową języka; *potencjalnie zagrożone* (*potentially endangered*) – języki, którymi mówi znaczna liczba młodych osób, jednak nie posiadają żadnego oficjalnego statusu, a ich prestiż jest niski; *zagrożone* (*endangered*) – jedynie niewielka liczba dzieci posługuje się tym językiem i jest ich coraz mniej; *poważnie zagrożone* (*seriously endangered*) – liczba mówiących danym językiem jest wciąż znaczna, lecz nie ma wśród nich dzieci; *prawie wymarłe* (*nearly extinct*) – jedynie około dziesięciu osób posługuje się tymi językami i są to osoby starsze; *wymarłe* (*extinct*) – języki, którymi nikt się nie posługuje¹².

Przyglądając się zmianom, jakie nastąpiły w podejściu do języków i kultur mniejszościowych na przełomie XX i XXI wieku w Europie można mówić o pewnym sinusoidalnym podejściu. Z jednej strony nastąpił swego rodzaju

¹⁰ S. Wurm, *Methods of language maintenance and revival, with selected casus of language endangerment in the world*, [w:] *Studies in Endangered Languages*, red. K. Matsamura, H. Syobo, Kioto 1998, s. 192, [za:] N. Dołowy-Rybińska, op. cit., s. 13-14.

¹¹ M. D. Kinkade, *The decline of native languages in Canada*, [w:] *Endangered Languages*, red. R. H. Robins, E. m. Uhlenbeck, Oxford – New York, 1991, s. 160-163 [za:] N. Dołowy-Rybińska, op. cit., s. 14.

¹² www.helsinki.fi/~tasalmin/europe_index.html (dostęp 28.07.2008) [za:] N. Dołowy-Rybińska, op. cit., s. 14.

moda na etniczność i wielokulturowość. Ale z drugiej strony, jak zwraca uwagę N. Dołowy-Rybińska „grupy przestały żyć w odizolowaniu, konieczność utrzymywania coraz bardziej sformalizowanych kontaktów z przedstawicielami kultur dominujących sprawiła, że języki mniejszościowe były coraz szybciej wypychane na margines życia prywatnego, a wreszcie zaczęły zanikać. Do najważniejszych czynników powodujących odchodzenie od języków macierzystych należą: rozpowszechnienie się obowiązkowego systemu edukacji dla dzieci, coraz liczniejsze migracje zarobkowe, a przede wszystkim bardzo szybki rozwój mediów masowych, takich jak radio i telewizja, dzięki którym grupy dotąd odrębne językowo i kulturowo zaczęły poznawać i przejmować język i styl życia większości¹³.

Czasami też język mniejszości może kojarzyć się z gorszą pozycją społeczną dlatego ludzie porzucają posługiwanie się nim na co dzień¹⁴. Sytuacja ta spowodowała też dodatkowo obserwowane od kilkunastu lat tzw. odrodzenie etniczne. Anthony Smith określił działalność różnych ruchów jako *etnicyzm* i wskazał, że ma on charakter pewnego prądu. Definiuje go jako „zbiorowy ruch, którego działania i wysiłki są nakierowane na stawianie oporu dostrzeganym zagrożeniom płynącym z zewnątrz i niszczeniu społeczności od wewnątrz oraz na odnowienie wspólnotowych form i tradycji i na ponowną integrację członków wspólnoty i jej poszczególnych warstw”¹⁵. Jednym z ważniejszych momentów dających szansę na zachowanie języków mniejszościowych był ruch odnowy językowej i etnicznej (*linguistic and ethnic revival*). Spowodował on m.in. wzrost samoświadomości przedstawicieli mniejszościowych¹⁶.

Wspomniane działania spowodowały, że w drugiej połowie XX wieku zmieniło się spojrzenie na język i kulturę przedstawicieli mniejszości narodowych i etnicznych. „Obecnie mówi się głośno o językach zagrożonych, ginących, o językach, które trzeba ratować, których naturalna transmisja z pokolenia na pokolenie jest coraz trudniejsza. Zwraca się uwagę na to, że młoda generacja rzadziej chce i potrafi posługiwać się językiem swoich przodków”¹⁷.

Ważnym momentem było dostrzeżenie zagrożeń płynących m.in. z dotychczasowej polityki językowej. Doprowadza ona często do sytuacji, że języki mniejszościowe zaczynają zanikać. A przecież taka sytuacja ma istotny wpływ na przykład na ubożenie krajobrazu kulturowego Europy, która jako kontynent wielokulturowy powinna mieć szansę na zachowanie teź wielokulturowości¹⁸. Przecież „każdy język ma swój wkład w wiedzę o świecie, pełni rolę narzędzia przechowywania kultury”¹⁹. Edward Sapir podkreśla przy tym, że „zawartość treściowa każdej kultury daje się wyrazić w jej języku i nie ma takiego materiału językowego, zarówno co do

¹³ N. Dołowy-Rybińska, op. cit. s. 15.

¹⁴ Ibidem, s. 18.

¹⁵ A. D. Smith, *Etniczne źródła narodów*, tłum. M. Głowacka – Grajper, Kraków 2009, s. 73, [za:] N. Dołowy-Rybińska, op. cit. s. 20.

¹⁶ N. Dołowy-Rybińska, op. cit., s. 22.

¹⁷ Ibidem, s. 20-21.

¹⁸ Ibidem, s. 21.

¹⁹ E. Sapir, *Kultura, język, osobowość. Wybrane eseje*, tłum. B. Stanosz, R. Zimand, Warszawa 1978, s. 18, [za:] N. Dołowy-Rybińska, op. cit., s. 26.

treści, jak i co do formy, który by dla użytkowników danego języka nie symbolizował rzeczywistych znaczeń²⁰. To co istotne to fakt, że znajomość języka rodzimego może zapobiec m.in. asymilacji lub ją znacząco opóźnić – „język stanowi więc najważniejszą barierę asymilacji kulturowej – dopóki przedstawiciele mniejszości mówią swoim językiem etnicznym, dopóty zachowują swoją odrębność kulturową i świadomość odmienności²¹”.

Pojawia się więc pytanie co zrobić, aby język przetrwał i nie stał się językiem zagrożonym? Ma na to wpływ wiele różnych czynników. Do najważniejszych z nich zalicza się m.in.:

liczbę i koncentrację geograficzną osób znających ten język, ich socjoekonomiczny status, stopień i typ transmisji językowej, zaangażowanie wspólnoty w projekty ochrony języka, stopień standaryzacji tego języka, jego status, prawa językowe grupy oraz uznanie przez państwo – czy jest to język oficjalny lub współoficjalny, czy państwo wspiera wysiłki na rzecz jego ratowania. Liczy się stosunek ludzi do tego języka, charakter związku języka i tożsamości kulturowej grupy, nastawienie większości do mniejszości językowej i historia ich wzajemnych relacji. [...] Ważną rolę odgrywają również: życie religijne wspólnoty – czy Kościół wspiera dążenia grupy do zachowania języka, edukacja – czy język ten jest nauczany w szkołach i jaką metodą, sytuacja ekonomiczna grupy językowej – związki między zachowaniem języka a sytuacją życiową i ekonomiczną grupy, media – czy język jest obecny w mediach masowych i jakiego rodzaju są to media, stopień rozwoju wewnętrznej organizacji – czy istnieją organizacje mniejszościowe zajmujące się sprawami edukacji, kultury, planowaniem językowym, badaniami naukowymi itd.²².

Język ojczysty i język domowy

Istotą zachowania języka i przekazania go kolejnym pokoleniom jest przede wszystkim posługiwanie się nim w codziennych kontaktach. W rozdziale 3 cytowanej publikacji²³ zawarte są wyniki uzyskane z obszaru dotyczącego używania języka domowego i języka ojczystego. W przypadku języka łemkowskiego 6,3 tys. osób zadeklarowało, że posługuje się nim w kontaktach domowych jako językiem innym niż język polski²⁴. Z czego używających w domu tylko jednego języka zadeklarowało 1,4 tys. osób, 4,9 tys. zadeklarowało, że używa w domu więcej niż jednego języka, a z tego 4,7 tys. zadeklarowało, że w tym używa języka polskiego jako drugiego²⁵.

²⁰ Ibidem, s. 37-38, [za:] N. Dołowy-Rybińska, op. cit. s. 26-27.

²¹ N. Dołowy-Rybińska, op. cit., s. 27.

²² Ibidem, s. 30.

²³ <http://stat.gov.pl/spisy-powszechno-nsp-2011/nsp-2011-wyniki/struktura-narodowo-etniczna-jezykowa-i-wyznaniowa-ludnosci-polski-nsp-2011,22,1.html>, str. 69 i nast.

²⁴ Ibidem.

²⁵ Ibidem, s. 70.

Biorąc pod uwagę deklarowane zmiany w zakresie wskazań badanych co do tzw. języka domowego w stosunku do spisu powszechnego z 2002 roku dane dotyczące Łemków wynoszą 7 tys. na korzyść tej grupy etnicznej. W 2002 roku na język ten wskazało 5,6 tys. osób a w 2011 – 6,3 tys. osób²⁶. Można by przyjąć, że język łemkowski przeżywa pewnego rodzaju odrodzenie.

Warto też podkreślić, że dokonując analizy deklaracji badanych co do posługiwania się językiem wynika, że 38,3 % ludności łemkowskiej posługuje się w domu językiem polskim, 46,6 % posługuje się polskim i niepolskim językiem w kontaktach domowych, a 15,2 % posługuje się wyłącznie niepolskim językiem w kontaktach domowych²⁷. Dalsza analiza wyników spisu powszechnego pokazuje, że 84,8% ludności pochodzenia łemkowskiego deklaruje, że posługuje się językiem polskim, 61,7% deklaruje, że posługuje się językiem niepolskim, a 55,9% deklaruje posługiwanie się językiem rodzimym jako językiem kontaktów domowych. Oznacza to, że „jeszcze tylko w społeczności Łemków udział posługujących się w rozmowach z najbliższymi językiem rodzimym wyraźnie przekracza połowę (55,9%)”²⁸.

Warto jest zaznaczyć, że w 2011 po raz pierwszy w historii powojennych spisów powszechnych

zapytano ludność Polski o język ojczysty. Ostatni raz pytanie o język ojczysty zadano w spisie powszechnym w 1931 roku, jednak stosowano wówczas inne, niż w ostatnim badaniu spisowym, rozumienie pojęcia język ojczysty. Trzeba bowiem dodać, że w 1931 roku w ogóle nie zadawano ludności pytania o narodowość, gdyż zamierzano odtworzyć strukturę narodowościową ludności głównie na podstawie pytania o język ojczysty oraz deklaracji wyznaniowych. Stąd pojęciu „język ojczysty”, które niejako stanowiło substytut przynależności narodowej, nadano raczej subiektywny charakter, definiując je jako język, który osoba spisywana uważa za najbliższy – dosłownie: „język najbardziej bliski sobie”²⁹.

Oczywiście odpowiednia interpretacja wyników badań wymaga dokładnego zdefiniowania pojęć, w obszarze których będzie się interpretować dane. W związku z tym

dla potrzeb spisu w 2011 przyjęta została bardziej obiektywna koncepcja języka ojczystego, definiowanego jako ten, którego osoba nauczyła się jako pierwszego – w którym nauczyła się mówić. Takie rozumienie języka jako nabywanego w dzieciństwie, określanego także jako „język pierwszy”, odpowiadające także zakresowo angielskiemu pojęciu „mother tongue”, jest stosowane w międzynarodowych porównaniach statystycznych, a polska statystyka publiczna stale otrzymuje zapytania i zapotrzebowanie na dane od instytucji międzynarodowych, dotyczące tak rozumianego języka³⁰.

²⁶ Ibidem, s. 72.

²⁷ Ibidem, s. 78.

²⁸ Ibidem, s. 80.

²⁹ Ibidem, s. 81.

³⁰ Ibidem.

Lemkowie

Historia Łemków to historia obcowania ludności w ramach kilku państw, m.in. Polski, Węgier (Austro-Węgier) i Czechosłowacji. Jak podkreśla E. Wolnicz-Pawłowska „podejmowane na początku XX wieku próby autonomii politycznej skończyły się niepowodzeniem; w efekcie Łemkowszczyzna znalazła się w granicach Polski i Czechosłowacji”³¹. Bardzo istotnym wydarzeniem w tamtym czasie dla tej mniejszości było „utworzenie Rusińskiej Ludowej Republiki Łemków we Florynce. Powstała ona w wyniku rozpadu Austro-Węgier 5 grudnia 1918 r. jako niewielkie państwo. Posiadała swój rząd z premierem na czele, jak też swoją flagę. Zlikwidowana została przez wojsko polskie 12 marca 1920 r.”³². W późniejszym okresie „po II wojnie światowej, w latach 1944-1946 przesiedlono z Polski do ZSRR dziesiątki tysięcy Łemków. W 1947 roku w ramach akcji „Wisła” dalsze tysiące ludzi przymusowo przeniesiono na polskie Ziemie Odzyskane – tylko nielicznym dane było wrócić po 1956 roku”³³.

Mówiąc o Łemkach trzeba mieć świadomość, że mówimy o grupie górali ruskich, którzy określani tak zostali „na podstawie swoich cech etnograficzno-dialektalnych w pierwszej połowie XIX wieku”³⁴. Zamieszkiwali oni do 1945 roku zwartym osadnictwem terytorium karpackie o kształcie klina długości ok. 150 km i szerokości przy podstawie, (która na obszarze północnokarpackim wyznaczało zlewisko rzeki Osławy, zaś na południu zlewisko rzeki Laborca), około 60 km na północy i tyleż na południu. Wierzchołek klina sięgał Popradu (Bała Woda, Czarna Woda, Jaworki, Szlachtowa) na północy i dochodził aż do Tatr (Osturnia) na południu. Łemkowie północnokarpaccy z upływem czasu przyswoili sobie nadaną im nazwę, natomiast tożsami z nimi pod względem dialektalnym i etnograficznym Łemkowie na południu Karpat, pozostali przy tradycyjnym etnonimie Rusnak/Rusyn”³⁵.

Patrząc na liczebność tej grupy etnicznej można odwołać się już do statystyk międzywojennych. Z danych tych wynika, że przedstawiciele tej grupy liczyli około 130 tys. osób³⁶. Biorąc natomiast pod uwagę ostatni spis powszechny warto jest pod-

³¹ E. Wolnicz-Pawłowska, *Antroponimia lemowska na tle polskim i słowackim XVI-XIX wiek*, Warszawa 1993, s.7.

³² B. A. Orłowska, *Transmisja tożsamości (Studium przypadku Lemków)*, Wydawnictwo Lemko Tower, Strzelce Krajeńskie 2013, s. 133 i nast.

³³ E. Wolnicz-Pawłowska, *Antroponimia lemowska na tle polskim i słowackim XVI-XIX wiek*, op. cit., s.7.

³⁴ Nazwę „Łemkowie”, która pierwotnie występowała prawdopodobnie w charakterze przezwiska, po raz pierwszy wprowadził do literatury naukowej słowacki etnograf Jan Čaplovič w 1820 r. (określając tak ówczesnych Rusinów węgierskich). W odniesieniu do grupy Rusinów galicyjskich, dzisiaj określających się jako Łemkowie, nazwę tę po raz pierwszy zastosował Josyf Łewyckij w 1831 r., [za:] H. Duć-Fajfer, *Łemkowie – charakterystyka etniczno-kulturowa*, [w:] „Języki Obce w Szkole”, *Nauczanie języków mniejszości narodowych i etnicznych* nr 6/2001, s. 55.

³⁵ H. Duć-Fajfer, *Łemkowie – charakterystyka etniczno-kulturowa*, [w:] „Języki Obce w Szkole”, *Nauczanie języków mniejszości narodowych i etnicznych* nr 6/2001, s. 55-56.

³⁶ Wg zestawienia GUS RP z 1938 r. dokonanego na podstawie powszechnego spisu ludności z 1931 r. ogólna liczba grekokatolików i prawosławnych na obszarze Łemkowszczyzny wyno-

kreślić, że „kilkoma większymi skupieniami w układzie wojewódzkim, choć nieprzekraczającymi połowy liczby swoich członków, odznaczają się jeszcze społeczności deklarujących w spisie przynależność łemkowską i ukraińską. Największa koncentracja Łemków, obejmująca 46,9% całej zbiorowości, występuje w województwie dolnośląskim, a dwie mniejsze – w małopolskim (21,4%) i lubuskim (14,9%)”³⁷. Jak wynika z analizy materiału statystycznego „mamy do czynienia ze zmniejszeniem się udziału, jaki w całej populacji zajmuje największe skupisko regionalne (województwie), w porównaniu z 2002 r., kiedy to odsetek mieszkańców województwa dolnośląskiego wśród ogółu Łemków wyniósł 56,2”³⁸.

Język łemkowski – zaginię czy się odrodzi?

Patrząc na historię języka łemkowskiego ślady piśmiennictwa łemkowskiego sięgają XVII wieku. Już w „wieku XVIII i XIX wydawane były elementarze Rusińskie, którymi Łemkowie posługiwali się w nauce szkolnej. [...] prace nad normalizacją języka łemkowskiego były prowadzone również w okresie międzywojennym. Język ten był w tym czasie przedmiotem nauczania szkolnego. Faktyczne normy literackie kształtowane były przez pisarzy łemkowskich³⁹, z których najwybitniejszym był Iwan Rusenko”⁴⁰.

Jednak dopiero pod koniec XX wieku (lata 80-te) powstały „warunki do podjęcia systematycznych prac zmierzających do kodyfikacji norm literackich współczesnego języka Łemków. Łemkowski język literacki jest kodyfikowany na bazie gwar środkowo- zachodniej części Łemkowszczyzny. Zachodnioruskie gwary karpackie, zasadniczo wschodniosłowiańskie, zachowały wiele cech archaicznych, jak również szereg analogii zachodniosłowiańskich”⁴¹.

Liczne badania i analizy pokazują, że „język łemkowski zagrożony jest w znacznym stopniu przez asymilujące kontakty z polskojęzyczną większością otoczenia oraz przez długoletnie utożsamianie łemkowskiego z jednym z dialektów ukraińskich. Obecnie na 1-3 lekcjach w tygodniu uczy się go w całej Polsce 268 dzieci w 4 przedszkolach (ale tylko 5 dzieci!), 20 szkołach podstawowych (110 dzieci), 10

siła 130 121 osób. Apostolski Administrator Łemkowszczyzny w 1932 r. określił liczbę Łemków na ponad 151 tys., [za:] H. Duć-Fajfer, *Łemkowie – charakterystyka etniczno-kulturowa*, [w:] „Języki Obce w Szkole”, *Nauczanie języków mniejszości narodowych i etnicznych* nr 6/2001, s. 56.

³⁷ <http://stat.gov.pl/spisy-powszechne/nsp-2011/nsp-2011-wyniki/struktura-narodowo-etniczna-jezykowa-i-wyznaniowa-ludnosci-polski-nsp-2011,22,1.html>, str. 46-47.

³⁸ Ibidem.

³⁹ Inni znani pisarze łemkowscy to m.in.: Jakow Dudra, Mykołaj Buriak, Iwan Hołowczak, Jarosław Zwoliński, Paweł Stefanowski, Seman Madzelan, Adam Barna, Petro Murianka – Trochanowski, Wołodysław Graban, Teodor Kuziak, Andrij Kopcza, Michał Oleśniewicz, Teodor Gocz, Wasyl Chomyk.

⁴⁰ H. Fontański, *O normach współczesnego łemkowskiego języka literackiego*, [w:] „Języki Obce w Szkole”, *Nauczanie języków mniejszości narodowych i etnicznych* nr 6/2001, s. 33.

⁴¹ Ibidem, s. 33-34.

gimnazjach (90 uczniów), 2 liceach (20), 1 szkole zawodowe (tylko 1 uczeń!) i 1 zespole międzyszkolnym (42 uczniów)⁴². Jedną z wielu szans na zachowanie języka łemkowskiego jest rozpropagowanie go i nauka w szkołach i punktach w celu doprowadzenia do liczniejszego udziału najmłodszych w procesie nauki języka przodków.

Patrząc ze współczesnej perspektywy „nauka języka łemkowskiego w szkole polskiej jako języka mniejszości etnicznej odbywa się w sytuacji, kiedy język ten jest pierwszym, tj. poznawanym jako pierwszy w domu, w otoczeniu rodzinnym i w kontaktach z innymi przedstawicielami społeczności łemkowskiej, zaś język polski – drugim, poznawanym w kontaktach zewnętrznych (sąsiedzi i koledzy Polacy, uczniowie i nauczyciele w szkole)”⁴³.

Zgodnie z obecnie obowiązującymi przepisami prawa

nauka języka łemkowskiego (pierwszego), przebiegająca równolegle z nauką języka polskiego (drugiego) w szkole polskiej, wymaga opanowania czterech prymarnych (podstawowych, głównych) i sześciu sekundarnych (drugoplanowych, drugorzędnych) sprawności językowych. Sprawności prymarne to:

- I. Sprawność rozumienia ze słuchu (rozumienia mowy ustnej).
- II. Sprawność mówienia.
- III. Sprawność czytania cichego.
- IV. Sprawność pisania.

Sprawności sekundarne to:

- V. Sprawność czytania głośnego.
- VI. Sprawność ustnego tłumaczenia z języka polskiego na łemkowski.
- VII. Sprawność ustnego tłumaczenia z języka łemkowskiego na polski.
- VIII. Sprawność pisemnego tłumaczenia z języka polskiego na łemkowski.
- IX. Sprawność pisemnego tłumaczenia z języka łemkowskiego na polski.
- X. Sprawność pisania pod dyktando⁴⁴.

Jak podkreślają autorzy *Poradnika metodycznego dla nauczycieli języka łemkowskiego* „uczniowie łemkowscy opanowują sprawności rozumienia ze słuchu języka łemkowskiego i mówienia w tym języku w sposób naturalny, w kontaktach z członkami rodziny oraz innymi użytkownikami tego języka. Sprawności te są następnie doskonalone w szkolnym nauczaniu języka łemkowskiego”⁴⁵.

W ramach edukacji szkolnej „uczniowie łemkowscy opanowują od podstaw, a następnie doskonałą znajomość swego języka w zakresie sprawności czytania głośnego, sprawności pisania (w tym również pisania pod dyktando), a także tłumaczenia ustnego i pisemnego z języka polskiego na łemkowski i z łemkowskiego na polski”⁴⁶.

⁴² <http://pl.languagesindanger.eu/book-of-knowledge/endangered-languages-ethnicity-identity-and-politics/> (dostęp 30.03.2016r.)

⁴³ M. Chomiak, J. Henzel, *Poradnik metodyczny dla nauczycieli języka łemkowskiego*, Legnica 2012, s.7.

⁴⁴ Ibidem.

⁴⁵ Ibidem

⁴⁶ Ibidem.

Tabela nr 1: Posługiwanie się językiem łemkowskim w mowie⁴⁷.

<i>Dziadkowie</i>	<i>Rodzice</i>	<i>Dzieci</i>
Wszyscy mówią biegle	Większość mówi biegle	½ mówi biegle
-----	1/8 mówi średnio	1/3 mówi średnio
-----	1/12 mówi słabo	1/5 mówi słabo

Badania przeprowadzone przez autorkę artykułu pokazują, że język łemkowski zanika. Zarówno posługiwanie się tym językiem jak również pisanie w tym języku pokazuje, że grupa użytkowników się zawęża. Badania były przeprowadzone wśród trzech pokoleń Łemków – dziadków, rodziców i dzieci a uzyskane wyniki zawarte są w poniższych tabelach. Badani Łemkowie zamieszkują północną część ziemi lubuskiej.

Tabela nr 2: Umiejętność pisania w języku łemkowskim⁴⁸.

<i>Dziadkowie</i>	<i>Rodzice</i>	<i>Dzieci</i>
Wszyscy potrafią pisać w języku łemkowskim	Niemal wszyscy potrafią pisać w języku łemkowskim	Prawie połowa potrafi pisać w języku łemkowskim

Pewną trudność w procesie początkowej edukacji dzieci może stwarzać alfabet łemkowski. „W szkolnym nauczaniu języka łemkowskiego na etapie początkowym istotną rolę odgrywa poznawanie liter alfabetu słowiańskiego (cyrylicy⁴⁹), niezbędne dla kształtowania sprawności czytania głośnego i cichego oraz pisania. [...] Na dalszych etapach nauczania czytanie głośne i ciche odgrywa istotną rolę, stwarza bowiem warunki do kształtowania sprawności mówienia i pisania reprodukcyjnego, a w dalszej perspektywie – produktywnego”⁵⁰. Nie należy przy tym zapominać o zapoznaniu dzieci z kulturą i historią Łemków jak również z wybitnymi przedstawicielami tej społeczności. „Kulturoznawstwo jest obecnie uznawane powszechnie za ważny komponent kształcenia językowego i pełni istotną rolę poznawczą i wychowawczą”⁵¹.

⁴⁷ B. A. Orłowska, *Transmisja tożsamości (Studium przypadku Łemków)*, Wydawnictwo Lemko Tower, Strzelce Krajeńskie 2013, s. 147.

⁴⁸ Ibidem, s. 148.

⁴⁹ standardowy alfabet łemkowski jest pismem typu cyrylicy (graždanki) i obejmuje 34 litery (za: H. Fontański, *O normach współczesnego łemkowskiego języka literackiego*, [w:] „Języki Obce w Szkole”, *Nauczanie języków mniejszości narodowych i etnicznych* nr 6/2001, s. 33-34.) Jest zbieżny z alfabetem rosyjskim i ukraińskim. Choć istnieją drobne różnice.

⁵⁰ M. Chomiak, J. Henzel, *Poradnik metodyczny dla nauczycieli języka łemkowskiego*, op. cit., s.7.

⁵¹ Ibidem, s.11.

Zakończenie

Przedstawiona w artykule perspektywa zagrożenia zanikiem języka łemkowskiego skłania do podejmowania różnych działań, które mogą spowolnić lub opóźnić ten proces. Obserwowane obecnie pewne odrodzenie się języka łemkowskiego związane jest z pojawieniem się pewnej mody na etniczność. Powrót do korzeni poprzez posługiwanie się językiem przodków przez znanych młodych artystów np. *Kyczera*, *Łastiwoczka*, czy bardziej znane jak *LemOn* stają się dla młodszych przedstawicieli wzorcami, które warto naśladować. Dodatkowym atutem, który warto jest wykorzystywać w procesie zachowania języka łemkowskiego jest wykorzystanie nowych technologii. Od kilku lat funkcjonuje z sukcesem *Radio-Lemko*, czy radio *lem.fm* oraz telewizja internetowa *Lemko Tv*, dają one szansę na zbliżenie się do młodszego pokolenia i mimo zaliczenia języka łemkowskiego do grupy języków zagrożonych transmisja językowa będzie trwać i przechodzić na kolejne pokolenia.

Bibliografia

- Chomiak M., Henzel J., *Poradnik metodyczny dla nauczycieli języka łemkowskiego*, Legnica 2012.
- Crystal D., *Language Death*, Cambridge 2005, s. 3-15, [za:] N. Dołowy-Rybińska, *Języki i kultury mniejszościowe w Europie: Bretończycy, Łużyczanie, Kaszubi*, Warszawa 2011.
- Dołowy-Rybińska N., *Języki i kultury mniejszościowe w Europie: Bretończycy, Łużyczanie, Kaszubi*, Warszawa 2011.
- Duć-Fajfer H., *Łemkowie – charakterystyka etniczno-kulturowa*, [w:] „Języki Obce w Szkole”, *Nauczanie języków mniejszości narodowych i etnicznych* nr 6/2001, S. 55–64. Dz. U. 2005, nr 17, poz. 141.
- Fontański H., *O normach współczesnego łemkowskiego języka literackiego*, [w:] „Języki Obce w Szkole”, *Nauczanie języków mniejszości narodowych i etnicznych* nr 6/2001, S. 33–36.
- Jałowiecki B., *Regiony etno-lingwistyczne i kulturowe w Polsce*, [w:] „Języki Obce w Szkole”, *Nauczanie języków mniejszości narodowych i etnicznych* nr 6/2001.
- Kinkade M. D., *The decline of native languages in Canada*, [w:] *Endangered Languages*, red. R. H. Robins, E. m. Uhlenbeck, Oxford – New York, 1991, s. 160-163, [za:] N. Dołowy-Rybińska, *Języki i kultury mniejszościowe w Europie: Bretończycy, Łużyczanie, Kaszubi*, Warszawa 2011.
- Orłowska B. A., *Transmisja tożsamości (Studium przypadku Łemków)*, Wydawnictwo Lemko Tower, Strzelce Krajeńskie 2013.
- Sapir E., *Kultura, język, osobowość. Wybrane eseje*, tłum. B. Stanosz, R. Zimand, Warszawa 1978.
- Wolnicz-Pawłowska E., *Antroponimia łemkowska na tle polskim i słowackim XVI-XIX wiek*, Warszawa 1993.
- Wurm S., *Methods of language maintenance and revival, with selected casus of language endangerment in the world*, [w:] *Studies in Endangered Languages*, red. K.

Matsamura, H. Syobo, Kioto 1998, s. 192, [za:] N. Dołowy-Rybińska, *Języki i kultury mniejszościowe w Europie: Bretończycy, Łużyczanie, Kaszubi*, Warszawa 2011.
www.helsinki.fi/~tasalmin/europe_index.html
<http://stat.gov.pl/spisy-powszechne/nsp-2011/nsp-2011-wyniki/struktura-narodowo-etniczna-jezykowa-i-wyznaniowa-ludnosci-polski-nsp-2011,22,1.html>

Abstract

Is Lemko language belongs to the group of endangered languages ?

In the article the author tried to address the question of whether Lemko language belongs to the group of endangered languages. The author points at the beginning who they are Łemkowie. Later in this article are approximate , among others, different scales of endangered languages. Later, the author refers to the results of the census of 2011 and the declaration of the respondents support the use of a minority language.

Keywords

Lemkos, an ethnic minority language Lemko, endangered languages.

Nauczyciel języka obcego wobec problemu indywidualizacji procesu nauczania

1. Wprowadzenie

W świetle postulowanego i pożądanego otwarcia się nauczycieli na specjalne potrzeby edukacyjne uczniów szczególnego znaczenia nabiera kwestia indywidualizacji procesu nauczania języków obcych. Nie jest to pojęcie nowe w literaturze przedmiotu, a jego rozumienie oraz możliwości realizacji od lat stanowią rozległe pole dociekań teorii i rozstrzygnięć praktycznych. Nowe pytania, które pojawiają się w tym zakresie, stanowią konsekwencję zmian w poglądach na społeczną funkcję szkoły oraz indywidualne różnice między ludźmi. Dlatego realizacja zasady indywidualizacji w szkole jest czymś więcej niż tylko zabiegiem organizacyjno-metodycznym – w rzeczywistości odzwierciedla aktualne rozumienie kształcenia instytucjonalnego.

W ciągu ostatnich kilku lat w polskiej edukacji nastąpiły istotne zmiany związane z uznaniem różnic indywidualnych między uczącymi się. Znajdują one odzwierciedlenie w przepisach prawa oświatowego, które wyraźnie akcentują konieczność uwzględniania indywidualności uczącego się oraz obligują nauczycieli, a więc i nauczycieli języków obcych, do dostosowywania procesu dydaktycznego do jego potrzeb i możliwości. Jak zatem indywidualizację procesu nauczania rozumieją nauczyciele języków obcych? Czy i jak identyfikują specjalne potrzeby edukacyjne uczniów? Jakie potrzeby są przez nich najczęściej rozpoznawane? Jak oceniają postulowaną konieczność indywidualizacji procesu nauczania? Odpowiedź na te pytania stanowiła cel przedstawionego w artykule badania sondażowego zrealizowanego wśród nauczycieli szkół ogólnodostępnych różnych typów.

2. Dyskusja pojęcia *indywidualizacji* w kontekście polskiego prawa oświatowego

Indywidualizacja procesu nauczania może być rozpatrywana w różnych perspektywach. Tradycyjnie definiowana jest jako uwzględnianie w systemie dydaktyczno-wychowawczym różnic indywidualnych między uczniami i stosowanie takich zabiegów pedagogicznych, które sprzyjają ich maksymalnemu rozwojowi (Lewowicki 1993). W kontekście nauczania języka obcego indywidualizacja ujmowana jest jako całość działań organizacyjnych i dydaktyczno-metodycznych stosowanych podczas lekcji

w celu uwzględnienia różnych możliwości uczących się i umożliwienia im pełnego rozwoju ich motorycznego, intelektualnego oraz emocjonalnego potencjału (Meyer 2004, Tönshoff 2004). Uwzględnianie właściwości psychofizycznych uczącego się (wyznaczających jego możliwości intelektualne, emocjonalne i motoryczne), preferencji sposobów uczenia się (warunkowanych przez cechy psychologiczne oraz społeczne) ma na celu doskonalenie jego kompetencji i optymalny w warunkach szkolnych rozwój.

Do klasycznych już ujęć możliwości indywidualizowania w tej perspektywie należy różnicowanie zewnętrzne i wewnętrzne (Bönsch 2009: 18). Pierwsza forma odnosi się przede wszystkim do rozwiązań organizacyjnych, takich jak np. podział uczniów na grupy na podstawie diagnozy ich poziomu językowego, uzdolnień czy zainteresowań. Różnicowanie wewnętrzne polega na działaniach obejmujących wszystkie te formy dyferencjacji, które są podejmowane wewnątrz wspólnie nauczanej klasy czy grupy (Klaffki, Stöcker 1991: 173). Jego realizacja odbywa się z uwzględnieniem tych elementów sytuacji dydaktyczno-wychowawczych, które pozostając ze sobą we wzajemnych związkach, mają bezpośredni wpływ na przebieg procesu kształcenia, a więc ze względu na cele, treści, metody, formy i środki dydaktyczne (Hass 2008: 4).

Przedstawione powyżej ujęcie indywidualizacji znajduje odzwierciedlenie w ostatnich licznych zmianach polskiego prawa oświatowego w tym zakresie. Akcentują one konieczność uwzględniania w procesie nauczania cech indywidualnych i predyspozycji uczących się poprzez dostosowywanie procesu nauczania do ich potrzeb i możliwości edukacyjnych. Prawa uczniów do kształcenia zgodnego z indywidualnymi potrzebami rozwojowymi i edukacyjnymi oraz predyspozycjami zagwarantowała już Ustawa o systemie oświaty z 7 września 1991 r. (tekst jednolity, Dz. U. z 2004r. Nr 256, poz. 2572, z późn. zm.), która zapewniła m.in. możliwość kształcenia się, wychowania i opieki odpowiednich do wieku i osiągniętego rozwoju oraz dostosowanie treści, metod i organizacji nauczania do możliwości psychofizycznych uczniów. Kolejne rozporządzenia wprowadzone na mocy tej ustawy (Rozporządzenia A, B, C) określiły prawa ucznia do: uzyskania opinii bądź orzeczenia w sprawach dostosowania wymagań edukacyjnych, wczesnej diagnozy i specjalistycznej interwencji (w tym dostosowania programu i metod pracy), dostosowania sposobu oceniania oraz przystąpienia do egzaminów zewnętrznych w warunkach i formie dostosowanych do indywidualnych potrzeb. Pomoc psychologiczno-pedagogiczna udzielana uczniowi w szkole ma polegać na rozpoznawaniu i zaspokajaniu jego indywidualnych potrzeb rozwojowych i edukacyjnych oraz identyfikowaniu jego indywidualnych możliwości psychofizycznych, wynikających m.in. z niepełnosprawności, z niedostosowania społecznego, ze szczególnych uzdolnień, ze specyficznych trudności w uczeniu się, z zaburzeń komunikacji językowej, z niepowodzeń edukacyjnych. Rozporządzenia określają też zadania i rolę nauczyciela, który jest zobowiązany indywidualizować pracę z uczniem na obowiązkowych i dodatkowych zajęciach edukacyjnych oraz dostosować wymagania edukacyjne, odpowiednio do potrzeb i możliwości psychofizycznych ucznia (Rozporządzenie C). Indywidualizowanie procesu nauczania, uwzględnianie indywidualnej sytuacji uczniów jest także w ostatnich latach jednym z priorytetów nadzoru pedagogicznego sprawowanego przez kuratorów oświaty.

Pomimo niewątpliwie pozytywnych aspektów wprowadzonych rozwiązań instytucjonalnych, związanych z zaakcentowaniem potrzeby uwzględniania specjalnych potrzeb edukacyjnych uczniów, należy jednak zwrócić uwagę na pewne ograniczenia z nimi związane. Indywidualizacja rozumiana jako dostosowywanie sposobów pracy, metod i technik do profilu każdego uczącego się może być trudna do zrealizowania w klasie i jest raczej mało realna w warunkach szkolnych. Dlatego warto zastanowić się nad ujęciem tego problemu w innej perspektywie – dydaktyki autonomizującej, co oznacza przede wszystkim uznawanie ucznia jako samodzielnego autonomicznego podmiotu. Konsekwencją takiego założenia jest zmierzanie do podniesienia świadomości uczących się w odniesieniu do ich celów, oczekiwań i preferencji oraz skutecznych sposobów nauki, a zatem wprowadzanie działań autonomizujących, stymulujących uczniów do podejmowania odpowiedzialności za własną naukę i rozwój. Istotą takiego podejścia do nauczania – nauczania w *półautonomii* - jest współpraca nauczyciela z uczącymi się, ukierunkowana na budowanie indywidualnej i specyficznej dla każdego uczącego się kompetencji komunikacyjnej (Wilczyńska 2001: 6). Celem jest stworzenie pewnej otwartej przestrzeni uczenia się, w której w szeroki sposób uwzględniane są potrzeby i możliwości uczniów oraz wypracowanie narzędzi rozwijania u nich poczucia odpowiedzialności względem siebie samych. Rola nauczyciela będzie zatem z jednej strony polegać na pomaganiu w autoewaluacji, wyznaczaniu własnych celów, poszukiwaniu odpowiednich form aktywności, z drugiej zaś na stwarzaniu sytuacji, w których wypróbować można niepraktykowane dotąd strategie czy pokazywać przykłady indywidualnej zmienności w poszczególnych zakresach (Wilczyńska 1999: 209, 218). W takim ujęciu indywidualizacji nauczyciel nie koncentruje się tylko na przekazie dydaktycznym, starając się dostosować metody i formy pracy do specyfiki uczniów, a staje się raczej animatorem indywidualnych form uczenia się i organizatorem przestrzeni dydaktycznej. Jego zadaniem jest przede wszystkim stworzenie uczniom warunków do samodzielnej nauki i osadzenie interakcji we właściwym otoczeniu, kontekście i układzie dydaktycznym (Lewicki 2013: 252).

W kolejnych częściach przedstawiam wyniki badania sondażowego¹ przeprowadzonego wśród nauczycieli języków obcych pracujących w szkołach ogólnodostępnych, których opinie odnoszą się do przedstawionych powyżej kwestii.

3. Identyfikacja indywidualnych potrzeb i możliwości uczniów w opiniach nauczycieli

W ankiecie przeprowadzonej od maja do czerwca 2014 roku wypowiedziało się 74 nauczycieli języków obcych pracujących w ogólnodostępnych szkołach pod-

¹ Ankieta dotyczyła różnych aspektów indywidualizacji procesu uczenia się/nauczania języka obcego w kontekście specjalnych potrzeb edukacyjnych uczących się. Na potrzeby niniejszego artykułu wybrane zostały tylko te kwestie, które odnoszą się do postrzegania przez nauczycieli języków obcych indywidualizacji procesu uczenia się/nauczania języka obcego oraz związanej z nią identyfikacji specjalnych potrzeb edukacyjnych uczniów. Pozostałe zagadnienia omówione zostaną w odrębnej publikacji.

stawowych (8 osób), gimnazjach (12 osób) oraz szkołach ponadgimnazjalnych (54 osoby). Najwięcej z nich, 39, uczy języka niemieckiego, 34 – języka angielskiego, jedna osoba reprezentowała język rosyjski. Uczestników badania charakteryzuje też zróżnicowany staż pracy – od 1 roku do 20 lat, przy czym największą grupę (56 osób) stanowili respondenci ze sporym doświadczeniem w pracy pedagogicznej – powyżej 10 lat. Oprócz pytań zamkniętych badani mieli możliwość dodawania komentarzy i uwag w pytaniach otwartych. Umożliwiło to uzyskanie bardziej szczegółowych informacji na temat ich stosunku do podejmowanych zagadnień.

Jak wynika z zebranych danych, wszyscy respondenci mieli w swej pracy do czynienia z uczniami ze specjalnymi potrzebami edukacyjnymi – pracują lub pracowali z kilkoma takimi osobami w klasie. Zdecydowana większość z nich (72 osoby, 97%) wyraziła przekonanie o konieczności prowadzenia w szkole identyfikacji indywidualnych potrzeb i możliwości uczniów, tylko 2 osoby nie wypowiedziały się w tym zakresie. Argumentując swoją opinię, część nauczycieli koncentrowała się na przekazie dydaktycznym (23 osoby, 31%) i wskazywała przede wszystkim na takie zalety jak: możliwość właściwego doboru metod i form pracy, zróżnicowanie wymagań oraz właściwe planowanie i wdrażanie treści programowych. Druga grupa respondentów (49 osób, 66%) skupiła się na korzyściach dla ucznia, wymieniając: możliwość uwzględniania jego indywidualnych potrzeb, rozwijania talentu, wyrównania poziomu osób z trudnościami w uczeniu się, możliwość określenia predyspozycji ucznia, uzdolnień, ale także niepowodzeń szkolnych i trudności w uczeniu się.

Zdecydowana większość ankietowanych nauczycieli (70 osób, 95%) zadeklarowała, że w ich szkole jest prowadzona identyfikacja indywidualnych potrzeb i możliwości uczniów (tylko 4 osoby, 5%, zaznaczyły odpowiedź „nie wiem”). Duża część tej grupy respondentów nie podała jednak sposobów realizacji tego typu działań – 8 osób (11%) w ogóle się nie wypowiedziało na ten temat, 12 osób (17%) wymieniło różne czynności niezwiązane w rzeczywistości z identyfikacją specjalnych potrzeb edukacyjnych, np. „dodatkowe godziny”, „zajęcia dodatkowe”, „nauczyciel wspomagający”, „prowadzenie kart pracy ucznia – monitorowanie postępów ucznia”, „dostosowanie metod i technik”. Pozostali nauczyciele wskazali w tym zakresie przede wszystkim na: analizę dokumentacji psychologicznej, opinii i orzeczeń z poradni psychologiczno-pedagogicznej oraz zaświadczeń okręgowej komisji egzaminacyjnej (17 osób, 24%), obserwację ucznia (8 osób, 11%), spotkania zespołów nauczycieli (7 osób, 10%), rozmowę indywidualną z uczniem (5 osób, 7%), rozmowy z rodzicami (4 osoby, 6%) oraz ankiety/testy diagnozujące umiejętności (9 osób, 13%).

Odnosząc się do pytania dotyczącego indywidualnych potrzeb i możliwości uczniów, które są najczęściej rozpoznawane w ich szkole, nauczyciele podawali przede wszystkim specyficzne trudności w uczeniu się (53 wskazania), niepełnosprawność/chorobę przewlekłą (26) oraz niepowodzenia edukacyjne (22). Mniej zaznaczeń dotyczyło szczególnych uzdolnień uczniów (18), niedostosowania społecznego (17), zaniechań środowiskowych związanych z sytuacją bytową ucznia i jego rodziny (15) czy zaburzeń komunikacji językowej (10). Nie musi to oczywiście oznaczać, że takie potrzeby edukacyjne rzadziej występują w populacji. Może jednak pokazywać, że nauczyciele wiedzą głównie o tych potrzebach, które wynikają

z posiadanej dokumentacji ucznia. Specyficzne trudności w uczeniu się, niepełnosprawność czy choroba przewlekła są stwierdzane w opinii lub orzeczeniu poradni psychologiczno-pedagogicznej. Identyfikacja innych potrzeb, np. uczniów szczególnie uzdolnionych językowo, leży raczej po stronie nauczyciela i wymaga planowego, świadomego działania, przeprowadzenia diagnozy i obserwacji.

4. Indywidualizacja procesu nauczania języka obcego w opiniach nauczycieli

Wszyscy uczestniczący w badaniu nauczyciele zadeklarowali pozytywny stosunek do indywidualizacji procesu nauczania. 39 osób (53%) zgodziło się z następującą opinią zaproponowaną w ankiecie jako jedna z trzech do wyboru: „Indywidualizacja procesu nauczania to ważne zadanie dla nauczyciela języka obcego. Trzeba rozpoznawać potrzeby ucznia i dostosowywać proces nauczania oraz wymagania edukacyjne do jego możliwości”. Z kolei 35 osób (47%) identyfikowało się z wypowiedzią: „Indywidualizacja to teoretycznie dobry kierunek w kształceniu językowym. W praktyce jednak jest bardzo trudna do zrealizowania, a i skuteczność nie do końca gwarantowana”. Żaden z ankietowanych nauczycieli nie wybrał stwierdzenia: „Te wszystkie rozważania na temat indywidualizacji procesu nauczania to puste słowa. Nie da się dostosować procesu nauczania do potrzeb każdego ucznia. To jest nierealne”. Na podstawie tej części badania można by więc stwierdzić, że ankietowani nauczyciele dostrzegają potrzebę uwzględniania różnic indywidualnych w procesie dydaktycznym. Połowa z nich wyraża jednak obawy związane z realizacją takiego podejścia w praktyce szkolnej.

Ankietowani nauczyciele języków obcych bardzo różnie postrzegają indywidualizację, a wiedza na ten temat wydaje się raczej mało spójna i uporządkowana. Odnośząc się do pytania dotyczącego rozumienia tego pojęcia, 32 osoby (43%) udzieliły krótkich odpowiedzi, w których zawarły pojedyncze, bardzo różnorodne elementy kojarzone przez nich z indywidualizacją. Wśród wypowiedzi pojawiają się następujące stwierdzenia: „różnicowanie stopnia trudności zadań”, „praca w grupach o różnych poziomach”, „właściwy dobór metod i form pracy do indywidualnych potrzeb edukacyjnych ucznia”, „różne metody i formy pracy”, „indywidualizacja ze względu na zainteresowania”, „indywidualne testy (skracanie zadań, wydłużanie czasu pracy)”, „ocenie (ustne i pisemne)”, „różnicowanie stopnia trudności prac domowych”, „poświęcenie czasu”, „dostosowanie wymagań edukacyjnych do ucznia”, „sprawdzanie i weryfikowanie umiejętności uczniów indywidualnie”, „indywidualne wyznaczanie celów”, „dostosowanie sposobu komunikowania się z uczniem”. 20 osób (27%), odpowiadając na to pytanie, wskazywało w zasadzie na kwestię identyfikacji potrzeb i możliwości uczniów, pisząc o tym, że indywidualizacja to: „rozpoznanie potrzeb ucznia, jego możliwości i ograniczeń”, „przygotowanie krótkiej charakterystyki ucznia”, „przygotowanie informacji o uczniu na podstawie obserwacji oraz istniejącej dokumentacji w celu uwzględnienia indywidualnych potrzeb i możliwości uczniów”, „zdiagnozowanie ucznia”, „zapoznanie się z opinią lub orzeczeniem”. Wypowiedzi tylko 12 osób (16%) wskazywały na dostrzeganie szerszego kontekstu tego pojęcia: „organizacja nauczania w sposób uwzględniający

fakt występowania różnic, zdolności, umiejętności i zainteresowań pomiędzy poszczególnymi uczniami”, „taki dobór metod pracy, treści i środków dydaktycznych oraz działań nauczyciela, aby odpowiadały one potrzebom ucznia”, „nauczanie tak, aby uwzględnić różnice w zakresie zdolności, umiejętności uczniów”, „dostosowanie technik i metod pracy do potrzeb edukacyjnych ucznia w celu osiągnięcia optymalnych rezultatów w procesie nauczania”, „dostosowywanie nauczania do potrzeb/możliwości ucznia”, „indywidualne podejście do ucznia, by wspomóc go w procesie uczenia się”. 10 osób (14%) w ogóle nie odpowiedziało na to pytanie.

Wszyscy badani stwierdzają, że w swojej pracy dydaktycznej starają się indywidualizować proces nauczania języka, przy czym 29 osób (39%) czyni to zawsze, 32 osoby (43%) często, a 13 osób (18%) czasami. Deklaracje nauczycieli nie zawsze jednak znajdują potwierdzenie w komentarzach – 22 osoby (30%) nie podały żadnych przykładów takich działań. 13 osób (18%) uznało za indywidualizację zapoznanie się z dokumentacją poradni psychologiczno-pedagogicznej, dokumentacją wychowawcy klasy, innych nauczycieli. Z kolei 29 osób (39%) wymieniało pojedyncze, bardzo różne, elementy związane z procesem nauczania: „praca domowa o różnym stopniu trudności”, „praca w grupach (do grupy słabszej dołącza uczeń z największym potencjałem)”, „dodatkowe karty pracy”, „ocena werbalna, kształtująca”, „dodatkowe wyjaśnienia przy wykonywaniu zadań”, „mniejsze ilości materiału, prostsze prace klasowe, pomoc w pracy indywidualnej”, „różnorodność ćwiczeń”, „praca indywidualna ze słabszym uczniem, dodatkowe trudniejsze zadania dla ucznia zdolnego”, „testy uwzględniające potrzeby ucznia”. W ankietowanej grupie były też osoby (10, 14%), które ujęły problem bardziej globalnie, podając jako przykład następujące działania: „przygotowanie indywidualnego programu nauczania”, „dostosowuję czas pracy ucznia, ilość wykonywanych zadań, sposób komunikowania się z uczniami”, „indywidualnie podchodzę do ucznia, zwracając uwagę na jego potrzeby, trudności. Staram się dostosować moje wymagania do jego potrzeb i możliwości.”, „Dostosowuję metody i formy pracy na lekcji z danym uczniem, adekwatnie do możliwości formułuję sprawdzanie zdobytej wiedzy”.

W kolejnych częściach ankiety nauczyciele mogli wypowiedzieć się – w przypadku deklaracji o stosowaniu zindywidualizowanych form nauczania języka obcego – czy i w jaki sposób różnicują cele nauczania, treści, metody i techniki, środki dydaktyczne oraz kontrolę osiągnięć i ocenianie uczniów.

60 osób (81%) stwierdziło, że różnicuje cele nauczania, przy czym 36 nauczycieli (49%) czyni to zawsze, a 24 osoby (32%) czasami. Większość podawanych przez tę grupę respondentów komentarzy odnosi się do zmniejszenia ilości materiału, przy czym znaczna część przykładów dotyczy nauki słownictwa i gramatyki, np. „Uczniowie, którzy mają trudności, poznają słownictwo, uczniowie szczególnie zdolni uczą się stosować nowe słownictwo w zdaniach”, „Wystarczy, że uczeń rozpoznaje słówka ze słuchu, nie wymagam pisowni”, „Dla ucznia zdolnego jest celem np. nauczenie się 50 słówek – znaczenie i pisownia, dla ucznia z trudnościami – tylko znaczenie”, „Uczeń zdolny samodzielnie stosuje strukturę gramatyczną w tekście, uczeń słabszy zna i stosuje w typowym ćwiczeniu”, „Uczeń często nie jest w stanie osiągnąć wszystkich założonych celów. Informuję, co „koniecznie” powinni zapamiętać

z lekcji”. 10 osób (14%) nie podało żadnego przykładu, co może świadczyć o tym, że zapewnienia o różnicowaniu celów nie znajdują odzwierciedlenia w praktyce.

Za niepokojące można uznać wypowiedzi nauczycieli, którzy zadeklarowali, że nie różnicują celów nauczania (14 osób, 19%), gdyż, jak piszą: „Podstawa programowa jest dla wszystkich taka sama” lub „Cel nauczania jest taki sam dla każdego ucznia”. Te argumenty nie znajdują odzwierciedlenia w rzeczywistości, gdyż podstawy programowe nie wykluczają poszerzania zakresu nauczanych treści, a wręcz zobowiązują nauczyciela do wzbogacania i pogłębiania treści nauczania stosownie do uzdolnień jego uczniów. W kontekście indywidualizacji procesu nauczania byłoby ważne, aby bazując na diagnozie aktualnego poziomu konkretnego uczącego się, stawiać także realistyczne, zróżnicowane cele. To wymaga jednak wprowadzenia zróżnicowanych form kontroli, co z kolei jest trudne ze względu na dzisiejszy trend do standaryzacji osiągnięć.

Odnosząc się do różnicowania treści nauczania, podobnie jak w przypadku celów, 60 respondentów (81%) potwierdza jej stosowanie (33 osoby, 45% – zawsze, 27 osób, 36% – często). Jednak aż 15 osób (20%) z tej grupy ankietowanych nie podaje przykładu takiego działania. Inni wskazują na następujące rozwiązania: „wymagam mniejszej ilości słówek”, „zmniejszony zakres treści do opanowania”, „słownictwo, jego zakres jest zróżnicowany”, „treści obowiązkowe i fakultatywne pozwalają rozwijać zdolności nie tylko na zajęciach, ale także na kółkach zainteresowań”. Wypowiedzi niektórych nauczycieli nie są związane z różnicowaniem treści nauczania, np. „Różnorodność metod sprawia, że uczniowie chętniej uczestniczą w lekcji: są to gry, mówienie, słuchanie, czytanie”. Tylko dwie osoby odniosły się w swych komentarzach do uczniów zdolnych: „Zdolni otrzymują rozszerzony zakres słownictwa, dla słabszych dzielenie treści na mniejsze fragmenty”, „W grupie o zróżnicowanych poziomach umiejętności uczniowie bardziej zaawansowani otrzymują inne zadania lub dodatkowe”, „uczniowie zdolni otrzymują dodatkowe karty pracy”. Połowa ankietowanych, którzy wskazali na nieróżnicowanie treści nauczania (14 osób, 19%), nie podaje przyczyn lub wskazuje na konieczność realizacji takich samych treści w stosunku do wszystkich uczniów.

Wszyscy respondenci uważają, że różnicują metody i techniki nauczania (50 osób, 68% – zawsze, 24 osoby, 32% – często). 9 osób (12%) nie podało żadnych przykładów takich działań, pozostali wskazali przede wszystkim na różnorodne formy organizacyjne (15 osób, 20%), zróżnicowane ćwiczenia, metody aktywizujące (gry językowe, prezentacje przygotowywane przez nauczyciela i przez uczniów, mapy mentalne, zabawy słowne, burza mózgów) oraz takie formy jak wykonanie gazetki czy praca z filmem.

68 osób (92%) deklaruje różnicowanie środków dydaktycznych w procesie nauczania (32 osoby, 43% – często, 36 osób, 49% – czasami). Odbyna się to głównie poprzez zastosowanie różnych środków audiowizualnych („nagrania”, „piosenki w oryginale”, „filmy z dostosowanymi kartami pracy”, „słuchanie historyjek”, „wywiady”) oraz wykorzystanie komputera i technologii informacyjno-komunikacyjnej („prezentacje multimedialne”, „program multimedialny”, „zajęcia interaktywne z użyciem Internetu”). Jedna osoba wspomniała o uwzględnianiu różnych stylów uczenia się uczniów („Prezentacja nowego materiału w oparciu o materiały dostoso-

wane do np. wzrokowców, kinestetyków”), inna wymieniła „zabawy ruchowe” oraz „książki do gramatyki i słownictwa”. 6 osób (8%) nie podało żadnych przykładów, natomiast respondenci, którzy wskazali na nieróżnicowanie środków dydaktycznych (6 osób, 8%), argumentowali to brakiem czasu.

Ostatnią kwestią poddaną analizie była kontrola i ocenianie osiągnięć uczniów. Także w tym obszarze większość nauczycieli zadeklarowała podejmowanie zindywidualizowanych działań (52 osoby, 70% – często, 16 osób, 22% – czasami). Tylko 6 osób (8%) przyznało, że nie stosują w tym zakresie specjalnych rozwiązań. Przykłady różnicowania obejmują przede wszystkim inne kryteria oceniania – te zaś dotyczą w wypowiedziach badanych prawie wyłącznie uczniów ze specyficznymi trudnościami w uczeniu się, np. „dyslektycy oceniani są inaczej niż osoby bez specjalnych potrzeb edukacyjnych”, „(...) dyslektycy nie są oceniani za poprawność ortograficzną, poziom pisma, mogą przygotować wydruk komputerowy wypowiedzi pisemnej”, „Jeśli jest czas, staram się ustnie kontrolować ostatnio nabyte wiadomości”. Dostosowywanie wymagań obejmuje głównie ich obniżenie („Zmodyfikowane karty, tj. mniejsza ilość słownictwa”, „Inaczej oceniam postępy ucznia mającego trudności w nauce lub posiadającego orzeczenie, bardziej oceniam wysiłek i chęć ucznia”) lub wydłużenie czasu pracy. 9 nauczycieli (12%) nie zilustrowało swych działań żadnym komentarzem. Badani, którzy oświadczyli, że nie stosują zindywidualizowanej kontroli i oceniania osiągnięć, argumentowali to brakiem czasu lub nieuczciwością takiego postępowania („Jest to niesprawiedliwe. Uczeń zdolny może wykazać się, robiąc prace dodatkowe”).

W wypowiedziach respondentów dotyczących oceniania widoczna jest koncentracja na jego funkcji klasyfikującej – sprowadzanie tej czynności do określenia poziomu kompetencji osiągniętego przez ucznia w danym czasie. Trudno znaleźć wypowiedzi, które wskazywałyby na diagnozującą funkcję oceniania, której celem jest m.in. informacja zwrotna o efektywności uczenia się, opis rozwoju i postępów ucznia czy określenie przyczyn trudności. Dostosowanie wymagań rozumiane jest przez nauczycieli raczej jako ich obniżenie, a nie jako stawianie właściwych wyzwań intelektualnych odpowiadających możliwościom uczniów. Żaden z badanych 74 nauczycieli nie wspominał np. o portfolio, którego prowadzenie umożliwiłoby obserwowanie rozwoju określonych kompetencji poprzez ukierunkowanie na przebieg, a nie tylko na efekty procesu uczenia się języka.

5. Wnioski

Zdecydowana większość nauczycieli deklaruje pozytywny stosunek do indywidualizacji procesu nauczania, widzi potrzebę (lub wie, że powinna widzieć) uwzględniania w procesie nauczania indywidualnych potrzeb i predyspozycji uczniów. Jak pokazują jednak wyniki przedstawionego badania, wiedza na ten temat jest mało spójna i raczej fragmentaryczna. Niewiele wypowiedzi respondentów wskazuje na całościowe postrzeganie problemu i świadomą organizację procesu uczenia się/nauczania uczniów ze specjalnymi potrzebami edukacyjnymi. Zauważalne jest też, że identyfikacja tych potrzeb w szkole opiera się głównie na analizie posiadanej dokumentacji, przede

wszystkim opinii i orzeczeń z poradni psychologiczno-pedagogicznych oraz zaświadczeń o osiągnięciach ucznia z poprzedniego etapu edukacyjnego. Skutkiem tego jest częste rozpoznawanie potrzeb uczniów wynikających ze specyficznych trudności w uczeniu się, niepełnosprawności czy niepowodzeń edukacyjnych, przy istotnie mniejszej identyfikacji np. uczniów szczególnie uzdolnionych.

Duża rozbieżność występuje także pomiędzy deklaracjami o indywidualizacji, konieczności uwzględniania potrzeb i możliwości uczniów a opisem stosowanych rozwiązań praktycznych. Choć wszyscy ankietowani nauczyciele uważają, że starają się podejmować takie działania, wielu z nich nie wymienia sposobów, w jaki to czyni, a duża grupa uznaje za indywidualizację zapoznanie się z dokumentacją. Prawie 20% badanych nauczycieli uważa, że cele i treści nauczania muszą być takie same dla wszystkich, co jest szczególnie niepokojące w kontekście procesu nauczania zorientowanego na indywidualny rozwój ucznia.

Zauważalna jest przewaga działań wyrównujących szanse edukacyjne kosztem uczniów szczególnie uzdolnionych, co w konsekwencji może prowadzić do zaprzepaszczenia ich potencjalnych możliwości ponadprzeciętnych osiągnięć. Różnicowanie wewnętrzne polega raczej na ograniczaniu, zmniejszaniu ilości materiału, a nie na poszukiwaniu rozwiązań umożliwiających efektywniejsze uczenie się. Pomimo tego, że wszyscy ankietowani nauczyciele deklarowali różnicowanie metod, technik i form, żaden z nich nie wymienił np. stosowania otwartych form pracy, które dają przecież możliwość tworzenia takiej przestrzeni dydaktycznej, w której odnajdą się uczniowie z różnymi predyspozycjami i możliwościami. Z wypowiedzi badanych nie wynika także, aby prezentowali strategie, techniki czy narzędzia odnoszące się do rozwijania samoświadomości i refleksji, a które mogłyby być przydatne w kierowaniu własnym procesem uczenia się.

Jak pokazuje to ograniczone wprawdzie w zasięgu badanie, nauczyciele języków obcych mają trudności z realizacją indywidualizacji procesu nauczania w praktyce szkolnej. Często sprowadzają ją do zróżnicowania pracy domowej, kryteriów kontroli i osiągnięć uczniów lub podziału zespołu klasowego na kilka stałych grup (uczniów najlepszych, średnich oraz słabych). Koncentrują się także – co jest bardzo widoczne w ich wypowiedziach – na przygotowaniu pisemnych form dokumentujących działania w tym zakresie (przygotowanie charakterystyki, opracowanie dostosowania wymagań edukacyjnych dla konkretnego ucznia), do czego są zapewne zobligowani. Warto byłoby odwrócić tę tendencję i skupić się na poszukiwaniu rozwiązań umożliwiających taką organizację przestrzeni dydaktycznej, w której wszyscy uczniowie w klasie będą się rozwijać i odnosić sukcesy na miarę swoich możliwości.

Bibliografia

- Bönsch, M. 2009. *Erfolgreiches Lernen durch Differenzierung im Unterricht*. Braunschweig: Westermann.
- Hass, F. 2008. *Keiner wie der andere. Im differenzierten Unterricht Lernprozesse individualisieren*. „Der Fremdsprachliche Unterricht Englisch. Differenzierung“ 94: 2-8.

- Klafki, W., Stöcker H. 1991. *Innere Differenzierung des Unterrichts*, (w:) *Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik* (red. W. Klafki). Weinheim und Basel: BelzVerlag: 173-208.
- Lewicki, R. 2013. *W poszukiwaniu właściwej przestrzeni dydaktycznej na potrzeby nauki języka*. „Konińskie Studia Językowe” 1 (3): 251-257.
- Lewowicki, A. 1993. *Indywidualizacja w kształceniu* (w:) *Encyklopedia pedagogiczna* (red. W. Pomykało). Warszawa: Fundacja Innowacja: 251-256.
- Meyer, H. 2004. *Was ist guter Unterricht?* Berlin: Cornelsen Scriptor.
- Tönshoff, W. 2004. *Binnendifferenzierung im lernerorientierten Fremdsprachenunterricht*. „Deutsch als Fremdsprache” 4: 227-231.
- Ustawa o systemie oświaty z 7 września 1991 r. tekst jednolity*, Dz. U. z 2004r. Nr 256, poz. 2572 z późn. zm.
- Rozporządzenie A: *Rozporządzenie Ministra Edukacji Narodowej z dnia 17 listopada 2010 r. w sprawie warunków organizowania kształcenia, wychowania i opieki dla dzieci i młodzieży niepełnosprawnych oraz niedostosowanych społecznie w przedszkolach, szkołach i oddziałach ogólnodostępnych lub integracyjnych*. Dz. U. z 2010r. Nr 228, poz. 1490.
- Rozporządzenie B: *Rozporządzenie Ministra Edukacji Narodowej z dnia 30 kwietnia 2013 r. w sprawie zasad udzielania i organizacji pomocy psychologiczno-pedagogicznej w publicznych przedszkolach, szkołach i placówkach*. Dz. U. z 2013r. Nr 0, poz. 532.
- Rozporządzenie C: *Rozporządzenie Ministra Edukacji Narodowej z dnia 17 listopada 2010 r. w sprawie warunków i sposobu oceniania, klasyfikowania i promowania uczniów i słuchaczy oraz przeprowadzania sprawdzianów i egzaminów w szkołach publicznych*. Dz. U. z 2010 r. Nr 228, poz. 1491.
- Wilczyńska, W. 1999. *Uczyć się czy być nauczonym. O autonomii w przyswajaniu języka obcego*. Warszawa, Poznań: Wydawnictwo Naukowe PWN.
- Wilczyńska, W. 2001. *Autonomizacja jako przedmiot badań glottodydaktycznych*, „Neofilolog” 20: 6-12.

Słowa kluczowe

nauczyciel języka obcego, indywidualizacja procesu nauczania, różnicowanie, uczniowie ze specjalnymi potrzebami edukacyjnymi, badanie sondażowe

Abstract

THE FOREIGN LANGUAGE TEACHER AND THE PROBLEM OF INDIVIDUALIZATION OF THE TEACHING PROCESS

In the light of postulated and desired teachers' sensitivity to the problems of students with particular educational needs, including students with specific learning difficulties, the necessity of the individualization of the teaching process appears to be especially important. Individualization, or differentiation, is understood in this perspective as the organizational and didactic-methodological activities applied during lessons in order to take into consideration various capabilities of the learners and to enable them to develop their full motoric, intellectual and emotional potential. According to the recommendations, the teacher is obliged to provide the pedagogical help in the form of individualized teaching curriculum and evaluation system, to apply teaching methods adjusted to the student as well as special organizational solutions.

How is the individualization of the teaching process understood by foreign language teachers? Do they identify the particular needs of their students? What needs are most commonly recognized by them? How do the teachers assess the proposed necessity of the individualization of the teaching process? Answer to these questions was the aim of the opinion survey presented in the article which was carried out among teachers working in various types of schools.

Keywords

foreign language teacher, individualization of the teaching process, differentiation, students with particular educational needs, opinion survey

Literatura polska w dokumentach cenzury NRD. *Manipulacja Ireedyńskiego*¹

BIKOR Twoje umiłowanie literatury, precyzja myślenia wsparta wyobraźnią to poważne atuty... Proponuję, abyś zaczął pracować w Urzędzie Kontroli Publikacji i Widowisk

PIOTR M. W cenzurze?

BIKOR Cieszy mnie, że nie używasz eufemizmów.

PIOTR M. Nie, ja się do tego nie nadaję.

BIKOR Mylisz się.

[...]

PIOTR M. Kastrowanie tekstów to dość szczególna forma umiłowania literatury.

BIKOR Trafiłeś w sedno... Po prostu to inny rodzaj miłości... Dam ci przykład. Ogrodnik, który kocha rośliny, zwalcza jednak chwasty, aby zachować swój ogród w stanie kwitnącym. Nie może pozwolić, aby rosło w nim wszystko. Ogród nieplewiony po pewnym czasie przestaje być ogrodem.

PIOTR M. Nie wiem, czy to dobry przykład. Ogród to użytkowy kawałek ziemi, a twórczość nie jest wyłącznie użytkowa.

BIKOR Mylisz się, chłopcze. Przez to, że przeznaczona jest do społecznego odbioru, spełnia rolę użytkową.

PIOTR M. Ale nie tylko.

BIKOR Zgoda. Natomiast nie można pozwolić, by inne jej przymioty zniszczyły funkcję podstawową, jaką jest służyć społeczeństwu.
(ze sztuki Ireneusza Ireedyńskiego *Oltarz wzniesiony sobie*)

1. Ireedyński z *Manipulacją*

Jako literat **Ireneusz Ireedyński** (1939–1985) imponował wszechstronnością i znacznymi osiągnięciami już w młodym wieku. Nim przeniósł się do Warszawy, działał w młodoliterackim środowisku Krakowa (w kręgu jego pisarskich znajomości znaleźli się Andrzej Bursa i Stanisław Czycz; przyjaźnił się także z Tadeuszem Nowa-

¹ Prezentowany tekst jest – trochę zmienionym i dostosowanym do osobnej publikacji – rozdziałem przygotowanej do wydania książki *Literatura polska w tajnych dokumentach NRD. Portrety i szkice* Ewy Matkowskiej, Krzysztofa Polechońskiego i Jacka Rzeszutnika.

kiem). Zaczynał od poezji: jego debiut prasowy przypadł na rok 1955, zwiastujący kulturalną „odwilż”, lecz po części tkwiący jeszcze w socrealistycznych ograniczeniach i schematach, które jednak Iredyńskiego – głównie ze względu na wiek – szczęśliwie ominęły. W początkowym okresie twórczości wydał dwa tomy wierszy: *Wszystko jest obok* (1959) i *Moment bitwy* (1961); później doszła do nich jeszcze *Muzyka konkretna* (1971). Młodego, ledwie dwudziestoletniego debiutanta Julian Przyboś uczcił znamienym tytułem recenzji: *Nowy talent* (omówienie wydrukowane w „Przeglądzie Kulturalnym”, 1959, nr 49). A o jego pierwszym tomie monografista pisarza, Zdzisław Marcinów, napisał, że „młody autor zarysował w nim propozycję poetycką idącą w antyestetycznym radykalizmie dalej niż Różewicz czy Bursa”². Później zresztą twórca *Wszystko jest obok* również dbał o własny, indywidualny na granicy obsesji, poetycki wyraz³.

Równoległe z poezją uprawiał Iredyński publicystykę literacką, a wkrótce przeszedł do prozy narracyjnej oraz do – teatralnej i radiowej⁴ – dramaturgii; pisał także

² Z. Marcinów, *Bohater obok świata. O poezji i prozie Ireneusza Iredyńskiego*, Katowice 2011, s. 8.

³ Recenzję *Momentu bitwy* Jacek Trznadel rozpoczynał: „Cóż za jednolitość artystycznej obsesji! Można by powiedzieć o zbiorze Iredyńskiego, że jest właściwie cyklem wierszy zgrupowanych według tożsamej zasady. A jest nią to, co nazwałbym sztucznością uświęconą” (J. Trznadel, *Poezja uświęconej sztuczności*, „Twórczość”, 1961, nr 8, s. 129). I w końcowym fragmencie krytyk dopatrywał się przyjętej przez autora zasady twórczej: „[...] protest wyrażany przez poetykę Iredyńskiego nie odbywa się poprzez wytworzenie formy właściwej, gdyż postulat, pozytywu tutaj nie ma, a dzieje się tylko poprzez absurdałne nagromadzenie i spiętrzenie określonych konwencji, ukazanie ich krańcowych możliwości. Język poezji pozostaje dwuznaczny, a właściwie wieloznaczny, alegoryczny, dzieje się ciągle jakby na drugim piętrze, pozostaje chronicznym stanem metaforyzacji, przenośni, gdyż nic prawie nie bywa «rzeczywistym» odbiciem, mówieniem wprost” (*ibidem*, s. 130–131).

⁴ Pisarz umiejętnie wykorzystywał specyfikę słuchowiska radiowego, które uprawiał głównie w latach 70. Słuchowiska Iredyńskiego (m.in.: *Rytuał*, *Stary*, *Radio*, *Winda*, *Magia*, *Stypa*, *Bajka*, *Wygrana*, *Niemowa*, *Kwadrofonia*, *Demony*) zebrane zostały w tomach: *Głosy* (1974) i *Skąd ta wrażliwość* (1979). Znaczenie tej formy w twórczości autora *Okna* dostrzegał (i doceniał) Lesław Eustachiewicz, zwracając uwagę na niektóre jego utwory. „Wśród słuchowisk Iredyńskiego znajdujemy precyzyjnie skomplikowane tragedie jednoaktowe jak np. *Bajka*; akcja rozgrywa się w celi skazanego na śmierć bandyty. Przychodzi do niego ksiądz, ale delikwent odrzuca pociechę religijną. Pragnie tylko, by mu opowiedziano jakąś bajkę dla dzieci. I ksiądz zaczyna opowiadać o kaczorze Donaldzie i myszce Miki, ale słuchacz wciąż mu przerywa, miesza z fabułą bajki wspomnienia własnego zmarowanego życia. I bajka staje się spowiedzią i tragicznym oczyszczeniem, które niczego naprawić i zmienić nie może, lecz jest jedynie sublimacją zbrodni i cierpienia” (L. Eustachiewicz, *Dramaturgia polska w latach 1945–77*, Warszawa 1979, s. 139–140). „Interesującym przykładem możliwości literackich, tkwiących w słuchowisku, jest *Kwadrofonia* Iredyńskiego. Składają się na kształt dramatu cztery głosy, dwa męskie, dwa kobiece. Poprzez ich relację możemy wyobrazić sobie układ przestrzenny: pokój ze ścianami wytapetowanymi w powtarzający się motyw patrzących oczu. W ścianach nie ma drzwi. W kątach pokoju są cztery głośniki. W pokoju na obrotowym fotelu znajduje się człowiek związany. Z oczu na tapetach cztery pary należą do głosów, przemawiających do spętanego człowieka (więźnia? szaleńca? potępieńca?). Głosy opowiadają całą preakcję, historię życia kompozytora, który skomponował kwartet *Cztery żywioły* (*Ziemia*, *Powietrze*, *Ogień*, *Woda*) i w kolejności tych czterech sił żywiołowych odnalazł rytm

scenariusze filmowe⁵. Jeszcze jedna domena literackiej aktywności warta jest odnotowania. Jak przypominał Marek Sołtysik, „szlagierami do tekstów Iredyńskiego rozpoczął karierę Jerzy Połomski”, a „Czesław Niemen śpiewał wstrząsające w prostocie *Wieczory niekochanych*”⁶. Zatem jako twórca wypowiadał się z powodzeniem we wszystkich rodzajach literackich. Jednak spośród wymienionych form chyba najważniejszą jego dziedziną stała się twórczość sceniczna – w okresie powojennym znalazł się w ścisłej czołówce polskich dramatopisarzy. Po teatralnym debiucie *Męczeństwa z przymiarką* w 1960 r. rozgłos zdobyły kolejne jego sztuki, pisane i publikowane sukcesywnie w latach 60., 70. i 80. Wśród licznych tytułów wymienić można: *Jaselka – moderne*, *Zejdźcie do piekła*, *Żegnaj, Judaszu*, *Samą słodycz*, *Narkomanów*, *Trzecią pierś*, *Daczę*, *Ołtarz wzniesiony sobie*, *Terrorystów*, *Głosy umarłych*, *Kreację*, *Ofiarę w bóstwo przemienioną*. Klasyfikował je Lesław Eustachiewicz, pisząc, że „Iredyński próbował różnych odmian dramaturgicznych: psychologicznej – *Męczeństwo z przymiarką*, demonicznej – *Jaselka – moderne* i wreszcie alegorycznej – *Żegnaj, Judaszu*”⁷. Znowuż „*Trzecia pierś* jest sugestywnym udratyzowaniem patologicznej genezy i struktury wszelkiego faszyzmu. Jest dramatem sensacyjnym, politycznym, filozoficznym – jej sens poznawczy i moralistyczny przełamuje się w wielu pryzmatach”⁸. Zdaniem autora pochodzącego z końca lat 70. przeglądu *Dramaturgii polskiej w latach 1945-[19]77* „dramaty Iredyńskiego [...] realizują teatralny ekwiwalent filmów i opowieści grozy w stylu Hitchcocka.

swej egzystencji, najpierw uwrażliwionej na świat zmysłów (ziemia), następnie odkrywającej magiczny czar ciszy i ascezy (powietrze), z kolei szukającej doznań wulgarnych i rozkoszy autodestrukcji (ogień), wreszcie uciekającej w sublimację i bierność (woda). Rozmowie głosów z milczącym skazańcem towarzyszą rytmicznie co jakiś czas dźwięki. [...] *Kwadrofonie* kojarzyć można z *Drzwiami zamkniętymi* Sartre’a i uznać za wizję piekła. Można doszukać się w tym tekście mutacji dramatu statycznego w stylu Maeterlincka i znaleźć w nim antytezę np. *Ślepców*. Temat maksymalnego nasilenia alienacji psychologicznej jest sam przez się wtórny, to, co decyduje o efekcie ekspresyjnym, jest formą. Formą adresowaną do czytelnika lub słuchacza, nie do widza” (*ibidem*, s. 172–173).

- ⁵ Iredyński był scenarzystą m.in. takich filmów, jak *Śmierć w środkowym pokoju* (reż. Andrzej Trzos-Rastawiecki, rok produkcji: 1965, dla telewizji), *Sam pośród miasta* (reż. Halina Bieślińska, 1965), *Zejdźcie do piekła* (reż. Zbigniew Kuźmiński, 1966), *Kardiogram* (reż. Roman Załuski, 1971), *Anatomia miłości* (reż. Roman Załuski, 1972; w tym wypadku Iredyński zrzekł się autorstwa scenariusza po przeróbkach dokonanych przez reżysera), *Przejdźcie podziemne* (reż. Krzysztof Kieślowski, 1973, produkcja telewizyjna), *Roman i Magda* (reż. Sylwester Chęciński, 1978), *Ukryty w słońcu* (reż. Jerzy Trojan, 1980), *Okno* (reż. Wojciech Wójcik, 1981), *Magiczne ognie* (reż. Janusz Kidawa, 1983). Do niektórych filmów pisarz układał dialogi, m.in. do wspomnianego *Romana i Magdy* oraz do *Thais* (reż. Ryszard Ber, 1983).
- ⁶ M. Sołtysik, *Ucieczka Iredyńskiego*, „Forum Życia”, 5–6 VI 2004 [dod. do: „Życie”, 2004, nr 120], s. 1. Połomski wykonywał nastrojowy szlagier *Moja miła, moja cicha, moja śliczna*. Piosenki do tekstów Iredyńskiego śpiewali m.in.: Barbara Brylska (*Jestem cała w twoich rękach* w filmie *Anatomia miłości*), Grażyna Łobaszewska (*Magiczne ognie* w filmie pod tym samym tytułem), Alicja Majewska (*Bywają taki dni*), Magda Umer (*Wyczerpałam zasób słów*) oraz zespół Alibabki (*Księżycowe dziewczyny*).

⁷ L. Eustachiewicz, *op. cit.*, s. 112.

⁸ *Ibidem*, s. 138.

Wśród formalnych wariantów tematyki sensacyjnej są – jak dotąd – kulminacyjnym współczesnym osiągnięciem⁹. Charakterystyczne, że niektóre z wymienionych dramatów najpierw miały premiery za granicą, a dopiero później w Polsce (tak było choćby z wystawieniami *Żegnaj, Judaszu* i *Trzeciej piersi*, pokazanymi wcześniej w Zurychu, kolejno w latach 1968 i 1973, a na scenach krajowych – w tej samej kolejności – w 1971 i 1975 r.).

Tadeusz Drewnowski dostrzegał w prozie Iredeńskiego, szczególnie we wczesnych krótkich powieściach *Dzień oszusta* (1962) i *Ukryty w słońcu* (druk w miesięczniku „Twórczość”, 1963, nr 3; wydanie książkowe – razem z *Dniem oszusta* – dopiero w 1973 r.), „agresję bezinteresowną, skierowaną ku innym” i stwierdzał, że „wobec szerzącej się wówczas bezinteresownej agresji typu chuligańskiego, gwałcącej wszelkie zasady współżycia, efektowne powieści Iredeńskiego nie spotkały się z przyjaznym przyjęciem. Czy to prowokacja, czy kontestacja nonszalancka i anarchiczna czy wręcz nihilistyczna? – pytania te nie dadzą się rozstrzygnąć jednoznacznie”¹⁰.

Niebagatelne, że młody autor napiętnowany został z najwyższego szczebla ówczesnej władzy, z ust I sekretarza PZPR, Władysława Gomułki, który powoływał się na „jaskrawy przykład” Ireneusza Iredeńskiego, mówiąc o nim (na początku lipca 1963 r.) w programowym referacie *O aktualnych problemach ideologicznej pracy partii. W walce o socjalistyczny kierunek kultury polskiej*: „W niektórych jego utworach mamy ekstrakt cynizmu. Osiągnął on dno rynsztoka. Trudno bez obrzydzenia przebrnąć przez jego opowiadania”¹¹. Swoją wagę i wymowę miał również nieco wcześniejszy, z kwietnia 1963 r., atak na Iredeńskiego, w którym jego twórczość została zrównana z „literaturą «społecznego marginesu»”¹². Ta pogróżka pod adresem

⁹ *Ibidem*, s. 139. Warto dodać, że ten zakres twórczości autora *Terrorystów* – oprócz licznych recenzji i artykułów – doczekał się monografii książkowej – zob.: Z. Jarzębowski, *Dramaturgia Ireneusza Iredeńskiego*, Szczecin 2002.

¹⁰ T. Drewnowski, *Literatura polska 1944–1989. Próba scalenia. Obiegi – wzorce – style*, wyd. II popr. i uzup., Kraków 2004, s. 168. Inaczej odczytywał właściwości wczesnej prozy Iredeńskiego Michał Sprusiński: „Tematem obu powieści – *Ukrytego w słońcu* i *Dnia oszusta* – jest przemoc, gwałt, brutalność. [...] Życie istnieje tutaj sumą dni nieskładających się w żadną całość. Wszystko jest obok i nic się złożyć nie może. Powieściowi oszuści prowadzą z samymi sobą męczącą, podwójną grę. Ich ulubione zajęcie to eskapady w regiony wyobraźni – «wyobraźnia jest jedyną rzeczą, na której się dotychczas nie zawiodłeś». Czasem lotami imaginacji steruje zacny doktor Freud, częściej to bierny, tylko pomysłany dowód innego, własnowolnie nobilitującego widzenia świata. «Luźne kadry wyobraźni» – oto czemu zawierza oszust. W sposób heroiczny spełnia wyobraźniowe podpowiedzi. Żyje utwierdzeniem swej odmienności przez kolejne ekstrawagancje, przez nagle i brutalne starcie z innymi, zawsze słabszymi, bezbronnymi, oszukany. W prawdziwym życiu jest tchórzem – ledwie **przebywa** w rzeczywistości. Jest jej sublokatorom” (M. Sprusiński, *Oswajanie wampira*, [w:] *idem, Między prawdą a zmyśleniem. Szkice o nowszej prozie polskiej*, Kraków 1978, s. 273 [wyróżn. w oryg.]).

¹¹ *Stenogram III Plenarnego Posiedzenia Komitetu Centralnego Polskiej Zjednoczonej Partii Robotniczej w dniach 4, 5 i 6 lipca 1963 r.*, Archiwum Akt Nowych, sygn. 237/II/36 PZPR KC Plenarne Posiedzenia, s. 40–41; [cyt. za:] Z. Marcinów, *op. cit.*, s. 86, przyp. 6.

¹² J. Wilhelmi, *Problem. (Oko w oko z literaturą)*, „Trybuna Ludu”, 1963, nr 116, s. 8; [cyt. za:] Z. Marcinów, *op. cit.*, s. 86.

pisarza, wypowiedziana na łamach centralnego organu PZPR, „Trybuny Ludu”, przez Janusza Wilhelmiego, partyjnego funkcjonariusza od spraw kultury, wspinającego się wówczas coraz wyżej po szczeblach politycznej kariery, była ostrzeżeniem przed „zjawiskiem szczególnego wyobcowania części naszych młodych pisarzy”¹³. Wy mierzona była zarówno w młodego twórcę, jak i w promującą go prasę literacką, w tym wypadku w miesięcznik „Twórczość”, który dopiero co, w tym samym 1963 r., poświęcił Iredyńskiemu większą część objętości marcowego numeru¹⁴. Znalazła się w nim m.in. mikropowieść *Ukryty w słońcu* oraz kilka tekstów dotyczących utworów Iredyńskiego, wśród nich ciekawa diagnoza *Dnia oszusta*, postawiona przez Stanisława Lema. Tytuł tej rozprawy, *Miniatura nihilisty*, charakteryzował przede wszystkim bohatera omawianej prozy, choć chyba zawierał też – nie wprost – pewne odniesienie do jej autora¹⁵.

Ilościowo znacznie obfitsza dramaturgia Iredyńskiego nie wyparła twórczości prozatorskiej. W latach 70. ukazały się jeszcze: zbiór opowiadań *Związki uczuciowe* (1970) oraz powieści *Człowiek epoki* (1971) i *Manipulacja* (1975). Jak pisał Sprusiński, „w trzeciej powieści Iredyńskiego [...] spotykamy nieustraszonego łowcę wampirów. Szydlawie pogadując, «to dla pokrzepienia serc», wyklada przed nami sekwencje parodystyczne, karty powieści kryminalnej, czarnej komedii, prozy psychologicznej, nowelki obyczajowej. Opowiadacz żyje parodiowaniem oszustów. Kugluje różnymi stylami prozy i życia. Jego poprzednicy [w *Dniu oszusta* i *Ukrytym w słońcu* – przyp. E.M., K.P.] gestem Lafcadio skazywali przypadkowe ofiary na śmierć. Jeden porzucał nieprzytomną dziewczynę na torach kolejowych, drugi prowokował zejście śmiertelne zalecając antabus pijanej nastolatce. Obaj – i to w nich jedynie prawdziwie (poza uwielbieniem zdolności fantazjowania) – widzieli w kobiecie przeciwnika

¹³ *Ibidem*.

¹⁴ Przywoływany już Sprusiński zauważał w związku z tym, że „żaden bodaj tom młodej prozy nie był przyjęty na łamach «Twórczości» podobnie ważnymi głosami, co *Ukryty w słońcu*. Kiedy w marcu 1963 roku miesięcznik drukował kolejną małą powieść Ireneusza Iredyńskiego, *Ukryty w słońcu*, pomieścił dwa głosy o wydanym kilka miesięcy wcześniej jego debiucie prozatorskim” (M. Sprusiński, *Oswajanie wampira*, *op. cit.*, s. 271). O młodym autorze wypowiedzieli się we wspomnianym „Twórczości” Jarosław Iwaszkiewicz i Stanisław Lem.

¹⁵ Trudno w tym miejscu omawiać obszerny (i błyskotliwie napisany) esej Lema, warto jednak przytoczyć zeń parę urywków: „*Dzień oszusta* jest książką przerażającą. Nie przedstawionymi w niej faktami, ale naszą wiedzą o ich charakterze. [...] Wartość książki leży w jej reprezentatywności, w tym, że przedstawia ona zjawiska z zakresu patologii społecznej, a nie indywidualnej” (S. Lem, *Miniatura nihilisty*, „Twórczość”, 1963, nr 3, s. 72). Stworzony przez Iredyńskiego bohater „jest po prostu w swoim poczuciu wolny od wszelkich w ogóle więzi, jakie złączyć mogą człowieka z człowiekiem, i z tą potwornością, która w osłupienie, a może i podziw wtrąciłaby rutynowanych esesmanów, jest mu całkiem niezłe” (*ibidem*, s. 79). „Bohater *Dnia* jest tu trochę unikatem ze względu na inteligencję ponadprzeciętną przy infantylnie niedorozwiniętej osobowości” (*ibidem*, s. 80). „W tym sensie jest to «genialny debil»” (*ibidem*, s. 81). Diagnoza Lema przechodziła w prognozę: „[...] młodzieniec z *Dnia oszusta* ma dane po temu, aby stać się bohaterem literackim niejednego jeszcze utworu. Tym lepiej dla autora, który swym *homo fictus* stworzył, być może, pierwopis powstającej odmiany *homo sapiens* – ale czy tym lepiej także dla literatury?” (*ibidem*, s. 84).

godnego tylko poniżenia i pogardy”¹⁶. I dalej: „*Człowiek epoki* portretuje w roli głównej postaci idioty własnego życia, potworniejącego, wampirycznego w wyniku skończenie przeciętnej normalności. *Człowiek epoki* parodiuje i konsumpcyjne, i artystowskie (opowiadacza) tęsknoty. Jest prozą pisaną przez Gombrowiczowskiego Miętusa o życiu i ambicjach Syfona”¹⁷.

Natomiast w ostatniej ze swych powieści „Ireduz Iredyński” zajmuje się manipulacjami w strefie zbliżonej do sztuki. Jego bohater w czasie wypadu do Szwajcarii (w roli awangardowego artysty) doznaje prawdziwych i metaforycznych miłości. Sam jest cwaniakiem, komiwojażerem sztuki innych, pozerem obcinającym chyżo taniemy awangardy. Wizytuje środowisko snobów i pustogłowców. Dokonuje w nim kilku eksperymentów, których przed lat dziesiątkami podejmował się Lafcadio w *Lochach Watykanu* Gide’a.

Iredyński raz jeszcze prezentuje nam postać ironisty obdarzonego sporą wiedzą o nędzy własnego wnętrza i pogodzonego z takim stanem spustoszenia. Uświęcając własną pustkę, stara się manifestować innym pozory siły. I osiąga sukces w zetknięciu z mięczakami. Manipulować pierwotniakami jest nader łatwo. Ta krótka proza niesie [...] zamysł zwierzenia nam o kłamstwie sztuki będącej w istocie powierzchowną modą”¹⁸.

Ciekawe, bogate w obyczajowe szczegóły i obserwacje, wspomnienie pośmiertne o Iredyńskim pozostawił pisarz z tego samego co on pokolenia, Marek Nowakowski. W kontekście wspólnych doświadczeń młodych twórców okresu politycznego i kulturalnego przełomu około 1956 r. autor *Księcia nocy* pisał o nim: „Był jednym z najbliższych w mojej pamięci. Razem przeżywaliliśmy literackie początki. Rok 1958. «Współczesność», tygodnik debutantów. Przepijamy pierwsze honoraria w «Smałoszu». Irek, Staszek Grochowiak, Stachura, Śliwonik. Chlamy tego, roją się nam sny o sławie i potędze”¹⁹. Te bardzo intensywne początkowo kontakty po latach nie zanikły, jednak mocno się rozrzedziły. Z późniejszej perspektywy wspominał Nowakowski: „Nie widywałem go ostatnio. Męczył mnie jego wyzywający teatr życia, który nieustannie reżyserował. Ale często o nim myślałem. Jako o kimś bliskim, choć bardzo odmiennym. [...] Irek, odkąd go pamiętam, grał dla ludzi długą sztukę, ciągnącą w nieskończoną ilość aktów, pełną prowokacji, skandalów, dekadentkich akcentów i błazeńskich min. W ostatnich latach już to sceniczne dzieło stawało się mechaniczne, pozbawione świeżych soków, martwe. Może znudziła go ta niewola pozy? Spętała na trwałe i nie mógł się od niej uwolnić. A może była to obrona przed światem, ludźmi, sobą? Wymagała nieustannej czujności, podsycania obficie alkoholem. Alkohol z czasem stał się jego paliwem. Dawał mu siłę trwania, inwencję i pozory zabawy. Był człowiekiem wielkiego talentu, kuglarskiej łatwości pisania i oryginalnej wyobraźni”²⁰.

¹⁶ M. Sprusiński, *Oswajanie wampira*, op. cit., s. 274.

¹⁷ *Ibidem*, s. 275.

¹⁸ *Idem*, 1975, [w:] *idem*, *Między prawdą a zmyśleniem...*, op. cit., s. 319.

¹⁹ M. Nowakowski, *Śmierć*, [w:] *idem*, *Karnawał i post*, Warszawa 1989, s. 87.

²⁰ *Ibidem*.

W tym przenikliwym portrecie Iredyńskiego uzdolnienia literackie splatają się z eksponowaną postawą kontestatora i skandalisty, a autokreacja z niebezpieczną towarzyską i obyczajową prowokacją. Warto przytoczyć jeszcze jeden, ważny fragment:

“Przecież intensywność jego życia musiała być bardzo kosztowna, pozerająca. Żył i pisał, starając się o jedność w tych dwóch sferach. Pojawił się w Warszawie jako młodziutki poeta już owiany legendą obrazoburcy, buntownika, żeby nie powiedzieć nihilisty, dekadenta.

Czas był popaździernikowy i jego twórczość integralnie złączona ze sposobem bycia stanowiła swoistą mini-rewolucję w naszym ubogim, socrealistycznym świecie. Zajmował się domeną uczuć, seksu, tajemnicami i dewiacją ludzkiej psychiki. Kreatorem był efektywnym. Pokazywał obłudę i zakłamanie w stosunkach między ludźmi, tropił kompleksy, zagłębiał się w schowki podświadomości i burzył konwencję tradycyjnych związków kobiety z mężczyzną. Własnym życiem sugestywnie ilustrował swą literaturę. Tłok kobiet wokół niego, romanse i awantury, małpie miny i pozy. Poczciwości i bogoojczyźnianego upupienia unikał jak diabeł święconej wody. Tak już pozostało. Skandale, prowokacje, doświadczenia ludzi na krawędzi wytrzymałości – stały się motorem jego pisania. Zabawy z kobietami na granicy przemocy i sadyzmu spowodowały aferę zakończoną sądowym wyrokiem. Różnie o tym mówiono. Cała ta afera mocno niejasna, być może szło także o nauczenie moresu młodego, niepokornego twórcy. O przydeptanie jego skrzydeł. Wyszedł z więzienia po przeszło dwóch latach. Dalej dbał o swą osobowość i oryginalność. Jedną istotną sferę omijać zaczął starannie w swej penetracji. Nie dotykał nigdy bezpośrednio istoty władzy i jej bezwzględnej siły w walce z potrzebą wolności. I nigdy nie nazywał jej po imieniu. Starannie unikał konkretów realistycznego tła w opisywanych relacjach między rządzonymi i rządzącymi. Omijał te rafy, próbując jedynie w alegoriach i metaforach o tym mówić. Może więzienna lekcja poraziła go ostatecznie? Strachem, poczuciem poddaństwa i niewoli. Nie mógł wyrazić pełniej tego, co chciał. Tama. Mur. Miał świadomość swoich ograniczeń i to dławiło jego sztukę, życie. Zatkalo go ostatecznie”²¹.

Ekscesy, jakie zdarzały się Iredyńskiemu, nie były niewinne. Autor przywoływanego wspomnienia napomykał o jednym z takich zdarzeń, kiedy to „Jola [żona Marka Nowakowskiego, pracująca jako adwokat – przyp. E.M., K.P.] broni Irka przed kolegium karno-administracyjnym. Zgasił papierosa na łysej głowie apoplektycznego mężczyzny”²².

Jak się okazało po latach, podejrzenia Marka Nowakowskiego o celowym wplątaniu Iredyńskiego w kryminalną aferę były w pełni uzasadnione. Pisarz wraz z reżyserem filmowym Edwardem Żebrowskim został posądzony o usiłowanie gwałtu, aresztowany i w procesie sądowym skazany na trzy lata więzienia, które odsiedział w skrajnie trudnym warunkach, głównie w Sztumie, zakładzie karnym o zaostrzonym rygorze, przeznaczonym dla kryminalistów z wysokimi wyroka-

²¹ *Ibidem*, s. 88–89.

²² *Ibidem*, s. 88.

mi, a także dla więźniów politycznych. Dopiero po latach udało się wyjaśnić, że rzekomy gwałt był zaplanowaną prowokacją, pułapką zastawioną na autora *Dnia oszusta* przez Służbę Bezpieczeństwa. Biorąca w niej udział dziewczyna została podstawiona, a sytuacja była szczegółowo zaaranżowana. W oparciu o zachowane dokumenty sprawę przedstawiła Joanna Siedlecka²³. Później poświadczyl to jeszcze w prasowym wywiadzie Witold Kaczanowski, w owym czasie blisko związany z uczestnikami tamtych zdarzeń. Jak twierdził, „poprzez prowokację doprowadzono do skazania Iredeńskiego za czyny, których dopuścił się na Annie Mackiewicz – mojej ówczesnej narzeczonej”²⁴.

²³ J. Siedlecka, *Zbaletowany – Ireneusz Iredeński w materiałach służby bezpieczeństwa*, [w:] *eadem, Oblawa. Losy pisarzy represjonowanych*, Warszawa 2005, s. 377–408. Niedawno pojawiła się jeszcze książka, którą wypada tu odnotować: M. Raducha, *Gra w butelkę. Biografia Ireneusza Iredeńskiego*, Warszawa 2015.

²⁴ *Losy Polski ważyły się w domu wariatów*, [z W. Kaczanowskim] rozmawiali M. Furdyna, M. Rodzik, „Plus Minus”, 2015, nr 32 [dod. do: „Rzeczpospolita”, 2015, nr 184], s. 21. Powodem wywiadu, którego udzielił Kaczanowski (Witold-K), była chęć ujawnienia prawdy: „55 lat temu Ireneusz Iredeński pobił i zgwałcił moją narzeczoną Annę Mackiewicz i za to poszedł siedzieć, a nie za sprawy polityczne” (*ibidem*, s. 20). Według tej relacji, Iredeński był sprawcą brutalnego gwałtu i pobicia Anny Mackiewicz, narzeczonej Witolda Kaczanowskiego. Poszkodowana, nie chcąc nagłaśniać sprawy, nie zawiadomiła o przestępstwie milicji. Przytaczamy odnośne fragmenty wywiadu: „Doktor Olgierd Mackiewicz, ojciec Anny, od razu chciał pójść z tym na milicję, tylko że my – Ania i ja – nie chcieliśmy, żeby o sprawie dowiedzieli się wszyscy wokół nas. Mój ojciec [Felix Kaczanowski, psychiatra, dyrektor szpitala w Tworkach – przyp. E.M., K.P.] rozumiał naszą decyzję, lecz mimo wszystko skontaktował doktora Mackiewicza z odpowiednią osobą w KC. Zrobił to za naszymi plecami. Władze zainteresowały się sprawą. Iredeński przeczuwał, że gromadzą mu się nad głową czarne chmury. Urabiał opinię osób mogących świadczyć przeciw niemu” (*ibidem*, s. 21). Nie jest jasne, gdzie dokładnie, w jakim gronie, na czyje polecenie zapadła decyzja o ukaraniu Iredeńskiego. Osobą, która mogła to spowodować, był przypuszczalnie wuj W. Kaczanowskiego, Zenon Kliszko, w tym czasie dygnitarz partyjny z najściślejszego grona sprawujących władzę w PRL, bliski współpracownik Władysława Gomułki, członek Biura Politycznego KC PZPR i wicemarszałek sejmu. Kaczanowski kontynuował: „Prawdopodobnie to on [Z. Kliszko – przyp. E.M., K.P.] był tą figurą, do której zwrócił się ojciec Anny. Uważam, że po nieudanej próbie oficjalnego śledztwa zapadła decyzja o przeprowadzeniu prowokacji wobec Iredeńskiego” (*ibidem*). Oprócz odsłonięcia nieznanych dotychczas kulis sprawy, osiadły w USA artysta wyrażał przekonanie o słuszności wymierzenia kary Iredeńskiemu, o którym mówił: „Nie poszedłby do więzienia, gdyby nie pobił i nie zgwałcił Anny. Miał na swoim koncie dużo więcej występów. Dziś już wiemy, że był damskim bokserem. Co do listów z więzienia [w których Iredeński miał twierdzić, że siedzi za niewinność – przyp. E.M., K.P.] – może nie chciał, aby świat dowiedział się o dokonaniu przez niego tak ohydneho czynu? Na rękę była mu opinia, że siedzi za sprawy polityczne” (*ibidem*). Bez względu na charakter czynu, jakiego dopuścił się Iredeński w stosunku do A. Mackiewicz, ewidentne jest podjęcie w tym wypadku decyzji o ukaraniu sprawcy na wysokim szczeblu władzy, w oparciu o czynniki polityczne (KC PZPR), z pominięciem wymiaru sprawiedliwości, za pomocą metod pozaprawnych i przy użyciu służb specjalnych.

2. Manipulacja w NRD

Zaskakujący jest fakt wydania powieści Ireneusza Iredyńskiego *Manipulacja* w serii wydawniczej „Spektrum” Volk und Welt Verlag w 1978 roku. Powieść opublikowana została w PRL po raz pierwszy trzy lata wcześniej nakładem wydawnictwa „Czytelnik”. Autorem przekładu na język niemiecki był Dietrich Scholze. Nie tyle treść powieści, ile osoba autora – niepokornego, krytykowanego przez Gomulkę i więzionego w PRL – mogła być budzić zastrzeżenia i obawy wydawcy. Seria „Spektrum”, w której ukazała się *Manipulacja*, uchodziła za najbardziej eksperymentalny projekt wydawniczy w NRD. W jej ramach ukazywały się głównie teksty współczesne z literatura powszechniej: krótka proza, opowiadania, eseistyka. Tłumaczony na języki obce i dość popularny w RFN²⁵, a także na scenach niemieckojęzycznej Szwajcarii, Ireneusz Iredyński reprezentowany był w NRD przez mikropowieść *Manipulacja*, jedno opowiadanie opublikowane w antologii *Erkundungen. 19 polnische Erzähler* z 1972 roku²⁶, wydane w formie powielonego maszynopisu dramaty *Maria* (1978) i *Dacza* (1980) oraz książkowy wybór sztuk scenicznych i prozy *Leb wohl, Judas. Zwei Dramen und zwei Kurzromane* (1983)²⁷, w którym znalazły się dramaty: *Żegnaj, Judaszu...*, *Jaselka – moderne* oraz powieści: *Człowiek epoki* i *Manipulacja*²⁸.

W dokumentacji Zarządu Głównego Wydawnictw i Księgarstwa²⁹, który bez komentarza zaaprobował wydanie polecanej przez recenzentów pozycji, zebrane są

²⁵ W Niemczech Zachodnich ukazały się powieść *Ukryty w słońcu* (*Versteckt in der Sonne*, 1971) oraz – publikowane w formie powielonego maszynopisu – dramaty teatralne względnie słuchowiska radiowe: *Żegnaj, Judaszu* (*Leb wohl, Judas*, 1964), *Narkomani* (*Die Süchtigen*, 1972), *Trzecia pierś* (*Die dritte Brust*, 1972), *Jaselka – moderne* (*Krippenspiel modern. Stille Nacht*, 1974), *Lagodna piosenka* (*Sanftes kleines Lied*, 1976), *Maria* (*Maria oder Die unbewusste Wiedergutmachung*, 1980), *Terrorysta* (*Terroristen*, 1984). Jako autor Iredyński znalazł się także w wydanych w RFN antologiach: *Modernes polnisches Theater* (herausgegeben von A. Wirth, t. 1–2, 1967), *Polonaise erotique. Thema mit Variationen für männliche und weibliche Stimmen. In deutsche Töne gesetzt und instrumentiert von K. Dedecius* (1968), *Moderne Erzähler der Welt: Polen* (Auswahl und Übersetzung von K. Staemmler, 1975), *Polnische Liebesgedichte* (Auswahl und Übertragung von K. Dedecius, 1980). Recepcję dzieła dramatycznego Ireneusza Iredyńskiego w obu częściach Niemiec omawia Susanne Misterek w opracowaniu *Polnische Dramatik in Bühnen- und Buchverlagen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR*, Wiesbaden 2002.

²⁶ Opowiadanie *Koniec i początek* (*Ende und Anfang*), w przekładzie R. Buschmann, w tomie: *Erkundungen. 19 polnische Erzähler*, herausgegeben und mit einem Nachwort von J. Janke, Berlin (Ost) 1972.

²⁷ Zob.: K.A. Kuczyński, *Polnische Literatur in deutscher Übersetzung von den Anfängen bis 1985. Eine Bibliographie*, Darmstadt 1987, s. 69.

²⁸ Autorami przekładów w tomie byli: Dietrich Scholze (*Leb wohl, Judas ...*, *Modernes Krippenspiel, Manipulation*) i Roswitha Buschmann: *Der Mann der Epoche*. Zob. I. Iredyński, *Leb wohl, Judas...*, Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun., 1983.

²⁹ Warto w tym miejscu zasygnalizować różnicę pomiędzy sposobem działania cenzury w NRD i w PRL. O ile w Polsce cenzura (od pewnego momentu działająca pod oficjalną nazwą Główny Urząd Kontroli Prasy, Publikacji i Widowisk) przeprowadzała – przez swoich pracowników – skrupulatną kontrolę każdego dzieła literackiego przed jego dopuszczeniem do wydania (efektem mogło być też zatrzymanie czyli konfiskata tekstu), to w komunistycznych Niemczech

argumenty przemawiające za wydaniem utworu; zastrzeżenia są raczej błahe, a fakt pobytu Iredeńskiego w więzieniu zapewne celowo przemilczany. Dokumentacja zawiera trzy recenzje: tłumacza Dietricha Scholze, redaktora w wydawnictwie Hartmuta Kühna i opinię Jutty Janke, przekazaną na ręce redaktora naczelnego wydawnictwa Volk und Welt, Manfreda Küchlera. Redaktorką serii i samego tekstu była Jutta Janke. Powieść ukazała się w nakładzie 16 tysięcy egzemplarzy.

Manipulacja jest niewielką objętościowo satyryczną powieścią, opowiadającą historię pobytu w Zurychu ekscentrycznego polskiego artysty plastyka, Stefana Pękały. Pękały tworzy instalacje rzeźbiarskie, jego seria „Nogi” znalazła uznanie na światowym rynku sztuki, skutkując zaproszeniem skandalizującego artysty do szwajcarskiej galerii. Jak wspomina bohater, a zarazem pierwszoosobowy narrator powieści, zaproponowano „urządzenie wystawy prac z mojego ostatniego okresu «nożnego»”³⁰. W pierwszej scenie powieści Pękały przebywa w szwajcarskim więzieniu. Czytelnik dowiaduje się w formie retrospekcji, że został on wplątany w kryminalną historię przez nieznaną języków obcych. Zadał się bowiem z grupą anarchistów, której prowodyrem był pochodzący z polsko-szwajcarskiej rodziny Andreas, wspomagający go jako tłumacz. Spędzający większą część czasu na picciu alkoholu i samotnych rozmowach z wyobrażoną śmiercią, którą widzi w jednej ze swoich rzeźb, oraz diabolicznym wewnętrznym głosem, panem Muchą, Stefan P. niespecjalnie interesuje się działaniami anarchistycznej komuny, która zasiedliła się tymczasem w wynajętym dla niego przez szwajcarską galerię domu. Anarchiści pomagają Pękałemu w happeningu, podczas którego dosłownie obrzuca on mięsem bogatych mieszczuchów, koneserów sztuki, zbierając za tę akcję tyleż samo pochwał, co krytyki od fachowych komentatorów wydarzeń artystycznych. W zamówionych przez jednego z bogatych klientów „Nogach” towarzysze Pękały umieścili tymczasem bombę, która wybuchła po podłączeniu instalacji do prądu. Andreas ginie w niewyjaśnionych okolicznościach w wypadku samochodowym; nie wiadomo, czy jego śmierć jest powiązana z samym zamachem.

Tak można krótko streścić akcję powieści. Zdaje się ona naśmiewać z braku kryteriów przy ocenie działań artystycznych, co pozwala zrobić karierę pseudoartystom w typie Stefana Pękały. Z drugiej strony powieść podejmuje wątek klasycznej opowieści o artyście, jego samotności, wyobcowaniu i egzystencjalnych dylematach. Wydanie powieści w NRD zaskakuje z dwóch przyczyn. Lata 70. to wprawdzie lansowana wręcz wolność obyczajowa – zamiast prawdziwej wolności – jednak i ta wolność mieści się w purytańskich granicach, wyznaczonych przez funkcjonariuszy. Wystarczy przypomnieć kultowy w NRD film z 1973 roku *Die Legende von Paul und Paula*, nawiązujący do symboliki zachodniego ruchu flower-power we wschod-

działania te w pierwszej instancji powierzane były wydawnictwom, które opiniowały utwór do druku, a do urzędu cenzorskiego należała w zasadzie decyzja o pozwoleniu na publikację podejmowana na podstawie recenzji wydawniczych i zamawianych opinii zewnętrznych. Można zatem uznać, iż wydawnictwa realnie pełniły funkcje cenzorskie (choć pozbawione były mocy decyzyjnej, ich opinie miały zasadniczy wpływ na decyzje wydawane przez urząd cenzury).

³⁰ I. Iredeński, *Manipulacja*, Warszawa 1975, s. 5.

nioniemieckim wydaniu. W *Manipulacji* główny bohater pije alkohol niemalże bez przerwy; i anarchiści, i on sam nie stronią od seksualnych uciech. Bardziej jeszcze zastanawia jednak druga kwestia, mianowicie natrząśnięcie się Stefana Pękały z rewolucji. Trudno bowiem traktować radę Pękały, wywiedzioną bezpośrednio z leninowskiej strategii walki rewolucyjnej, że teoria musi łączyć się z praktyką, jako komunistyczną agitację traktowaną poważnie³¹. Płynnie ona bowiem z ust alkoholizującego się i skłonnego do popisów polskiego artysty. Pograżonym w niekończących się dywagacjach młodemu anarchistom radzi on ponadto, aby z braku prawdziwych cierpień zasiedli na jeżach³². Tę scenę powieści można różnie interpretować. Recenzenci musieli założyć, że ani Lenin, ani rewolucja nie są w powieści przedmiotem żartów, w innym przypadku weszliby w niedopuszczalny spór o doktrynę. Jeśli jakieś tabu w polityce wydawniczej nie mogło zostać naruszone, to była nim właśnie komunistyczna doktryna. Nie dziwi więc, że recenzenci *Manipulacji* przyglądali się relacji między polskim artystą a anarchistami, a także zgłębiali konstrukcję głównej postaci powieści Iredyńskiego.

Tłumacz, Dietrich Scholze, konstatował: „Cała ta, trochę zagmatwana, czasami zaskakująca i groteskowo-humorystyczna historia, koncentruje się na surrealistycznie zabarwionym naświetleniu «ja» narratora, wplecionym w oryginalną i pomysłową fabułę. Wielorakie manie artysty Pękały, który nie chce i nie potrafi zachowywać się inaczej, niż «robić z siebie idiotę» [...], tworzą w sumie tragicomiczny, ulotny portret (gdyż jest to tylko kilkutygodniowy wycinek z życia) samotnego waganta, który w obcym kraju chce zademonstrować swój zakłócony stosunek do otoczenia (w Polsce nie obnosił się ze swoim zwariowanym wyglądem³³). [...] Pech Pękały nie wynika głównie z nieznamościami języka, chociaż mogło się to przyczynić do jego łatwowierności. Nie jest także pomyłkiem w każdym calu, sprawia wrażenie politycznie zainteresowanego i na swój sposób przeciwstawia system społeczny w Polsce pasywnej (jak sądzi!) gadaniu anarchistów. To, że «wylądował» w więzieniu, symbolizuje, moim zdaniem, niezdolność tego dziwaka, poza indywidualną prowokacją (w korzystnych zdawałoby się warunkach tolerancyjnej Szwajcarii!), do odnalezienia własnej, od dawna pogrzebanej tożsamości.

Możliwe jest także, że swoim ekscentrycznym sposobem bycia P. chce wystąpić przeciwko stereotypom artysty z bloku wschodniego. Zagmatwane i sprzeczne

³¹ Przypomnijmy początek przemówienia Pękały w oryginale: „– Kim jest prawdziwy rewolucjonista? – zapytałem samego siebie i zgodnie z poetyką, znaną mi jeszcze z czasów zetempowskich, odpowiedziałem sam sobie: – To człowiek, który łączy teorię z praktyką” (I. Iredyński, *Manipulacja*, s. 39).

³² Zob. I. Iredyński, *Manipulacja*, s. 37–43.

³³ Dla przypomnienia posłużmy się cytatem: „byłem we fraku, sztuczkowych spodniach, lakierkach, zamiast koszuli z plisowanym gorsem miałem batystową damską bluzkę ozdobioną haftem krzyżykowym, która opinała mój tors jak kondom wiadomo co, zarost na piersiach czerniał pod nią frywolnie; na ramionach szuba, na głowie cylinder, w ustach cygareto”. Do opisu dodać należy jeszcze prowokującą fryzurę: „język z przodu wysoki na ¾ zapalki” z wygolonym krzyżem (I. Iredyński, *Manipulacja*, s. 8–9). Zauważmy, że flaga Szwajcarii przedstawia biały krzyż na czerwonym tle – przyp. E.M., K.P.

reakcje prasy na «satanistyczny happening» podczas wernisażu, które demaskują elitarny i infantylny burżuazyjny popęd do sztuki, są dowodem na to, że zamiar ten w pewnym stopniu się powiódł. Najbardziej cierpi na tym wszystkim, zgodnie z zamiarem autora, oczywiście sam P. – chociaż, w swojej niewinności, nie traktuje sprawy zbyt poważnie³³⁴.

Scholze, analizując styl Iredeńskiego, chwali „estetyczną jakość i spójność tekstu”³³⁵. Stwierdza również: „Cios wymierzony anarchizmowi w Europie Zachodniej nadaje książce jeszcze trudną do przewidzenia aktualność”³³⁶. Tłumacz podkreśla, że Iredeński nie tworzy „indywidualistycznej literatury protestu według zachodnich wzorców”³³⁷, a postaci outsiderów „kreśli raczej z litością niż z uznaniem”³³⁸. „Iredeński nie pochwała ani zrezygnowanej egzaltacji, ani tęsknoty za wyrwaniem się z socjalistycznego społeczeństwa (do którego stale realnie się odnosi), sarkastycznie obrazuje natomiast ciężar groteskowości i uporczywej chęci bycia odmiennym”³³⁹. W *Manipulacji* „pozwala [...] działać sfrustrowanemu artyście, którego kontestująca plastyka (sztuka protestu) nie prowadzi do pozytywnej społecznej mądrości”³⁴⁰.

Hartmut Kühn w swojej recenzji powieści podkreśla, że stosunek Pękały do anarchistycznej komuny jest ambiwalentny. Z jednej strony artysta nie wie, jakie stwarza ona dla niego zagrożenie, z drugiej strony komuna pozwala mu porozumieć się z otoczeniem, choć wspólnego języka nie znajdują. „Stosunek do niej jest wręcz faustowski: dla pewnych korzyści [Pękała – przyp. E.M., K.P.] sprzedaje się, godzi się też na nieznane konsekwencje, ponieważ nie potrafi przewidzieć, czym to się skończy. [...] Nie podziela ich [członków komuny – przyp. E.M., K.P.] zdania na temat podziemnej działalności itp., co nie przeszkadza mu, z czysto formalnych pobudek, projektować dla nich rysunków do podziemnych gazetek”³⁴¹. W akcji podczas wernisażu wspólnie zwracają się przeciwko mieszczańskim koneserom sztuki. „Jednak, jak widać, opozycja ta jest tylko iluzoryczna. Reakcje prasy pokazują, że mieszczenie na swój sposób go cenią i w zasadzie służy on ich sprawie”³⁴². Kühn łączy tę ambiwalencję z metaforą diabła. Kiedy komuna zwraca się ku przemocy, Pękała przemawia do niej: „Łaja ich, określając marzycielami i politycznymi dzieciakami,

³⁴ Dietrich Scholze, [rec.:] I. Iredeński, *Manipulation*, BArch DR 1/2367, k. 112–113. Wykorzystany w artykule materiał archiwalny stanowią dokumenty pochodzące z enerdowskiego urzędu cenzorskiego, czyli Zarządu Głównego Wydawnictw i Księgarstwa [Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel] w Ministerstwie Kultury Niemieckiej Republiki Demokratycznej [Ministerium für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik], dzisiaj w zasobach Archiwum Federalnego [Bundesarchiv] w Berlinie (sygnatury rozpoczynające się skrótem: BArch DR1). Tłumaczenia dokumentów z języka niemieckiego sporządzone zostały przez autorów artykułu: E.M. i K.P.

³⁵ Dietrich Scholze, [rec.:] I. Iredeński, *Manipulation*, BArch DR 1/2367, k. 112–113.

³⁶ *Ibidem*. Recenzent odnosi się zapewne do zamachów Frakcji Czerwonej Armii (RAF) w RFN.

³⁷ Dietrich Scholze, [rec.:] I. Iredeński, *Manipulation*, BArch DR 1/2367, k. 110.

³⁸ *Ibidem*.

³⁹ *Ibidem*.

⁴⁰ *Ibidem*.

⁴¹ Hartmut Kühn, [rec.] I. Iredeński, *Manipulation*, BArch DR 1/2367, k. 105–109.

⁴² *Ibidem*, k. 108.

i poleca im, żeby nago ujeżdżali jeże⁴³. Recenzent stwierdza, że Pękała nie oferuje anarchistom żadnej przeciwnej, pozytywnej postawy. Potrafi tylko negocjować. „Zwraca się do młodych ludzi i zadaje im pytanie, kto jest prawdziwym rewolucjonistą. Ale chwilę potem przyznaje bez ogródek, że jemu chodzi głównie o pieniądze, o walutę, żeby móc kupować luksusowe artykuły. Złożona przez niego przy wjeździe wymagana deklaracja, że nie będzie się mieszał w wewnętrzne sprawy Szwajcarii, nabiera symbolicznego znaczenia⁴⁴.”

Recenzent podkreśla znaczenie ironii w powieści Iredyńskiego i stwierdza, że daje to tekstowi „dodatkowe punkty, ponieważ przy takiej konstrukcji akcji i postaci umożliwiała polemikę skierowaną przeciwko zachodniemu stylowi życia i jego modernizmom, na sztuce poczynawszy, a na fryzurach skończywszy⁴⁵”. Brak pozytywnych rozwiązań nie stanowi według Kühna przeszkody w publikacji powieści: „książka w rękach naszych czytelników znajdzie właściwą interpretację: dyskutuje minione, naszemu społeczeństwu już obce postawy⁴⁶”. Kühn wpisuje powieść Iredyńskiego w tradycję gatunku powieści o artyście. „Iredyński na pewno chciał przedstawić więcej niż prostą, nowoczesną i zabawną historię i to «więcej» zaszyfrował. Mamy tu niespokojnego, udręczonego, niezadowolonego, zagubionego, obcego artystę, który wie, że trzeba zrobić coś lepszego, ale tego nie robi. W zarysie to klaun Bölla, to Wilk Stepowy [oczywiście z powieści Hermanna Hessego – przyp. E.M., K.P.], to Doktor Faustus czy też Adrian Leverkühn [Thomasa Manna – E.M., K.P.]. I nie przypadkiem nie brak tu ani diabła, ani pokusy, ani śmierci, ani zagrożenia⁴⁷.”

W trzeciej recenzji Jutta Janke, pozytywnie opiniując powieść do druku, zwraca jednak uwagę, że „historia Stefana Pękały jest dość problematyczna⁴⁸”, i kieruje powieść do swojego przełożonego, germanisty Manfreda Küchlera. Nie znamy jego reakcji, lecz musiała być ona pozytywna, ponieważ wydawnictwo wystąpiło do Zarządu Głównego Wydawnictw i Księgarstwa o zezwolenie na druk. Janke polemizuje z recenzją tłumacza, Dietricha Scholze, który był zdania, że Pękała jest ofiarą działań anarchistów i zaistniałej sytuacji. Przeczyłoby to, zdaniem Janke, satyrycznej koncepcji powieści. Pękała jest wręcz inicjatorem anarchistycznych działań. „Myślę o przemówieniu wygłoszonym przez Stefana Pękałę wobec współmieszkańców (a przyznaje on, że prowokuje ich świadomie, jak stary dobosz), w którym określa ich mianem bredzących gówniarzy, opowiadających kosmiczne bzdury, zamiast – jak zrobiliby to prawdziwi rewolucjoniści – połączyć teorię z praktyką, tak żeby po słowach nastąpiły czyny, i udowodnić, że zdolni są do prawdziwych poświęceń [...]. Natrząsa się z nich wprawdzie, radząc im, żeby nabyli jeże («symbol zamkniętego w sobie, regresywnego kapitalistycznego społeczeństwa»), i wobec braku konkretnego powodu do protestu czy też kryzysu, żeby je ujeżdżali, co pozwoli im «cierpieć»”. Ale rzucone Pękałe mimochodem pytanie, czy jeż to slangowe określenie granatu, nie

⁴³ *Ibidem*, k. 106.

⁴⁴ *Ibidem*, k. 108.

⁴⁵ *Ibidem*, k. 109.

⁴⁶ *Ibidem*.

⁴⁷ *Ibidem*, k. 107.

⁴⁸ Jutta Janke, [rec.:] I. Iredyński, *Manipulation*, BArch DR 1/2367, k. 103.

znalazło się chyba przypadkiem w tekście Iredeńskiego⁴⁹. Janke konkluduje, że Pękała wprawdzie żartuje, ale nie jest on niewinny, natomiast anarchiści przechodzą do czynów i wykorzystują go. „Iredeński jest zbyt inteligentnym autorem”, pisze recenzentka, „żeby niweczyć własną koncepcję artystyczną przypisaniem głównej postaci cech tragicznych”⁵⁰. Dostrzega ona w postaci Pękały odniesienia autobiograficzne (“jego frustracja i indywidualistyczno-anarchistyczne zachowania”⁵¹), jednocześnie uspakaja twierdząc: „Iredeński najwyraźniej dojrzał i zrezygnował z pewnych «osobliwości», pokazuje to jego bohater”⁵². Redaktorka wydawnictwa Volk und Welt podkreśla popularność Iredeńskiego w Polsce: „Autor należy do najpoczytniejszych polskich pisarzy wśród młodzieży, której żargon doskonale opanował. Dzięki deheroizacji bohatera ta mała powieść osiąga swoje satyryczne oddziaływanie w Polsce, w tym głównie dostrzegam jej funkcję. Nasza seria «Spektrum» została przez ten tytuł uatrakcyjniona”⁵³.

Wszystkie recenzje podkreślają literacką jakość tekstu polskiego pisarza, i ten argument zaważył zapewne bardziej niż wątpliwości, jakie wzbudzała postać głównego bohatera. Wszechobecna ironia osłabiała wymowę ideologicznie wątpliwych scen, recenzenci uznali nawet, że powieść może być orężem w walce z zachodnim anarchizmem z pozycji utrwalonego komunistycznego ładu w krajach demokracji ludowej.

Bibliografia

- T. Drewnowski, *Literatura polska 1944–1989. Próba scalenia. Obiegi – wzorce – style*, wyd. II popr. i uzup., Kraków 2004.
- Erkundungen. 19 polnische Erzähler*, herausgegeben und mit einem Nachwort von J. Janke, Berlin (Ost) 1972.
- L. Eustachiewicz, *Dramaturgia polska w latach 1945–77*, Warszawa 1979.
- I. Iredeński, *Leb wohl, Judas... Zwei Dramen und zwei Kurzromane*, übersetzt von R. Buschmann und D. Scholze, mit einem Essay von K. Karasek, Leipzig 1983.
- I. Iredeński, *Manipulacja*, Warszawa 1975.
- I. Iredeński, *Manipulation*, übersetzt von D. Scholze, Berlin (Ost) 1978.
- Z. Jarzębowski, *Dramaturgia Ireneusza Iredeńskiego*, Szczecin 2002.
- K.A. Kuczyński, *Polnische Literatur in deutscher Übersetzung von den Anfängen bis 1985. Eine Bibliographie*, Darmstadt 1987.
- S. Lem, *Miniatura nihilisty*, “Twórczość”, 1963, nr 3.
- Losy Polski ważyły się w domu wariatów*, [z W. Kaczanowskim] rozmawiali M. Furdyna, M. Rodzik, “Plus Minus”, 2015, nr 32 [dod. do: “Rzeczpospolita”, 2015, nr 184].
- Z. Marcinów, *Bohater obok świata. O poezji i prozie Ireneusza Iredeńskiego*, Katowice 2011.

⁴⁹ *Ibidem*, k. 103–104.

⁵⁰ *Ibidem*, k. 104.

⁵¹ *Ibidem*.

⁵² *Ibidem*.

⁵³ *Ibidem*.

- S. Misterek, *Polnische Dramatik in Bühnen- und Buchverlagen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR*, Wiesbaden 2002.
- M. Nowakowski, *Śmierć*, [w:] *idem, Karnawał i post*, Warszawa 1989.
- M. Raducha, *Gra w butelkę. Biografia Ireneusza Iredyńskiego*, Warszawa 2015.
- J. Siedlecka, *Zbaletowany – Ireneusz Iredyński w materiałach służby bezpieczeństwa*, [w:] *eadem, Oblawa. Losy pisarzy represjonowanych*, Warszawa 2005.
- M. Sołtysik, *Ucieczka Iredyńskiego*, “Forum Życia”, 5–6 VI 2004 [dod. do: “Życie”, 2004, nr 120].
- M. Sprusiński, *Oswajanie wampira*, [w:] *idem, Między prawdą a zmysleniem. Szkice o nowszej prozie polskiej*, Kraków 1978.
- J. Trznadel, *Poezja uświęconej sztuczności*, “Twórczość”, 1961, nr 8.
- J. Wilhelmi, *Problem. (Oko w oko z literaturą)*, “Trybuna Ludu”, 1963, nr 116.

Słowa kluczowe

Ireneusz Iredyński, literatura polska w NRD, cenzura literacka, powieść o artyście

Abstract

Polish Literature in Censorship Documents of the GDR. Manipulation of Ireneusz Iredyński

The article deals with the censorship of the literary work of the Polish writer Ireneusz Iredyński (1939–1985) in the GDR. The publishing admission procedure of the novel *Manipulation* (Polish edition 1975, GDR edition 1978) is taken under detailed scrutiny based on archival material. The first part sums up the work and life of the artist taking into consideration the latest publications in Poland. The recurring topics of the author are violence, extreme human relationships and deviations of the human psyche. The latest biographies of Ireneusz Iredyński reveal the ambiguity of his life full of scandals in which the Polish Secret Service arrangements are detectable. The high literary quality of the novel *Manipulation* allowed for publishing although the figure of the author and his main topics were controversial.

Keywords

Ireneusz Iredyński, Polish literature in the GDR, literary censorship, artist's novel

Sandomierz w życiu i twórczości Bonifacego Miązka

„Wiadomo o Sandomierzu, że jest stary, ładny, ciekawy; że leży nad małopolską Wiśłą, na lessowym terytorium [...]; że się piętrzy wyniosłe na płaskowzgórzu u samej wschodniej krawędzi kielecko-sandomierskiej wyżyny [...]; że to staropolski gród kasztelański i wojewódzki, dawna siedziba książąt sandomierskich [...]; że uchodzi za mały Kraków, posiadający na swej szczupłej powierzchni bogaty zespół starej architektury we wszystkich stylach [...]; że należy do rzędu tych starodawnych miast polskich, które ominęła przyjazna im ongiś szansa i dlatego zeszyły do roli miasteczek emerytów wegetujących na uboczu [...]; że mimo wszelkich niewygód dojazdu i kwaterunku ma zawsze miłośników, którzy letnią porą tłumnie przybywają, aby chłonąć rozliczne uroki, jakich pełno na każdym kroku w starym, ładnym, ciekawym Sandomierzu”¹ – tymi słowami przed laty Wincenty Burek słaawił Sandomierz, uwzględniając przy tym słabsze strony miasta, nieumniejszające wszakże jego atrakcyjności.

To prawda, Sandomierz – prastare polskie miasto, niegdyś nazywane trzecią stolicą państwa (obok Krakowa i Wrocławia)², dzisiaj gospodarczo zeszyło do roli drugorzędnej, a nawet trzeciorzędnej. Pod względem kulturalnym jest jednak nadal ważnym, liczącym się w Polsce ośrodkiem. Sandomierz ma swoje zabytki i piękne miejsca (gotycką katedrę z bizantyjskimi freskami namalowanymi na zlecenie króla Władysława Jagiełły, z pięknym krucyfiksem, odsłaniającym zarówno boskie, jak i ludzkie oblicze ukrzyżowanego Zbawiciela, romański kościół św. Jakuba, Dom Jana Długosza, wawóz królowej Jadwigi, Bramę Opatowską, Ucho igielne, kamienicę Oleśnickich); ma również swoich piewców. Największym spośród nich jest niewątpliwie Jarosław Iwaszkiewicz, choć trzeba podkreślić, że przed Eleuterem uroki Sandomierza opisał Stefan Żeromski w *Popiołach*. Oto fragment tej prozy: „Stary Sandomierz! ... Znał [Rafał Olbromski, A.W.] prawie od lat dziecinnych równie dobrze, równie szczegółowo jak ogród i gumno w Tarninach.[...] Książę Gintuł osobiłwią pieczę darzył jeden z klasztorów zamiejskich, a mianowicie kościół i klasztor Świętego Jakuba. Wznosząc w tamtej stronie, od zamku, aż po drogę opatowską, owe wysunięte ouvrages exterieus, w czasie dozorowania swych chłopów długie godziny trawił na kontemplacji odwiecznych romańskich murów kościoła, jego ceglanych ścian, pokrytych sześćsetletnią patyną czasu. Rozkopując tak do głębi

¹ W. Burek, [Przedmowa], w: *Sandomierz*. Teksty Jarosława Iwaszkiewicza. Fotografie Andrzeja Brustmana, Warszawa 1956, s. 5.

² Zob. Tamże, s. 6.

ziemię tych pagórków, pokrytą młodymi zbożami, gdzie drzewiej, przed wieki, na początku stało miasto Sandomierz, trafiano wciąż na ślady wałów, murowanych fos, resztki palisad”³.

Jak wspomnieliśmy, z Sandomierzem bardzo mocno zżył się Iwaszkiewicz; zawarł z tym miastem – jak wyraził się cytowany już Burek – „przymierze. [...] Zauroczył Sandomierz pisarza, zauroczył na trwałe”⁴. W dorobku Iwaszkiewicza można wskazać „sandomierską” prozę, „sandomierskie” liryki oraz wspomnienia o Sandomierzu, zwłaszcza międzywojennym, ten mocno zapisał się w sercu i pamięci Skamandryty. Od razu dodajmy, iż powojenny Sandomierz stracił dla Iwaszkiewicza dawną urodę; pisarz nie miał już tutaj stałego miejsca zamieszkania, czuł się trochę obco. W *Podróżach do Polski* czytamy: „Ale nie ulega wątpliwości, że najmilsze moje tygodnie sandomierskie przypadają na lata tuż przed wojną. W roku 1936, 37, 38, nawet 39 spędziłem tu po parę tygodni. Z pisaniem szło tu nieźle. W moim mieszkaniu sandomierskim napisałem *Lato w Nohant, Młyn nad Utratą, Zygfryda, Różę*, gdzie nawet topograficznie sięgnąłem po pejzaż Nadbrzezia, wiele wierszy. Pisałem zresztą i po wojnie, kiedy już nie miałem tutaj swojego mieszkania”⁵. Nieco dalej autor stwierdza: „Po wojnie już nie miałem stałego lokum. Począwszy od lata 1948 zajeżdżałem do coraz nowych pokojów”⁶. Przedwojenny Sandomierz miał dla Iwaszkiewicza wiele walorów; były nimi – oprócz wspomnianego mieszkania w domu państwa Świestowskich przy ulicy Katedralnej 5, rozliczne przyjaźnie, możliwość spotkania wielkich ludzi: Wincentego Burka, Stanisława Piętaka i jego stryjecznego bratanka Franciszka, Romana Kosełę, Stanisława Miłaszewskiego, Mieczysława Grydzewskiego, Stanisława Dziewulskiego z żoną Zofią⁷. Na Iwaszkiewiczu zawsze ogromne wrażenie robiło położenie Sandomierza. Dał temu wyraz w cytowanych już *Podróżach do Polski*: „Oto jestem w Sandomierzu. Miasteczko położone jest – jak w San Gimignano – na wysokiej górze. Tę ma nad włoskim miastem przewagę, że u stóp jego płynie majestatyczna i wspaniała Wisła. [...] Jak pięknie planowano dawniej miasta polskie! Jak mądrze i rozumnie grupowano budynki, jak ustawiano je wygodnie i estetycznie”⁸.

Pokazując związki Iwaszkiewicza z Sandomierzem, trzeba przypomnieć jego – jak wyraziliśmy się wcześniej – „sandomierską” prozę oraz „sandomierskie” wiersze. Liryków o Sandomierzu autor *Sławy i chwały* pozostawił całkiem sporo; najpierw weszły do albumu z fotografiami Andrzeja Brustmana (Warszawa 1956), później zaś Janusza Kwiatkowskiego (*Sandomierz Janusza Kwiatkowskiego, wiersze Jarosława Iwaszkiewicza*, Sandomierz 2008). Oto fragmenty najpiękniejszych z nich: „Wietrze wiosenny, ty mi odślonisz/ Z mgieł i oparów piękny Sandomierz,/ Rozdmuchasz kwiaty i bzy zapalisz/ I na Browarnej i na Podwalu./ A znowu latem – bo w polu stoisz – /Wozy kopiaсте brną przez Sandomierz,/ I wozy złote – i złota Wisła,/ Bo

³ S. Żeromski, *Popioły*, t. 3, Kraków 1991, s. 259–261.

⁴ W. Burek, [*Przedmowa*], w: *Sandomierz...*, s. 9.

⁵ J. Iwaszkiewicz, *Podróże do Polski*, Poznań 2009, s. 271.

⁶ Tamże, s. 275.

⁷ Zob. Tamże, s. 271–272.

⁸ Tamże, s. 244–245.

lato pali – i Wisła wyschła./ A na jesieni w kurzawie liści/ Wszystko się zdaje nierzeczywiście./ Mury katedry i dzwony z wieży⁹; „W Sandomierzu na cmentarzu/ Rosną osty i badyle./ I kaliny i konwalie./ Niepotrzebnych kwiatów tyle./ A w katedrze w Sandomierzu/ Tyle mąk wymalowano./ Tyle świętych, tyle czartów... / Rano, wieczór – wieczór, rano... / Na ulicach, co dom jaki./ Zaraz widać dal za rzeką./ Boże, Boże, jak tu pięknie./ Jak zielono, jak daleko¹⁰. „Sandomierską” prozę artystyczną Iwaszkiewicza tworzą zwłaszcza dwa tytuły: *Czerwone tarcze*, powieść historyczna z XII wieku o księciu sandomierskim Henryku – synu Bolesława Krzywoustego, oraz *Wycieczka do Sandomierza* – utwór adresowany do młodego czytelnika.

Do piewców prastarego Sandomierza – obok Iwaszkiewicza – zaliczyć należy Czesława Latawca (teścia prof. Edwarda Balcerzana), sandomierzanina z urodzenia, który większą część życia spędził w Poznaniu; wspomnienia z dzieciństwa i wczesnej młodości zawarł w tomie *Sandomierz – moja młodość* (Warszawa 1975), Andrzeja Sarwę – autora *Legend i opowieści sandomierskich* (Sandomierz 2005) oraz dwie poetki współczesne: Wandę Madejczyk i Zofię Majewską. Ta pierwsza jest prezesem Koła Miłośników Sandomierza. W 2000 roku wydała cykl wierszy o Sandomierzu *Pamiętam Cię miasto Sandomierz*. Zbiór otwiera wiersz o incipicie: „Jak opowiem cię/ Miasto/ pochylonych nad Wisłą/ gwiazd/ żywych kamieni¹¹. Zofia Majewska z kolei w prostych słowach wyznaje miłość do rodzinnych stron: „Ziemio Sandomierska/ Ziemio moja rodzona/ nie opuszczę ciebie/ ziemio moja urodna¹². Starszych i młodszych poetów Sandomierza przypomina antologia Bolesława Garbośa¹³, w której znalazły się liryki Wincentego Pola, Jadwigi Łuszczewskiej, Stanisława Czernika, Andrzeja Trzebińskiego, Jerzego Harasymowicza, Jarosława Marka Rymkiewicza.

Sandomierz w literaturze to przede wszystkim Iwaszkiewicz, Żeromski, Latawiec, Majewska, Madejczyk, także – o czym za chwilę – Bonifacy Miązek, w malarstwie i grafice zaś Józef Szermentowski (*Widok ogólny Sandomierza od strony Wisły, Ratusz w Sandomierzu*), Władysław Mikos (*Sandomierz. Wzgórze Staromiejskie*), Leon Wyczółkowski (*Widok Sandomierza od strony Wisły, Zima. Ratusz w Sandomierzu*), Jerzy Potrzebowski (*Sandomierz nocą, Sandomierz wąwóz*), Zbigniew Karpiński (*Lato sandomierskie, Pejzaż sandomierski, Sad*). W 1980 roku w ratuszu sandomierskim zaprezentowano wystawę *Sandomierz w malarstwie i grafice*, na której wystawiono aż 80 eksponatów – przedstawień Sandomierza w sztukach plastycznych. Z tej okazji dyrektor Muzeum Okręgowego w Sandomierzu – Jerzy Waszkiewicz pisał z dumą: „Obecna ekspozycja jest dopiero pierwszą próbą syntetycznego przedstawienia ikonografii miasta. Obejmuje ona przeszło 80 widoków panoramicznych i poszczególnych fragmentów miasta, jego zaułków, wąwozów zabytkowych budowli; od najstarszych XVII-wiecznych po współczesne. [...] Znaczną część tych

⁹ *Sandomierz*. Teksty Jarosława Iwaszkiewicza. Fotografie Andrzeja Brustmana..., s. 88.

¹⁰ Tamże, s. 72.

¹¹ W. Madejczyk, *Pamiętam cię miasto Sandomierz – wiersze*, Sandomierz 2000, s. 7.

¹² Z. Majewska, *Sandomierz i okolice. Mozaika wierszy*, Sandomierz 2000, s. 23.

¹³ Zob. *Wiersze o Sandomierzu*. Wybór i opracowanie Bolesław Garboś, Łódź 1980, ss. 106.

cennych eksponatów pozyskaliśmy dzięki życzliwości Dyrekcji Muzeów Narodowych w Warszawie, Krakowie, Muzeum Pomorza Środkowego w Słupsku, Muzeum w Ostrowcu Świętokrzyskim i osób prywatnych”¹⁴.

W świetle powyższych uwag można powiedzieć, że Sandomierz jest miastem Jarosława Iwaszkiewicza, Czesława Latawca, Andrzeja Brustmana, Janusza Kwiatkowskiego, Józefa Szermentowskiego, Leona Wyczółkowskiego, Wandy Madejczyk, Zofii Majewskiej. Jest też miastem księdza infułata Bonifacego Miążka. Sandomierz odegrał i nadal odgrywa ważną rolę w życiu tego kapłana-poety, co więcej – obrazy tego miasta znajdziemy w jego lirykach. Sandomierz pojawił się w życiu Bonifacego Miążka w momencie szczególnym, gdy jako absolwent Liceum Pedagogicznego w Końskich podjął decyzję o wstąpieniu do Seminarium Duchownego w Sandomierzu. Było to w połowie 1954 roku; po złożeniu egzaminów wstępnych w lipcu tegoż roku przyszło zawiadomienie o przyjęciu na studia teologiczne. 1 września 1954 roku Miążek przekroczył progi sandomierskiego seminarium, otrzymał pokój 44, którego okna – jak wspomina – „wychodziły na obszerny wirydarz, cały w kwiatach, gdzie pośrodku wznosił się wysoki cokół z postacią Dobrego Pasterza. Postać ta wejdzie potem do wiersza *Alumnom sandomierskim*”¹⁵. Co się zapisało w pamięci księdza Miążka z czasów seminaryjnych? Wydaje się, że przede wszystkim trzy sprawy: reperkusje polityczne, które spadły na ojca – Piotra Miążka (został zdjęty ze stanowiska wóznego w kopalni rudy żelaza w Starej Górze koło Stąporkowa i skierowany do pracy pod ziemią, o czym syn-alumn, później kapłan przez długie lata nic nie wiedział), pierwszy odpust w sandomierskiej katedrze, przypadający na początek września, ściślej – w dzień Narodzenia Najświętszej Marii Panny oraz znakomite grono profesorskie sandomierskiego seminarium. W rozlicznych wspomnieniach o seminarium, bardzo ciepłych i serdecznych, ksiądz infułat przywołuje patronalne święto katedry sandomierskiej z 1954 roku. Mówi o nim tak: „Z tej uroczystości moja pamięć odnotowała długi pochód kleryków w białych komżach, potem dostojnych kanoników i prałatów lśniących złotymi łańcuchami na fioletowych mantoletach, i wreszcie hieratyczną postać księdza biskupa Lorka kroczącego pod baldachimem z monstrancją, a za nim zakonnice i rzesze wiernych. Taką manifestację religijną widziałem tam pierwszy raz w życiu”¹⁶.

Sandomierskie seminarium z czasów Bonifacego Miążka to również wybitni profesorowie i ojcowie duchowni. Obecny ksiądz infułat z rozrzewnieniem wspomina najstarszego w gronie profesorskim księdza prałata Józefa Pastuszkę, późniejszego

¹⁴ J. Waszkiewicz, *Wstęp*, w: *Sandomierz w malarstwie i grafice. Katalog wystawy*, Sandomierz 1980, s. 2.

¹⁵ *O korzeniach. Z Księdzem Infułatem Bonifacym Miążkiem rozmawia Biskup Edward Materski*, w: K. A. Kuczyński, *Ze wsi w daleki świat. O życiu i twórczości ks. prof. Bonifacego Miążka*, Łódź 2007, s. 139.

¹⁶ Tamże, s. 138; zob. także B. Miążek, *Spojrzenie w przeszłość*, w: *Powrót do domu. Księdzu Infułatowi prof. dr. hab. Bonifacemu Miążkowi w 75. rocznicę urodzin. Księga Jubileuszowa*, pod red. H. Kołodziejczyka, K. A. Kuczyńskiego i P. Obrączki, Łódź 2010, s. 26, J. Radłowska, *Rozmowa z księdzem profesorem Bonifacym Miążkiem*, w: „*Ziarna złej tęsknoty...*”. *Szkice o poezji Bonifacego Miążka*, pod red. E. Białka, Wrocław 2010, s. 30.

rektora KUL-u – księdza prałata Wincentego Granata, księdza biskupa Piotra Gołębiowskiego – obecnie kandydata na ołtarze (w 1997 roku zakończył się na szczęście diecezjalnym jego proces beatyfikacyjny), księdza biskupa Walentego Wójcika, księdza profesora Jana Koceniaka – wicerektora sandomierskiego seminarium w latach 1952 – 1957, księdza prałata Władysława Krawczyka, ówczesnego rektora (o którym powie, że był to „człowiek ze wszech miar mądry, chyba najlepszy kaznodzieja w naszym mieście biskupim. [...] Reprezentował typ pedagoga, jaki budzi zaufanie. Był przez alumnów powszechnie szanowany i lubiany”), księdza profesora Stefana Siedleckiego, więzionego przez władze komunistyczne, zwolnionego dopiero w październiku 1956 roku, wreszcie księdza infułata Ignacego Ziembickiego. Tego ostatniego nazwie „ołtarzem ucieczki”¹⁷. Ksiądz Miązek wspomina: „Nie pamiętam już, na którym roku, ale i ja <podpadłem>. Zamiast udać się przed kolacją na modlitwy do kaplicy, w najlepsze bębnilimy z kolegą kursowym Klemensem Wlazłą w <chińczyka>. Wygrywałem, więc i z odpowiednim rykiem wojennym ogłaszałem *urbi et orbi* swoje zwycięstwo. I przy tym naszedł nas wicedyrektor. Krótkie pouczenie o <świętym regulaminie>, o obowiązkach kleryka, wyrok miał zapaść później. Pełen skruchy i strachu (kolejność może być odwrotna) udałem się do ojca duchownego. Pomógł mi. Jego autorytet miał wagę, zawsze pełen ojcowskiego wyrozumienia, taktowny, o wielkiej kulturze osobistej”¹⁸. Sandomierskie seminarium ksiądz Miązek ukończył w 1959 roku; 14 czerwca tegoż roku z rąk biskupa Jana Kantego Lorka w katedrze sandomierskiej otrzymał święcenia kapłańskie. Na rok rozstał się z ukochanym Sandomierzem, gdyż został skierowany do pracy wikariusza w Zakrzewiu pod Radomiem. Do Sandomierza powrócił w 1960 roku; podjął pracę duszpasterską w tamtejszej parafii św. Józefa. Ten epizod sandomierski był jednak bardzo krótki, trwał zaledwie rok, Bonifacy Miązek bowiem został przeniesiony najpierw do Przedborza, a następnie Starachowic. W 1965 roku, uprzedzony o rychłym aresztowaniu przez SB za czytanie i upowszechnianie „Kultury” wydawanej w Paryżu, opuścił kraj. W Austrii poprosił o azyl polityczny; następnie przez 43 lata mieszkał w Wiedniu. W latach emigracyjnych nie zapomniał o Sandomierzu i sandomierskich przyjaciółach. Materiały przechowywane w IPN¹⁹ (oddział w Radomiu), protokoły spisywane przez funkcjonariuszy SB – Jana Sztylera czy Władysława Furmańskiego, donosy tajnych współpracowników: „Niny”, „Borowika”, „Z-28”, „Stacha”, dowodzą, że materialnie wspomagał diecezję sandomierską²⁰, w Wiedniu

¹⁷ *O korzeniach...*, s. 145.

¹⁸ Tamże.

¹⁹ W archiwach IPN zachowała się wyłącznie teczka założona w latach 70., dokładnie w 1971 roku, prowadzona do marca 1976 roku, obejmująca zatem kilka emigracyjnych lat księdza profesora. Ma ona sygnaturę IPN Ra 05/46; wszystkie cytaty z tej teczki oznaczam, podając w nawiasie numer strony. W cytowanych notatkach służbowych SB uaktualniono pisownię i zastosowano poprawne zasady interpunkcyjne.

²⁰ W wydziale „W”, zajmującym się kontrolą korespondencji, sporządzono notatkę następującej treści: „Z dokumentu Biura W, skierowanego przez bpa Piotra Gołębiowskiego do ks. Miązka Bonifacego wynika, że Bonifacy Miązek miał wysłać do kurii pieniądze na zakup linotypu. Bp

udzielał gościny księdzu biskupowi Gołębiowskiemu²¹ oraz prokuratorowi Kurii Sandomierskiej – ks. Nowakowskiemu²² (częściowo sfinansował mu wycieczkę do Ziemi Świętej).

Po roku 1989 kontakty ks. infułata z Sandomierzem stały się częstsze. W roku transformacji ustrojowej w „Studiach Sandomierskich” (1989, t. 5) ukazał się artykuł ks. Miązka *O głównych motywach w liryce Kazimierza Wierzyńskiego po roku 1945*. W 1996 roku w Sandomierzu wydrukowano kolejny tytuł sygnowany nazwiskiem Bonifacego Miązka *Teksty i komentarze* (wydanie drugie, zmienione). Dwa lata później (22 maja 1998 roku) Muzeum Okręgowe w Sandomierzu zorganizowało wieczór autorski wiedeńskiego emigranta. Uroczystość odbyła się w Sali Rycerskiej Zamku Kazimierzowskiego. Słowo wstępne wygłosił ks. dr Wiesław Wilk. W przemówieniu inauguracyjnym, prezentując sylwetkę gościa, wskazał na jego dokonania naukowe, poetyckie oraz duszpasterskie. Zaznaczył również, że niniejsze spotkanie – wpisujące się w cykl spotkań o literaturze emigracyjnej – jest swoistym preludium do wystawy (otwartej dwa dni później – 24 maja 1998 roku) o życiu i twórczości Bonifacego Miązka, zatytułowanej, od wiersza księdza-poety, *Otwieranie ciemności*. Przemówienie w całości drukowane w „Zeszytach Sandomierskich”²³ – zakończył słowami Romana Brandstaettera: „Bądź spokojny. Życia nie zmarnowałeś. Posiałeś ziarno, które wszędzie obfitym plonem o nieznaną godzinie”²⁴. Dodał jeszcze: „Ale oczywiście nie chcę, aby słowa te zabrzmiały jak epitaforium”²⁵. 22 maja 1998 roku Miązek spotkał się z alumnami sandomierskiego Seminarium Duchownego. Nazajutrz wygłosił dla nich wykład na temat austriackiej zakonnicy – błogosławionej siostry Marii Restituty, straconej w Wiedniu 30 marca 1943 roku. Jak powiedzieliśmy, 24

Gołębiowski prosi wymienionego, aby się wstrzymał z wysyłką pieniędzy, a bliższe wyjaśnienia dotyczące realizacji ww. daru prześle przy nadarżającej się sposobności” (s. 251).

²¹ Oto notatka służbowa: „Z dokumentu Biura W od bpa Gołębiowskiego na naszego figuranta ks. dr. B. Miązka [...] wynika, że ww. [bp. Gołębiowski, A.W.] otrzymał zezwolenie na wyjazd czasowy Rzym – Włochy. Z kraju ma zamiar wyjechać 5.XI. br. [1973, A.W.], a w godzinach rannych dnia następnego będzie w Wiedniu, gdzie chce zatrzymać się na przeciąg doby w klasztorze oo. Zmartwychwstańców [...]. W podróży będzie mu towarzyszył kapelan ks. T. Wójcik, a 7.XI.br. z Wiednia wyjeżdża do Rzymu. Z treści listu wnioskujemy, że na terenie Wiednia dojdzie do spotkania się bpa Gołębiowskiego z ks. dr. Miązkem” (s. 210).

²² W notatce sporządzonej przez Furmańskiego czytamy: „W 1973. W miesiącach letnich (lipiec – sierpień) w krajach Europy Zachodniej oraz w Izraelu przebywał prokurator Kurii Sandomierskiej ks. Nowakowski. Wymieniony spotkał się z figurantem kwestionariusza krypt. „Poeta” ks. dr. B. Miązkem. Ks. Miązek przez Zakon Franciszkanów w Wiedniu uzyskał niezbędne środki na opłacenie podróży do miejsc świętych, znajdujących się w Izraelu. Pomógł mu w uzyskaniu wizy w ambasadzie Izraela” (s. 236).

Zob. także A. Wzorek, *Ksiądz Bonifacy Miązek w świetle zachowanych materiałów Instytutu Pamięci Narodowej*, w: *Koncepcje prawdy w poezji i pracach historycznoliterackich Bonifacego Miązka. Studia i szkice*, pod red. E. Białka, D. Heck, Z. Trzaskowskiego, Wrocław 2015, s. 237–252.

²³ 1999, nr 10, s. 58–60.

²⁴ W. Wilk, *Ks. Bonifacy Miązek – pisarz emigracyjny*, „Zeszyty Sandomierskie” 1999, nr 10, s. 60.

²⁵ Tamże.

maja tegoż roku w Muzeum Literatury im. Jarosława Iwaszkiewicza w Sandomierzu otwarto wystawę o Bonifacym Miązku²⁶. Wśród prezentowanych dokumentów można było obejrzeć nie tylko tomiki poetyckie czy prace naukowe księdza profesora, ale również korespondencję, wymienianą z wybitnymi osobowościami: Kazimierzem Wierzyńskim, Karolem Wojtyłą, Józefem Wittlinem, Władysławem Bartoszewskim, Jerzym Giedroyciem. Wystawę można było zwiedzać do 15 sierpnia.

Mówiąc o roli Sandomierza w życiu ks. infułata, trzeba podkreślić, że chronologicznie następnym ważnym „sandomierskim” wydarzeniem była publikacja w „Zeszytach Sandomierskich” (2001, t. 13) szkicu zatytułowanego *Uwagi na marginesie artykułu Janusza Stefaniaka*. Rok później, również w „Zeszytach Sandomierskich” (2002, t. 9), ks. Miązek przedstawił dzieje slawistyki na uniwersytecie, w którym pracował i gdzie przeszedł wszystkie stopnie kariery uniwersyteckiej – od adiunkta do profesora (*Zarys dziejów slawistyki na Uniwersytecie w Wiedniu w latach 1849–2001*). Kolejne lata przyniosły następujące „sandomierskie” publikacje: *O współczesnych poetach polskich tworzących w Wiedniu* (Sandomierz 2009), wstęp do tomiku Krystyny Szostak *Pokonać strach* (Sandomierz 2009), wreszcie *Sandomierskie wydarzenia* (Sandomierz 2010) – wznowienie tomiku, którego pierwodruk miał miejsce w Londynie w 2004 roku. W pierwszym z wymienionych tytułów autor przybliżył sylwetki czterech twórców emigracyjnych, mieszkających w Wiedniu – Zygmunta Brzezińskiego, Michała Bukowskiego, Dariusza Pacaka i Krystyny Szostak²⁷. Rekomendując zbiorek liryczny Krystyny Szostak, napisał: „Są to wiersze ciekawe. Ich tematyka oscyluje pomiędzy wyznaniem o charakterze osobistym, tak bardzo przypominającym karty pamiętnika pisanego nocą, kiedy dom ucichł w spokojnym mroku, dzieci już zasnęły i ustał kierat codziennych obowiązków, a świadomym zapisem twórczym adresowanym do odbiorcy o wyrobionym smaku estetycznym”²⁸. Do głównych tematów tej poezji zaliczył: „sprawy wiążące dwoje ludzi, sprawy miłości”²⁹, cierpienie, samotność. O warsztacie Szostak napisał m.in. „Głównym, kluczowym problemem najbardziej rzucającym się w oczy jest tutaj świadome zrezygnowanie z metafor w sensie tradycyjnym. Ważna jest treść”³⁰.

W 2012 roku Bonifacy Miązek otrzymał zaszczytny tytuł „Wybitnego Sandomierzanina”. Z tej okazji 29 marca 2012 roku odbyło się spotkanie w sandomierskim Ratuszu. Prowadziła je dr Ewa Kondek – prezes tamtejszego Towarzystwa Naukowego. Sylwetkę gościa nakreślił Krzysztof Burek. Tym razem – jak pisano w relacji ze spotkania – dostojny infułat „musiał zdać sprawę ze swych związków z Sandomierzem”³¹. Na spotkaniu Bonifacy Miązek odsłonił kulisy powstawania antologii

²⁶ Na temat wystawy pisał W. Wilk, *Otwieranie ciemności. Sylwetka twórcza ks. Bonifacego Miązka*, „Afisż” 1998, nr 26, s. 2–3.

²⁷ Zob. B. Miązek, *O współczesnych poetach polskich tworzących w Wiedniu*, Sandomierz 2009, ss. 51.

²⁸ B. Miązek, *Wstęp*, w: K. Szostak, *Pokonać strach*, Sandomierz 2009, s. 5.

²⁹ Tamże, s. 7.

³⁰ Tamże, s. 8.

³¹ (k), *Spotkania z cyklu Wybitni Sandomierzanie. Ks. infułat prof. dr Bonifacy Miązek*, „Zeszyty Sandomierskie” 2012, t. 33, s. 88.

poezji kapłańskiej *Słowa na pustyni* (Londyn 1971), w której miał mieć udział Karol Wojtyła, drukujący wiersze jako Andrzej Jawień. Ten nie chciał dekonspiracji, nie chciał afiszować się ze swymi poetyckimi inklinacjami, toteż wierszy w antologii nie zamieścił, ale za to napisał wstęp. Jeden z dziennikarzy „Zeszytów Sandomierskich” tak streścił wspomniany wątek, podjęty przez Miążka-Wybitnego Sandomierzanina: „Zaproponował [kardynał Wojtyła, A.W.], że w rewanżu za sprawiony zawód będzie antologii patronował swym wstępem. Otwiera ją interesujący tekst, w którym przyszyły Papież m.in. zastanawia się nad powinowactwem kapłana i poety”³². Ostatnim punktem spotkania była recytacja wierszy przez księdza-poetę. W większości pochodziły one z „sandomierskiego” tomiku (*Sandomierskie wirydarze*). Poza tym każdy uczestnik otrzymał od autora wspomniany zbiorek.

Sandomierz – miasto ważne w życiu ks. infułata, objawia się także w jego poezji. W homilii wygłoszonej w Wiedniu z okazji 70. rocznicy urodzin Bonifacego Miążka ks. Jerzy Smoliński zaakcentował, że sandomiersko-radomska ziemia – obok domu rodzinnego, rodziców, zwłaszcza matki – to jeden „z najważniejszych punktów odniesienia w życiu Dostojnego Solenizanta”³³. W jednym z wywiadów ksiądz profesor powiedział: „Należę do generacji wykształconej na klasycznych kanonach piękna. Uważam, że sztuka powinna fermentować refleksją, że poezja [...] powinna posiadać drugie dno w czytelniku, wibrować w nim jak w membranie, rozbudzać w nim własne jego pejzaże i osobiste myśli”³⁴. Liryka Bonifacego Miążka jest bardzo osobista³⁵; pełno w niej – jak powie Konstanty Pieńkosz – „motywów prywatnych, intymnych”³⁶. Tutaj „podmiot liryczny jest tożsamy z poetą”³⁷. Są wiersze, w których autor z sentymentem powraca do czasów seminaryjnych, do lat spędzonych w Sandomierzu. Tę grupę reprezentują tytuły: *Ogród seminaryjny*, *Alumnom sandomierskim*, *Sandomierskie wirydarze* oraz *Na rocznicę 25-lecia kapłaństwa*. Wszystkie znalazły się w tomiku eksponującym Sandomierz (*Sandomierskie wirydarze*), ale były drukowane we wcześniejszych zbiorach (*Szukam domu*, *Powrót do domu*). Mimo iż Edward Białek wydał już kilka tomów analiz i interpretacji poezji księdza Miążka³⁸, wspomniane wiersze

³² Tamże.

³³ J. Smoliński, *Homilia wygłoszona w 70-lecie urodzin Ks. Infulata Profesora Bonifacego Miążka, w kościele Matki Bożej Bolesnej w Wiedniu w niedzielę 8 maja 2005 roku o godz. 11.00*, w: „*Kiedy przyjadę w te strony musi być słońce...*”. *Uroczystości z okazji 70. rocznicy urodzin Księdza Infulata prof. dr. hab. Bonifacego Miążka*, pod red. K. A. Kuczyńskiego, Łódź 2005, s. 19.

³⁴ A. A. Zych, *Wiersze piszemy tylko dla własnego luksusu... Z księdzem profesorem Bonifacym Miążkiem rozmawia...*, „Ikar” 2001, nr 12, s. 3.

³⁵ K. Pieńkosz (*Pożegnania i powroty. O poezji ks. Bonifacego Miążka*, „Zeszyty Sandomierskie” 2013, nr 36, s. 78) tak powie o lirycy Miążka: „<Ja> wypowiedające się w tej poezji jest podmiotem autorskim, nieukrywającym tożsamości ich twórcy. To nie jest liryka roli, poezja maski”.

³⁶ Tamże.

³⁷ M. Kuczyńska-Barczewska, *W kręgu motywów egzystencjalnych i kapłańskich*, w: *Szkice do portretu Bonifacego Miążka*, pod red. J. Paławskiego, Kielce 2000, s. 96.

³⁸ Zob. *Ziarna złej tęsknoty...*. *Szkice o poezji Bonifacego Miążka*, pod red. E. Białka, Wrocław 2010; *Sprostac zmartwychwstaniu... Eksplikacje poezji Bonifacego Miążka*, pod red. E. Biał-

– z wyjątkiem utworu najmniej „sandomierskiego” (*Na rocznicę 25-lecia kapłaństwa*), tutaj bowiem motyw sandomierski jest tylko wspomniany, nie zostały szczegółowo omówione. W jednym z wywiadów Bonifacy Miążek podkreślił: „W wierszach wracam często do lat spędzonych w seminarium, do służby kapłańskiej”³⁹. Utwór *Ogród seminaryjny* w pełni potwierdza to wyznanie. Podmiot liryczny, porte-parole poety, powraca myślami do sandomierskiego wirydarza. Wie, że od czasów studenckich z pewnością zmienił swój wygląd; nie ma już starych jabłoni, drzewa orzechowe również zostały wycięte, nawet wiatr się zmienił. Ten z czasów seminaryjnych „majowe kasztany rozganiał”⁴⁰. „Ja” liryczne wyznaje, że wspomnienie Sandomierza – seminarium, kościół św. Michała nieustannie towarzyszy mu na obczyźnie („gonią za mną po obcych miastach” – s. 13). Sandomierskie seminarium, przyklasztorny ogród stają się synonimami młodości. Mówiący podkreśla, że wtedy świat był inny niż dzisiaj, „wzniosły/ kościołami znaczony, niezmienny i pewny./ Niebem pachniał/ i polem i żywicą sosny/ i był tak świeży/ jak bywa krótki deszcz ulewny” (s. 13). Wspomnienie sandomierskiego wirydarza z figurą Chrystusa Dobrego Pasterza sprawia, że podmiot liryczny przypomina sobie siebie z czasów młodości, gdy nie do końca realistycznie patrzył na ludzi i otaczający go świat. Anna Gemra w podsumowaniu swej refleksji nad lirykami Bonifacego Miążka, powie, że jest to poezja, która „dotyka różnych tematów, od osobistych, po bardziej ogólne, uniwersalne. Wiele miejsca zajmuje w niej refleksja nad ludzkimi losami, przemijaniem, cierpieniem, samotnością”⁴¹. Omawiany utwór – z poetyckim obrazem sandomierskiego wirydarza – w pełni potwierdza tę opinię. W tekście splatają się osobiste wspomnienia oraz refleksja o efemeryczności życia. Tę ostatnią wyraża dwuwiersz zamykający utwór: „Do ogrodu/ młodzi alumnii wychodzą na spacer” (s. 13). Chciałoby się dodać, że i oni – podobnie jak przed laty podmiot liryczny – na razie żyją w świecie wyobrażeń o rzeczywistości, o kapłaństwie; życie z pewnością zweryfikuje te marzenia.

Omawiany motyw powraca z wierszu poświęconym czy raczej dedykowanym alumnom sandomierskim. Czytelnik znów przenosi się do sandomierskiego wirydarza, gdzie „idzie Chrystus z pasterskim kijem” (s. 21). Czas płynie, „po sandomierskim rynku staczają się lata” (s. 21); elementy krajobrazu prawie się nie zmieniają, Wisła jest ta sama, ogród seminaryjny przypomina ten dawny, przechadzają się po nim nowi alumnii – również przepelnieni ideałami o pięknie i dobru. „te same marzenia kleryckie/ – kiedyś w życiu bardzo zabolą” (s. 21) – konkluduje podmiot liryczny.

ka i K. Olkusz, Wrocław 2014; *Koncepcje prawdy w poezji i pracach historycznoliterackich Bonifacego Miążka. Studia i szkice*, pod red. E. Białka, D. Heck, Z. Trzaskowskiego, Wrocław 2015.

³⁹ *Jestem tylko glinianym dzbanem... Z księdzem profesorem Bonifacym Miążkiem, poetą, historykiem literatury, wykładowcą Uniwersytetu w Wiedniu rozmawia Marzena Michałowska-Kowalik*, „Ikar” 1995, nr 7/8, s. 25.

⁴⁰ B. Miążek, *Ogród seminaryjny*, w: tegoż, *Sandomierskie wirydarze*, Sandomierz 2010, s. 13 (pozostałe cytaty z tomu oznaczam bezpośrednio w tekście, podając w nawiasie numer strony, zawsze według tego wydania).

⁴¹ A. Gemra, *Nad kilkoma utworami Bonifacego Miążka*, w: *Sprostać Zmartwychwstaniu...*, s. 66.

Seminarium Duchowne w Sandomierzu i kleryckie marzenia na krótko, jakby migawkowo, pojawiają się w wierszu jubileuszowym *Na rocznicę 25-lecia kapłaństwa*. Tym razem „ja” liryczne stwierdzi: „Kiedyś w Sandomierskim Seminarium Duchownym/ marzył mi się czerwony ornat/ – nie znałem jeszcze jego ceny/ dziś już wiem/ że nawet za przeciętność drogo trzeba zapłacić” (s. 48). Ów czerwony ornat to znak całkowitego oddania swojego życia w ręce Boga.

Encyklopedia Katolicka, podobnie jak znacznie od niej wcześniejsza *Encyklopedia Kościelna*⁴², szeroko rozpisuje się na temat „pięknej symboliki ornatu”⁴³ – by sparafrazować styl autora hasła „ornat” w *Encyklopedii Kościelnej*. Ornat skupia w sobie wiele treści; może być – jak głosi *Encyklopedia Katolicka* „znakiem miłości ogarniającej całego kapłana”, „symbolem niewinności lub noszenia jarzma Pańskiego”, uzewnętrznia także „charakter sprawowanych misterii” oraz „pełnione funkcje”⁴⁴. Rozległa jest również symbolika czerwieni. Kolor ten zazwyczaj oznacza ból, oddanie, poświęcenie, cierpienie⁴⁵. Czerwony ornat w wierszu księdza Miążka należy przeto odczytywać z jednej strony jako trud, brzemień, poświęcenie młodego kapłana, z drugiej natomiast dostojeństwo, godność, a nawet męczeństwo. Czerwony ornat symbolizuje pragnienie podmiotu lirycznego, by realizować swe powołanie poprzez służbę, ofiarną miłość, braterstwo. Jednak w dojrzałym życiu kapłańskim okazało się to nadzwyczaj trudne. Konkluzja zamykająca drugą strofoidę wiersza jest wyjątkowa, cenna – w opinii Jacka Scholza: „Na słowa <Dziś już wiem/ że nawet za przeciętność drogo trzeba zapłacić>, na płynącą z nich szczerłość, niełatwo się przecież zdobyć”⁴⁶. Podmiot liryczny przywołuje sandomierskie seminarium i nad wyraz szczerze odsłania siebie z lat młodości.

⁴² W *Encyklopedii Kościelnej*... (t. 17, Warszawa 1891, s. 459) znajdujemy takie oto wyjaśnienie: „Piękny jest symbolizm ornatu. Biskup przy poświęcaniu duchownego na kapłana, wkłada nań ornat na ramiona, ale w tyle go zwija. Modlitwa towarzysząca tej czynności, czyni aluzją do obszerności ornatu i okrągłości, dwóch tych przymiotów, przez które wyrażają się miłość i doskonałość. [...] Ornat jest symbolem miłości doskonałej, powszechnej, obejmującej całą duszę kapłana, jak obejmuje całe jego ciało. Kapłan bowiem, zajmując miejsce Jezusa Chrystusa, ma być, jak on, miłością. Deus caritas est. Gdy zaś pod koniec Mszy św. Biskup rozwija ornat poświęconego kapłana, rozwijając poprzedni symbolizm, dodaje jeszcze: <W szatę niewinności niech cię ubierze Pan Bóg>. Miłość bowiem z niewinnością idzie w parze; ten tylko może mieć niewinność, kto nie utracił miłości. Gdy biskup degraduje kapłana, tak, zdejmując zeń ornat, mówi: <Pozbawiamy cię słusznie szaty kapłańskiej, oznaczającej miłość, boś sam i ją i wszelką niewinność postradał>. W modlitwie, którą kapłan odmawia przed Mszą św. Przy wkładaniu ornatu, symbolizm tej szaty nową przybiera formę; tu przedstawia jarzmo Pańskie, które łaska Boża czyni lekkim. [...] Odnośnie do męki Pańskiej, ornat oznacza purpurową szatę, którą żołnierze u Piłata odziali Jezusa, lub także tę tunikę nieszytą, którą przed przybiciem do krzyża, zdarto ze Zbawiciela. Innocenty III mówi, że ornat jest szatą godową, o której mówi Ewangelia; a inny pisarz liturgiczny, wskazując na przód i na tył ornatu, i na to, że wszystkie inne szaty okrywa, uczy, że trzeba nam miłować Boga i bliźniego, przyjaciół i nieprzyjaciół, i że miłość jest ze wszystkich cnót najdoskonalszą”.

⁴³ Zob. Tamże.

⁴⁴ Zob. *Encyklopedia Katolicka*, pod red. E. Gigilewicz, t. 14, Lublin 2010, s. 822.

⁴⁵ Zob. W. Kopaliniński, *Słownik symboli*, Warszawa 2001, s. 51 – 52 oraz tegoż, *Słownik mitów i tradycji kultury*, Warszawa 2003, s. 200.

⁴⁶ J. Scholz, *Posłowie*, w: B. Miązek, *Szukam domu. Wiersze*, Wrocław 2005, s. 127.

Sandomierskie wirydarze, tytułowy utwór omawianego zbioru, jest najdłuższym „sandomierskim” lirykiem księdza Miązka. Podzielony jest na dwie części. W pierwszej mówiący przywołuje pamiętne wrześniowe dni roku 1954, gdy, idąc za głosem powołania, przekraczał progi seminarium w Sandomierzu. Ten wrzesień – jak wspomina – był „słoneczny [...] / Pachniały jabłka w seminaryjnym ogrodzie / i kwiaty mruczały kolorowo / na przechadzce w sennych wirydarzach” (s. 56). Seminarium duchowne, sandomierskie kościoły, Wisła to obrazy, które pomiot liryczny ma nieustannie przed oczami, idą za nim „po obcych miastach” (s. 56), „we wspomnieniach przyschły / jak flamandzki gobelin rzadki bo jedyny” (s. 56). Druga część utworu poświęcona jest braciom w kapłaństwie, seminaryjnym kolegom. W pewnym momencie podmiot liryczny powie: „Tylu nas było, tak gwaro. / Jak czarne jaskółki młodym świergotem / wypełnialiśmy seminaryjne wirydarze” (s. 56). Potem zaczyna rozpamiętywać tych, co odeszli – alumna Stanisława Stana, ks. Szymona Kucewicza, ks. Ryszarda Kwietnia i „po nich już dalszych siedmiu” (s. 57). Podmiot liryczny – od 50. lat pełniący posługę kapłańską zachowuje w pamięci także zmarłych kolegów; dla niego są oni wciąż żywi. W finale – mając świadomość zbliżającego się kresu życia – powie trochę ze smutkiem, ale i z nadzieją, więcej – z wiarą w przejście do lepszego świata: „Pół wieku... / Więc czas już drzwi zamknąć / i czas drzwi otworzyć do ziemi jak objawienie / jasnej i pogodnej” (s. 57).

Sandomierz jest znacząco obecny w życiu i twórczości Bonifacego Miązka. W 2012 roku ksiądz-poeta, który cztery lata wcześniej powrócił do ojczyzny i miał to być powrót na stałe⁴⁷, udał się na powtórny emigrację – znów do Wiednia. Dziś od ukochanego Sandomierza dzieli go setki kilometrów. Trzeba mieć jednak nadzieję, że – tak jak za czasów pierwszej emigracji – nadwiślańskie miasto jeszcze nie raz pojawi się w życiu oraz poezji księdza profesora.

Bibliografia

- (k): *Spotkania z cyklu Wybitni Sandomierzanie. Ks. infułat prof. dr Bonifacy Miązek. „Zeszyty Sandomierskie”* 2012, t. 33, s. 87–88.
- BUREK Wincenty: *Przedmowa, W: Sandomierz. Teksty Jarosława Iwaszkiewicza. Fotografie Andrzeja Brustmana.*, Warszawa: Wydawnictwo Sztuka, 1956, s. 5–9.
- Encyklopedia Katolicka*. T. 14. Red. Edward Gigilewicz. Lublin: Towarzystwo Naukowe Katolickiego Uniwersytetu Lubelskiego, 2010, ISBN 978-83-7306-443-0, s. 822.
- Encyklopedia Kościelna*. T. 17. Warszawa: Drukarnia Czerwińskiego i Spółka, 1891, s. 459.
- GEMRA Anna: *Nad kilkoma utworami Bonifacego Miązka. W: Sprostac̄ zmartwychwstaniu... Eksplicacje poezji Bonifacego Miązka.* Red. Edward Białek i Ksenia Olkusz. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT-Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, 2014. ISBN 978-83-7977-036-6, s. 55–66.

⁴⁷ Zob. K. A. Kuczyński, „Planowałem powrót na zawsze...” *Rozmowa z księdzem infułatem prof. dr. hab. Bonifacym Miązkim*, „Nad Kamienną” 2012, nr 4, s. 3–8.

- IWASZKIEWICZ Jarosław: *Podróże do Polski*. Poznań: Zysk i S-ka Wydawnictwo, 2009. ISBN 978-83-75062-62-5.
- KOPALIŃSKI Władysław: *Słownik mitów i tradycji kultury*. Warszawa: Oficyna Wydawnicza Rytm, 2003. ISBN 83-73990-22-4, s. 200.
- KOPALIŃSKI Władysław: *Słownik symboli*. Warszawa: Oficyna Wydawnicza Rytm 2001, ISBN 83-88794-00-0, s. 51–52.
- KUCZYŃSKA-BARCZEWSKA Małgorzata: *W kręgu motywów egzystencjalnych i kapłańskich*. w: *Szkice do portretu Bonifacego Miązka*. Red. Jan Paclawski. Kielce: Kieleckie Towarzystwo Naukowe, 2000. ISBN 83-86006-37-4, s. 75–130.
- MADEJCZYK Wanda: *Pamiętam cię miasto Sandomierz – wiersze*. Sandomierz: Urząd Miasta Sandomierza, 2000. ISBN 83-90612-12-7.
- MAJEWSKA Zofia: *Sandomierz i okolice. Mozaika wierszy*. Wyd. 2 popr. Sandomierz: Wydaw. Diecezjalne, 2000. ISBN 83-91454-70-3.
- MIĄZEK Bonifacy: „*Planowałem powrót na zawsze...*”. Rozm. przepr. Krzysztof Antoni Kuczyński., „*Nad Kamienną*” 2012, nr 4, s. 3–8.
- MIĄZEK Bonifacy: *Jestem tylko glinianym dzbanem... Rozm. przepr. Marzena Michałowska-Kowalik*. „*Ikar*” 1995, nr 7/8, s. 24–25.
- MIĄZEK Bonifacy: *O współczesnych poetach polskich tworzących w Wiedniu*. Sandomierz 2009.
- MIĄZEK Bonifacy: *Sandomierskie wirydarze*. Sandomierz: Wydawnictwo Diecezjalne i Drukarnia, 2010.
- MIĄZEK Bonifacy: *Spojrzenie w przeszłość*. W: *Powrót do domu. Księdzu Infułatowi prof. dr. hab. Bonifacemu Miązkowi w 75. rocznicę urodzin. Księga Jubileuszowa*. Red. Henryk Kołodziejczyk, Krzysztof Antoni Kuczyński, Piotr Obrączka. Łódź, 2010. ISBN 978-83-87144-84-5, s. 17–31.
- MIĄZEK Bonifacy: *Wiersze piszemy tylko dla własnego luksusu.... Rozm. przepr. Adam Alfred Zych*. „*Ikar*” 2001, nr 12, s. 2–3.
- MIĄZEK Bonifacy: *Wstęp*. W: Krystyna Szostak: *Pokonać strach*. Sandomierz: Wydawnictwo Diecezjalne i Drukarnia 2009. s. 5–11.
- MIĄZEK, Bonifacy: *O korzeniach*. Rozm. przepr. Edward Materski, W: Kuczyński, Krzysztof Antoni: *Ze wsi w daleki świat. O życiu i twórczości ks. prof. Bonifacego Miązka*. Łódź: EXPOL P. Rybiński, J. Dąbek sp.j, 2007. ISBN 978-83-89836-70-0, s. 121–148.
- PIEŃKOSZ Konstanty: *Pożegnania i powroty. O poezji ks. Bonifacego Miązka*. „*Zeszyty Sandomierskie*” 2013, nr 36, s. 78–80.
- RADŁOWSKA Justyna: *Rozmowa z księdzem profesorem Bonifacym Miązkim*. W: „*Ziarna złej tęsknoty...*”. *Szkice o poezji Bonifacego Miązka*. Red. Edward Białek. Wrocław: Quaestio, 2010. ISBN 978-83-62571-01-7, s. 21–52.
- SCHOLZ Jacek: „*Posłowie*”. W: Miązek Bonifacy: *Szukam domu. Wiersze*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT-Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, 2005. ISBN 83-7432-0009-5, s. 117–133.
- SMOLIŃSKI Jerzy: *Homilia wygłoszona w 70-lecie urodzin Ks. Infułata Profesora Bonifacego Miązka, w kościele Matki Bożej Bolesnej w Wiedniu w niedzielę 8 maja 2005 roku o godz. 11.00*. W: „*Kiedy przyjadę w te strony musi być słońce...*”. *Uroczystości z okazji 70. rocznicy urodzin Księdza Infułata prof. dr. hab. Bonifacego Miązka*. Red.

- Krzysztof Antoni Kuczyński, Łódź: Uniwersytet Łódzki. Katedra Badań Niemieckich, 2005, s. 17–21.
- WASZKIEWICZ, Jerzy: *Wstęp*, W: *Sandomierz w malarstwie i grafice. Katalog wystawy*. Sandomierz: Muzeum Okręgowe w Sandomierzu, 1980, s. 1.
- Wiersze o Sandomierzu*. Wybór i opracowanie Bolesław Garboś. Łódź: Wydaw. Łódzkie, 1980. ISBN 83-218-0146-3.
- WILK Wiesław: *Ks. Bonifacy Miążek – pisarz emigracyjny*. „Zeszyty Sandomierskie” 1999, nr 10, s. 58–60.
- WILK Wiesław: *Otwieranie ciemności. Sylwetka twórcza ks. Bonifacego Miążka*. „Afisz” 1998, nr 26, s. 2–3.
- WZOREK Anna: *Książki Bonifacego Miążka w świetle zachowanych materiałów Instytutu Pamięci Narodowej*. W: *Koncepcje prawdy w poezji i pracach historycznoliterackich Bonifacego Miążka. Studia i szkice*. Red. Edward Białek, Dorota Heck, Zbigniew Trzaskowski. Wrocław: Quaestio, 2015. ISBN 978-83-62571-79-6, s. 237–252.
- ŻEROMSKI Stefan: *Popioły*. T. 3, Kraków: Dom Książki, 1991. ISBN 83-851155-04-x.

Abstract

Sandomierz in the life and poetry of Bonifacy Miążek

Sandomierz occupies an important place in the life and poetry of Bonifacy Miążek. This thesis is justified, at least for several reasons. Prelate is a graduate of Sandomierz Seminary. There he met many spiritual guides, who had a significant impact on his spiritual life (including Father. Monsignor Wincenty Granat, Father. Bishop Piotr Gołębiowski – now “Servant of God” Father. Prelate Krawczyk – the then rector of the Major Seminary in Sandomierz). In 1965 Miążek emigrated from Polish to Vienna, warned about the planned arrest by the SB. His contacts with Sandomierz until 1989 – for obvious reasons – proved to be difficult, even impossible. After the political transformation these contacts came alive. Until today Miążek published in the “Proceedings of Sandomierz” in 2012, he received the title of “Outstanding Sandomierzanin.” In 1998, the Museum of Sandomierz organized a poetry reading Viennese émigré and an exhibition named – from one of the poems Miążka – Opening of darkness. What’s more in poetry of Miążek there are few poems of “Sandomierz”: *Ogród seminaryjny*, *Alumnom sandomierskim*, *Sandomierskie wirydarze*, *Na rocznicę 25-lecia kapłaństwa*.

Key words

Bonifacy Miążek, poetry of exile, lyrics of Sandomierz, geopoetics, Polish modern literature

Cena narracji: kryminalne gry w poezji Kiry Pietrek

Każda interpretacja zaczyna się i kończy jako rozwiązanie zagadki, a nikt dotąd nie obmyślił metody inteligentnego rozwiązywania zagadek.

E.D. Hirsch, *Validity in Interpretation* (Londyn 1967, przeł. H. Markiewicz).

1. Kto potrzebuje narracji?

W swojej krytycznej książce z 2006 roku Joanna Orska omawiając poezję lat 90., przeformułowała nośną kategorię „lirycznej narracji”. Wychodząc od dyskusji o przemianach twórczości „brulionowej”, etykietowanej za pomocą pojęć autobiograficzności, konwersacyjności, prywatności i autentyku m.in. przez Jarosława Klejnockiego, Mariana Stałę czy Karola Maliszewskiego, zaproponowała postrzeganie narracyjności w nowej liryce w duchu Paula de Mana – jako relację autoteliczną, a więc „narracj[ę] interakcji zachodzącej pomiędzy tropem a performatywnym aktem ustanawiania [...]”¹. Chodziłoby o narrację, która wydarza się pomiędzy językiem, a aktami używania go w ten lub inny poetycki sposób.

Narracja – konkludowała Orska – daje możliwość niekonsekwencji, jaką charakteryzuje się życie. Zapewne dlatego najczęściej „narratywizowali” współczesną poezję ci twórcy, którzy pragnęli granice pomiędzy sztuką a życiem przekroczyć. Poeci awangardowi. [...] Podmiot liryki narracyjnej łamie prawo fikcji, wskazuje na nieprawdziwość swego świata. Po pierwsze dlatego, że funkcjonuje w nim jako fikcyjny bohater, po drugie dlatego, że ujawnia świata tego epicką wtórność, wybierając zamiast czasu teraźniejszego liryki, czas przeszły narracji².

Możemy mówić o trzech podstawowych funkcjach, które spełniała u Orskiej narracja w procesie definiowania liryki lat dziewięćdziesiątych: (1) pośredniczyła w komunikacji, zbliżając „opowiadany” utwór do możliwości poznawczych czytelnika, (2) organizowała wiersz jako strukturę diachroniczną, rozwijającą się w czasie, opartą na wewnętrznej nietożsamości ustanawiającego się podmiotu i prowadzonej opowieści oraz (3) przyczyniała się do iście awangardowego (formalistycznego) przedefiniowa-

¹ J. Orska, *Liryczne Narracje. Nowe tendencje w poezji polskiej 1989-2006*, Kraków 2006, s. 34.

² Tamże, s. 25, 36.

nia pryncypiów poezji przez pryzmat samozwrotności języka, którego „przygody” stają się teraz główną osią narracyjną, zastępując idee, treści poznawcze oraz reguły wierszowe (np. systemów gatunkowych czy wersyfikacyjnych).

Narracyjność liryki lat dziewięćdziesiątych – rozumiana jako relacja między opowieścią wiersza, samostanowieniem podmiotu oraz systemem języka – wydaje się jednym z ciekawszych sposobów podejścia do twórczości Jacka Podsiadły, Marcina Świetlickiego czy Bohdana Zadury (a zwłaszcza nieujętego przez Orską Krzysztofa Śliwki). Choć jest to ujęcie w dużej mierze formalistyczne, odporne lub wręcz ślepe na podnoszone dziś spory ideowe wokół poezji, to gwarantuje pewną poznawczą nadwyżkę. Pozwala np. opisać proces interpretacyjny jako iście heglowską przygodę dialektyczną, w której kolejne „wielkie figury semantyczne” (np. sytuacja liryczna, podmiot, autor czy implikowany czytelnik) ulegają przeobrażeniom w trakcie wydarzania się wiersza, co stanowi solidną, formalną bazę dla dalej posuniętych interpretacji ideologicznych (konkretnych „użyć” wiersza, jak moglibyśmy to nazwać za słynnym podziałem Michała Pawła Markowskiego lub – zgodnie z duchem czasu – za Ritą Felsky³).

W recepcji pierwszego tomu Kiry Pietrek nie brakowało głosów o charakterystycznym, narracyjnym uwikłaniu tej poezji. Paweł Kaczmarek konkludował w „Odrze”, że „warto podczas lektury pozostać wyczulonym na ironię, nie upraszczać na siłę przewrotnej narracji *Języka korzyści*, subwersywnego potencjału wierszy Pietrek”⁴ (podkr. – JS). Marcin Orliński pisał z kolei na łamach „Tygodnika Powszechnego”:

Co najbardziej warto docenić u młodej poetki? Myślę, że lekki styl i bezkompromisowość. I choć nadmiar fizjologii może chwila mi męczyć, a perspektywa – wydawać się nieco jednostronna, to wszelki niedosyt rekompensuje spójna narracja [...]. Opowieść to zresztą nie jedyna forma rozprawiania się poetki z otaczającym światem. Obok historyjek z ubikacji, anegdoty o ostatnich dniach koleżanki w firmie, czytelnik znajdzie tu także lirykę gęstą, sięgającą do tradycji strumienia świadomości⁵ (podkr. – JS).

Liryka Pietrek lokuje się już jednak w nieco innym paradygmacie, niż zarysowany przez Orską model „lirycznej narracji” lat dziewięćdziesiątych (podobnie jak „inaczej narracyjne” będą wiersze Szczepana Kopyta, Tomasza Bąka czy Szymona Domagały-Jakucia) i nie chodzi tu tylko o różnicę pokoleniową. Jest to raczej przykład kontinuum naszej poezji, choć nie budowanego w sposób bezpośredni przez odwołania do patronów lub tradycji (bo te ciężko czasem wskazać), ale ze względu na horyzont czytelniczy. Wydaje się, że wiersze Pietrek oparte są na niebanalnym napięciu między oczekiwaniem czy też potrzebą narracji, które wytworzyła w nas liryka końca milenium, a performatywem i komunikatem, które narracji tej się wy-

³ Por. M.P. Markowski, *Interpretacja i literatura*, „Teksty Drugie” 2001, nr 5; R. Felsky, *Uses of Literature*, Oxford 2008.

⁴ P. Kaczmarek, *Otwarta kolaboracja*, „Odra” 2011, nr 3, s. 149.

⁵ M. Orliński, *Corpolife*, „Tygodnik Powszechny” 2011, nr 19.

mykają, porzucając samą opowieść (opartą na elementarnej strukturze następstwa czasu) na rzecz twierdzeń, sądów, asercji. Efektem jest wrażenie obcowania z – to bardzo trafna definicja Roberta Rybickiego – „patafizyczną instrukcją obsługi bytu”⁶. W konflikcie dwóch modalności: narracyjno-opisowej i retoryczno-argumentacyjnej, widziałbym siłę, która broni wiersze Pietrek przed popadnięciem w zaangażowany frazes (nadmierną ideologizację) lub automatyczne reprodukowanie języka systemu (i przechwycenie potencjału krytycznego przez mechanizmy rynkowe). Konflikt ten najchętniej nazwałbym grą z kryminałem, z drobnym zastrzeżeniem, że nie jest to kryminał *noir* w stylu Marcina Świetlickiego, skupiony na przygodach egocentrycznego podmiotu w obcym mu z gruntu świecie. To raczej kryminał u swych filozoficznych źródeł, którego stawką jest poznanie, a właściwie rozpoznanie. Ale o tym kilka słów dalej.

Swego czasu opublikowałem esej o twórczości Pietrek⁷, w którym próbowałem pokazać związek jej poezji z postfordowskim kapitalizmem, bazującym na afekcie, stwarzaniu pragnień w języku i podporządkowaniu ich logice akumulacji. Demonstracyjnie obnażając to powiązanie w wierszach, jej poezja stawałaby się rozwiązaniem i ujawnieniem tej afektywnej gry. Pierwszy tom, *Język korzyści*, reprodukowałam korporacyjno-medialny dyskurs, ale równocześnie podważał go, ośmieszając samą ideę tajemnicy i wiary w postęp, które język ten na co dzień zakrywają i umożliwiają jego działanie. Biologizm, darwinizm, korporacjonizm, brutalizm i pragnienie – tymi słowami opisywałem główne osie, na jakich następowało w wierszach Pietrek odkrycie, odsłonięcie (*Aufklärung*), a tym samym rozwiązanie zagadki kapitalizmu kognitywnego⁸. Nadal zgadzam się z tamtymi tezami, chciałbym więc, żeby zostały gdzieś w tle poniższych rozważań. *Statystyki* zwróciły jednak moją uwagę na coś, co zaledwie sygnalizowałem w tomie poprzednim jako ewolucjonizm, na ideę ciągu, następstwa i procesu, wpisana w dzieło Pietrek od najniższego poziomu – repetycji prozodycznej, przez poziom wyższy – „antynarracyjną” fabularność wiersza, po najwyższy, a więc ideową krytykę mechanizmu następstwa (teleologicznej wiary w przyszłość) i ślepej reprodukcji systemu, która się w jego imię dokonuje.

„Antynarracyjność” wpisana w ramy *stricte* narracyjne, domagająca się argumentacyjnego rozwinięcia, dedukcji i uzupełnienia, to wyzwanie, któremu sprostać musi czytelnik, pragnący na ogół opowieści (nawet w formie lirycznego wyznania). Mam tu na myśli konwencjonalną narracyjność takich gatunków jak zagadka, wykład historiozoficzny, czy manifest. Nie chodzi więc o sam proces opowiadania historii, do którego przyzwyczała nas proza i poezja ostatnich lat (rozumiana jako narracyjna), ale o następstwo argumentów. W tym sensie w wierszach Pietrek mamy bowiem do czynienia z ciągłym procesem opowiadania, ale nie powstaje z niego żadna opowieść.

⁶ R. Rybicki, *Damski gniew*, „Wakat” 2010, nr 12, http://sdk.pl/wakat/nr12/RobertRybicki_DamskiGniew.html [dostęp: 10-06-2014].

⁷ J. Skurtys, *Poezja gniewu: języki zysków, języki strat*, „Dodatek LITERACKI” 2013, nr 11 (12), s. 16-17.

⁸ Pracując na co dzień w branży reklamowej ma zresztą poeta bezpośredni wgląd w te mechanizmy i choć poddaje je krytyce, jak sama przyznaje w wywiadach, krytyka ta jest pochodną naturalnej fascynacji ich językiem i jego sposobem działania.

Musimy śledzić, by rzecz po peiperowsku, rozkwitanie zdań, ale nie dane nam jest wejść w środek akcji.

To na razie teza robocza. Teza, która opiera się na występującej w kryminałach współzależności procedur wnioskujących ze strukturą przedstawianego świata, tzn. koniecznością zrekonstruowania wydarzeń, które doprowadziły nas do stanu aktualnego (stanu zbrodni). A skoro wszystkim tym „narracyjnym” rozpoznaniom patronuje gdzieś duch Orskiej, to z całą pewnością można też przywołać poetycki *passus* z Paula de Mana: „tropy są nie tylko podróżnikami, chcą być przemytnikami, i to prawdopodobnie przemytnikami dóbr kradzionych. Sprawę pogarsza jeszcze to, że nie ma żadnego sposobu, by rozstrzygnąć, czy robią to z zamiarami kryminalnymi czy też nie”⁹. Pozostajmy na razie przy założeniu, że robią to jednak z zamiarami, a nam przychodzi – sparafrazuję Świetlickiego – *obserwować postępy ciemności*.

2. Stawka gry

Skupiając się na jednym tylko wykładniku gatunkowym, chciałbym zapytać o status zagadki, jako formy podawczej dla poezji Pietrek. W *Poetyce* Arystoteles definiował zagadkę mniej więcej tak: „istota zagadki jest taka, że mówiąc o tym, co rzeczywiście istnieje, łączy niemożliwości. Nie można jej zatem ułożyć przez zestawienie zwykłych słów, można natomiast – ze słów użytych metaforycznie”¹⁰. Zagadka, *ainigma*, bliska jest więc działaniu samej poezji. Ona również skrywa tajemnice, powstaje dzięki pracy metafory, również wymaga hermeneutycznej procedury rozszyfrowania. Arystoteles zastrzegał jednak, precyzując wytyczne jasności stylu w poezji, że dobry poeta powinien umiejętnie balansować między banalnością/oczywistością a zagadkowością. W znanym fragmencie o „stawianiu baniek” zagadkę traktuje filozof jako modus języka bardziej podstawowy niż metafora, jako jej swoisty, nieobrobiony jeszcze, budulec: „z dobrze ułożonych zagadek można tworzyć piękne metafory, bo metafory zawierają w sobie zagadkę”¹¹.

Z liryką zagadkowość związana była od najdawniejszych greckich czasów, mowę pierwszych poetów interpretowano bowiem alegorycznie, jako wykładnię pewnej nieoczywistej wiedzy (nazwijmy to tradycją apollińską). Z takim właśnie, tradycyjnym w owych czasach poglądem polemizuje w swoich definicjach Arystoteles. Na większą skalę widać to kilkukrotnie również u Platona (np. w *Teajtecie*, *Alkibiadesie*, *Charmidesie*). Kiedy próbuje on postponować filozofię swoich poprzedników, mówi o zagadkowości czy enigmatyczności ich twierdzeń. Ironiczne rozprawianie się z teoriami przeciwników poprzez nacechowane pejoratywnie używanie pojęcia „zagadki” możliwe było prawdopodobnie właśnie dlatego, że tradycja czytania ale-

⁹ P. de Man, *Ideologia estetyczna*, przeł. A. Przybysławski, wstęp A. Warminski, Gdańsk 2000, s. 52.

¹⁰ Arystoteles, *Retoryka. Poetyka*, 1458a, przeł., wstępem i komentarzem opatrzył H. Podbielski, Warszawa 1988, s. 354.

¹¹ Tamże, 1405b5, s. 243.

gorycznego była wówczas powszechnie znana. W *Alkibiadesie 2* (który należy już prawdopodobnie do tradycji poplatońskiej) Sokrates stwierdza wręcz, że Homer „ukrywa swoje myśli w zagadce, tak jak zresztą inni niemal wszyscy poeci”¹². W opinii tej wartość poznawcza zagadki pokrywa się jeszcze z wierzeniami filozofów przyrody, zanim poetów zechce się „wyświecić” (określenie A. Wata) z królestwa prawa. Potraktujmy więc na początek zagadkę, *enigmę*, jako powtórne zaproszenie do tego królestwa.

Zagadka poddaje się porządkowi narracji, jest zorganizowana czasowo, diachronicznie. Musi zawierać się w formie pytania, którą poprzedzać będą pewne stwierdzenia natury ogólnej, w sposób mniej lub bardziej oczywisty odnoszące się do przedmiotu. Zagadka jest więc pozorowanym opisem na opak: nie wychodzi od przedmiotu, ale próbuje go podstawić na zasadzie metonimii w miejsce wcześniejszego opisu. W każdej zagadce jednak przedmiot, będący jej rozwiązaniem, na płaszczyźnie ontologicznej poprzedza sam opis. Najpierw występuje pewna rzecz, pojęcie, idea, która następnie zostaje opisana i przez ten opis zakryta. Rozwiązanie zagadki jest tak naprawdę rozkodowaniem owego opisu, ale następuje oczywiście po zadaniu pytania, po pewnym procesie poznawczym. W ten sposób ontologia zostaje przykryta przez narrację o poznaniu. Zamiast spekulować o bytach, wnioskujemy.

Na gruncie poetyki recepcji można też powiedzieć, że „zagadka” jest takim niezwykłym gatunkiem, który antycypuje przyszłość, projektuje lub programuje bowiem przyszłe działanie odbiorcy, domagając się w sposób performatywny bycia wykonanym, tzn. rozwiązaniem. Jest więc swego rodzaju procedurą, a uczestniczenie w jej grze (kiedyś związane z elementami liturgii), wiąże się z rozpoznaniem kodu i pełni funkcje rozrywkowe. Co ciekawe, strukturalistyczna definicja ze *Słownika terminów literackich* nie przyznaje zagadce, jako gatunkowi, zbyt wielu walorów poznawczych. Mówi się tam wprost, że „pytania są w zagadce zadawane nie po to, by poszerzyć wiedzę pytającego, ich cel stanowi sprawdzenie znajomości kodu u tego, komu pytanie się zadaje”¹³.

Na potwierdzenie tego inicjacyjnego charakteru zagadki, Roger Caillois przytacza mityczną scenę turnieju zagadek z *Hervarar Saga*. Odyn mierzy się tam z królem Heidrekiem, zadając mu kolejne pytania, na które ten znajduje odpowiedzi. W końcu zdenerwowany bóg łamie zasady gry, wykracza poza prostą rozpoznawalność kodu, pytając o słowa, które może znać tylko on sam. Heidrek przegrywa, domyślając się oczywiście, że w trakcie zmieniły się zasady i dokonano oszustwa. Jak zauważa Caillois: „Pogwałcona została oto zasada gry: zawody poetyckie, wymagające tylko siły wyobraźni, ustąpiły miejsca rytualnej próbie, gdzie potrzebna jest pewna określona wiedza. Od tej chwili nie ma już mowy o wyszukanych peryfrazach”¹⁴.

¹² Platon, *Alkibiades 2*, 147b7-8, przeł. L. Regner, Warszawa 1973.

¹³ *Słownik terminów literackich*, pod red. J. Sławińskiego, wyd. II poszerzone i poprawione, Wrocław 1988, s. 585.

¹⁴ R. Caillois, *Zagadka i obraz poetycki*, przeł. A. Frybesowa, [w:] tegoż, *Odpowiedzialność i styl. Eseje*, wyb. M. Żurowski, słowo wstępne J. Błoński, Warszawa 1967, s. 247.

Pojawia się przemoc i retoryka siły, a oszukany król rzuca się z furią na Odyna, co skończyć się musi prędkiej czy później jego śmiercią.

Czy próbując rozwiązać zagadki Kiry Pietrek staniemy przed takim właśnie zadaniem: rozkodowywaniem, jako sprawdzianem naszej, tzn. czytelnika, znajomości literackich technik szyfrujących rodem z XXI wieku, czy też przechodzimy raczej „próbę wiersza”? A jeśli nam się uda, jakie wtajemniczenie nas czeka, w jaką wspólnotę zostaniemy włączeni?

3. Z(a)gadywanki

Po tych ustaleniach możemy wreszcie przejść do poetyckich zagadek samej Pietrek. Jak dotąd takich jawnie zagadkowych wierszy otrzymaliśmy cztery: dwa w *Języku korzyści* (s. 26 i s. 29) o tytule *zagadka*, z genologiczną sugestią, oraz dwa w *Statystykach* (s. 8 i s. 26)¹⁵, o bardzo podobnej formie, ale już bez gatunkowego przyporządkowania. Trzy z nich mają dokładnie taką samą strukturę, jedna jest raczej pseudo-zagadką, albo nawet rozwiązaniem pozostałych trzech, jeśli poddać ją wnikliwszej lekturze.

Ogólny model „zagadki” składa się u poetki z dwóch części: autoprezentacji, utożsamiającego opisu w pierwszej osobie, gdzie podmiot dokonuje mniej lub bardziej brutalnego, fizjologicznego przedstawienia się, oraz z puenty-pytania „kim jestem”. Te opisy to np. „pożeram mimo redukcji / aparatu gryzącego / a resztki pokarmu / usuwam otworem gębowym / umieszczonym w puszcze / głosowej” (J, s. 29), albo „zaniepokojona wyrzucam wodę z jelita tylnego / i wyskakuję szybko do przodu / bieleję wtedy dzięki powietrzu / które wchodzi pod powłoki ciała / i tworzy tlenowe banieczki” (J, s. 26), albo też z ostatniego tomu – tym razem w rodzaju męskim – „odkąd pamiętam zawsze byłem liderem / podarujcie mi hak do podnoszenia torby / jestem przegiętą ciotą / a ty przegiętą cipą / zmagazynuję wszystkie niepotrzebne dane świata / zmagazynuję wszystkie dane wszechświata” (S, s. 26). Można powiedzieć, że po tak rozumianych opisach, jako aktach samoidentyfikacji, końcowe pytanie jest retoryczne, a cała zagadka zostaje unieważniona. W ostatnim z przytoczonych tekstów wielokrotnie pojawiają się nawet odpowiedzi, chociaż niektóre w trybie warunkowym.

Trzeba się jednak zastanowić, jakie miejsce w narracyjnej grze zajmuje retoryczne z pozoru pytanie „kim jestem?”. Po pierwsze: nie można tu utożsamiać podmiotu i autora. Nie jest to ani monolog liryczny, bazujący na strategiach autentyku i prywatności, ani też liryka maski. Pietrek nie pisze o sobie, nie robi wyznania, co potwierdza tylko zagadka ze *Statystyk*. To raczej maksymalnie zobiektywizowany w swojej subiektywnej, pierwszoosobowej narracji, opis istoty gatunkowej człowieka, z jego naturalnymi i społecznymi możliwościami realizacji. To, przez co definiuje się w tych wierszach podmiot, jest albo abiektralne (a więc z natury antypodmiotowe

¹⁵ Dalej oznaczam w tekście pierwszą literą tomu (S – *Statystyki*, Poznań 2013; J – *Język korzyści*, Poznań 2010) oraz stroną.

i cywilizacyjnie napiętnowane), albo paradoksalne, sprzeczne, aporyczne. Nie ma potencjału identyfikacyjnego do tego stopnia, że podmiot wiersza pozostaje dla siebie i dla nas nadal zagadką. Forma monologu przypomina tu raczej psychologiczno-korporacyjne ćwiczenia z autoprezentacji, które przybierają postać maniakałną rodem z *American Psycho* Breta Eastona Ellisa; zamiast (roz)poznania powinna skończyć się gombrowiczowską jatką.

Coś jednak do tej jatki nie dopuszcza – i nie jest to bierność samego podmiotu, choć można by również pod takim kątem spojrzeć na bohaterów Pietrek (jako na banki gniewu, zbiorniki korporacyjnej frustracji, które kumulują i tym samym odraczają nasze pragnienie sprzeciwu¹⁶). Postawione na koniec pytanie „kim jestem?” rzeczywiście domaga się odpowiedzi. Odpowiedzi tej domaga się podmiot, dysponent całego monologu, w trakcie którego następuje destrukcja jego własnej tożsamości, sprowadzenie się do poziomu biologicznego lub materialnego, mechanicznie reprodukowanego życia. Ale odpowiedzi domaga się też sam wiersz, budowany na prawach zagadki. W tym sensie trzeba by przyjąć, że owo „kim jestem?” zyskuje status metatekstowy. Zadaje je już nie ten konkretny, schizofreniczno-korporacyjny podmiot zdefiniowany w opisie, ale reguły, którymi rządzi się wiersz. Zostaje ono zadane w imieniu owej „wyższej figury semantycznej” jaką jest podmiot, a którą zwykliśmy na wiarę przyjmować w lekturze poezji. Z retorycznego pytania zmienia się ostatni akt w rzeczywistą grę o identyfikację. Podług jakich reguł dokonuje się uspoźnienie podmiotu? Kim jest ten, który do nas mówił? W czyj monolog chcemy uwierzyć?

Tak jak w liryce narracyjnej lat dziewięćdziesiątych, o której pisała Orska, gawędzący podmiot stwarzał się w wyniku opowieści, a w każdym razie indywidualizował, tak w zagadkach Pietrek monolog służy tegoż podmiotu zakwestionowaniu. Jego dezintegracja w ramach tekstu jest jednak poddana prawom narracyjnym. O ile z początku obcujemy z „czyimś” monologiem, z „czyjąś” zagadką (jeśli trzymać się wytycznych gatunkowych), wraz z rozwojem argumentów następuje stopniowa dehumanizacja i dezindywidualizacja. Czym innym byłoby w tym wypadku rozwiązanie zagadki, jeśli nie uspoźnieniem właśnie, upodmiotowieniem, czyli wytworzeniem figury mówiącego? Jak zauważał zresztą w swojej mocno psychoanalitycznej wykładni zagadki Shlomith Cohen: „Dzięki opowiadaniu sobie zagadek, dzieci osiągają dwa podstawowe cele: wymieniają doświadczenia związane z tajemnicami i afirmują swoją pączkującą autonomię wobec zewnętrznej władzy rodziców¹⁷. Tutaj jednak, w wierszach Pietrek, afirmacja ujawnia przemoc, związaną z „pączkującą autonomią”, jej osiągnięcie odbywa się bowiem poprzez mechanizm interpelacji¹⁸.

¹⁶ Nawiązuję tu do koncepcji Petera Sloterdijka, zob. tenże, *Gniew i czas*, przeł. A. Żychliński, Warszawa 2011.

¹⁷ S. Cohen, *Connecting through Riddles, or The Riddle of Connecting*, [w:] *Untying the Knot. On Riddles and Other Enigmatic Modes*, red. G. Hasan-Rokem i D. Shulman, Nowy Jork/Oxford 1996, s. 306.

¹⁸ Por. L. Althusser, *Ideologia i aparaty ideologiczne państwa*, tłum. A. Staroń, <http://www.nowakrytyka.pl/spip.php?article374> (dostęp: 10.06.2015).

Oczywiście zagadki z wiersza Pietrek nie da się ot tak rozwiązać. Jakakolwiek odpowiedź będzie raczej zaprojektowaniem rozwiązania, niż odkryciem go. Kłasyk hermeneutyka, wpisana w strukturę narracji zagadek, zostaje tu ośmieszona, bo obiekt nie istnieje przed opisem, nie został nim wtórnie zastąpiony. Jedyna odpowiedź, jaka ciśnie się na usta na pytanie „kim jestem?”, to po prostu: podmiotem. Jakimkolwiek podmiotem – już nie *everymanem*, nie *fast-manem* i nie biologiczną, zdolną do reprodukcji istotą (jak jeszcze na początku wiersza). Pozostaje pusty podmiot, ze świadomością po stronie czytelnika, że jest tego podmiotu w dużej mierze stwórcą. Dostosowując się do gatunkowych śladów wiersza, dokonał aktu interpelacji, wkroczył w samozwrotność opisu, identyfikując go z takim a nie innym obiektem (nawet jeśli obiektem tym jest on sam, czytelnik, jeśli nazbyt utożsamiał się z monologiem). Zauważył zresztą tę możliwość fałszywej identyfikacji Maciej Topolski, gdy sugerował w tekście poetki

wykorzystanie rady świadomej swojej znikomości, sformułowanie polecenia czy też nauki, która odsłania własną absurdalność. W takiej sytuacji (wydaje się) wystarczy przemienić zapis polecenia, jaki używa Kira Pietrek, na – czego się nie podejmuję – solilokwium, a bezradność odbiorcy zmieniłaby się w przymus zajęcia stanowiska, tj. „zaprzęgnięcia” siebie w lekturę, czyli podjęcia gestu ryzykownego, bo nieodzownego, jeśli chcesz odczytywać (ale też współtworzyć) poezję¹⁹.

Powracamy więc do genologii zagadki jako lektury angażującej, choć nieco na opak, „zaprzęgającej w siebie” i ryzykownej. „Nawet zagadki literackie, które wbudowane są w teksty pisane, i tym samym wysyłane na spotkanie nieznanego losu, osiągają swoją moc poprzez wpływanie [*affecting*] na czytelników i pozostawianie ich z poczuciem niepokoju aż do chwili rozwiązania”²⁰. Gra toczy się bowiem o coś więcej, niż tylko uzyskanie odpowiedzi na proste pytanie „kim jest ten, który mówi?”.

4. Rozwiązania/wyroki

ewakuacja to jedyne słowo jakie przychodzi mi do głowy
(S, s. 35).

Pozostała nam „zagadka” czwarta, która z poprzednimi wchodzi w problematyczną grę. O ile w pierwszych trzech tekstach powracało zawsze na koniec pytanie „kim jestem?”, diagnozujące niepewną, płynną, schizofreniczną lub biologiczną kondycję człowieka w dobie późnej nowoczesności, a zarazem zadające kłam samej figurze podmiotowości, o tyle tutaj pojawia się ono w innej formie, z sugestią odpowiedzi: „powiedz mi kto cię zabił a powiem ci kim jesteś”. Wiersz ten – jeśli potraktować go jako formę narracyjną – jest odwróceniem omawianych trzech zagadek. Nie tyle

¹⁹ M. Topolski, *O informacji (cz. 1)*, <http://niedoczytania.pl/grafomania-maciej-topolski-o-informacji-cz-1/> (dostęp: 16.06.2014).

²⁰ Cohen, dz. cyt., s. 295.

prezentuje nam opis ukrytego przedmiotu/podmiotu, co składa się z zestawu paralelnie ułożonych konstatacji-performatywów, które przedmiot ten mają ustanowić:

masz potrzebę ciągłego odczuwania bólu
użyteczność
to najwyższy stopień ubezwłasnowolnienia
do jakiego dążysz
zdolność prawną osiągasz tuż po poczęciu
jednakże prawa i zobowiązania majątkowe
uzyskujesz pod warunkiem że urodzisz się żywy
seks
to najwyższy stopień poczucia bezpieczeństwa
do jakiego dążysz
tak jesteś jestem socjopatą
stoisz na straży ginących zawodów
stoisz na straży świadomej prokreacji
choroby cywilizacyjne
to najwyższy stopień uspołecznienia
do jakiego dążysz

powiedz mi kto cię zabił a powiem ci kim jesteś
(S, s. 8).

Podmiot tego tekstu wie o Tobie wszystko, zwraca się do Ciebie i stwarza cię – Czytelniku, jako swoje odbicie i zarazem głównego adresata. „Jesteś jestem socjopatą”. Ten opis dotyczy Cię w takim samym stopniu, jak mnie – zdaje się mówić – dotyczy nas, bo traktuje o uspołecznieniu, o socjalizacji jako uspołnniającej, grupującej, wspólnotowej procedurze (choć jest to wspólnota daleka od utopijnych, lewicowych założeń).

Podobnie jak w pozostałych „zagadkach”, po opisie następuje jednowersowa puenta, utajone pytanie, które problematyzuje status wcześniejszego fragmentu i całego wiersza. Paradoks zasadza się jednak na grze czasami oraz na samej strukturze utworu. Prowadzony w czasie teraźniejszym monolog, kierowany do aktywnego przeciw odbiorcy, nagle przekierowany zostaje w inną stronę. Jak w tradycyjnych kryminałach, zagadka dotyczyć zaczyna tego, „kto zabił?”. Gra o tożsamość, o identyfikację, jest grą na śmierć i życie, grą o życie i śmierć. Ale to również gra samego tekstu, która odbywa się tutaj podobnie jak w omawianych wcześniej utworach. Znane przysłowie, paradoksalna procedura identyfikacyjna, która zakłada, że na bazie jakiegoś detalu, czynności, cechy, ktoś inny może dokonać rozpoznania drugiej osoby, doskonale sprawdziła się w języku sprzedaży, zwanym też *językiem korzyści*: „powiedz mi czego pragniesz, a powiem ci kim jesteś”. Można zresztą podejrzewać, że stamtąd zaczerpnęła je Pietrek, pracująca na co dzień w reklamie i przyznająca się do takowych inspiracji. Obowiązywałyby w tym wypadku druga z dróg, które Paul Ricoeur zarysował w kontekście rozpoznania: rozpoznać kogoś lub coś, to uznać, że jest on/ono prawdziwe²¹.

²¹ P. Ricoeur, *Drogi rozpoznania*, przeł. J. Margański, Kraków 2004, s. 7.

Tutaj jednak, w tym konkretnie wierszu, pytanie odnosi się do jednorazowego, niepowtarzalnego aktu – śmierci i końca opowieści/wiersza. Dosłownie rzecz ujmując: podmiot wygłosił swój monolog do kogoś już nieobecnego, do ducha, który nawiedza jego tekst jako projektowany odbiorca. Oczywiście nie o to chodzi. Metaforycznie: ten status nie-obecności przysługuje nam wszystkim, tym, którzy pasują do wcześniejszego opisu, którzy zostają przez niego skonstruowani. Hipotetyczne warunki bycia człowiekiem, ukazanie w performatywnej części wiersza, zostają w ostatnim wersie zdekonstruowane, a przenośnie: zamordowane. „Jesteś jestem socjopatą”. Jestem/jesteś trupem, żywym trupem, idealnym konsumentem, jesteś odpodmiotowany, zreifikowany, wyalienowany, bo „przeciętność staje się tu figurą alienacji” – jak trafnie o *Języku korzyści* pisał Kaczmarek.

Willy Hass w klasycznym już dziś tekście *Teologia w powieści kryminalnej*²² zawarł ciekawe uwagi na temat relacji między zagadką (tajemnicą) i pozostałymi figurami semantycznymi, próbując przy tym zbudować analogię między klasyczną powieścią kryminalną a liturgią. Szczególnie interesujące były uwagi Hassa na kluczowy dla każdej fabuły kryminalnej temat wskazywania mordercy:

Jego miejscem – pisał niemiecki badacz – jest bardzo precyzyjnie określony, niewielki punkt między pierwszym a drugim planem (*Mittelgrund*). [...] Na wymyślonej scenie powieści kryminalnej istnieje dokładnie określony punkt w planie pośrednim, który jest tak bezbarwny, że ten, kto się w nim znajduje pozostaje prawie całkowicie niewidzialny, nawet jeśli zachowuje się podejrzanie. (...) Osoby te zwyczajnie wchodzą i wychodzą z domów, nie zwracają na siebie niczyjej uwagi. Przeciętny czytelnik, człowiek pracy przeciętnego zawodu, odkrywa tutaj z upojeniem samego siebie²³.

Powracamy do figury *everymana*, czy nawet bardziej charakterystycznej dla kapitalizmu kognitywnego postaci *fast-mana*, który stanowił sedno pierwszego tomu, a którego tak dobrze ilustrował Dilbert ze słynnych komiksów, pojawiający się również w wierszu o takim tytule: „odpowiednie mieszkanie / i prawidłowe żywienie / to niezbędne warunki powodzenia // korporacyjny negocjatorzy / nie będą z tobą negocjować // to oni decydują w wynikach / produkcyjnych / w większym stopniu niż rasa / lub przynależność klasowa” (J, s. 7).

„Ktokolwiek” lub „wszyscy” – powołajmy się tu specjalistę z tej dziedziny socjologii, Michela de Certeau – staje się wspólnym miejscem, filozoficznym *toposem*. Zadaniem tej ogólnej postaci (wszystkich i nikogo) jest wyrażenie powszechnego związku obłąkańczych i złudnych piśmiennych produkcji ze śmiercią jako prawem innego. Postać ta wystawia na scenie samą definicję literatury jako świata i świata jako literatury [...] [jest] zagadkowym wyobrażeniem stosunku, jaki pismo utrzymuje z całym światem, z utratą swej odrębności oraz ze swą śmiercią²⁴.

²² W. Hass, *Teologia w powieści kryminalnej*, przeł. W. Białik, „Teksty” 1976, nr 3.

²³ Tamże, s. 83-43.

²⁴ M. de Certeau, *Wynaleźć codzienność. Sztuki działania*, przeł. K. Thiel-Jańczuk, Kraków 2008, s. 6.

Możemy powiedzieć, że ustanowił Cię – Czytelniku – ten wiersz, ten monolog, ale tylko po to, żeby za chwilę Cię uśmiercić, żeby uświadomić Ci pozornie tej egzystencjalnej konstrukcji, jej hipotetyczność właśnie. Rozwiązanie ostatniej zagadki Pietrek możliwe jest dopiero po śmierci, tylko jako stwierdzenie pewnego przeszłego stanu, jako ontologia skupiona na niezmiennym już bycie²⁵. W tym sensie rozwiązanie zagadki wiersza nigdy nie jest, zawsze *było*, zawsze należy już do przeszłości. Rozwiązanie zagadki wiersza to śmierć podmiotu i samobójczy akt ze strony czytelnika. To byłaby stawka kryminalnej gry Pietrek. Paradoksalnie: zbrodnia jeszcze nie nastąpiła, detektyw-zabójca jeszcze nie przyszedł i tak długo, jak nie spróbuje on rozwiązać zagadki wiersza, nie wymierzy ostrza puenty przeciwko samemu sobie. Zbrodnia dopiero nastąpi, wraz z (samo)rozpoznaniem (*reconnaître*), które jest przecież fabularnym celem kryminału, miejscem, do którego zmierza akcja i sam tekst. Kolejne zagadki antycypują w tym jednak zbrodnię literatury, jej absurdalny i zarazem potencjalny charakter, oparty na samym prawie pisania.

zbrodnia: zdarzy się
podczas wodzenia niedźwiedzia
barwna procesja to kominiarz
śmierć nędza głód policjant
para nowożeńców i książdz

problem metafizyczny mordercy: teoria samoródtwa
czy rzeczywiście jest stwierdzonym faktem
[...]
ofiary: wiadomo że mężczyźni
będą cierpieli
(S, s. 5).

Tymczasem – i pokazują to również inne wiersze Pietrek – relacja uzgadniania tożsamości podmiotu, czytelnika i tekstu, wydarza się w trakcie lektury, wszyscy jesteśmy w pewnym dynamicznym, narracyjnym ciągu, w procesie, którego poezja wcale nie zawiesza ani nie przerywa, a raczej twórczo problematyzuje, wprowadzając zawirowania wewnątrz ciągu zdarzeń. To uzgodnienie jest koniec końców niemożliwe, jest pacyfikacją ruchu, wolności i życia. „Liryczna narracja” Pietrek balansuje tu jednak między zdarzeniami, a samozwrotnością języka. Pozostaje deManowską narracją „relacji między tropem a performatywnym aktem ustanawiania”. Narracją dość pesymistyczną dla tego, co w jej trakcie ustanowione.

²⁵ Przypomina się foucaultiańska fraza Szczepana Kopyta: „żeby rozwikłać zwierzę / musisz rozwikłać przemoc”. Co trzeba by rozwikłać, jaki splot warunków i możliwości, żeby „rozwiązać” człowieka, żeby określić i opisać jego „ja”?

Bibliografia

- Althusser L., *Ideologia i aparaty ideologiczne państwa*, tłum. A. Staroń, <http://www.nowakrytyka.pl/spip.php?article374>.
- Arystoteles, *Retoryka. Poetyka*, przeł., wstępem i komentarzem opatrzył H. Podbielski, Warszawa 1988.
- Caillois R., *Zagadka i obraz poetycki*, przeł. A. Frybesowa, [w:] tegoż, *Odpowiedzialność i styl. Eseje*, wyb. M. Żurowski, słowo wstępne J. Błoński, Warszawa 1967.
- Cohen S., *Connecting through Riddles, or The Riddle of Connecting*, [w:] *Untying the Knot. On Riddles and Other Enigmatic Modes*, red. G. Hasan-Rokem i D. Shulman, Nowy Jork/Oxford 1996.
- de Certeau M., *Wynaleźć codzienność. Sztuki działania*, przeł. K. Thiel-Jańczuk, Kraków 2008, s. 6.
- de Man P., *Ideologia estetyczna*, przeł. A. Przybysławski, wstęp A. Warmiński, Gdańsk 2000.
- Felsky R., *Uses of Literature*, Oxford 2008.
- Hass W., *Teologia w powieści kryminalnej*, przeł. W Bialik, „Teksty” 1976, nr 3.
- Kaczmarek P., *Otwarta kolaboracja*, „Odra” 2011, nr 3.
- Markowski M. P., *Interpretacja i literatura*, „Teksty Drugie” 2001, nr 5.
- Orliński M., *Corpolife*, „Tygodnik Powszechny” 2011, nr 19.
- Orska J., *Liryczne Narracje. Nowe tendencje w poezji polskiej 1989-2006*, Kraków 2006.
- Pietrek K., *Język korzyści*, Poznań 2010.
- Pietrek K., *Statystyki*, Poznań 2013.
- Platon, *Alkibiades 2*, przeł. L. Regner, Warszawa 1973.
- Ricœur P., *Drogi rozpoznania*, przeł. J. Margański, Kraków 2004, s. 7.
- Rybicki R., *Damski gniew*, „Wakat” 2010, nr 12, http://sdk.pl/wakat/nr12/RobertRybicki_DamskiGniew.html (dostęp: 10.06.2014).
- Skurtys J., *Poezja gniewu: języki zysków, języki strat*, „Dodatek LITERACKI” 2013, nr 11 (12).
- Topolski M., *O informacji (cz. 1)*, <http://niedoczytania.pl/grafomania-maciej-topolski-o-informacji-cz-1>.

Słowa kluczowe

Kira Pietrek, poezja polska XXI wieku, zagadka, kryminał, narracja liryczna

Abstract

Value of Narration. Crime games in Kira Pietrek's poetry

The article is an attempt to present four poems by Kira Pietrek, one of the most valuable polish poets born in the eighties. The author tries to read them as riddle in the context of riddle *genre*. From that point of view, the lyrical subject, which is constructed and deconstructed during the reading process, gains a metatextual status and asks fundamental question "who am I?" not only directly to the reader, but also in his or her name. Analyzed as a kind of crime game, process of looking for an answer for Pietrek's questions changes into a life-and-death struggle for the subject.

Keywords

Kira Pietrek, polish poetry of the 21th century, riddle, crime, lyrical narration

Między Krzyżową a Jagniałtkowem – pamięć miejsca teatralnego

Gospodarz miejsca i nawiedzający duch

Twórczość teatralna Dolnoślązaków, a zwłaszcza przedstawienia historyczne, stanowią część kształtującej się po 1989 roku tożsamości lokalnej regionu. Miejskowa performatywność towarzyszy twórczości literackiej, eseistycznej, publikacjom historyków i działalności kulturalno-artystycznej. Nowa polityka pamięci nie ukrywa przeszłości wielokulturowej. Przedstawione tu spektakle *Kreisau 412* (2005) oraz *Hauptmann* (2001) należą do tego nurtu.

Z powodu dominującej tu wśród zachowanych budowli historycznych architektury niemieckiej, Dolnoślązacy nadal korzystają z dawnych budynków użyteczności publicznej (szkoły, dworce, świątynie, szpitale, fabryki). Dlatego też punktem wyjścia dla działań artystycznych stało się potraktowanie tych miejsc jako palimpsestu przechowującego warstwowe ślady po dawnych, zazwyczaj dziewiętnastowiecznych i dwudziestowiecznych mieszkańcach. Odsłanianie zacierających się warstw pamięci danego miejsca odbywa się obecnie dzięki wykorzystaniu istniejących znaków i symboli nasuwających skojarzenia historyczne, a także przywołujących wspomnienia dawnych losów mieszkańców (np. cytowanie zapisanych albo zapamiętanych prawdziwych wspomnień z przeszłości). Wybór bardzo konkretnego miejsca – z całą jego realnością istotną dla sztuki teatralnej – pozwala stworzyć przedstawienie w miejscu szczególnym, czyli „site-specific performance”¹. Mike Pearson, walijski reżyser i czołowy eksplorator różnych przestrzeni europejskich dokonał rozróżnienia na miejsce „gospodarza” oraz na „ducha architektury widowiska”. Autor wyjaśnia:

[...] Widowiska w miejscu szczególnym zależą od całokształtu nałożeń warstwowych oraz współistnienia wielu różnych narracji i konstrukcji architektonicznych – historycznych i współczesnych. Dzielą się one na dwie grupy: te, które poprzedzają swym istnieniem pracę – własność gospodarza [miejsca teatralnego- M.G.] oraz te, które są związane z pracą – własność nawiedzającego ducha”- Pearsona przywołuje Cathy Turner².

¹ Określenie to spopularyzowane w brytyjskim teatrze, a potem w krytyce teatralnej w II połowie lat 80. XX wieku, jest dziś stosowane w innych językach i krajach.

² Mike Pearson, *Special Works, Secret Maps*. [w:] *Staging Wales: Welsh Theatre 1979-1997*, red. Anna Marie Taylor, Cardiff 1997, cyt. za Cathy Turner, *Palimpsest czy przestrzeń potencjalna?*

„Widowisko traktuje się zatem – wyjaśnia Turner – jako przepisywanie przestrzeni za sprawą nowej funkcji miejsca w zderzeniu z tym, co go poprzedzało”³.

W dolnośląskich miejscach szczególnych reżyserzy i aktorzy przywołują specyficzną aurę tajemniczości związaną z owym „gospodarzem” poniemieckiej przestrzeni zabytkowej. Wykorzystują *genius loci* dwóch wybranych miejsc: pałacu w Krzyżowej i willi w Jagniątkowie – pięknych, a zarazem dramatycznych, świadków autentycznych wydarzeń⁴. Twórcy relacjonują losy antynazisty Helmutha Jamesa von Moltkego oraz pisarza zagrożonego wysiedleniem, Gerharta Hauptmanna. Po 1989 roku ich prywatne domy przekształcone zostały przez Polaków w przestrzenie publiczne, a zarazem zabytki o charakterze edukacyjnym. W miejscu tajnych spotkań znanej niemieckiej grupy opozycji antyhitlerowskiej Kręgu z Krzyżowej (Kreisauer Kreis) działa Fundacja Krzyżowa dla Porozumienia Europejskiego, podczas gdy w willi niemieckiego noblisty funkcjonuje Muzeum Miejskie – Dom Gerharta Hauptmanna propagujące twórczość pisarza, a także literaturę i historię materialną Śląska.

Przypadł nam w wyniku historycznych przemian bogaty spadek architektury i innych dzieł sztuki oraz pamiątek historycznych niemieckich – pisał jeszcze w 1981 roku Jan Józef Lipski. – Jesteśmy wobec ludzkości depozytariuszami tego dorobku. Zobowiązuje nas to, by z całą świadomością, że strzeżemy kultury niemieckiej, bez zakłamań i przemilczeń chronić te skarby dla przyszłości, również naszej⁵.

Józef Markocki reżyser i autor scenariusza do przedstawienia *Kreisau 412* oraz dramatopisarz Jerzy Łukosz i reżyser Waldemar Krzystek – twórcy spektaklu *Hauptmann* – stali się depozytariuszami dorobku i pamięci miejsc znalezionych, budującymi „mosty między historią a terażniejszością”⁶.

Tragedia rodziny z Kreisau

Niezależny, prywatny zespół Teatru Formy z Wrocławia i jego lider Józef Markocki przywołali losy teatralnych „gospodarzy”- właścicieli posiadłości w Kreisau, czyli młodych małżonków von Moltke oraz ich przyjaciół związanych z Kręgiem z Krzyżowej⁷.

W pantomimicznym spektaklu *Kreisau 412* (premiera: 06.05.2005) twórca wykorzystał historię tego miejsca, a mianowicie majątek hrabiego Helmutha Jamesa von Moltkego był w czasie II wojny siedzibą spotkań intelektualno-artystokratycznej

W poszukiwaniu słownictwa dla widowiska w miejscu znalezionym, przeł. Magdalena Gołaczyńska, [w:] *Miasto w sztuce – sztuka miasta*, red. Ewa Rewers, Kraków 2010, s. 239-240.

³ Turner, dz. cyt., s. 241.

⁴ Spektakle w miejscu szczególnym są zwykle nierozdzielne od miejsca raz wybranego. W przypadku analizowanych tu widowisk dolnośląskich były one po premierze odgrywane w innych przestrzeniach (*site-generic performances*), ale twórcy informowali widzów o miejscach oryginalnych związanych z protagonistami. Por. przyp. 8.

⁵ Jan Józef Lipski, *Dwie ojczyzny, dwa patriotyzmy*, „Kultura” (Paryż nr 409, 10/1981).

⁶ Por. misja Fundacji w Krzyżowej www.krzyzowa.org.pl [dostęp: 17.02.2016].

⁷ Miejscowość ta leży dziś w powiecie świdnickim, na skraju Równiny Świdnickiej.

organizacji, stworzonej m.in. przez hrabiego. Prapremiera widowiska Markockiego odbyła się w Sali wielofunkcyjnej mieszczącej się w zabudowaniach folwarcznych przekształconych w centrum konferencyjne, a zatem w przestrzeni bliskiej historycznemu miejscu konspiracji⁸. Od 1990 w zespole neobarokowych zabudowań działała Fundacja Krzyżowa dla Porozumienia Europejskiego, której założyciele pracują na rzecz „tolerancji pokoju, porozumienia i przepojonej wzajemnym szacunkiem współpracy wszystkich narodów europejskich”⁹. Freya von Moltke¹⁰, żona Helmutha Jamesa, także dawna konspiratorka, oraz jej syn Caspar Helmuth powołali w Niemczech Fundację Freyi von Moltke dla Nowej Krzyżowej¹¹. Jeszcze w 1989 roku pałac w Krzyżowej został wybrany na symboliczne miejsce dialogu polsko-niemieckiego – odbyło się tam spotkanie premiera Tadeusza Mazowieckiego i kanclerza Niemiec Helmuta Kohla, w czasie którego odprawiono „mszę pojednania”¹².

Międzynarodowy projekt teatralny *Kreisau 412* wpisał się w propagowane w Fundacji tworzenie dialogu między pokoleniami. Młodzi aktorzy-mimowie polscy i niemieccy¹³ przypomnieli tragiczne losy Kręgu: konspiratorzy po nieudanym zamachu na Hitlera w Wilczym Szańcu na Mazurach zostali szybko zdemaskowani (z Kręgiem blisko związany był Peter Yorck von Wartenburg, kuzyn Clausa von Stauffenberga), aresztowani a następnie oskarżeni o zdradę stanu i straceni przez powieszenie na haku rzeźniczym – von Moltke zginął w styczniu 1945 roku¹⁴.

Twórcy Teatru Formy skupili się na tragedii hrabiego – przywódcy Kręgu, i jego żony, inspirując się listami von Moltkego (w tej roli Józef Markocki) pisanymi do żony Freyi (Ewelina Ciszewska) z więzienia Tegel w Berlinie. W przypadku sztuki milczącej dialogi i monologi zastąpiono stylizowanym gestem oraz plastycznym skrótem. Akcja widowiska rozgrywa się w okresie od 1931-1945, od osiedlenia się Helmutha Jamesa i Freyi w majątku Kreisau do momentu stracenia hrabiego. Przedstawienie nie ma jednak charakteru ścisłej historycznej rekonstrukcji zdarzeń. „Chcieliśmy ukazać portret człowieka rozdartego pomiędzy pragnieniem miłości i własnego szczęścia na łonie rodziny z jednej strony, z drugiej zaś – chęcią i głębo-

⁸ Przedstawienie mające charakter okolicznościowy grano także dwa razy w pałacu rodzimym Petera Yorcka von Wartenburga w Oleśnicy Małej (dawniej Kleinöls), w Musiktheater Görlitz, okazjonalnie w Berlinie i Hamburgu oraz na Scenie Kameralnej Teatru Formy przy ul. Hallera we Wrocławiu.

⁹ www.krzyzowa.org.pl [dostęp: 17.02.2016].

¹⁰ Freya von Moltke, od 1990 związana z Fundacją w Krzyżowej, zmarła w 2010 roku w wieku 98 lat.

¹¹ www.krzyzowa.org.pl.

¹² Po II wojnie majątek ziemski przekształcono w PGR, zamieszkało tam kilka rodzin. W 1990 rozpoczęto odbudowę pałacu, tworząc zeń i zabudowań folwarcznych nowoczesne centrum konferencyjne.

¹³ Teatr Formy współpracował z Musiktheater Görlitz i Mimenbühne Dresden.

¹⁴ O Kręgu Krzyżowej za: Joanna Nowosielska Sobel i Grzegorz Sobel, *W dobie II wojny światowej*, [w:] *Dolny Śląsk. Monografia historyczna*, red. Wojciech Wrzesiński, Wrocław 2006, s. 588. Osiemnastu członków Kręgu starało się wypracować podstawy ustrojowe nowego, powojennego państwa, dyskutowało też o koniecznej odnowie moralnej narodu oraz o problemie rekompensaty dla ofiar i ukarania winnych (tamże).

potrzebą stworzenia jakiejś alternatywy wobec okrutnej rzeczywistości, jaką niosła za sobą Trzecia Rzesza” – wyjaśniał Markocki¹⁵. Ukazał zatem życie codzienne małżonków i ich dzieci, spotkania towarzyskie i spotkania spiskowców, nieudany zamach, prześladowania, rewizje, przesłuchania, areszt, w końcu egzekucję. Polskie przedstawienie zamiast teatru faktu jest subiektywną autorską wizją reżysera. A zatem miejsce teatralne w Krzyżowej odgrywa tutaj nie tylko rolę domu von Moltkego i siedzibę spotkań kręgu konspiratorów – przy czym tytułowy 412 to numer ich telefonu kontaktowego – ale także: więzienie i Wilczy Szaniec.

Opozycyjną działalność przedstawiono w sposób metaforyczny w dość ubogiej przestrzeni, w której umieszczono nieliczne, staroświeckie rekwizyty. Zasadniczym, wielofunkcyjnym elementem scenografii jest, podzielony na części okrągły, drewniany stół na kółkach. W jednej z początkowych scen zawiązuje się tajne porozumienie między von Molkem a kilkoma współkonspiratorami – wykonawcy krążą wokół fragmentów stołu (mają one kształt wycinków koła) i z pewnym wysiłkiem dopasowują je do siebie, tworząc spójny mebel, który obrazuje ów Krąg Krzyżowej. Ich działaniom towarzyszy upływ czasu (tykanie zegara). W innej scenie kilkoro kobiet i mężczyzn z Kręgu stoi wokół stołu i w skupieniu przekłada, czyta i przepisuje na starej maszynie (stukot klawiszy) dokumenty. Aktorzy poruszają się następnie w sposób zdecydowany, zrytmizowany, wykorzystując stylizowane gesty wzorowane na ruchu codziennym, wykonując niby-taniec z kartkami papieru wokół stołu. Potem następuje rewizja w domu hrabiego, następnie atmosfera się zagęszcza: widać aresztowanie jego i pozostałych spiskowców. Dalsza część ma charakter bardziej liryczny: są to obrazy więzienia, w którym przebywa hrabia (z umownym zakratowanym okienkiem i stolikiem z kałamarzem), piszący wstrząsające listy do żony, a także sceny pisania listów przez Freyę. Hrabina próbowała też bezskutecznie uzyskać ułaskawienie dla męża. Listy konspiratora są jedyną wyraźnie wykorzystaną przez Markockiego autentyczną inspiracją z przeszłości. Zapiski przetrwały wojnę i opublikowano je niedawno w polskim tłumaczeniu¹⁶.

W tle słychać pojedyncze, powolne dźwięki fortepianu – melancholijną muzykę odzwierciedlającą tęsknotę. Małżonkowie von Moltke myślą o sobie, a także spotykają się w więzieniu – fragment odwiedzin Freyi ukazano gestami zminimalizowanymi, pełnymi czułości. Z offu dochodzą szepty w konwencji dźwiękonaśladowczego *grammelotu* – melodia języka sugeruje, że są to wyznania w języku niemieckim, jednak słowa są na tyle ciche i niewyraźne, że niezrozumiałe dla widzów.

Pod koniec widowiska ukazano egzekucję, która odbywa się w obecności trzech na czerwono ubranych postaci – prokuratora, który wykonuje agresywne, pełne ekspresji gesty imitujące tortury oraz powieszenie, i dwóch zakapturzonych katów znajdujących się na czerwonej płachcie podłogi. Stracenie pokazano umownie – hrabia zostaje przez katów „zatrzaśnięty” (wrażny odgłos uderzenia) wewnątrz drewnianego, okrągłego stołu, który ma otwór w pośrodku. Zakończenie widowiska to powrót do majątku – w pokoju bawi się kilkuletnie dziecko, które zbiera z podłogi zdjęcia roz-

¹⁵ Józef Markocki za: www.pantomima.pl [dostęp: 27.02.2013].

¹⁶ Helmuth James von Moltke, *Ostatnie listy*, przeł. Magdalena Ruta, Kraków 1993.

rzucone wcześniej podczas przesłuchania. Nie widać wprawdzie, co znajduje się na tych fotografiach, ale niektóre fragmenty widowiska zostały uzupełnione projekcją multimedialną slajdów archiwalnych – fotografie rodzinne, szkolne, z manifestacji publicznych, fotografie Kreisau i Berlina. Ocalałe zdjęcia, czyli zatrzymane „klisze pamięci”¹⁷, te swoiste cytaty z przeszłości stają się przesłaniem dla pokolenia żyjącego już w okresie pokoju. Caspar Helmuth, jeden z synów von Moltkego, który oglądał w Krzyżowej wrocławskie przedstawienie, stwierdził po zakończeniu, że to on właśnie jest owym dzieckiem z ostatniej sceny.

„Kamień na łące” z widokiem na Olbrzymy

W willi widokowej, w urokliwej górskiej miejscowości Jagniątkowie zamieszkiwanej do 1946 roku przez Gerharta Hauptmanna odbyła się prapremiera widowiska przygotowanego przez Teatr im. Norwida w Jeleniej Górze¹⁸. Była to inscenizacja dramatu *Hauptmann* Jerzego Łukosza, w reżyserii Waldemara Krzystka.

Wybrano miejsce szczególne – salę muzyczną secesyjnej willi, z zabytkowym umeblowaniem (biurko, krzesła, zastawiony podczas kolacji stół), lampa, książki, obrazy (w tym oczywiście pejzaż Karkonoszy) i bibelotami, łącznie z popiersiem Goethego. Tytułową rolę kreował podczas pierwszego pokazu w dawnym Wiesenstein – Igor Przegrodzki, a później w teatrze jeleniogórskim – Zygmunt Bielawski. Elementy wnętrza jagniątkowskiego i rekwizyty starano się odtworzyć dokładnie na scenie studyjnej Teatru w Jeleniej Górze (scenografia: Ewa Beata Wodecka). Powstał zatem spektakl wykreowany przez dolnośląskich twórców, traktujący o nobliście, który prawie całe swoje życie związany był z tym regionem.

Nazywał sam siebie mieszkańcem kraju Duchy Gór, legendarnego władcy tej ziemi. Góry, które do 1946 roku nazywano tradycyjnie Górą Olbrzymimi (*Riesengebirge*), to najwyższe pasmo Sudetów, położone na pograniczu Czech i Niemiec, ze średniej wysokości górą (najwyższy szczyt – Śnieżka 1602 n.p.m). Wyróżnia je na tle pozostałych pasm sudeckich oraz dolnośląskich nizin niezwyklej krajobraz subalpejski z ośnieżonymi prawie cały rok wysokimi szczytami, z kotłami polodowcowymi, jeziorami oraz ubogą roślinnością w górnych partiach i borami świerkowymi – w dolnych.

¹⁷ Określenie Tadeusza Kantora w odniesieniu do fotografii osób zmarłych.

¹⁸ Pierwszy pokaz fragmentów spektaklu (scena kolacji z żoną Margarete i pułkownikiem Sokołowem) odbył się 1.09.2001 w Jagniątkowie z okazji otwarcia muzeum – Domu Gerharta Hauptmanna, w obecności premierów Polski i Niemiec. Prapremiera całości: 17.11.2001 na scenie studyjnej Teatru im. Norwida w Jeleniej Górze. Zgodnie z życzeniem Hauptmanna w jego willi miało powstać właśnie muzeum. Projekt ten udało się zrealizować dopiero na mocy Traktatu polsko-niemieckiego z 1991 roku. Powołano Centrum Spotkań, Wymiany i Badań nad literaturą i historią Śląska. Wcześniej działał tam przez wiele lat ośrodek wczasów dziecięcych. (Por. program do przedstawienia).

Akcja *Hauptmanna*¹⁹ ma charakter paradokumentalny, gdyż autor wykorzystał fakty z ostatnich miesięcy życia pisarza, dopisując fikcyjne dialogi²⁰. Zdarzenia rozgrywają między majem 1945 a czerwcem 1946 roku głównie z udziałem noblisty, jego żony Margarete (Irmina Babińska) i pułkownika Armii Czerwonej Sokołowa (Tadeusz Wnuk). Niemiec i Rosjanin prowadzą rozmowy na temat ówczesnej sytuacji politycznej a także powojennej kultury, przy czym każdy z nich prezentuje swoje odmienne racje. Hauptmann twierdzi, że – chociaż został w kraju i tolerował uznanie nazistów – dystansował się od tej polityki i przebywał podczas wojny na „duchowej emigracji”. Swoją tożsamość definiował przez odwołanie się do małej ojczyzny „Jestem mieszkańcem kraju Liczyrzepy” – Ducha Gór (Rübezahl)²¹ (s. 15). „ (...) mój dom jest wysoko (...) »Wiesenstein«, kamień na łące. To była arka pływająca na morzu łajna. A ja byłem Noem” (s. 21). Schorowany i zmęczony życiem noblista nie chce dołączyć do wysiedlanych, a jedynym jego życzeniem jest spokojna śmierć we własnym domu, z żoną, sekretarzem i w otoczeniu znanych przedmiotów.

„Nie ma lepszego miejsca niż dom. – twierdzi Yi Fu Tuan²² – „Co to jest nasz dom? To jest nasz dom rodzinny, stare sąsiedztwo, miasto rodzinne, własny kraj”²³ Dlatego też związek człowieka z domostwem kumuluje w sobie te wszystkie cechy, które określają także przywiązanie do własnej miejscowości, „małej ojczyzny” czy kraju. Po prostu: „dom stanowi naszą najmniejszą, lecz najważniejszą ojczyznę”²⁴. Jednocześnie „prawie wszędzie grupy ludzkie przejawiają skłonność do traktowania rodzinnych stron jako centrum świata”²⁵ Podobnie uważa Mircea Eliade: „Nader często wszystko, co można powiedzieć o domu, odnosi się również do wsi lub miasta (...) Dom nie jest przedmiotem, „»maszyną do mieszkania«” *jest on wszechświatem (...)*²⁶. Dom stanowi zatem wyobrażenie przestrzeni świata człowieka, a zarazem określa jego bezpieczeństwo w świecie, będąc schronieniem dla jego mieszkańców. We współczesnych spektaklach dolnośląskich szczególną rolę odgrywają domy stare, zatem wyraźnie naznaczone historią. Utrata domu, całego prywatnego świata,

¹⁹ Jerzy Łukosz otrzymał za ten utwór nagrodę w VIII Ogólnopolskim Konkursie na Wystawienie Polskiej Sztuki Współczesnej za najlepszą sztukę. Irmina Babińska otrzymała wówczas nagrodę aktorską. Spektakl uhonorowano Srebrnym Kluczykiem w plebiscycie „Nowin Jeleniogórskich”, Srebrny Kluczyk otrzymał także Zygmunt Bielawski za tytułową kreację.

²⁰ „(...) uszanowałem zewnętrzne fakty, ale każda biografia w swoim wymiarze wewnętrznym pozostawia ogromne przestrzenie dla fikcji literackiej” – wyjaśnia Łukosz. [w:] *Tematy noszące w sobie. Rozmowa Małgorzaty Potoczak-Pelczyńskiej z Jerzym Łukoszem*, „Nowiny Jeleniogórskie”, 20-26.11.2001, nr 47.

²¹ Cytaty ze sztuki opatruję numerami stron według pierwodruku: J. Łukosz, *Hauptmann*, „Dialog” 2001, nr 9.

²² Yi-Fu Tuan, *Przestrzeń i miejsce*, przełożyła Agnieszka Morawińska, wstępem opatrzył Krzysztof Wojciechowski, Warszawa 1987, s. 13.

²³ Tamże.

²⁴ Stefan Bednarek, *W kręgu małych ojczyzn. Szkice regionalistyczne*, Wrocław-Ciechanów 1996, s. 24-25.

²⁵ Yi –Fu Tuan, dz. cyt., s. 189.

²⁶ Mircea Eliade, *Świat, miasto, dom*, [w:] tenże, *Okultyzm, czary. Mody kulturalne. Eseje*, przeł. Ireneusz Kania, Warszawa 2004, s. 40 i 42.

a więc jakiegokolwiek wygnanie stanowi „powrót do chaosu”, przypomina „absolutną katastrofę pierwotnego Potopu”²⁷. Należy przypomnieć, że określenia *Heimat* czy *homeland* odsyłają także do symboliki domu, nierozzerwalnie łącząc pojęcia domostwa i „małej” czy też „domowej” ojczyzny. O utratę swej „domowej”, czyli „prywatnej ojczyzny”²⁸ obawia się Gerhart Hauptmann, który w wyniku pertraktacji z Rosjanami, otrzymuje ostatecznie zgodę na pozostanie w swojej willi oraz na podziwianie widoku ojczystych Gór Olbrzymich aż do naturalnej śmierci.

Jednocześnie wobec pułkownika Sokołowa pisarz zachowuje pełną godności, „osobistą fasadę” (w sensie Goffmanowskim²⁹) wielkiego człowieka. Jest to więc w warunkach powojennych, panującego wszechobecnego ubóstwa, wyjątkowa sytuacja stworzona dla wyjątkowego człowieka³⁰. Sławny noblista żyje, nie doświadcząc głodu i wypędzenia. Jego wewnętrzna emigracja trwa właściwie nadal, ponieważ pisarz uważa, że sprawy polityczne współczesnego świata już go całkowicie nie dotyczą i pozostają niczym wobec potęgi gór. Stwierdzenie Sokołowa, że „Ta ziemia zasłużyła na nowe porządki” – Hauptmann komentuje następująco: „Kommunizm w górach? Izwinitie, tawariszcz pułkownik. Góry należą do Boga” (s. 21). W Jagniątkowie znajduje się do dziś pamiątkowe zdjęcie noblisty z żoną Margarete i z pułkownikiem Sokołowem, które zainspirowało Łukosza.

W jego dramacie do willi przybywa również wysłannik polskiego rządu lubelskiego, regularnie ignorowany przez Hauptmanna, który chce rozmawiać tylko z Rosjanami, świadomy ich faktycznej władzy w „nowej” Polsce. Kiedy wysłannikowi udaje się w finale spektaklu dotrzeć do Hauptmanna, zapewnia on pisarza – zgodnie z kursem ówczesnej propagandy – „o polskim szacunku” i „gościnności” oraz wita go „na odwiecznie polskich ziemiach” (s. 26), nie dostrzegając absurdalności takiego stwierdzenia. Ujawnia także swój brak kompetencji, myśląc Gerharta z jego bratem Karolem – polonofilem i tłumaczem. Noblista drwi z Polaków, ich kultury, języka, w tym lokalnego nazewnictwa. „Wiesz, jak Polacy nazywają te góry? – mówi do żony Margarete – „Karkonosze. Noszą kark”³¹ (...) I tyle. Polacy wszystko sprowadzili na ziemię. Nie olbrzymy, nie walkirie. Tylko Karkonosze. Tyle. Nic więcej” (s. 11).

Niemiecki pisarz zmarł w Jagniątkowie 6 czerwca 1946 roku, po czym Margarete Hauptmann przez siedem tygodni zabiegała o wagony kolejowe, którymi wywieziono

²⁷ Jonathan. Z. Smith, *Earth and Gods*, „Journal of Religion”, t. XLIX/1969, s. 112, cyt. za: Eliade, s. 45.

²⁸ Określenie Stanisława Ossowskiego. „Ponieważ patriotyzm tego rodzaju polega na osobistym stosunku jednostki do środowiska, nazwiemy obszar, który tu wchodzi w grę, prywatną ojczyzną, przeciwstawiając ją szerszemu zazwyczaj i bardziej zdeterminowanemu obszarowi ojczyzny ideologicznej”, tenże, *O ojczyźnie i narodzie*, Warszawa 1984, s. 26.

²⁹ Por. Erving Goffman *Człowiek w teatrze życia codziennego*, oprac. i wstępem poprzedził Jerzy Szacki, przeł. Helena i Paweł Śpiewakowie, Warszawa 1981.

³⁰ Niemiecki pisarz był specjalnie traktowany przez przedstawicieli sztabu Żukowa. W Związku Radzieckim pamiętano o uznaniu Lenina dla jego sztuki *Tkacze*. Stalin planował, aby Hauptmann został prezydentem wschodniej części Niemiec (za: materiały do przedstawienia).

³¹ Teatralny Hauptmann oczywiście się myli. W rzeczywistości nazwa „Karkonosze” wywodzi się od prastarego „kar” oznaczającego kamień lub górę. Ptolemeusz opisał je jako Korkonotoi. Podobnie brzmi nazwa czeska: Krkonoše.

trumnę ze zwłokami do rosyjskiej strefy okupacyjnej Niemiec na wysepce Hiddensee. Tam także znalazł się oraz ruchomy dobytek z willi Jagniątkowskiej, w tym meble i zawartość biblioteki (10 tys. woluminów). Wątek śmierci i oczekiwania na decyzję o pogrzebie został wyeksponowany w spektaklu Krzystka – w dopisanych przez reżysera scenach – który rozpoczyna się sceną czuwania przy zwłokach i otwartej trumnie pisarza, a kończy – wynoszeniem zwłok oraz sprzętów z domu przez służbę i żołnierzy.

Odgrywanie przeszłości

Przedstawienia *Kreisau 412* i *Hauptmann* zostały „szczególnie stworzone dla tego wybranego miejsca”³² oraz wykorzystują rozmaite aspekty z nim związane, np. „odwołanie się do dokumentacji historycznej oraz do dawnego i współczesnego przeznaczenia miejsca, powiązania anegdotyczne i personalne, pomieszanie prawdy i zmyślenia, fizyczne i głosowe eksplorowanie danego miejsca”³³. Istotne przy tym jest, aby widowisko było inspirowane kulturą danego terenu lub dotyczyło spraw lokalnej społeczności. Analiza spektakli Józefa Markockiego i Waldemara Krzystka (twórców średniego pokolenia) przekonują, że wymienione przez Wilkie aspekty pojawiły się we współczesnych wymiarach performatywnych, a jednocześnie najważniejsze stało się zaprezentowanie dwóch znanych Dolnoślązaków oraz istotnych wydarzeń z ich życia. Recepcja przedstawień i obecność następných pokoleń (twórców i widzów) w miejscach zabytkowych stworzyły pomost międzykulturowy oraz międzypokoleniowy.

Wystawianie historii, kreowanie teatralnych obrazów przeszłości na scenie i w miejscach niesceniczných, czyli miejscach szczególných jest nurtem wyraźnie widocznym we współczesnym teatrze dolnośląskim oraz europejskim. „Przeszłość jest wszędzie. Wokół nas znajdują się osobliwości, które – jak my sami i nasze myśli – mają bardziej lub mniej rozpoznawalnych poprzedników [...] Niezależnie od tego, czy ktoś celebrytuje przeszłość, odrzuca ją, zajmuje się nią czy ignoruje – jest ona wszechobecna”³⁴.

Bibliografia

Stefan Bednarek, *W kręgu małych ojczyzn. Szkice regionalistyczne*, Wrocław – Ciechanów 1996.

³² Fiona Wilkie wymieniła cechy charakterystyczne brytyjskiego „teatru w miejscu szczególnym”, które dokładnie odpowiadają przykładom dolnośląskim. Zob. też: , *Mapping the Terrain: a Survey of Site-Specific Performance in Britain*, „New Theatre Quarterly” 2002 May, vol 18, s. 140.

³³ Wilkie, dz. cyt., s. 148.

³⁴ David Lowenthal, *The Past is a Foreign Country*, London-New York, 1985, s. XV.

- Mircea Eliade, *Świat, miasto, dom*, [w:] *Okultyzm, czary. Mody kulturalne. Eseje*, przeł. Ireneusz Kania, Warszawa 2004.
- Erving Goffman, *Człowiek w teatrze życia codziennego*, oprac. i wstępem poprzedził Jerzy Szacki, przeł. Helena i Paweł Śpiewakowie, Warszawa 1981.
- Jan Józef Lipski, *Dwie ojczyzny, dwa patriotyzmy*, „Kultura” (Paryż nr 409, 10/1981).
- David Lowenthal, *The Past is a Foreign Country*, London-New York, 1985, s. XV.
- Jerzy Łukosz, *Hauptmann*, „Dialog” 2001, nr 9.
- Helmuth James von Moltke, *Ostatnie listy*, przeł. Magdalena Ruta, Kraków 1993.
- Joanna Nowosielska-Sobel i Grzegorz Sobel, *W dobie II wojny światowej*, [w:] *Dolny Śląsk. Monografia historyczna*, red. Wojciech Wrzesiński, Wrocław 2006.
- Stanisław Ossowski, *O ojczyźnie i narodzie*, Warszawa 1984.
- Mike Pearson, *Site-Specific Performance*, London 2010.
- Mike Pearson, *Special Works, Secret Maps*. [w:] *Staging Wales: Welsh Theatre 1979-1997*, red. Anna Marie Taylor, Cardiff 1997.
- Freddie Rokem, *Wystawianie historii, Teatralne obrazy przeszłości we współczesnym teatrze*, przeł. Mateusz Borowski, Małgorzata Sugiera, Kraków 2010.
- Tematy noszę w sobie. Rozmowa Małgorzaty Potoczak-Pelczyńskiej z Jerzym Łukoszem*, „Nowiny Jeleniogórskie”, 20-26.11.2001, nr 47.
- Cathy Turner, *Palimpsest czy przestrzeń potencjalna? W poszukiwaniu słownictwa dla widowiska w miejscu znalezionym*, przeł. Magdalena Gołaczyńską, [w:] *Miasto w sztuce – sztuka miasta*, red. Ewa Rewers, Kraków 2010. Fiona Wilkie, *Mapping the Terrain: a Survey of Site-Specific Performance in Britain*, „New Theatre Quarterly” 2002 May, vol 18.
- Yi-Fu Tuan, *Przestrzeń i miejsce*, przełożyła Agnieszka Morawińska, wstępem opatrzył Krzysztof Wojciechowski, Warszawa 1987.

Inne źródła

www.krzyzowa.org.pl
www.pantomima.pl

Zamieszczone w tomie artykuły dr hab. Magdaleny Gołaczyńskiej, mgr Eweliny Kordiak-Gołębskiej i mgr Aleksandry Woźniak powstały w ramach projektu badawczego: *Współczesny teatr poszukujący na Dolnym Śląsku*, realizowanego w Instytucie Filologii Polskiej Uniwersytetu Wrocławskiego pod kierunkiem M. Gołaczyńskiej.

Słowa kluczowe

Teatr w miejscu szczególnym, pamięć miejsca, wystawianie historii, dziedzictwo kulturowe, biografia sławnej osoby, Jagniątków, Krzyżowa

Abstract

Between Kreisau and Agnetendorf. The remembrance of theatre site

Polish historical performances created nowadays in the Lower Silesia often focus on the issues of World War II and the consequences of it. Theatre directors, as well as local historians, writers from the so-called Recovered Territories have shaped new politics of memory since 1989. They bring back the German cultural heritage of this region. The site-specific performances present the architecture of two different monuments, i.e. the neo-baroque palace complex of von Moltke family, now serving as the Kreisau Foundation for Mutual European Understanding in Krzyżowa; also the villa of Gerhart Hauptmann in Jagniątków – the writer’s museum. Contemporary directors are “depositories” of remembrance. They use the genius loci of spaces (both beautiful and tragic) which witnessed the historical events recounted in *Kreisau 412* (2005) by Józef Markocki and in *Hauptmann* (2001) by Waldemar Krzystek. During the War Krzyżowa was the venue of secret meetings of the anti-Nazi opposition, at the same time the house of Hauptmann “changed” its homeland in 1946. The performances build bridges between the past and present.

Keywords

Site-specific performance, remembrance of the site, performing history, cultural heritage, biography of a famous person, Kreisau, Agnetendorf

Historia, sacrum i mit w *Końcu świata w Breslau* we Wrocławskim Teatrze Współczesnym

*Koniec świata w Breslau*¹ w reżyserii Agnieszki Olsten reprezentuje wrocławski nurt teatru lokalnego. Realizowany jest on we Wrocławskim Teatrze Współczesnym od czasów Kazimierza Brauna. Poza tym w Polsce powstało wiele spektakli, w których głównym bohaterem staje się miasto i życie jego mieszkańców. Jedną z ważniejszych inscenizacji jest *Z biegiem lat, z biegiem dni* Andrzeja Wajdy z 1978 roku. Spektakl ten zawiera wątki historyczne i obyczajowe Krakowa z lat 1874–1914. Kolejny spektakle to *Wielopole, Wielopole* (1980) Tadeusza Kantora. Tu bohaterem staje się autentyczne polsko-żydowskie miasteczko. Na terenie dolnośląskim kulturę lokalną szerzy Teatr im. Heleny Modrzejewskiej w Legnicy. W 2000 roku powstała *Ballada o Zakaczawiu* w reżyserii Jacka Głomba. Spektakl opowiada historię legnickiej dzielnicy „zakazanej” – swoistego tygla kulturowego. W teatrze tym powstało dużo więcej przedstawień o tematyce lokalnej, ponieważ ideą tej instytucji jest sprawienie, by miasto stało się sceną:

Chcemy rozmawiać z Wami o teatrze, którego sceną jest miasto. Nasz Teatr znany jest z tego, że wkracza w różne przestrzenie – do starej hali fabrycznej, zrujnowanego kina, zniszczonej sali teatralnej, zabytkowego kościoła, dziedzica zamkowego. Naznaczamy te przestrzenie żywą obecnością, a grając w nich systematycznie, przywracamy je do życia, często ratując przed zagładą².

¹ Spektakl na podstawie powieści *Koniec świata w Breslau* Marka Krajewskiego w adaptacji Agnieszki Olsten i Krzysztofa Kopki, reżyseria – Agnieszka Olsten, scenografia – Olaf Brzeski, realizacja scenografii Witold Śliwa, kostiumy – Mirek Kaczmarek, muzyka – Kuba Suchar, reżyseria światła – Robert Mleczeko, projekcje wideo – Jakub Lech, asystent reżyserki Włodzimierz Chomiak, inspicjentka i suflerka – Elżbieta Kozak, obsada: Konrad Imiela (Teatr Muzyczny Capitol; Eberhard Mock, radca kryminalny), Tomasz Orpiński (Kurt Smolorz, wachmistrz kryminalny), Przemysław Kozłowski (Gustav Meinerer, asystent kryminalny / książę Aleksiej von Orlof, ojciec duchowy), Pola Błasiak (PWST Wrocław; Sophie, żona Moccka), Piotr Bondyra (Erwin, bratanek Moccka), Jolanta Solarz (Elisabeth Pflüger, przyjaciółka Sophie), Justyna Antoniak (Teatr Muzyczny Capitol; Inge Gänserich, malarka), Beata Rakowska (Mitzi, prostytutka), Jerzy Senator (Heinrich Mühlhaus, dyrektor kryminalny), Krzysztof Boczkowski (Leo Hartner, dyrektor Biblioteki Uniwersyteckiej / profesor Erich Hockermann), Maciej Kowalczyk (Fritz Robert, szlifierz), Tadeusz Ratuszniak (baron von Hagenstahl / Norbert Risse, kierownik kasyna), Krzysztof Zych (Helmut Völlinger, astrolog i jasnowidz). Premiera – 16.05.2015 / Duża Scena Wrocławskiego Teatru Współczesnego.

² Oficjalna strona Teatru im. Heleny Modrzejewskiej w Legnicy, <http://teatr.legnica.pl/o-teatrze/31-idea-teatru>, [data dostępu: 08.02.2016].

W 2014 roku w Katowicach zorganizowano międzynarodową konferencję – „Teatr historii lokalnych w Europie Środkowej”. Myślą przewodnią rozmów był współczesny teatr mniejszych ośrodków, który angażuje się w życie lokalnych społeczności. We wstępie do książki, która wydana została na podstawie referatów wygłoszonych podczas tej konferencji, czytamy:

O ile jednak niegdyś, zwłaszcza w momentach zagrożeń, przeszłość była skarbnicą, która przechowuje wzory działań i zachowań społecznych, to dziś w zasadzie nie spełnia takiej roli albo spełnia rzadko, a pamięć odnaleziona staje się raczej narzędziem zakotwiczenia i/lub potwierdzenia lokalnej tożsamości. Reaktywowanie, przepracowanie, przedstawienie historii może być przejawem istniejącej samoidentyfikacji zbiorowości, lecz także instrumentem jej kreacji.³

Lokalizm należy zatem przeciwstawiać globalizmowi. Wydawać się może, że zdominowała nas kultura masowa, którą tworzy technologia i mass media. Kultura, która popularyzuje i upowszechnia wzory działań i zachowań społecznych. Zarówno obserwacje poczynione przez naukowców jak i przytoczone przykłady spektakli i instytucji teatralnych potwierdzają, że lokalizm przechodzi swój renesans, bo przywraca tożsamość i pozwala na autonomiczność.

W kulturze i sztuce można znaleźć wiele przykładów lokalizmu. W niniejszej pracy przykładem będzie *Koniec świata w Breslau* Marka Krajewskiego a przede wszystkim adaptacja sceniczna tej powieści we Wrocławskim Teatrze Współczesnym. Oto próba recenzji spektaklu jako tego, który współtworzy wrocławską historię. Sceniczna postać Eberharda Mocka przechodzi przez trzy przestrzenie – mitu, sacrum i właśnie historii.

Przestrzeń jako obraz społeczeństwa

Powieści kryminalne Marka Krajewskiego, których głównym bohaterem jest radca kryminalny Eberhard Mock, charakteryzują się precyzyjnymi opisami przestrzeni miejskich dawnego Breslau. Autor z dokładnością studiował archiwalne materiały, z których zdobywał informacje na temat życia ówczesnych mieszkańców. Krajewski nie pomylił się nawet przy opisywaniu dań serwowanych w restauracjach Breslau⁴. W spektaklu Agnieszki Olsten miasto Mocka zostało starannie odwzorowane poprzez scenografię. Wielki trud musiał włożyć Olaf Brzeski, by na dość małej scenie pojawiło się Breslau. Scenografia to nic innego jak mieszkanie Mocków.

Przestrzeń i architektura teatralna, sposób zagospodarowywania terenu gry i scenografia oraz układ widowni są księgą, z której wyczytać można wiele informacji na temat struktur socjalnych, politycznych, prądów umysłowych i życia duchowego

³ Ewa Wąchocka, Dorota Fox, Aneta Głowacka, *Wstęp [w:] Teatr historii lokalnych w Europie Środkowej*, pod red. Ewy Wąchockiej, Doroty Fox, Anety Głowackiej, Katowice 2015, s. 10.

⁴ Mariusz Urbank, *Golonka z Breslau*, „Polityka” 2003, nr 36, s. 63.

każdej epoki czy środowiska; są modelem, w którym właściwości społeczeństw zostały zakodowane.⁵

Analiza detali pozwoli odkryć wielkie zaangażowanie twórców *Końca świata...* w odtworzenie przestrzeni ówczesnego Wrocławia. Ściany mieszkania (od strony bocznych kulis) pokryte są farbą w kolorze mięty, jak u Galena.⁶ Pomysł ten został zaczerpnięty z książki Krajewskiego – dokładnie z dialogu, który toczą między sobą Sophie i Mock. Ta rozmowa pojawia się także na początku spektaklu.

- Choćbyś pił cysterny mięty, nie będziesz mógł mnie posiąść codziennie – Sophie ocierała łzy z podsiniaczonego oka.
- A co, mięta dobrze działa na męskie siły? – zapytał.
- Podobno – Sophie wciąż się śmiała.
- (...)
- Skąd wiesz? – zapytał nagle.
- Gdzieś czytałam – Sophie przestała się śmiać.
- Gdzie?
- W jakiejś książce z twojej biblioteki.
- Może u Galena? – Mock, jako niedoszły filolog klasyczny, miał prawie wszystkie wydania autorów starożytnych.
- Nie pamiętam.
- To musiało być u Galena.⁷

Kąty ścian i łuki dekoracji przypominają styl Hansa Poelziga, niemieckiego architekta wczesnego modernizmu. W latach 1903–1916 był on dyrektorem wrocławskiej Państwowej Akademii Sztuk i Rzemiosła Artystycznego. Zaprojektował kilka budynków, które do dziś tworzą zabudowania miasta (np. Pawilon Czterech Kopuł). W scenografii widać także brzegi Odry porośnięte roślinnością. Olbrzymie szklane „terrarium” umieszone jest w sypialni Mocków – lewa strona sceny. Za szkłem widać plener, gdzie dokonana się zbrodnia. Tam też rozgrywa się akcja. Część odrzańskiej scenografii została wykonana przez twórcę Panoramy Raławickiej. Kostiumy aktorów przypominają te z 1927 roku, kiedy to toczy się akcja *Końca świata...* W dziwny sposób ubrany jest bratanek radcy kryminalnego – Erwin, który przychodzi z tak samo wyglądającym kolegą do mieszkania Mocków. Młodzi mężczyźni mają na sobie prążkowany czarnobiały kostium. Kształt stroju może i przypomina owadzie ubranko⁸, jednak nim nie jest. Kostium ten to realizacja projektu Oscara Schlemmera – przedstawiciela Bauhausu. Był on także dyrektorem Akademii Sztuk Pięknych

⁵ K. Braun, *Przestrzeń teatralna*, Warszawa 1982, s. 181.

⁶ K. Kopka, M. Krajewski, A. Olsten – rozmowa, oficjalna strona Wrocławskiego Teatru Współczesnego, <http://www.wteatrw.pl/index.php/2015-05-21-11-49-05/strefy-kontakt/105-aktualnosci/251-marek-krajewski-spotkanie>, [data dostępu: 09.02.2016].

⁷ M. Krajewski, *Koniec świata w Breslau*, Kraków 2011, s. 37.

⁸ G. Chojnowski, *Koniec świata w Breslau (Wrocławski Teatr Współczesny)*, <http://chojnowski.blogspot.com/2015/05/koniec-swiate-w-breslau-wrocawski-teatr.html>, [data dostępu: 13.11.2015].

w latach, w których toczy się akcja powieści Krajewskiego⁹. Twórcy spektaklu zadbali także o pokazanie widzom ówczesnego środowiska dawnego Breslau.¹⁰ Wiąże się z nim wątek Erwina i jego przyjaciół. Oni należą do kręgu artystów, którzy chcą czcić sztukę, pisarstwo i teatr. Ukazani są w kokainowym świecie jako nieustająco bawiąca się grupa. Do Bauhausu nawiązuje też scena, gdzie Agnieszka Olsten wykorzystywała multimedia – Inge z założoną maską. Ten rekwizyt został zaprojektowany przez Oscara Schlemmera. Bohaterka była ceniona artystką i być może знаła twórcę Bauhausu osobiście. Mogła posiadać tę maskę.



Fot. 1. *Koniec świata w Breslau* we Wrocławskim Teatrze Współczesnym. Scena zbiorowa tuż przed finałem. Na ekranie Inge z maską. / fot. Krzysztof Bieliński

Odwzorowanie rzeczywistości dawnego Wrocławia powiodło się Agnieszce Olsten i Krzysztofowi Kopce. Realizacja przestrzeni scenograficznej przez Olafa Brzeskiego i Witolda Śliwę pozwoliła widzom poczuć atmosferę miasta Mocka. Dzięki takim zabiegom aranżacji przestrzeni spektaklu, można omawiać go jako ten, który propaguje lokalizm. Czytając powieści Krajewskiego niekiedy zastanawiamy się, czy Mocka, czy też Wrocław jest głównym bohaterem. Reżyserka doskonale zdawała sobie sprawę z tego, że pisarz z bardzo dużą starannością opisuje detale – architektoniczne jak i społeczne, Breslau, dlatego sama poświęciła mnóstwo energii, by plan i atmosfera miasta były oddane na scenie równie szczegółowo.

⁹ W *Końcu świata w Breslau* wydarzenia rozgrywają się w końcówce lat 20. XX wieku – Oscar Schlemmer stanowisko dyrektora Wrocławskiej Akademii Sztuk Pięknych objął w roku 1929.

¹⁰ K. Kopka, M. Krajewski, A. Olsten, dz. cyt.

Granica. Sacrum a profanum

Próg, dzielący dwie przestrzenie, wskazuje zarazem na dystans między dwoma sposobami istnienia — świeckim i religijnym. Próg jest zarazem słupem granicznym, granicą, która odróżnia i przeciwstawia dwa światy, oraz miejscem paradoksalnym, w którym owe światy nawiązują łączność, w którym może dokonać się przejście od świata świeckiego do świata świętego¹¹.

Mock żyje w dwóch przestrzeniach – w jednej próbuje dbać o więzy rodzinne, w drugiej zaś chce dopilnować obowiązków służbowych. Pierwsza z nich to sacrum. Problem Mocków został także bardzo dobrze zarysowany w spektaklu Agnieszki Olsten. Przyjrzyjmy się bliżej relacji między Sophie a Eberhardem. Widz już od początku orientuje się, że bohaterowie nie mogą dojść do porozumienia. Przytoczony w niniejszej pracy dialog kochanków o picciu mięty sygnalizuje odbiorcy spektaklu, że oni mają sobie jeszcze wiele do wyjaśnienia. Radca kryminalny nieustannie wraca do domu nietrzeźwy. Po pracy woli napić się z kolegami alkoholu zamiast wrócić do młodziutkiej żony. Oboje starają się też o dziecko. Nie można zarzucić głównemu bohaterowi, że staje się bierny wobec spełnienia marzenia – zarówno swojego jak i żony, o narodzinach dziecka. Mock nawet zatrudnia astrologa – jasnovidza, który ma przepowiedzieć datę poczęcia potomka.



Fot. 2, *Koniec świata w Breslau* we Wrocławskim Teatrze Współczesnym. Po lewej Eberhard Mock (Konrad Imiela), po prawej Sophie Mock (Pola Błasik). Scena w mieszkaniu państwa Mocków. / fot. Krzysztof Bieliński

¹¹ M. Eliade, *Sacrum, mit, historia*, s. 56-57.

Przestrzeń profanum dotyczy wątku kryminalnego i bohemy artystycznej związanej z Sophie i bratankiem Mocka – Erwinem. Młodzieniec – wbrew woli swojego ojca, woli studiować kierunki humanistyczne i przebywać wśród bohemy artystycznej. Radca kryminalny mając swoje problemy z Sophie, kryje Erwina przed jego ojcem. Olstenowskie profanum wypełnione jest przemocą, wulgaryzmami, alkoholem, narkotykami i mało subtelnym erotyzmem. Pierwsza scena spektaklu rozgrywa się nad Odrą, czyli za opisanym już „terrarium”. Mock jest pod wpływem alkoholu. Jego koledzy prowadzący śledztwo też. Smolorz wyciąga z płaszcza piersiówkę i pije na miejscu zbrodni – na służbie. Sophie wdaje się w kokainowe towarzystwo. Razem ze swoją przyjaciółką Elisabeth spędza długie wieczory spożywając najrozmaitsze używki. Wydarzenia te rozgrywają się w korytarzu, który znajduje się w tylnej lewej części sceny. Bohaterki ślaniają się po ścianach w narkotycznym amoku w świetle jarzeniówek.

Na scenie Wrocławskiego Teatru Współczesnego udało się Agnieszce Olsten przedstawić te opisane relacje. Konrad Imiela – jako Mock, doskonale błądzi między rodzinnym sacrum a zawodowym profanum. Nieudacznictwo bohatera ukazuje się w scenie początkowej spektaklu. Na łóżku w mieszkaniu Mocków z rozłożonymi zgiętymi w kolanach nogach leży Sophie. Czeką na męża. Po chwili do domu przychodzi Eberhard. Kochankowie zaczynają ze sobą rozmawiać, używając lakonicznych zwrotów. Sophie próbuje go uwieść kpiąc z jego niemocy. Radca kryminalny chce unieść się męskim honorem i pokazać młodzieńczej żonie na co go stać. Niestety, Mock spada z krzesła z hukiem. Sophie się śmieje i jeszcze bardziej drażni męża. Aby obronić swoją reputację w oczach żony, Mock kupuje wysyłając jej bukiet róż. Scena ta rozgrywa się za pomocą publiczności. Radca kryminalny prosi jednego z widzów, aby poszedł i kupił dla jego Sophie kwiaty i dostarczył je w odpowiednie miejsce. Nie można zarzucić reżyserce, że pozbawiła Mocka uczuć. Eberhard pomimo swojej ułomności – alkoholizmu, dba o rodzinne sacrum.

Za fizyczny próg, czyli granicę, dzielący te dwie przestrzenie możemy uznać drzwi wejściowe do domu Mocków. Znajdują się one po lewej stronie korytarza w głębi sceny. Jednak scenografia jest na tyle uniwersalna i wieloprzestrzeniowa, że trudno zaobserwować idealną granicę. Dzięki takiej aranżacji sceny, obserwujemy podczas spektaklu mieszanie się światów sacrum i profanum. Zatem można powiedzieć, że scenografia staje się „miejszczem paradoksalnym, w którym owe światy nawiązują łączność”. Sceną, która ukazuje nakładanie się sacrum i profanum jest impreza u Mocków. Radca kryminalny organizuje ją dla Sophie. Na scenie pojawiają się znajomi małżeństwa. Dodatkowo Mock prosi na scenę osoby z publiczności. Wszyscy tańczą w rytm muzyki i zabawiani są przez gospodarza domu. W pewnym momencie na scenie pojawia się przełożony Eberharda z pretensjami, że źle wykonuje swój zawód. Obserwujemy w jak dochodzi do zachwiania bezpieczeństwa, którego granicę wyznacza mieszkanie Mocków. Tu też wkracza energia, która zaburza życie Sophie i Eberharda.

Mit

To właśnie wkroczenie sacrum w świat, o jakim opowiada mit – ustanawia świat jako coś rzeczywistego. Każdy mit opowiada, jak doszło do istnienia jakiejś rzeczywistości, czy będzie to rzeczywistość całościowa, kosmos, czy tylko jakiś fragment: wyspa, gatunek roślinny, ludzki obyczaj.¹²

Zasadnicza funkcja mitu polega więc na ustalaniu wzorców ludzkich: odżywianiu się, seksualnych zachowań, pracy, nauki itp. Zachowując się jako istota ludzka w pełni odpowiedzialna – człowiek naśladuje wzorcowe gesty bogów, powtarza ich czyny, czy chodzi o zwykłą funkcję fizjologiczną, jak odżywianie się, czy też o działalność społeczną, ekonomiczną, kulturalną, wojskową itp.¹³

Ponieważ słowa Eliadego pomagają w interpretacji realizacji scenicznej *Końca świata w Breslau*. Agnieszka Olsten na deskach Teatru współczesnego stworzyła mityczny świat. Przedstawiła obyczajową historię wzbogaconą kryminalnym wątkiem. Bohaterowie uwikłani zostali w procesy, które charakterystyczne są dla lat niestabilnych politycznie w Europie. Scena kończąca spektakl – czyli zbiorowy taniec śmierci – to podsumowanie zachowań bohaterów, które doprowadziły do upadku jakiejś kultury. Dekadenckie zakończenie przedstawienia zostało zapowiedziane przez kilka wątków. Jednym z nich jest bezpretensjonalny erotyzm ukazany w adaptacji Agnieszki Olsten i Krzysztofa Kopki. Na sceny w burdelu składają się zwyrodniałe zachowania bohaterów mitycznego świata. Znajdziemy w nim małpę – Mitzi, która jest maskotką jednego z klubów rozrywkowych Breslau. Kobieta w kostiumie bawi się z przykutym do ściany i zakneblowanym mężczyzną z nagim torsem. Tu też jest miejsce na narkotyki. Upadek obyczajów, czy też kult rodziny, zostały zachwiane przez cały ten kabaret śmierci. W finale wkraczają też naziści, którzy z misją naprawy świata – jak wiemy z historii, wprowadzą okrucieństwo w stabilny czas Europy. Dynamiczna muzycznie i choreograficznie scena końcowa nie tworzy happy endu. Widz wychodzi z teatru z myślą o mitycznym końcu świata. Być może ta scena to pesymistyczna koncepcja przywrócenia myśli o wiecznym powrocie, czyli o tym, że świat będzie się powtarzać – jak mityczne zachowania. Aktualnie na planie polityki globalnej możemy obserwować pewną niestabilność. Może należy sceniczny finał *Końca świata w Breslau* właśnie tak interpretować.

Między dźwiękiem a światłem

Muzyka w spektaklu także pełni wiele funkcji i jest przypisana konkretnym zachowaniom. Dynamiczna perkusja towarzyszy wewnętrznym stanom emocjonalnym Mocka. Śpiew Inge – Justyny Antoniak, pozwala widzowi przenieść się do lokali rozrywkowych z lat dwudziestych ubiegłego wieku. Nie brakuje też Davida Bowiego – to on jako

¹² M. Eliade, dz. cyt., s. 111.

¹³ Tamże, s. 112.

pierwszy w jednym ze swoich teledysków wykorzystał projekt kostiumu Schlemmera, który ma na sobie Erwin. Do tego dochodzi gra światła. Na scenie można obserwować nawet zmianę pory dnia. Kiedy Mock wraca do mieszkania, na ścianie w sypialni pojawia się blask słońca. A sceny w burdelu sygnalizuje fioletowe światło.

Podsumowując, spektakl Agnieszki Olsten to dobry przykład teatru lokalnego. Na warsztat wzięła dzieło wrocławskiego pisarza. Na podstawie powieści stworzyła historię dziejącą się w realiach tego miasta tak jak Marek Krajewski. Uszanowała starania pisarza i równie oryginalnie odtworzyła detale minionego Breslau – przede wszystkim scenograficznie, kostiumowo. Zasiadając na widowni obserwujemy ogromny napis „Breslau” wiszący nad proscenium. Wykonano go tak, że przypomina odręczne pismo Mocka.¹⁴ Choć historia opowiedziana na scenie Teatru Współczesnego różni się od tej z powieści, to nie można zarzucić twórcom zaniedbań. Część fabuły została dopowiedziana – np. wcześniej wspomniany wątek Inge z maską, a część wycięta – np. ucieczka Sophie do Wiesbaden. Teatr ma prawo do dekonstrukcji i deformacji dzieł pisanych, by na nowo opowiedzieć o prawdach w nich zawartych. Czytelnicy powieści Marka Krajewskiego mogą być usatysfakcjonowani, że mogą oglądać perypetie Mocków rzetelnie zrealizowane we Wrocławskim Teatrze Współczesnym.

Wiele zależy od aktorów. Konrad Imiela przekonująco porusza się w przestrzeni sacrum i profanum. Raz próbuje troszczyć się o dobro rodziny – starając się zostać ojcem, czy broniąc bratanka Erwina. Z drugiej wypełnia obowiązki zawodowe, które prowadzą go do zguby własnych wartości. Pola Błasiak reprezentuje Sophie z oddaniem, czyniąc swą postać zimną, ale pełną wdzięku i erotyzmu. Zdumiewająca scena finałowa – choć wydawać się mogło, że została wymyślona dzień przed premierą, wymagała od aktorów precyzji i zespołowej synchronizacji. Koniec spektaklu był początkiem pracy nad przedstawieniem¹⁵ i dlatego doskonale tłumaczy cały splot wydarzeń.

Podział świata Mocków na sacrum i profanum tworzy mityczną przestrzeń w jaką zostali uwikłani przez – z naszej już perspektywy, historię. Z jednej strony mamy dążenia do stworzenia rodzinnego domu, który ma być oazą, spokojem, separacją od otaczającego zła. Z drugiej zaś – strony słabość i ułomność jednostki ludzkiej (którą przecież pokazują mity) prowadzi do degradacji psychicznej bohaterów i dekadentckiego *Końca świata w Breslau*.

Mit, w przeciwieństwie do nauki, nie wyrasta z doświadczeń i odkrywania obiektywnie trafnych zasad funkcjonowania świata, ale z jego symbolicznego uchwycenia. Jest zapisem stanu świadomości podmiotu postrzegającego świat, a nie stanu samego świata. Mity to zatem ekspresje systemów klasyfikacyjnych i podstawowych kategorii danej kultury, będących pochodną sposobu konceptualizowania rzeczywistości i przyjętych przez daną zbiorowość form życia. Treść mitów zależy

¹⁴ K. Kopka, M. Krajewski, A. Olsten, dz. cyt.

¹⁵ Tamże.

więc na przykład od rodzaju gospodarki – inne elementy świata mają bowiem znaczenie dla łowców-zbieraczy, inne dla rolników czy pasterzy. Ich doprecyzowanie do konkretnej postaci wiąże się z zasobami środowiska, gdyż mit jest zawsze sumą cech postrzegającego podmiotu i cech tego, co postrzegane.¹⁶

Podążając za myślą Macieja Czermerskiego i Jakuba Sadowskiego możemy zastanowić od jakiego mitu – my Polacy, nie możemy się uwolnić. Finał *Końca świata...* w reżyserii Agnieszki Olsten ukazuje pesymistyczny obraz przyszłości. Można powiedzieć, że wojenny, bo na scenie pojawia się Gestapo. Maria Janion w swojej twórczości często ukazuje mentalności naszego społeczeństwa na podstawie romantycznych schematów walki o patriotyzm. W wywiadzie, który ukazała się w *Gazecie Wyborczej*, czytamy: „Romantyczny mit wojenny, heroiczny i martyrologiczny, trwa dalej w najlepsze, bez żadnego opamiętania”¹⁷. Dodatkowo wspomina mit bohaterski, który jest dominantą kulturą Polaków.¹⁸

A w *Gorączce romantycznej* czytamy, że

(...) romantyzm stał się w kulturze polskiej zjawiskiem wyjątkowym i niedającym się właściwie z niczym porównać. Gdzież bowiem w naszych dziejach można odnaleźć tak skończone i doskonałe „państwo duchowe”, stworzone przez artystów, sprawujących „rząd dusz”.¹⁹

Konwulsywny taniec aktorów przypomina danse macabre. Wśród postaci scenicznych znajdują się zarówno Mockowie jak i inni bohaterowie. Świat artystycznej bohemy został zniszczony. Napis „Breslau” już nie wisi – leży na proscenium i płonie. Jedyne Eberhard i jego bratanek nie tańczą. Radca kryminalny trzyma na rękach umierającego Erwina. Ta statyczna scenka przypomina Pietę. To kolejny mityczny i mesjanistyczny symbol naszej kultury. Być może to Erwin jest Everymanem, który ma uwolnić Breslau od klątwy wojny, niewyjaśnionych zabójstw i karnawałowego, narkotycznego szaleństwa, które prowadzi tylko do zguby. A małym „państwem duchowym” jest Breslau.

Bibliografia

Kazimierz Braun, *Przestrzeń teatralna*, Warszawa 1982.

Grzegorz Chojnowski Grzegorz, *Koniec świata w Breslau (Wrocławski Teatr Współczesny)*, <http://chojnowski.blogspot.com/2015/05/koniec-swiata-w-breslau-wrocawski-teatr.html>, [data dostępu: 13.11.2015].

Maciej Czermerski, Jakub Sadowski, *Mit i utopia*, Kraków 2012.

¹⁶ M. Czermerski, J. Sadowski, *Mit i utopia*, Kraków 2012, s. 56-57.

¹⁷ M. Janion w rozmowie z Kazimierą Szczuką, <http://www.krytykapolityczna.pl/Wywiady/JanionRomantycznymitwojennywciazzyje/menuid-431.html> [data dostępu: 24.02.2016].

¹⁸ Tamże.

¹⁹ M. Janion, *Romantyzm a początek świata nowożytnego*, [w:] Maria Janion, *Gorączka romantyczna*, Kraków 2000, s. 5.

- Mircea Eliade, *Sacrum, mit, historia*, Warszawa 1970.
- Maria Janion, *Romantyzm a początek świata nowożytnego*, [w:] Maria Janion, *Gorączka romantyczna*, Kraków 2000.
- Marek Krajewski, *Koniec świata w Breslau*, Kraków 2011, s. 37.
- Oficjalna strona Teatru im. Heleny Modrzejewskiej w Legnicy, <http://teatr.legnica.pl/o-teatrze/31-idea-teatru>, [dostęp: 08.02.2016].
- Rozmowa z Krzysztofem Kopką, Markiem Krajewskim i Agnieszką Olsten, oficjalna strona Wrocławskiego Teatru Współczesnego, <http://www.wteatr.w.pl/index.php/2015-05-21-11-49-05/strefy-kontakt/105-aktualnosci/251-marek-krajewski-spotkanie>, [dostęp: 09.02.2016].
- Ewa Wąchocka, Dorota Fox, Aneta Głowacka, *Wstęp*, [w:] *Teatr historii lokalnych w Europie Środkowej*, pod red. Ewy Wąchockiej, Doroty Fox, Anety Głowackiej, Katowice 2015.
- Mariusz Urbanek Mariusz, *Golonka z Breslau*, „Polityka” 2003, nr 36, s. 63.

Abstract

Local culture in the theater space appears at the turn of the XXI century. Many smaller and also larger centers of drama focuses on the history of the place, in which they are stationed. One should know that the localism is undergoing its renaissance – restores the identity and allows for autonomy. *The end of the World in Breslau* (based on the novel by Marek Krajewski of the same title), directed by Agnieszka Olsten in Wrocław Contemporary Theatre perfectly represents the mainstream of the local theater. An attempt to review this performance reveals many details of forgotten Breslau. With this production one can learn the behaviour and customs of the then Wrocław community and also see architectural and artistic old Wrocław. Psychological portrait of the main character of the play (Eberhard Mock) shows the conflict between the sacred and the profane, of whom we read in Mirceii Eliade. What is imposed on the stage events is the repeated for generations romantic myth of a valiant, heroic fight for patriotism, the hallmark of our culture. This article is therefore intended to stress that once again we are witnessing the development of a local theater, which borders on myth and sacrum history.

Keywords

Breslau, local theater, history, sacrum, myth, Wrocław Contemporary Theatre

Napiętnowani i „normalni” – w teatrze osób niepełnosprawnych intelektualnie

Wspólnym mianownikiem dla wszystkich twórców teatru kontrkultury lat 50. i 60. XX wieku, między innymi Juliana Becka (Living Theatre), Jerzego Grotowskiego (Teatr 13 Rzędów), Petera Schumanna (The Bread and Puppet Theatre) było swobodnego rodzaju eksplorowanie relacji aktor – widz. Emocjonalny ładunek, towarzyszący dwóm stronom tego spotkania, powinien być ekspresją wymienną, dlatego widz miał stać się aktywnym uczestnikiem, współtworzącym spektakl świadkiem. Zmieniła się również podejmowana problematyka: wspólnocie artystycznej nieobce były aktualne problemy, a społeczna refleksja i zaangażowanie ideowe miały realizować się w teatralnym dyskursie. Późniejszy manifest poglądów politycznych i ogólnospołecznych w sztuce znajdował swe odbicie w życiu: członkowie teatrów, najczęściej studenckich, byli niejednokrotnie represjonowani, a kontrkulturowość nowego ruchu teatralnego umiejscowił go w przyszłości w kręgu szeroko pojętej alternatywy.

Inspirowane procesem twórczym i ideą współuczestnictwa spektakle Jerzego Grotowskiego, Petera Brooka, czy Eugenio Barby zainicjowały powstanie kolejnych grup z kręgu tak zwanego teatru alternatywnego. Poszukiwanie miejsca teatru i aktora we współczesnym świecie, dążenie do przełamywania barier fizycznych i duchowych między widzem a twórcą, wreszcie współuczestnictwo, mające niejednokrotnie charakter obrzędu, stało się pod koniec wieku XX bazą dla innowacyjnego ruchu teatrów, tworzonych przez osoby niepełnosprawne intelektualnie. I choć równolegle rozwijał się pedagogiczny nurt wykorzystania sztuki jako narzędzia terapeutycznego, to właśnie podkreślanie podmiotowości człowieka, z całym jego bagażem doświadczeń, emocji, oczekiwań, tajemnic i ułomności, pozwoliło wprowadzić aktora niepełnosprawnego na scenę. Traktowanie ciała aktora jako narzędzia w procesie twórczym oraz eksplorowanie jego psychiki przez reżyserów kontrkultury wywołało dyskusję nad funkcją przekazu słownego i gestycznego w teatrze. Tymczasem aktor niepełnosprawny, ze względu na swe dysfunkcje poznawcze, fizyczne i językowe, jest *nomen omen* bardziej dosłowny, niż jakikolwiek inny zdrowy aktor.

Refleksja nad teatrem niepełnosprawnych przyjęła polifoniczny charakter. Głównie za sprawą licznych subdyscyplin, do których przyszło mu należeć: teatrologii, pedagogiki, psychologii, socjologii, filozofii, czy medycyny. Na pewno model, w jakim został skonstruowany, sytuuje go w kręgu teatru alternatywnego. Szcze-

gólnie jedna definicja w jego obrębie, obok „teatru otwartego”, „teatru młodego”, czy „teatru innego” wydaje się najbardziej właściwa na określenie tego zjawiska. Wymyślony przez Mirona Białoszewskiego, wywołany później przez Martę Fik¹, a także Jana Ciechowicza i Andrzeja Żurowskiego w książce z 2000 roku *Gdańskie teatry osobne*² termin „teatr osobny” wydaje się być najbardziej właściwy. Zdaniem Magdaleny Gołaczyńskiej określenie to nie przyjęło się w środowisku, ze względu na niejednoznaczne konotacje³. Autorka poszukując tropu semantycznego w obrębie teatru alternatywnego, wskazuje na propozycję Aleksandra Nalaskowskiego, mówiącego o „teatrze obrzeży”⁴.

Teatr osobny

Zarówno terminy „teatr obrzeży”, jak i „teatr osobny”, choć odnosiły się do zjawisk teatralnych końca minionego wieku, kryją w sobie semantyczny nośnik właściwy polskiemu teatrowi niepełnosprawnych. Społeczny margines, na jaki wypchnięto niepełnosprawność, sprawił, że wszelkie podjęte próby działań teatralnych rozwijały się zazwyczaj z dala od instytucji teatralnych, zwłaszcza w początkowym okresie, to jest w latach 80. XX wieku. Problematyka niepełnosprawności, zarówno ruchowej, jak i intelektualnej, najczęściej oscyluje wokół kategorii izolacji, alienacji i wykluczenia. W ontologicznym ujęciu przełamanie przedmiotowości, z jaką zmierzyć muszą się wykluczeni, najpełniej rozwinęła się właśnie w teatrze. Obrzeża życia kulturalnego, na których przyszło mu tworzyć, świadczą o osobnym, samodzielnym trybie funkcjonowania. Osobny, a przez to osobliwy teatr niepełnosprawnych, rozwija się wolno, tak jak świadomość Polaków w zakresie niepełnosprawności. Staje się głosem marginalizowanej grupy, która tworząc dla siebie i „poprzez siebie”, zaczyna wybrzmiewać dla innych, zaprasza widza spoza własnego środowiska. Z tego powodu teatrowi niepełnosprawnych blisko do zjawisk charakterystycznych w teatrze alternatywnym, bowiem to właśnie on legitymował się zawsze szczególną wrażliwością społeczną. Poprzez poszukiwanie nowego języka, innego, niż proponowany w teatrze instytucjonalnym, teatr niepełnosprawnych uaktywnia ciało, które choć ułomne i niedoskonałe, staje się swoim własnym głosem. Wzmocnieniem dla tych nowych koncepcji są słowa Antonina Artauda, pochodzące z 1938 roku, outsidera Wielkiej Reformy Teatru i protoplasty kontrkultury:

Chodzi ni mniej ni więcej o to, by zmienić punkt wyjścia twórczości artystycznej, wstrząsnąć zwyczajnymi prawami teatru i przekształcić je. O to, by mowę artykułowaną zastąpić językiem w istocie swjej odmiennym: jego możliwości wyrazu będą równoważne językowi słów, lecz źródło położone w bardziej skrytym,

¹ M. Fik, *Trzydzieści pięć sezonów*, Warszawa 1979.

² *Gdańskie Teatry Osobne*, red. J. Ciechowicz, A. Żurowski, Gdańsk 2000.

³ M. Gołaczyńska, *Mozaika współczesności. Teatr alternatywny w Polsce po roku 1989*, Wrocław 2002.

⁴ A. Nalaskowski, *Sztuka obrzeży. Sztuka centrum*, Warszawa 1986.

bardziej oddalonym miejscu myśli. Gramatyka nowego języka teatru jest dopiero do znalezienia. Gest (...) wynika z konieczności słowa o wiele wyraźniej niż słowo już ukształtowane. Lecz widząc w słowie zaulek, gramatyka ta powraca spontanicznie do gestu⁵.

Jedną z głównych cech teatru alternatywnego jest potrzeba odróżniania się, swoistego wyjścia poza tożsamość kulturową. Poszukiwania własnej suwerenności stawiają teatr alternatywny w pozycji niestereotypowej, nowatorskiej. Nowa formuła, choć w kontrze do szeroko rozumianej *popkultury*, ideologicznie sprzeczna z wiodącymi trendami, wyróżnia się znacząco i mimo krytyki oraz kontrowersji na trwałe umiejscawia się w kulturze. Gdy – jak napisał Lech Śliwonik – „nasz świat znormalniał, wyszło na jaw jak bardzo jest nienormalny. W światłach dnia i neonów stanęła bieda (...). Zaraz potem upomniały się o prawa do obecności kolejne obszary nieszczęść...”⁶. Penetracja tych nowych problemów określiła pozycję teatru alternatywnego oraz nadała mu rangę wartościowego komentatora rzeczywistości. Czy tak samo jest z teatrem osób niepełnosprawnych? Przecież alternatywa, oryginalność, przewrotność, rewolucyjność to hasła, którym hołduje sztuka współczesna. Czy widz teatralny XXI wieku jest gotowy na ten twórczy paradoks i emocjonalny wstrząs?

Zanim spróbujemy odpowiedzieć na to pytanie, należy podkreślić, że zjawisko teatru niepełnosprawnych nie może być badane wyłącznie poprzez pryzmat ugruntowanej kulturowo relacji „widz – aktor”. Jego specyfika każe przedstawić problem w nieco odmienny sposób, ujmując go raczej jako „doświadczenie – transfer”. Jeśli nie określi się od początku kierunku tego mechanizmu, istnieje obawa, że proces wykluczenia będzie się jedynie pogłębiał. Ciało niepełnosprawnego aktora ze swoją niekwestionowaną odmiennością stanowi zatem punkt wyjścia i niedostrzeżenie tej różnicy byłoby zgoła nieuczciwe. Biorąc pod uwagę fakt, że status osoby niepełnosprawnej zmienia się dopiero w wieku XX⁷, podział na „normalność” i „upośledzenie” miał charakter rudymenarny: to, co normalne stanowi centrum, to, co odmierne, jest poza nim. Z tego powodu określenie postawy widza jako biernego świadka lub aktywnego partnera zaciera się, bowiem należałoby uznać, że zdrowy widz odbiera świat tak samo, jak aktor z doświadczeniem upośledzenia. Te dwie, bezsprzecznie inne struktury interpretacyjne świata wynikają z różnych sposobów rozumienia języka, przekazu gestycznego, czy generalnie odbierania bodźców zewnętrznych. Inny odbiór prowokuje też inną ekspresję, opartą głównie na ekspresji emocjonalnej, bez oddzielenia emocji od umysłu, co właściwe jest tak zwanym „normalsom”.

⁵ A. Artaud, *Teatr i jego sobowtór*, przeł. J. Błoński, Warszawa 1966, s. 125-126.

⁶ L. Śliwonik, *Teatr dla życia (zwiastun)*, biuletyn informacyjny ŁST' 98, Łódź 1998, s. 5.

⁷ Znane są średniowieczne przykłady palenia upośledzonych na stosie, wykorzystywania ich do pracy, a *freak shows* jeszcze w końcu wieku XIX stanowiły rozrywkową, płatną ofertę „kulturalną”. Zob. B. Geremek, *Litość i szubienica. Dzieje nędzy i miłosierdzia*, Warszawa 1989.

„Normalsi” i „nie-normalsi”

Termin „normalsi” wprowadził Erving Goffman i sytuuje go w centrum swoich socjologicznych rozważań nad życiem codziennym ludzi⁸. Autor nazywa normalsami wszystkich, którzy nie należą do kręgu wykluczonych. Każda grupa, która znacząco wyróżnia się od powszechnie rozumianego ogółu, odseparowana jest poprzez sztywny schemat alienacji. Normalsami nie są więc zatem ludzie upośledzeni, innej rasy, religii, orientacji płciowej. Procesowi separowania podlegają też ludzie o innych niż aktualnie „obowiązujących” poglądach. Według Goffmana zachowania o podłożu segregacyjnym są wynikiem długotrwałego treningu. Poprzez wypracowanie kodów komunikacyjnych, reakcji i stereotypowych modeli relacji, ludzkość wytworzyła mechanizm podporządkowania się grupie, w której aktualnie się znajduje. W ten sposób każda odmienność dość szybko krystalizuje się i zostaje zauważona. Spolaryzowanie wewnątrz grupy prowokuje do wypchnięcia poza centrum i tym samym zostaje naznaczone „piętnem”. „Zanim odmienność może nabrać jakiegoś znaczenia, musi zazwyczaj zostać kolektywnie skonceptualizowana przez społeczeństwo jako całość”⁹. Goffman wprowadzając liczne przykłady różnych grup społecznych, wskazuje na niepewność i zakłopotanie normalsów w kontakcie z wykluczonymi, tendencje do ich oceniania i solidarny proces marginalizowania. Oczekiwania względem „innego” są tak duże, że nie sprostanie im (z różnych powodów) pogłębia proces stygmatyzacji. Nieprzystająca do centrum jednostka jest nieakceptowana a wewnętrzny imperatyw każe jej sądzić, że nie ma wstępu do świata normalsów. Piętno, które nosi jest zatem ograniczeniem wewnętrznym i zewnętrznym.

Opowiadane ku przestrodze historii, odnoszące się do nieprzewidzianych wypadków związanych z pomijaniem piętna, są bowiem częścią kodeksu moralnego, który wykorzystujemy, aby utrzymać ludzi na swoim miejscu¹⁰.

Brak piętna określa hierarchię społeczną. W przypadku człowieka normalnego (!) świadomość własnej odrębności jest jednak wynikiem intelektualnej operacji. Ludzie niepełnosprawni intelektualnie istnieją niejako poprzez swą odmienność, co wyzwała ich frustracje. Normalsi rzadko dostrzegają niesprawiedliwości i uciążliwości z jakimi żyją napiętnowani¹¹.

Teatr transferu

Wysiłek intelektualny, jaki musi podjąć widz w teatrze niepełnosprawnych jest zatem inny niż ten, którego podejmuje się w teatrze tworzonym przez zdrowych aktorów.

⁸ Zob. E. Goffman, *Piętno. Rozważania o zranionej tożsamości*, przeł. A. Dzierżyńska i J. Tokarska-Bakir, Gdańsk 2005.

⁹ Tamże, s. 167.

¹⁰ Tamże, s. 122.

¹¹ Tamże.

Relacja doświadczenie – transfer ma charakter strukturalny, bowiem zakłada odrzucenie konstrukcji podobnego, jeśli nie identycznego postrzegania rzeczywistości. Widz musi podjąć ryzyko przyjęcia perspektywy niepełnosprawnego aktora, bo tylko w taki sposób możliwy jest transfer przekazu. Indywidualność określa całościowy odbiór, determinuje go i nadaje mu nowy status, przez co ograniczenia komunikacyjne, czy sfera fizyczności powinny być zinterpretowane na nowo. Aktorzy niepełnosprawni w procesie twórczym podejmują osobny trud: ekspozycja wymaga treningu, doskonalenia się, mimo ograniczeń, współistnienia w zespole. Tu krzyżują się drogi teatru i terapii.

W Polsce teatry osób niepełnosprawnych funkcjonują jako niezależne instytucje, zespoły działające przy stowarzyszeniach i fundacjach oraz moduły Warsztatów Terapii Zajęciowej. Część prowadzi regularną sprzedaż biletów i ma charakter repertuarowy, ale wszystkie funkcjonują przy udziale dotacji państwowych. Kierownikami grup są najczęściej terapeuci i pedagodzy, którzy w procesie terapeutycznym zaobserwowali istotną prawidłowość: pogłębiona praca nad spektaklem przyczyniła się do rozwoju kompetencji poznawczych, komunikacyjnych i społecznych aktorów. Efekty tej pracy powinny być zatem zaprezentowane obcej publiczności. Ta twórczo – terapeutyczna droga napotyka na wiele przeszkód: logistycznych, finansowych, wreszcie – ideologicznych. Głębokie przekonanie opiekunów teatrów osób niepełnosprawnych o istotnej roli procesu twórczego w ich rozwoju, nie zawsze idzie w parze z oczekiwaniami rodzin upośledzonych. Elżbieta Szadura, reżyser grupy WTZ – Teatroterapia, działającej przy Państwowym Teatrze im. Juliusza Osterwy w Lublinie pisze:

Czasami wydaje nam się, że jest to przedsięwzięcie karkołomne, musimy zwalczać w sobie wszystkie te ograniczenia (...). Przeciwwstawienie się skostniałym poglądom społeczeństwa, a więc rodzin, otoczenia naszych przyjaciół – też nie jest sprawą łatwą. (...) Postępujemy tak, aby pobudzać aktywność naszych niepełnosprawnych przyjaciół we wszystkich wymiarach ich życia, w których zaczęła dominować pasywność¹².

Aby zrozumieć trudności, na które napotykają sami niepełnosprawni, należy wyznaczyć obszary ich dysfunkcji. Naszym celem nie będzie porządkowanie typów zaburzeń intelektualnych, a wskazanie terapeutycznych ścieżek, którymi podążają współpracujący z reżyserami terapeuci lub reżyserzy – terapeuci.

Ograniczone **kompetencje językowe** stanowią najczęstszą przyczynę zaburzeń komunikacyjnych. Osoby niepełnosprawne umysłowo nie tylko nie komunikują się sprawnie, ale ich zaburzenia mowy utrudniają znacząco odbiór kierowanych do nich treści. Mowa jako najwyżej zorganizowana umiejętność człowieka, zorganizowana w mózgu, zależna jest od sprawnego funkcjonowania ośrodkowego układu nerwowego, prawidłowej budowy i funkcji narządów mowy i słuchu. Rozumienie wypowiedzi językowej polega na identyfikacji usłyszanych dźwięków i

¹² E. Szadura, *Dorośli ludzie niepełnosprawni intelektualnie we współczesnym świecie*, [w:] *Terapia i Teatr. Wokół problematyki teatru ludzi niepełnosprawnych*, red. I. Jajte-Lewkowicz, Łódź 1999, s. 36.

na powiązaniu ich z odpowiednimi treściami. Sama percepcja wypowiedzi odbywa się w skomplikowanym układzie, który obejmuje fizyczną słyszalność dźwięków mowy, fonematyczną zdolność różnicowania tych dźwięków, słuchową pamięć słowną, zdolność przełączania uwagi na różne elementy wypowiedzi, czy sferę znaczeniową wypowiedzi¹³. Osoby niepełnosprawne z zaburzeniami motorycznego ośrodka mowy mówią niewyraźnie, artykulacja jest nieprecyzyjna, co znacznie utrudnia odbiór ich wypowiedzi. Dodatkowo wystąpić może jąkanie lub inne formy niepełności mowy. W przypadku zaburzeń na tle sensorycznego ośrodka mowy, chorzy mają problem z budowaniem dłuższych form zdaniowych, nie dialogują i nie opowiadają. Bardzo często gubią wątek. Trudności występują również w zakresie rozumienia znaczeń i logicznego porządku wypowiedzi. Zaburzenia komunikacyjne znacznie wpływają na rozumienie treści zewnętrznych, czego podłożem są zaburzenia w obszarze myślenia.

Poprzez terapię neurologopedyczną niepełnosprawni aktorzy wspierani są w swoich ograniczeniach. Uczą się tekstu tak, by był zrozumiały dla widza, ale i dla nich samych. Istotą takiego treningu mogłoby być przewodnie hasło „Rozumiem, co mówię!”. Poprzez ćwiczenia artykulacyjne i wnikliwą pracę nad poszczególnymi partiami tekstu, aktorzy upośledzeni uczą się roli. Ta praca ma jednak inny, nadrzędny cel. Poza realizowaniem warstwy językowej scenariusza, aktorzy prowokowani są do improwizacji, najwyższego piętra komunikacyjnego. Punktem wyjścia są matryce konwersacyjne, nawiązujące strukturą i treścią do przygotowywanego spektaklu, ale również techniki dramowe, odwołujące się do penetracji własnych doświadczeń, wyszukiwania analogii między własnym życiem a tematem dramy. Elżbieta Szadura wskazuje na jeszcze jeden istotny aspekt terapeutyczny, związany z mową:

Osoby niepełnosprawne w trakcie swojego rozwoju nie miały zbyt wiele okazji do mówienia. Szczególnie mówienia o sobie. Ten niedostatek uzewnętrznienia funkcji psychicznych musiał dramatycznie odbić się na kształtowaniu ich poczucia tożsamości, własnego ja. (...) Wiele niepokojących obecnie reakcji emocjonalnych (histeryczny śmiech czy płacz) ma tam swój rodowód¹⁴.

Taka forma pracy sprawia, że proces twórczy staje się polem doświadczenia uczucia szacunku, nieznanego z życia codziennego, niemającego nic wspólnego z litością. Powszechne ignorowanie niepełnosprawnych intelektualnie, brak cierpliwości i interpretowanie ich wypowiedzi z „przymrużeniem oka” przez normalsów, potęgują wycofanie, tym samym wzmacniają językowe ograniczenia.

Wątek terapii neurologopedycznej w obszarze pracy z upośledzonymi aktorami kontynuowany jest również w zakresie **rozwoju poznawczego**. Poprzez społeczne wykluczenie, niepełnosprawni intelektualnie mają dość ograniczone pole do posze-

¹³ I. Kurcz, *Język a reprezentacja świata w umyśle*, Warszawa 1987, s. 51.

¹⁴ E. Szadura, *Dorośli ludzie niepełnosprawni intelektualnie we współczesnym świecie*, [w:] *Terapia i Teatr. Wokół problematyki teatru ludzi niepełnosprawnych*, red. I. Jajte-Lewkowicz, Łódź 1999, s. 36.

rzania wiedzy na temat świata i przyswajania nowych informacji. Choć dopasowany do potrzeb model edukacji szkolnej osób upośledzonych stymuluje ten proces, sumowanie i magazynowanie danych o świecie ma raczej charakter bierny. Niskie kompetencje poznawcze najpełniej ujawniają się w zwyczajnej, potocznej relacji, ograniczonym słownictwie i dość płaskiej leksykalnie narracji. Rozwijanie wiedzy poprzez działania terapeutyczne, jest wprowadzeniem do twórczej swobody, terapeutycznym preludium, bowiem aktywne gromadzenie informacji o świecie, stymuluje rozwój wyobraźni. Co więcej, polifoniczność modelu terapia – teatr sprawia, że mechanizm uczenia się nie ma jedynie charakteru pasywnego. Aktorzy uczą się roli, ale rozkładają ją niejako na poszczególne części, uzupełniając niedostatki swojej wiedzy. Trening interpretacyjny podczas prób jest realizowaniem aktu kreacji, na którą w życiu codziennym upośledzeni nie mogliby sobie pozwolić. Poza teatrem przejaw jakiegokolwiek twórczej swobody narażony jest na śmieszność. Społeczność ludzi zdrowych interpretuje ją jako prymitywne działanie, infantylną i bezwartościową aktywność.

Jednym z istotnych aspektów pracy terapeutycznej z niepełnosprawnymi aktorami jest **trening naśladowania**. Głównym powodem rozwijania umiejętności wchodzenia w rolę jest albo jej całkowity brak (na przykład u osób cierpiących na autyzm), albo ograniczenia w tym zakresie. Nie mamy tu na myśli predyspozycji aktorskich, podpartych warsztatem czy talentem. Naśladowanie jest mechanizmem wrodzonym, ukształtowanym ewolucyjnie i dowodem na sprawne funkcjonowanie mózgu. Etiologią zaburzeń w tym obszarze jest brak teorii umysłu, czyli mózgowej zdolności człowieka do odczytywania stanów mentalnych innych ludzi. Owa „ślepotą umysłową” prowadzi do ograniczenia możliwości interpretacyjnych cudzych zachowań i emocji. Sprawność tego modułu mózgowego decyduje o przebiegu i rozwoju relacji społecznych¹⁵. W oparciu o terapię bazującą na integracji kanału wzrokowo-słuchowego, wspierającą dyskurs i aspekt mentalistyczny, aktor niepełnosprawny może niwelować własne deficyty, a materia teatralna pozwala na wyzwolenie twórczego komponentu, przywracającą jedność psychofizyczną. Obserwowanie siebie i innych, postrzeganie ciała jako narzędzia komunikacyjnego i nośnika znaczeń, próby rozpoznawania i rozróżniania własnych a także cudzych stanów umysłowych, choćby poprzez metodę dramy, powodują, że znacznie poszerza się katalog gestów, co implikuje akceptację własnej fizyczności przez samych niepełnosprawnych. Najpełniej przedstawia to proces powstawania spektaklu, rozciągnięty przeciw w czasie, dla którego terapia jest kontrapunktem. Wiedzą to też sami twórcy teatru niepełnosprawnych. Z każdym kolejnym spektaklem zauważa się zazwyczaj progres w grze aktorów, a należy mieć na uwadze, że ludzie niepełnosprawni intelektualnie dotknięci są zaburzeniami pamięci, szczególnie operacyjnej, krótkoterminowej. Tekstu, czy choreografii uczą się inaczej, wolniej, z dużo większym wysiłkiem. Terapia uzupełnia to, co dla aktora zdrowego istnieje naturalnie: funkcjonowanie w przestrzeni, gest i ruch sceniczny, strukturalny charakter relacji z zespołem.

¹⁵ Zob. S. Baron-Cohen, *Mindblindness: An Essay on Autism and Theory of Mind*, Cambridge 1995.

„Szaleńcy” z Teatru Arka

Obok wyróżniających się w Polsce teatrów osób niepełnosprawnych intelektualnie takich jak Teatr 21 i Teatr O.N. z Warszawy, WTZ – Teatrotterapia z Lublina, czy Teatr Grodzki z Bielska Białej istotne miejsce zajmuje wrocławski Teatr Arka. Utworzony w 1992 przez Renatę Jasińską (wówczas aktorkę Teatru Współczesnego we Wrocławiu), Andrzeja Nowaka i Bogdana Michalewskiego (wrocławski Teatr na Bruku) przyjął formę twórczego eksperymentu, bazującego na doświadczeniach Teatru Laboratorium Jerzego Grotowskiego. W roku 2002 powstało Stowarzyszenie Przyjaciół Teatru Arka, prowadzące działalność edukacyjną i terapeutyczną we Wrocławiu i na Dolnym Śląsku. Aktorzy prowadzą warsztaty w placówkach opiekuńczo-wychowawczych, z osobami niepełnosprawnymi intelektualnie i ruchowo, z więźniami i ludźmi chorymi psychicznie. W roku 2005 Teatr Arka wystawił przełomowy spektakl *Kuglarze Pana Boga*, w którym obok profesjonalnych aktorów udział wzięli niepełnosprawni aktorzy, podopieczni Dolnośląskiego Stowarzyszenia Pomocy Dzieciom i Młodzieży z Mózgowym Porażeniem Dziecięcym. „Odkryłam w nich talent, obycie sceniczne, spontaniczność i niesamowitą teatralną intuicję” – mówi Renata Jasińska¹⁶. Odtąd niepełnosprawni aktorzy stanowią integralną część zespołu do dnia dzisiejszego. Teatr prezentował swoje spektakle w Polsce i za granicą, jest laureatem wielu konkursów i festiwali.

W roku 2013 Teatr Arka wystawia *Statek Szaleńców* w reżyserii Renaty Jasińskiej. Spektakl jest symbolicznym przykładem mechanizmu wykluczenia. Normalni na widowni od pierwszych scen mogą być nieco zakłopotani. Dlaczego? W kilku dramatycznych historiach Jasińska przedstawia model wyparcia i alienacji, który właściwy wydaje się wszystkim społecznościom. Nawijając do motywu wypędzenia obłąkanych, demaskuje mit tolerancji, która jest powierzchowna, a być może nie ma jej wcale. Załogę statku stanowią „inni”, czyli „nienormalni”. Ich doświadczenia, społeczne role, fizjologia nie mieszczą się w „centrum”, dlatego muszą opuścić statek. Jasińska nawiązuje do filmu *La strada* Federico Felliniego z 1954 roku. Tytułowa droga to metaforyczna wizja gromadzenia życiowych doświadczeń, opartych na bólu, przemocy psychicznej, braku akceptacji. Bohaterką jest upośledzona Gelsomina, podróżująca z trupą cyrkowców. Gelsomina w *Statku Szaleńców* ma swoje trzy wcielenia (Agatę Obłąkowską-Woubishet, Joannę Gierdal, Teresę Trudzik). Każda z nich topos wędrowki naznacza swoim własnym piętnem. Droga do wyzwolenia się z nieakceptowanych przez społeczeństwo ram jest bolesna i brutalna, ale prawdopodobnie możliwa.

Plastyczność i forma spektaklu zawarte są w rozwarstwieniu między światem „normalnych” i „nienormalnych”: obłąkani są szkaradni, a ich niezrozumiały język przeszywa na wskroś. Strach przed nieznanym prowokuje mechanizmy obronne. To, co inne oraz nieokreślone i niezrozumiałe, należy odseparować, ponieważ może stanowić zagrożenie dla innych. Wielkie lalki (stworzone przez Mariannę Mikołajek), które niosą aktorzy, są upiorne: dla „obłąkanych” stanowią tarczę, a w rzeczywistości

¹⁶ Oficjalna strona Teatru Arka <http://teatrarka.pl/pl/text,245.html> [dostęp: 23.01.2015].

jeszcze bardziej stygmatyzują. Czarna scenografia (autorstwa Sylwii Wierzbowskiej) odsuwa myśl o bezpiecznym rejsie, czy nawet przygodzie w nieznanym. To otchłań, z której nie ma ucieczki, symboliczna wizja sztywnego światopoglądu Polaków. Muzyka Macieja Sibilskiego i Jacka Zameckiego za sprawą przywoływania stałych motywów muzycznych, odwołuje się do metaforycznej pozytywy, która nakreślona, odgrywa niezmienną, transową melodię.

Rozwarstwienie społeczne i ideologiczną dychotomię zaobserwować można również w konstrukcji przestrzeni scenicznej. Widownia stanowi pokład statku, a sama scena jest jego nadbudowaną częścią. Niemi widzowie funkcjonują jako hermetyczna i obojętna grupa. Przyglądają się ludzkim tragediom, dramatycznym historiom bez prawa głosu, a przecież to od nich zależy społeczny status grup wykluczonych, to oni, jako większość, wywierają presję i decydują o kształcie społeczności. Teraz są świadkami, na oczach których buzuje społeczna stygmatyzacja. Sceny zbiorowe skonfrontowane z małą widownią Teatru Arka wprowadzają swoisty dysonans. Kto w tej relacji jest bardziej prawdziwy? A może pytanie to należy zadać inaczej: kto jest bardziej normalny?

Terapeutyczny charakter występu i działań performatywnych znany był już w kulturach pierwotnych. Lecznicza moc teatru w ujęciu antropologicznym określiła jego rolę i kształt aż do czasów współczesnych. Poza rozrywką, oglądanie innych i wspólne przeżywanie ich losów na scenie doprowadziło w czasach starożytnych do sformułowania koncepcji *katharsis*, z punktu widzenia ontologicznego, warunku bytu dzieła teatralnego. Współcześnie wymiana doświadczeń, realizująca się w idei współuczestnictwa, najpełniej uaktywnia się jednak wówczas, gdy strony tej wymiany owymi doświadczeniami się różnią. Tak rozumiany twórczy barter pozwala na przeorganizowanie własnych wyobrażeń o świecie, a przez to realnie daje szansę na poznanie „nowego”. Istnieje obszar sztuki teatru, który poprzez swoje uniwersum, pozwala na penetrowanie jego obrzeży: to teatr tworzony przez i dla niepełnosprawnych. Nawiązując do jego nieśmiałych początków w latach 70., Konstancy Puzyna umiejscawia teatr „innych” w nurcie tak zwanego „nowego życia”, który odwołuje się do społeczno-charytatywnych przejawów ludzkiej aktywności¹⁷. Nie kwestionując istoty wsparcia finansowego (mającego w owym czasie dość enigmatyczny wymiar), Puzyna nadaje działalności teatralnej charakter duchowej pomocy, która osobom wykluczonym jest najbardziej potrzebna. Nawiązując do motywacji artystycznej Jerzego Grotowskiego, podkreśla dążenie do autentyczności, „likwidacji udawania”¹⁸. Dokonując podziału „teatru nowego”, autor wyróżnia działalność teatralną wśród grup marginalizowanych:

(...) wśród chorych, więźniów, starców, dzieci. Wychodzi ona naprzeciw ludziom najbardziej potrzebującym pomocy, ludziom upośledzonym. Niesie tę pomoc poprzez kontakt i współdziałanie, ma więc charakter psychoterapeutyczny. Posługuje się jednak teatrem właśnie, najróżniejszymi zresztą jego formami, od ‘normalnego’ spektaklu po psychodramę i parateatr.¹⁹

¹⁷ K. Puzyna, *Jak krety*, [w:] *Półmrok. Felietony teatralne i szkice*, Warszawa 1982, s. 153.

¹⁸ Tamże.

¹⁹ K. Puzyna, *Jak krety*, [w:] *Półmrok. Felietony teatralne i szkice*, Warszawa 1982, s. 153.

W czasach, gdy kult piękna i doskonałości manifestuje się w każdej dziedzinie życia i sztuki, odmienność, zwłaszcza zewnętrzna, daje się łatwo zdemaskować. Kontrowersje wokół współczesnego modelu tolerancji uzewnętrzniają się nie tylko w płaszczyźnie fizyczności (upośledzenie, kolor skóry). Dotyczą również przekonani ideologicznych, seksualności, pochodzenia. Margines społeczny to nie tylko pełnowymiarowa patologia, ale i każda forma „inności”. O wykluczeniu decyduje status majątkowy (a przecież zjawisko biedy charakteryzuje większą część globu), przekonania religijne, czy odmienność kulturowa. Współczesny świat różnych nie jest w stanie rozwiązać problemów migracji ludności z terenów objętych wojną również z powodu nasilających się antagonizmów w tym zakresie. Prześladowania mniejszości religijnych są realnym dowodem eskalacji zjawiska braku tolerancji. Ludzie niepełnosprawni, wypchnięci na obrzeża życia społecznego stają się niemi, a ich głos tym samym, przestaje być słyszalny. Nie dopominają się swoich praw, ponieważ... nie leży to w ich naturze. Ograniczenia językowe i niskie kompetencje społeczne sprawiają, że przyjmują ów stan jako naturalny, a swoje upośledzenie traktują jako „normalność”. O ich prawa dopominają się przyjaciele: terapeuci, pedagodzy, przedstawiciele fundacji i stowarzyszeń. Dostrzegając w „inności” siłę, próbują wesprzeć niepełnosprawnych intelektualnie, umożliwiając im twórczy rozwój. Normalni Goffmana są silni, bo jest ich więcej, ale Goffman penetrując poszczególne sfery życia człowieka „normalnego” pokazuje, że i on dawno wyzbył się swojej indywidualności. Społeczne ramy i konwencje, tkwiące w sferze języka oraz ciała ograniczają go być może bardziej niż niemającego wpływu na swą ułomność człowieka niepełnosprawnego.

Bibliografia:

- Artaud A., *Teatr i jego sobowtór*, przeł. J. Błoński, Warszawa 1966.
- Baron – Cohen S., *Mindblindness: An Essay on Autism and Theory of Mind*, Cambridge, 1995.
- Braun K., *Wielka Reforma Teatru w Europie. Ludzie — idee — zdarzenia*, Wrocław 1984.
- Braun K., *Druga Reforma Teatru?*, Wrocław 1979.
- Craig E.G., *O sztuce teatru*, tłum. M. Skibiniewska, Warszawa 1985.
- Gdańskie Teatry Osobne*, red. J. Ciechowicz, A. Żurowski, Gdańsk 2000.
- Goffman E., *Piętno. Rozważania o zranionej tożsamości*, przeł. A. Dzierżyńska i J. Tokarska-Bakir, Gdańsk 2005.
- Gołaczyńska M., *Mozaika współczesności. Teatr alternatywny w Polsce po roku 1989*, Wrocław 2002.
- Kurcz I., *Język a reprezentacja świata w umyśle*, Warszawa 1987.
- Fik M., *Trzydzieści pięć sezonów*, Warszawa 1979.
- Nalaskowski A., *Sztuka obrzeży. Sztuka centrum*, Warszawa 1986.
- Szadura E., *Dorośli ludzie niepełnosprawni intelektualnie we współczesnym świecie*, [w:] *Terapia i Teatr. Wokół problematyki teatru ludzi niepełnosprawnych*, red. I. Jajte – Lewkowicz, Łódź 1999.
- Śliwonik L., *Teatr dla życia (zwiastun)*, biuletyn informacyjny ŁST' 98, Łódź 1998.

Słowa kluczowe:

teatr osób niepełnosprawnych, terapia, aktor amator, piętno, „normalsi”, wykluczeni

Abstract

The stigmatised and “the normal” – in the theatre of the intellectually disabled

Bridging the gap between the audience and the artist in alternative theatre as well as the process of shaping theatrical matter lie at the heart of penetrating human experience, both relating to participants and observers of a theatre performance.

The tendency to assimilate professionals with persons professionally unrelated to theatre led in the late 20th century to integrating theatre circles with people from beyond its realm. What contributed to it was both the open form of alternative theatre and flourishing theatre pedagogy, seeing drama activities as instruments aiding education and therapy. Socially excluded people like e.g. the sick, disabled, incarcerated and the so-called “underclass” began to be involved in theatre.

The article discusses relationships between the “normal” and handicapped actors in the theatre of intellectually disabled persons. The structure of this relationship is characterised by a mechanism of separation on the one hand, and barter on the other: by means of art the disabled exhibit a natural need to express their own emotions, whereas “the normal” experience an emotional shock or deepen their sense of discomfort. The theatre of the intellectually disabled is not only a therapeutic tool. By penetrating the audience-actor relations and examining mutual experiences, it becomes “the theatre of transfer”. It is a new movement engaging a community which is unable to fight for its rights because of the disabilities. Communication disorders or absence of speech make it exceptionally difficult for disabled persons to exercise their rights. They become stigmatised. The theatre of the intellectually disabled fits in with the strand of contemporary committed theatre by presenting the issues of social exclusion, segregation and tolerance.

Keywords

theatre of the disabled, “the normal”, the excluded, therapy, amateur actor, stigma

Kompas moralny *Okrętu błaznów*. Związki literatury i filozofii w bestsellerze epoki renesansu

Okręt błaznów Sebastiana Branta z pewnością należy uznać za epokowe wydarzenie niemieckiej literatury wczesnego renesansu i podobnie jest zazwyczaj oceniany w literaturze przedmiotu¹. Jednak zdawkowe opatrywanie tego dzieła mianem „Moralsatire in Reimpaaren”² („rymowana satyra moralna”) bądź uwagi na temat przynależności autora do konserwatywnego, moralizującego oraz wiernego cesarzowi i katolicyzmowi grona humanistów³, które w swoisty sposób natychmiast kategoryzują utwór i mogą imputować pewne jego niedostatki artystyczne, wydają się niewystarczające przy ewentualnej interpretacji. Sugerują bowiem myśl umniejszania walorów poznawczych i estetycznych dzieła, jakie przy wnikliwej lekturze niewątpliwie odkrywa również współczesny czytelnik.

Nadto, jeśli przyjąć za słuszne poglądy współczesnego literaturo- i kulturoznawcy, Stephena Greenblatta, o zakodowanych w każdym tekście literackim „energiach kulturowych czy społecznych” (*social energies*), których odszyfrowanie powinno się stać udziałem interpretatora⁴, to zwłaszcza przedostatni z wymienionych potencjalnych walorów jawi się jako wystarczający impuls do podjęcia próby egzegezy. Ale żeby to uczynić, żeby przypomnieć istniejące opracowania czy pokusić się o nową analizę *Okrętu błaznów*, koncentrowanie uwagi na samym tekście wydaje się niewystarczające. Naszkicowanie moralnej busoli tego dzieła, czyli omówienie wniosków płynących z zawartej tu satyry, wyśmiewającej konkretne ludzkie przywary i stawiającej je w ten sposób pod pręgierzem krytyki w duchu – przypomnę – prawomyślnego chrześcijaństwa, zredukowałoby chyba autorskie intencje, jak i przede wszystkim zubożyłoby wieloaspektowe znaczenie tekstu.

Zatem przed przystąpieniem do rzeczonej analizy zdecydowanie wypada sięgnąć do źródeł wyjaśniających kulturowy/ historyczny kontekst, w jakim powstała książka Branta. W tym przypadku fundamentalną rolę odgrywają, jak się wydaje, materiały

¹ Wolfgang Beutin, *Humanismus und Reformation*, w: Wolfgang Beutin i in., *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Stuttgart/ Weimar 2001, s. 66; Wojciech Dudzik, *Wstęp*, w: Sebastian Brant, *Okręt błaznów*, przełożył i objaśnił Andrzej Lam. Pułtusk 2010, s. V.

² *Kindlers Neues Literatur Lexikon*. München 1989, t. 3, s. 45.

³ *Deutsches Literatur-Lexicon*. Bern/ München 1968, t. 1, s. 888.

⁴ Stephen Greenblatt, *Verhandlungen mit Shakespeare. Immanenzen der englischen Renaissance*. Berlin 1990, s. 12.

filozoficzne lub z dziedziny historii filozofii, ponieważ właśnie ta sfera życia znajdowała się w czasie bezpośrednio poprzedzającym powstanie utworu w niecodziennym impasie. Natomiast echa owego impasu uważny czytelnik odnajdzie na niemal każdej karcie owej rzekomo wyłącznie „moralnej satyry”.

Poza ściśle ideowym, ważny wydaje się również kontekst dziejowy publikacji, a więc poprzedzające ją oraz towarzyszące jej wydarzenia na arenie światowej polityki i zmiany cywilizacyjne o rewelacyjnym wręcz wymiarze. Wypadki i przeobrażenia, które wpłynęły zapewne na samego autora i jego dzieło, jak też na recepcję utworu, do której omówienia postaram się nawiązać w podsumowaniu.

Jako podstawowa kwestia poruszająca serca i umysły zachodnich Europejczyków w przeddzień publicznego ogłoszenia literackich przemysłów Branta jawi się specyficzny, nowy dualizm refleksji umysłowej; dyskrepancja, której początków należy szukać w przeciwstawieniu dotychczasowej wykładni doktryny wiary pytaniom stawianym przez kolejne pokolenia teologów i filozofów. Ów czas płodnego niepokoju świetnie scharakteryzował Krzysztof Pomian w dziewiątym rozdziale rozprawy zatytułowanej *Europa i jej narody* pod znamienym tytułem: *Kulturalna odnowa elit: powrót do Rzymu*. Autor podkreśla tu m.in.:

Od późnej starożytności kultura elit intelektualnych rozpięta jest między dwoma biegunami: chrześcijańskim, biblijno-patrystycznym z jednej strony, z drugiej zaś retoryczno-filozoficznym, wywodzącym się z pogaństwa. Z punktu widzenia samych zainteresowanych są one więcej niż nierówne – nieporównywalne. Doktryna chrześcijańska zawiera prawdy objawione, dogmaty wiary uwierzytelnione autorytetem Kościoła; retoryka i filozofia, które należą do dziedziny rozumu, są tworam i człowieka. Niemniej przeto, nadal z punktu widzenia samych zainteresowanych, osobnik, który nie aspiruje do świętości, lecz pragnie tylko spełnić swe ludzkie powołanie, musi akceptować obie te dziedziny, podporządkowując drugą pierwszej. Nawet Tertulian używał łaciny literackiej, a święty Augustyn udostępnił apologetyce całe bogactwo wiedzy pogańskiej. Późniejsi autorzy traktatów *De contemptu mundi* nie gardzili osiągnięciami retoryki, a poeci z XII wieku, choć przestrzegali przed urokami pogaństwa, władali po mistrzowskiemu regułami prozodii⁵.

Ale nawet w obrębie owego biblijno-patrystycznego bieguna refleksji, a właściwie w następstwie jego przemysłów dojdzie w XIII wieku pod wpływem Tomasza z Akwinu do poważnego zwrotu w zasadniczych koncepcjach filozoficznych i teologicznych Europy. Dokona się swoista przebudowa dotychczasowego światopoglądu, której konsekwencje objawią się w całokształcie myśli Zachodu bezpośrednio po wystąpieniu dominikanina, jak również zasadniczo wpłyną na kierunek dalszych zmian w historii cywilizacji europejskiej, między innymi inne niż dotąd zagadnienia zostaną w ogóle dostrzeżone i uznane za warte dyskusji. Jednym z licznych objawów tej specyficznej zmiany paradygmatu myślowego będzie w przyszłości nowa estetyka⁶, ale też swoiste „przepracowanie” zapożyczonych wzorców kultury, jakie wkrótce

⁵ Krzysztof Pomian, *Europa i jej ludy*. Gdańsk 2009, s. 49.

⁶ Por. Władysław Tatarkiewicz, *Dzieje sześciu pojęć*. Warszawa 2005, s. 25–30.

wybuchnie we Włoszech za sprawą Dantego, Petrarcki, Boccaccia⁷. Wyraźne echa owej transformacji odnaleźć można, do czego jeszcze powrócę, także w *Okręcie błaznów* Sebastiana Branta.

Przyczyną tak silnego i długotrwałego fermentu umysłowego na kontynencie jest recepcja Arystotelesa i stworzenie arystotelesowsko-chrześcijańskiej filozofii czy też „schrystianizowanie” filozofii antycznego poganina i połączenie jej wraz z elementami neoplatońskimi i augustiańskimi z obowiązującą doktryną chrześcijaństwa w wielką syntezę⁸.

We wczesnym średniowieczu dominującą rolę w refleksji filozoficznej Europy odegrał św. Augustyn, reprezentujący skrajny teocentryzm podporządkowujący całość ludzkiego życia Bogu. To Stwórca, według Augustyna, mocą swego słowa kreuje świat z nicości, tworzy człowieka, który bez pomocy Opatrzności może czynić tylko zło i nie ma dla niego ratunku⁹. Ku Bogu zatem powinien kierować prawdziwy chrześcijanin swoje myśli, działania, uczucia, odrzucając grzeszną, szatańską z natury, bo wyzbytą dobra, cielesność i zawierzyć zarówno boskiemu *fiat!*, autorytetowi objawienia, jak i nieskończonej boskiej dobroci. Wszystko, co cielesne, materialne, jest, wedle takiej wykładni, podobnie jak u Platona, bez znaczenia. Choć należy przypomnieć, że za sprawą Augustyna zmienia się poniekąd również estetyka wyrażania myśli, a Kościół zyskuje nowy język dla artykulacji wzruszenia. W księdze IX 6 *Wyznań* można na przykład przeczytać: „Ileż razy płakałem, słuchając hymnów Twoich i kantyków, wstrząśnięty błogim śpiewem Twego Kościoła. Głosy te wlewały się do moich uszu, a gdy Twoja prawda ściekała kroplami do serca, parowało z niego gorące uczucie pobożnego oddania. Z oczu płynęły łzy i dobrze mi było z nimi”¹⁰. Augustyńskie metafory przeniknęły do dzieł Dantego i Petrarcki, ale powracały jeszcze dużo później w literaturze zachodniego kręgu kulturowego¹¹.

Powracając jednak do myśli filozoficznej Augustyna, która przecież odcisnęła równie duże piętno na potomnych, zauważyć należy olbrzymie zawierzenie Bogu i wręcz pogardę dla rzeczy doczesnych. Rzeczy owe, podlegające procesowi zmiany są wedle wykładni filozofa nicością. Adam Sikora o tej swoistej unii platonizmu i chrześcijaństwa w myśli Augustyna z Hippony tak pisze:

Całe życie człowieka kieruje się ku Bogu. Musi on zawsze pamiętać, iż jest na ziemi tylko pielgrzymem, którego prawdziwą ojczyzną i celem jest ojczyzna niebieska. Powinien kochać tylko Boga samego, całym natomiast światem cielesnym, to znaczy wszystkim, co zmysłowe [...] pogardzać. A przecież idą ludzie podziwiać wysokie góry, olbrzymie fale morskie, szerokie wodospady rzek, przestrzeń oceanu i drogi gwiazdne; przywiązują się też do dóbr doczesnych i pokładają ufność w sobie. Nie zważają na

⁷ Por. Krzysztof Żaboklicki, *Historia literatury włoskiej*. Warszawa 2008, s. 34–86.

⁸ Por. Władysław Tatarkiewicz, *Historia filozofii*, t. 1.: *Filozofia starożytna i średniowieczna*. Warszawa 1995, s. 273.

⁹ Por. Adam Sikora, *Od Heraklita do Husserla. Spotkania z filozofią*. Warszawa 2001, s. 95–98.

¹⁰ Św. Augustyn, *Wyznania*, tłumaczył oraz wstępem i kalendarium opatrzył Zygmunt Kubiak. Kraków 2009, s. 255.

¹¹ Por. Zygmunt Kubiak, *Od Tagasty do Ostii*, w: Św. Augustyn, *Wyznania*, tłumaczył oraz wstępem i kalendarium opatrzył Zygmunt Kubiak. Kraków 2009, s. 21–22.

to, że świat jest marnością, od której trzeba się uwolnić i którą należy znienawidzić, aby nie dać diabłu do siebie dostępu. Tylko wtedy człowiek wyrzuca diabła precz, kiedy z całego serca odrzeka się od świata tego. I tylko wtedy osiąga wyzwolenie, kiedy pokłada ufność w Bogu, rezygnując z człowieczej pychy. Albowiem, jak głosi Jeremiasz, 'przeklęty jest człowiek, który ufa w człowieku', więc taki, który w sobie samym nadzieję pokłada¹².

Niesłuchanie istotne w refleksji św. Augustyna (i co równie ważne w odniesieniu do przesłania *Okreću błaznów*) wydaje się niedowierzanie ludzkiemu intelektowi czy nawet otwarta wrogość wobec rozumu. Filozof doradzał spojrzenie we własne wnętrze, gdzie mieszka prawda, jednak prawda udzielona człowiekowi przez Boga:

To Bóg jest prawdziwym Ojcem naszego oświecenia, Ojcem umysłowego oświecenia, Mistrzem wewnętrznym. Albowiem spaczony i niedoskonały umysł ludzki sam z siebie nie może tworzyć prawdziwej wiedzy i musi nieuchronnie oprzeć się na autorytecie objawienia, którego jedynie nieomylnym interpretatorem jest Kościół, będący powagą nie znającą granic¹³.

Augustiańska determinacja w negatywnej ocenie zdolności ludzkich władz intelektualnych określała nie tylko jego prywatny kanon przekonań, ale stała się także wyznacznikiem doktryny Kościoła na wiele wieków jego historii. Dla przykładu: jeszcze Angelus Silesius ponad wiek po Brancie czuł się zmuszony do usprawiedliwienia swojego *Cherubinowego wędrowca* przed możliwością opacznej wykładni, wskazując właśnie na zagadnienia niewspółmierności między cielesnością ludzkiej duszy oraz jej potencjalnie boskimi pierwiastkami. Pisał:

Należy więc raz na zawsze przyjąć, że autor nigdzie nie wyraża przekonania, jakoby dusza ludzka powinna bądź mogła utracić swoją przyrodzoność i zamienić się przez przebóstwienie w Boga albo w jego nadprzyrodzoną istotę: to nie może się zdarzyć nawet w całej wieczności. Albowiem chociaż Bóg jest wszechmocny, to przecież tego nie może sprawić (a gdyby mógł, nie byłby Bogiem), aby jakieś stworzenie było Bogiem z natury i w istocie¹⁴.

Jednak kwestie rozumu i przede wszystkim racjonalnego dowodzenia prawd wiary nie były następnym pokoleniom zupełnie obojętne. Wraz z odkryciem dla Zachodu filozofii Arystotelesa¹⁵ tendencje do zajmowania wyraźnego stanowiska wobec tego problemu znacznie się nasiliły. Jak wiadomo, to Tomasz z Akwinu usiłował pogodzić

¹² Ibidem, s. 97. O platońskiej filozofii świata idei jako niedoścignionego wzorca oraz dążeniu do wzniesienia się ku niemu jako jedynemu powołaniu człowieka zob. Bryan Magee, *Historia filozofii*. Warszawa 2008, s. 29.

¹³ Adam Sikora, *Od Heraklita...*, s. 98.

¹⁴ Angelus Silesiusa, *Cherubinowy wędrowiec. Poglądowe opisanie czterech spraw ostatecznych*. Przełożył i opracował Andrzej Lam. Opole 2012, s. 14.

¹⁵ Filozof znany był Zachodowi z arabskich tłumaczeń i komentarzy dopiero od XII wieku, jednak na arabski przekładano Arystotelesa już w wieku IX. Por. Władysław Tatarkiewicz, *Historia filozofii*, s. 241–247.

rzeczy wydające się nie do pogodzenia, czyli chrześcijańską wiarę w Boga, w duszę nieśmiertelną, Opatrznościowe zwierzchnictwo nad wszelkimi zdarzeniami, świat stworzony w czasie ze zgoła przeciwnymi zapatrywaniami Filozofa¹⁶.

Elementami niezwykle przyciągającymi umysłowość Zachodu były w systemie Arystotelesa jego logika, pojęcie poznania, filozofia przyrody i to właśnie owe zagadnienia powodowały niezwykle entuzjazm wśród pionierów postępu. Należał do nich także Akwinata, który na polecenie papieża Urbana IV. dokonał krytycznej interpretacji nowych przekładów Arystotelesa i „poprawił jego błędy”. Owoce tej pracy zaważyły na dalszym rozwoju kultury europejskiej, a z autora uczyniły świętego.

O doniosłych wynikach jego wysiłków Władysław Tatariewicz pisze m.in.:

...Tomasz oddzielił wiedzę od wiary, dziedzinę rozumu od dziedziny objawienia. Są wprawdzie niektóre prawdy dostępne rozumowi a zarazem objawione, np. nieśmiertelność duszy; na ogół jednak wiara i wiedza stanowią dwie różne dziedziny. Dziedzina wiedzy, w przekonaniu Tomasza, była rozległa: rozum poznaje nie tylko rzeczy materialne, ale również Boga, Jego istnienie, Jego własności, Jego działanie. Istnieją jednak prawdy, które są dla rozumu niedostępne, jak Trójca św., grzech pierworodny, Wcielenie, stworzenie świata w czasie; są to prawdy wiary, które jedynie objawienie może ludziom udostępnić. To stanowcze rozgraniczenie, dokonane na podstawie ściślejszego pojęcia wiedzy, było nowe; było początkiem krytycznego rozsegregowania prawd ze względu na ich różną naturę, któremu filozofia następnych stuleci tak wiele poświęciła pracy [...]. Niektóre prawdy przekraczają rozum, ale żadna mu się nie sprzeciwia [...]. Na tej podstawie powstała prosta koncepcja rozgraniczenia filozofii i teologii, na jaką się dawniejsza scholastyka pomimo różnych usiłowań nie zdobyła. Teologia buduje na podstawie objawienia, filozofa wyłącznie na zasadach rozumu. Nawet gdy traktują o tych samych prawdach, każda traktuje inaczej. Filozofia, jeśli służy teologii, to jedynie w tym sensie, że przygotowuje do wiary (*preambula fidei*), i że jej broni. Rozdział ten obu dyscyplin został odtąd na ogół przyjęty w scholastyce; kompetencje zostały rozdzielone i w 1272 roku paryski wydział filozoficzny (artystów) zabronił członkom swym zabierać głos w sprawach teologicznych¹⁷.

Zanim jednak arystotelesowskie z ducha naukowe zainteresowanie doczesnością stanie się udziałem szerszych warstw społecznych, musi dojść do swoistej przemiany kulturowej, do przeistoczenia kultury dworskiej i rycerskiej późnego średniowiecza w kulturę mieszczańską, a właściwie kulturę oligarchii miejskich, co w istocie zainicjowane zostaje w czasach Tomasza w północnych Włoszech, Flandrii i Nadrenii¹⁸. Podstawą tej kultury jest

zdobycz ruchów emancypacyjnych XII i XIII wieku: szkoła komunalna, gdzie naukę czytania, pisania i rachunków dzieci pobierają w języku rodzinnym. Ale tą kulturą nasiąka się przede wszystkim w życiu zawodowym, gdyż ono tylko pozwala poznać towary, kursy, miary, wagi i zasady przeliczeń, nauczyć się elementów rachunkowości i formuł arytmetycznych, zdobyć wiedzę o drogach lądowych, szlakach morskich

¹⁶ Por. ibidem, s. 271.

¹⁷ Ibidem, s. 273–274.

¹⁸ Por. Krzysztof Pomian, *Europa...*, s. 47.

i o krajach przemierzanych lub docelowych. Puszczać towarey w obieg, podróżując i wymieniając listy, kupcy zacieśniają materialne i umysłowe więzi między różnymi krajami i działają tedy na rzecz zjednoczenia europejskiego¹⁹.

Innym, z perspektywy czasu ważnym, elementem owej przemiany wydaje się literatura piękna, dzieła takie jak np. *Boska komedia*, które adaptowały arystotelesowską (i ptolemejską) kosmologię i w artystycznym sztafażu przyswajały ów starożytny światopogląd chrześcijańskiej umysłowości. Badający m.in. te dzieje Richard Tarnas o utworze Dantego słusznie zauważa:

Jako arcydzieło wyobraźni poetyckiej poemat Dantego wykraczał poza wcześniejsze średniowieczne konwencje – swym literackim wyrafinowaniem, artystycznym użyciem języka potocznego, psychologiczną głębią i teologiczną odkrywczością, jawną pochwałą indywidualizmu, traktowaniem poezji i nauki jako narzędzi poznania religijnego, utożsamieniem pierwiastka żeńskiego z mistyczną Bożą mądrością, śmiałym platońskim ujęciem kwestii ludzkiego erosa w kontekście chrześcijańskim²⁰.

Już wymienione powyżej ingrediencje wskazują na bliskie duchowe pokrewieństwo poematu Alighieriego z filozofią Arystotelesa przyswojoną chrześcijaństwu przez scholastyków. Ale Tarnas uwypuklił także inny niebłahy moment utworu stanowiący zarówno udaną transformację antycznej wizji porządku kosmologicznego, jak i początek nowej klasyczo-chrześcijańskiej mitologii, obejmującej cały stworzony świat, która wkrótce stanie się integralną częścią chrześcijańskiej psyche. Autor przenikliwie streszcza ten towarzyszący odtąd wyobraźni Europejczyków porządek:

W *Boskiej komedii* występujące pierwiastkowe i planetarne sfery, które otaczały centralnie położoną Ziemię, znajdowały swą kulminację w sferze najwyższej, zawierającej tron Boga, podczas gdy zstępujące kręgi piekła odbijały niebiańską hierarchię na opak, znajdując swój kres w grzesznym jądrze Ziemi. W ten sposób Arystotelesowski geocentryczny wszechświat stał się symboliczną strukturą moralnego dramatu chrześcijaństwa, w którym człowiek znajdował się między niebem i piekłem, rozdarty między swoim niebiańskim i ziemskim mieszkaniem, balansujący na moralnej równoważni między swoją duchową i cielesną naturą. Wszystkie Ptolemejskie sfery planetarne otrzymały chrześcijańskie odniesienia, z chórami aniołów i archaniołów odpowiedzialnych za ruchy każdej ze sfer, nawet za ich rozmaite epicykliczne udoskonalenia. *Boska komedia* ukazywała całą chrześcijańską hierarchię bytu – rozciągającą się od szatana i piekła w mrocznych czeluściach materialnej Ziemi, poprzez górę czyśćca i dalej, poprzez kolejne zastępy anielskie, do najwyższego Boga w raju, najwyższej sfery niebieskiej – z ziemskim bytowaniem człowieka pośrodku tej kosmologicznej skali, ściśle wzorowanej na systemie ptolemejsko-arystotelesowskim. Wynikły stąd chrześcijański wszechświat był boskim, makrokosmicznym łonem, w którego bezpiecznym centrum znajdowała się ludzkość²¹.

¹⁹ Ibidem.

²⁰ Richard Tarnas, *Dzieje umysłowości zachodniej*. Przekład Michał Filipczuk, Janusz Ruskowski. Poznań 2002, s. 234.

²¹ Ibidem, s. 235.

Poza postępową częścią scholastyków, szkolnictwem, podróżami, również zatem i słowo poety wpływało na kształtowanie wizji doskonale uporządkowanego kosmosu²². A Dante podobnie jak Tomasz z Akwinu decydująco się przyczynił do tego procesu będącego następstwem schrystianizowania światopoglądu starożytnych Greków.

Przy wszelkich nowościach, jakie płynęły zarówno ze strony środowisk naukowych (uniwersyteckich w Paryżu, Oksfordzie, Neapolu) i teologicznych (dominikanie, franciszkanie) Europa Zachodnia nieodmiennie pozostawała jednak z gruntu augustiańska. Dowartościowaniu nauki jako istotnego narzędzia ludzkiej działalności towarzyszyła niepodzielnie troska o zachowanie proporcji między rozumem i wiarą, a w kwestiach żywotnych z teologicznego punktu widzenia obowiązywał prymat tej drugiej części odniesienia.

Istotną rolę w formowaniu się nowożytnego światopoglądu odegrały również, o czym wspominałam powyżej, prywatne kontakty handlowe, korespondencja, podróże, wymiana towarów i myśli. Przyczyniały się nie tylko do pomnażania indywidualnych oraz zinstytucjonalizowanych majątków, rozwoju miast, ożywienia nauk i sztuki. Miały także swoją ujemną stronę. Odkrycia geograficzne powiększały znany ludziom świat, wzbogacając materialnie i duchowo odkrywców, ale ściągały niejednokrotnie zarówno na nich, jak też na kolonizowane społeczeństwa, liczne choroby, między innymi dżumę w XIV wieku, nie wspominając o deprawacji moralnej.

Ruchome czcionki Gutenberga ożywiły cyrkulację myśli, jednak przyczyniły się pośrednio również do wielkiego rozłamów intelektualnego w sercu Europy, w konsekwencji którego doszło do bratobójczych wojen okupionych olbrzymią daniną krwi²³. Dobrobyt płynący z obrotów komercyjnych oraz eksploatacji nowych terytoriów stawał się nierzadko przyczyną rozpasania tak świeckich, jak i duchowieństwa. Ponowne odkrycie – tym razem oryginalnych dzieł Platona (filozofa znano dotąd z neoplatonickich przekazów) oraz innych pisarzy starożytnych Grecji oraz Rzymu wzmogło ferment umysłowy na kontynencie, lecz jednocześnie przyczyniło się do dalszych podziałów i nieraz ostro wyrażanych kontrowersji między adwersarzami tzw. starej i nowej drogi (*via antiqua vs. via moderna albo via nova*)²⁴.

Owa znacząca kontrowersja znana od XII stulecia jako spór o uniwersalia, jest znamienna dla nadchodzącej epoki, a ponieważ bezpośrednio dotyczyła także Sebastiana Branta, zatrzymam się przy niej chwilę. Swoje źródło ten na początku wyłącznie filozoficzno-teologiczny spór miał w dyskusyjnej kwestii, czy pojęciom ogólnym, uniwersaliom, takim jak np. nazwy gatunkowe, odpowiada jakaś rzeczywistość, czy są one realne, czy też stanowią wyłącznie nazwy (rzeczowniki), będące pojęciowymi

²² Wybitną rolę odegrały w tym procesie także sztuki plastyczne, o których ze względu na ograniczenia czasowe nie sposób powiedzieć więcej w tym miejscu. Szerzej na ten temat zob. Robert Bartlett, *Panorama średniowiecza*. Tłumaczenie Dorota Stefańska-Szewczuk. Warszawa 2002, s. 196–229; Margaret Aston, *Panorama renesansu*. Tłumaczenie Ewa Romkowska. Warszawa 2003, s. 9–47.

²³ Por. Dieter Hägermann und Manfred Leier (Hg.), *Schauplätze der europäischen Geschichte*. München 2004, s. 44–53.

²⁴ Por. Wilhelm Vischer, *Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529*. Basel 1860, s. 139.

abstrakcjami wysublimowanymi z cech pojedynczych rzeczy w celu ułatwienia werbalnej komunikacji²⁵. Do zwolenników tzw. starej drogi należeli realiści, przekonani o rzeczywistości (to znaczy obecnym poza językiem i umysłem) istnieniu również uniwersaliów. Nową drogą poszli nominaliści, odrzucający ten pogląd i utrzymujący, że realnie istnieją tylko pojedyncze rzeczy. Ta grupa, stając się wyrazicielem koncyliaryzmu i ruchów reformatorskich w obrębie Kościoła, przeciwstawiła się jednocześnie tradycyjnemu teologicznemu punktowi widzenia oraz podważała prymat papieża w hierarchii kościelnej. Spór ideowy podzielił zatem scholastyków, ale jego konsekwencje odczuwano również w powszednim życiu.

Świetny przykład stanowią tu mogą regularne bójkki, do jakich ponoć dochodziło w wyniku dywersyfikacji pryncypiów oraz sympatii na wielu europejskich uniwersytetach, m.in. w Paryżu, Tybindze czy wreszcie w Bazylei²⁶, gdzie Sebastian Brant studiował prawo. Badacz jurydycznej spuścizny Branta, Joachim Knappe, opisując ówczesną sytuację na uczelniach, notuje w tym kontekście m.in.:

Tak jak w Bazylei zwalczali się również i w Tybindze studenci różnych burs. 'I nieporozumieniu nadano nawet widoczny znak' [...] 'w taki sposób, że zwolennicy zwalczających się pryncypiów w różnych bursach podzieleni byli według specjalnych flag i emblematów'. A owo odosobnienie wydawało się konieczne: bo o tym, jak zażarcie toczono spór, świadectwo uzyskujemy nie tylko ze znanego faktu, że na Sorbonie jedna katedra została odizolowana od miejsca oponenta ścianą z desek po to, aby dyskutanci nie mogli się dopuścić rękoczynów; także z Tybingi wiemy, że obydwie bursy, nie zważając na swoje rozdzielenie, codziennie napadały na siebie i nierzadko, jeśli kończyły się argumenty, skakały sobie do oczu²⁷.

Po ukończeniu studiów Brant został w Bazylei doktorem obojga praw (kanonicznego i cywilnego), nauczał tu jako profesor jurysprudencji, a także został dziekanem wydziału prawa²⁸. Nie wiadomo jednak, czy również Brantowi przypadło w udziale wznosić szranki wokół katedry, które miały zapobiegać gorącym sporom ideowym.

²⁵ Spierano się o powszechniki już od XI wieku; stanowiska Abelarda i Tomasza z Akwinu (XII w.), jak również pewna jałowość dywagacji powodowały osłabienie towarzyszących im emocji. W XIII stuleciu wydawało się, że kontrowersje zostały ostatecznie zażegnane, jednak z wielkim impetem powróciły w wieku XIV, a potężny wzrost nominalizmu „zwiastował koniec scholastyki”, por. Władysław Tatarkiewicz, *Historia...*, s. 238.

²⁶ Por. Joachim Knappe, *Dichtung, Recht und Freiheit. Studien zu Leben und Werk Sebastian Brants 1457–1521*. Baden-Baden 1992, s. 30.

²⁷ *Ibidem*, tłum. A.W. [Wie in Basel bekämpften sich auch in Tübingen die Studenten der verschiedenen Bursen. 'Und selbst ein äußeres Zeichen war dem Gegensatz gegeben' [...] 'indem die Anhänger der kämpfenden Prinzipien in verschiedenen Bursen mit besonderen Fahnen und Sinnbildern vertheilt waren. Und diese Absonderung mochte nothwendig genug sein: denn wie erbittert der Streit geführt wurde, davon gibt uns nicht bloß die bekannte Tatsache Zeugniß, daß an der Sorbonne ein Katheder von dem Platze des Opponenten durch eine Bretterwand geschieden war, damit die Disputierenden nicht handgemein werden konnten; sondern auch von Tübingen wird uns gesagt, daß die beiderlei Bursen ihrer Trennung ungeachtet täglich hintereinander geriethen und sich nicht selten, wenn die Gründe ausgingen, in die Haare griffen.]

²⁸ Por. *ibidem*, s. 31–73.

Początki humanizmu i renesansu, a więc czasy w których żył autor *Okrętu błaznów*, znane zazwyczaj z przekazów o kurtuazyjnej wymianie myśli przy pomocy listów²⁹, kojarzone z naukowym dialogiem oraz zindywidualizowaniem poglądów, jak widać na powyższym przykładzie nie zawsze cechowała harmonia. Poza polemikami na tle światopoglądowym dochodziło też w Europie XIV-XV stulecia do aktów barbarzyństwa, napadów czy regularnych wojen. Obraz plag i katastrof tej epoki syntetycznie przedstawia Richard Tarnas w swoich *Dziejach umysłowości zachodu*. Oto jeden z przykładów:

Wojna stuletnia między Anglią i Francją była nie kończącym się wyniszczającym konfliktem, podczas gdy Włochy pustoszone były przez wielokrotne inwazje i mordercze zmagania o władzę. Wszechobecni byli piraci, bandyci i żołnierze najemni. Waśnie religijne urosły do wymiarów międzynarodowych. Głęboki kryzys ekonomiczny był zjawiskiem niemal powszechnym przez całe dziesięciolecie. Uniwersytety przeżywały stagnację. Nowe choroby przedostały się do Europy przez jej porty, zbierając obfite żniwo. Kwitła czarna magia, kult diabła, zbiorowe biczowanie, taniec śmierci na cmentarzach, czarne msze, inkwizycja, tortury oraz stosy. Spiski kościelne były czymś zwyczajnym i obejmowały takie wydarzenia, jak poparte przez papieża morderstwo popełnione przed ołtarzem florenckiej katedry w niedzielę wielkanocną podczas sumy. Morderstwa, gwałty i rabunek były na porządku dziennym, co roku pojawiała się widmo głodu i zarazy. W każdej chwili Europie zagrażał zalew hord tureckich. Panowały apokaliptyczne nastroje. W opinii wielu Kościół, ta podstawowa instytucja kulturalna Zachodu, był samym centrum zepsucia, a jego strukturze i celom brakowało duchowej integralności. W takiej oto scenarii powszechnego upadku kultury, przemocy i wszechobecnej śmierci nastąpiło „odrodzenie” – renesans³⁰.

Do tego katalogu katastroficznych wydarzeń rozstrzygających jednocześnie o kierunku dalszego rozwoju świata należałoby jeszcze dodać zdobycie Konstantynopola przez Turków w 1453 roku. Bizantyjscy uczeni, uciekając wówczas z obłożonej metropolii, zabierali z sobą cenne greckie manuskrypty, które następnie, po osiedleniu się mędrców w Europie Zachodniej, w oryginale rozprzestrzeniały się na kontynencie i przyczyniały do rozkwitu humanistycznej wymiany myśli. Albo odkrycie Ameryki przez Kolumba w 1492 roku, fakt o epokowym znaczeniu, który w niemieckojęzycznej literaturze po raz pierwszy odnotowany został właśnie w *Okręcie błaznów*³¹. Podsumowując można stwierdzić, że wszystkie wymienione elementy: filozofia Arystotelesa zapośredniczona przez arabskie tłumaczenia i „ochrzczona” przez Tomasza z Akwinu, spory ideowe XIII-XIV wieku, zdobycze techniczne i odkrycia geograficzne, wynalezienie kompasu i druku, rozwój handlu i międzyludzkich kontaktów, epidemie i niepokoje społeczne, wojny oraz niestrudzona refleksja

²⁹ Por. korespondencje Petrarki czy Erazma z Rotterdamu z wieloma erudydami epoki. Krzysztof Żaboklicki, *Historia...*, s. 55; Jerzy Ziomek, *Renesans*. Warszawa 1973, s. 27. Jozef Ijzewijn, *Mistrzowie: Erazm z Rotterdamu*, w: *Literatura Europy. Historia literatury europejskiej*, pod red. Annick Benoit-Dusausoy i Guy Fontaine’a. Gdańsk 2009, s. 254–255.

³⁰ Richard Tarnas, *Dzieje...*, s. 267.

³¹ Por. Peter J. Brenner, *Neue deutsche Literaturgeschichte. Vom ‚Ackermann‘ zu Günter Grass*. Tübingen 1996, s. 9.

intelektualna nadal podporządkowana doktrynie Kościoła wpłynęły na wizerunek świata, jakiego świadkiem i uczestnikiem był między innymi Sebastian Brant. Jeśli przyjąć tezę o sprawczej sile myśli za słuszną, to wydaje się, że moc napędzającą zaprezentowanego powyżej schematu dziejów stanowiła ciekawość.

Wiedza o świecie i dociekliwość postulowana w rozważaniach Stagiryty została przez kolejne lata badań i na razie intelektualnych eksperymentów przedzierzgnięta w chęć poznania rzeczywistości. Peter Brenner słusznie twierdzi w tym kontekście:

Potrzeba nowości staje się w ogóle sygnaturą epoki. ‚Ciekawość’ jest kategorią wiodącą czasów nowożytnych i pozostanie nią przynajmniej do XVIII wieku. Jest to ciekawość, która się skupia na wewnątrzświatowych wydarzeniach i w ten sposób przewycięża chrześcijański werdykt *curiositas*, który na przełomie czwartego i piątego stulecia z niezwykłym sukcesem ogłasza Aureliusz Augustyn w dziesiątej księdze swoich *Wyznań*. Werdykt ów przetrwa całe średniowiecze i będzie oddziaływał aż do wczesnej nowożytności. Historia zniesienia tego zakazu jest zarazem historią nowożytnej myśli³².

W powyższym szkicu usiłowałam nakreślić podstawowe przesłanki owej historii, nie wiem jednak, czy udało się dokonać tego adekwatnie. Przy lekturze *Okrętu błaznów* wiedza ta wydaje się przydatna.

Książka Branta powstała zatem w bardzo dziwnym czasie, ale formą i treścią, raczej nie szokuje. Nawiązuje zdecydowanie do znanych w późnym średniowieczu moralitetów czy kazań, w których żart służy do tego, aby *ridendo dicere verum*³³ (mówić słowa prawdy, śmiejąc się). Można by też poszukiwać asocjacji z jeszcze wcześniejszą literaturą moralizatorsko-dydaktyczną czasów reformy klasztorów³⁴, ale to nazbyt pochopna hipoteza. Bowiem język utworu, jakkolwiek już narodowy i bardzo prosty, w zamierzeniu autora z pewnością skierowany do szerokiego kręgu odbiorców, odpowiada raczej nowej epoce humanizmu. Obficie przekazuje treści poruszające umysły w czasach nowożytnych. To, czym *Okręt błaznów* autentycznie zadziwia jest niespotykana dotąd w piśmiennictwie niemieckojęzycznym (w literaturze pięknej) erudycja. Pogląd taki podziela wielu badaczy³⁵ i na kilku przykładach postaram się uzasadnić jego słusność.

³² Ibidem, s. 6. tłum. A.W. [Das Bedürfnis nach dem Neuen wird überhaupt zur Signatur des Zeitalters. Die „Neugierde“ ist eine Leitkategorie der Neuzeit und wird es bleiben, zumindest bis ins 18. Jahrhundert hinein. Es ist eine Neugierde, die sich auf die innerweltlichen Gegebenheiten richtet und damit das christliche *curiositas*-Verdikt überwindet, das Aurelius Augustinus an der Wende zum 5. Jahrhundert im 10. Buch seiner *Confessiones* enorm folgenreich verkündet hat. Das Verdikt wird das ganze Mittelalter überdauern und bis in die Frühe Neuzeit hineinwirken. Die Geschichte der Auflösung dieses Verbotes ist zugleich die Geschichte des neuzeitlichen Denkens].

³³ Por. Ernst Robert Curtius, *Literatura europejska i łacińskie średniowiecze*. Kraków 2009, s. 427.

³⁴ Por. Friedrich Müller, Gerold Valentin, *Deutsche Dichtung. Literaturgeschichte*, Paderborn u.a. 1981, s. 16.

³⁵ Por. Eberhard Meißner, *Vorwort*, in: Sebastian Brant, *Das Narrenschiff. Illustriert mit neunzig Holzschnitten des Originals*. Leipzig 1958, s. 6; *Kindlers Literatur Lexikon*, s. 662; *Deutsches Literatur-Lexikon*, s. 888. Hans Bots, Chris Heesakkers, *Humanizm renesansowy. Panorama*

Autor komponuje w szeregu rymowanych satyr swoisty manifest życia prawowitego chrześcijanina. Wyszypa wady i przywary społeczeństwa, umiejętnie posługując się kanonem fundamentalnych prawd doktryny Kościoła. Wykorzystuje w tym celu zarówno dziesięć przykazań i siedem grzechów głównych, sprzeniewierzenie się którym zdecydowanie uznaje za głupotę, ale też odnosi się do zwykłych codziennych występków i ograniczeń określanych na równi z poprzednimi błaznadą. Tematyzowanymi elementami w *Okręcie błaznów* są zatem: pycha, chciwość, nieczystość, zazdrość, nieumiarkowanie w jedzeniu i picciu, gniew, lenistwo, bałwochwalstwo, bluźnierstwo, nieprzestrzeganie świąt, brak szacunku dla rodziców i starszych, kradzież, zbrodnia, ale też nieroztropność, przemądrzałość, pogoń za nowinkami i modą, lekkomyślne wychowanie dzieci, kłótniwość, duchowa autarkia, złe obyczaje, czynienie zła, bezmyślność, fałsz, zarozumiałość, gadulstwo, nieuczciwość, nieużyteczne pragnienia, wyrzekanie Bogu, niesprawiedliwość, zatwardziałość, szyderstwo, lekceważenie wieczności, deprawacje władzy, trudności w dochodzeniu do zbawienia, rozkosz, dochowanie tajemnicy, wyrachowanie, nienawiść, korzystanie z pomocy niedouczonej medyków, zaniedbywanie siebie, niewdzięczność, narcyzm, taniec, nocne śpiewy, żebractwo, astrologia, nadmierne zainteresowanie światem, hazard, polowania, odsuwanie myśli o śmierci, lichwa, utrata wiary, plotkarstwo, oszustwo, przemilczanie prawdy, zaniechanie i wiele innych ludzkich słabostek, ułomności, niedostatków. Wszystkie poddane są zdecydowanej krytyce i często powracają w sugestywnych refleksach przy podejmowaniu nowego tematu.

Interesujący jest sposób ekspozycji każdej z omawianych przywar. Brant je personifikuje, a prawie wszystkie ze 112 zamieszczonych w książce fragmentów oraz jedną z dwóch pieśni dodatkowych poprzedzono mottem, a także drzeworytem, stanowiącymi streszczenie i wyobrażenie podejmowanych w danym paragrafie kwestii. Wyjątkowo tylko wiersze zatytułowane *Okręt czeladników* oraz *O antychryście* nie posiadają osobnej sentencji. Każdą pieśń zamyka pouczająca pointa, ale zanim zostanie wyartykułowana, autor „testuje” rozważane zagadnienie na wielu znaczących przykładach, tzn. przytacza znane lub zapoznane już niekiedy historie, które jak w soczewce ogniskują badany problem. Wykorzystuje tu podania i legendy, zdarzenia opisane w Starym i Nowym Testamencie, mity starożytnych Greków i Rzymian, wątki antycznej i średniowiecznej literatury. Demonstruje właśnie w tych miejscach swoją niesamowitą erudycję oraz literacki kunszt. Można zaryzykować twierdzenie, że owe pouczające przykłady, naturalnie obok dydaktycznego przesłania, któremu zostają przez Branta podporządkowane, stanowią zasadniczą część *Okrętu błaznów*.

Aby zaprezentować dzieło poety w całej krasie, a jednocześnie pokazać możliwie adekwatnie trud tłumacza w znajdowaniu zgrabnych parafraz niekiedy trudnego do prostej translacji języka, przytoczę poniżej kilka wybranych wyimków, zarówno w wersji oryginalnej, jak i w polskim tłumaczeniu Andrzeja Lama.

Europy, w: *Literatura Europy. Historia literatury europejskiej*, pod red. Annick Benoit-Dusausoy i Guy Fontaine'a. Gdańsk 2009, s. 230.

Pierwsza z egzemplifikacji zaczerpnięta zostanie z fragmentu zatytułowanego *Hochmut und Hoffart*³⁶, po polsku *Urojenia pychy*³⁷, który przede wszystkim problematyzuje przesadną dbałość o wartości doczesne. Jednak w małym ustępie odnosi się też do zmiany krajobrazu edukacyjnego w Europie. Czytamy:

Wer will studieren im Vaterland,
hat viele Bücher heut zur Hand;
drum keiner kann entschuldigen sich,
er woll denn lügen lästerlich.
Uns nichts gebricht, wär nicht der Wein
Und das wir Deutschen voll wolln sein
Und uns nicht paßt der Arbeit Fron.
Wohl dem, dem ward ein kluger Sohn!
Man denkt, man findet keine Lehr
Denn zu Athenas überm Meer
Und dann erst in der Welschen Hand. –
Jetzt gibt's sie auch im deutschen Land! (209).

W polskim przekładzie cytat ten brzmi następująco:

Po cóż, aby móc studiować,
Tak daleko podróżować:
Kto chce uczyć się w swym kraju,
Znajdzie teraz książk niemało,
A przeczyć temu nikt nie może,
Jeśli z prawdą chce być w zgodzie.
Gadali, że tu nauk nie ma,
Że za morzem są w Atenach,
W romańskich krajach akademie:
Teraz widać je też w Niemczech.
Nic nam nie brak, lecz że wino
My Niemcy dosyć pić lubimy
I praca nam się krzywi nieco,
Zuch, kto syna ma mądrego (244).

Poza tymi iście kulturoznawczymi uwagami, autor potępia w tym wierszu zdecydowanie pychę ludzi zdobywających wiedzę nie dla niej samej, tylko dla pieniędzy. Przyrównuje ich do błaznicy, która się stroi i w zwierciadle bada urodę, wprowadzając w świat jedynie zamieszanie. Dodam, że pieśń zdobi miniatura przedstawiająca niewiastę przeglądającą się uważnie w lusterku, za której plecami skrada się nieziemski postać, niechybnie czyhając na zaślepienie kobiety. Takie dusze: dusza pyszałka i zapatrzonej w swoje odbicie damy, „idą do piekła”, „diabeł uwija się

³⁶ Ten i kolejne urywki tekstu będę podawała za wydaniem: Sebastian Brant, *Das Narrenschiff. Illustriert mit neunzig Holzschnitten des Originals*. Leipzig 1958, zaznaczając w nawiasie wyłącznie nr strony.

³⁷ Wszystkie polskie translacje cytuję za: Sebastian Brant, *Okręt błaznów*, przełożył i objaśnił Andrzej Lam. Pułtusk 2010.

z nimi szybko” – puentuje autor. Ale tej cząstkowej konkluzji towarzyszy jednocześnie wiele odwołań historycznych czy literackich, owych przykładowych ilustracji, które warto tu przytoczyć:

Hätt Judith sich nicht aufgeziert,
ward Holofernes nicht verführt!
Der Weise spricht: Kehr dich geschwind
vom Weibe, denn es reizt zur Sünd!
Denn Närrinnen sind oft so geil:
sie bieten dreist den Körper feil
und meinen, es könnt gar nicht schaden,
der Narren Blick auf sich zu laden.
Hätt Bathseba ihn Leib gedeckt
Wär sie vom Ehbruch nicht befleckt.
Den Mann zu schaun, zog Dina aus –
Sie kam als Mädchen nicht nach Haus.
Bescheidne Frauen sind ehrenwert
Und würdig wohl, daß man sie ehrt.
Doch wo sich Frauen zu Hoffart wenden,
da will die Hoffart gar nicht enden (210).

W przekładzie Andrzeja Lama natomiast czytamy:

Gdyby Judyta szat nie zdjęła,
Nie zwiodłaby Holofernesa.
Jezabel się farbowała.
Bo Jehu się podobać chciała.
Mądry mówi: zmykaj prędzej
Od niewiasty, bo cię zwiedzie.
Błaznice tak są chutliwe,
Że zalotną stroją minę:
Myslą że tym nie zaszkodzą,
Gdy na błazna czule spojrzą.
Ale wzrok złe myśli zdradza
I na ławie błaznów sadza,
Bo ów łatwo nie odstąpi,
Póki sójki nie ułowi.
Gdyby Batseba kryła ciało,
Małżeństwo by się nie skalalo.
Chciała obcych widzieć Dina
I dziewictwo utraciła.
Skromność niewieście przystoi,
Taka weźmie słuszne hołdy,
Gdy zaś pychą się uniesie,
To bez końca ma pretensje,
Pragnie ciągle z przodu być,
Tak że jej nie sprosta nikt (245–246).

W zakończeniu narrator nawiązuje jeszcze do pychy Hagar, historii faraona, ludu Korach, Davida, Heroda, wieży Babel po to, aby zakończyć przestrogą: „der Hof-fart Gott ein End bereit't, die Demut er erhöht allzeit” (212). I po polsku: „Pychą człek poniża Boga, Pokora będzie wywyższona” (247). Konstrukcja wszystkich fragmentów wydaje się zbliżona do tej zaprezentowanej powyżej. Ludzkie ułomności przedstawione zostają w satyrycznym wyostrzeniu. Wszystkie zaklasyfikowane jako „Narretei”³⁸, „błazenada”, pozwalają spojrzeć na człowieka z dystansem, jak na istotę niepełną, ułomną i bardzo odległą od doskonałości. Pokazują niezwykle wyraźnie jego znikomość, delikatnie ewokując w ten sposób nieograniczoność boskiej potencji. I mimo że autor opowiada się w swym utworze za *via antiqua*, zwróceniem ku Bogu, eksploatując w tym celu elementy filozofii platońskiej i neoplatońskiej, jak choćby nakaz: *poznaj samego siebie!*, zamiast trwonić czas na zgłębianie niepotrzebnych czy nieefektywnych z punktu widzenia wieczności nauk, to jego dzieło wydaje się ważne. Można je interpretować jako zdecydowaną krytykę życia zepsutego oraz drogowskaz prawomyślnego chrześcijanina.

Dzięki jeszcze jednej egzemplifikacji chciałabym zademonstrować odniesienia Branta do współczesnego mu dyskursu filozoficznego. We fragmencie zatytułowanym *Die ganze Welt erforschen wollen* narrator podejmuje ważny dla jego epoki dylemat: rozum czy wiara. Na kilku znanych przykładach uczonych i odkrywców, m.in. Archimedes, Dikajarcha, ale też postaci mitycznych, jak np. Herkules wykazuje względną wartość epokowych wynalazków. W pieśni tej występują także inne postaci, jak Ptolemeusz, Pliniusz, Strabon, Dionizos czy Bachus, których historie mają dać świadectwo prawdy stwierdzeniu, że jedynym powołaniem człowieka jest raczej introspekcja i kontemplacja niż „szkiełko mędrca i oko”. Tę tezę najlepiej chyba oddają następujące słowa:

Der Plinius, der wußt vielerlei,
sprach, daß es purer Wahnwitz sei
die Erdgröß wollen ganz erschließen,
ja über dies Ziel noch zu schießen
und rechnen wollen bis hinters Meer.
Des Menschen Geist geht irr hier sehr,
der solch Berechnungen übt immer,
doch kann sich selbst berechnen nimmer
und glaubt, er könne Ding ergründen,
die in der Welt sich gar nicht finden (150–151).

Polska translacja tego cytatu zatytułowana *O zwiedzaniu wszystkich krajów* oddaje myśli autora następująco:

Pliniusz mistrz powiedział mądrze.
Że jest jawnie nierozsądne,
Aby świata mierzyć wielkość,
Także gdy się jest na zewnątrz,

³⁸ Por. Eberhard Meißner, *Vorwort*, in: Sebastian Brant, *Das Narrenschiff*, s. 5.

Aż za morze sięgnąć miarą.
Ludzki umysł błądzi łatwo.
Rachmistrze tacy zawsze byli,
Co siebie pojąc nie umieli
I tym się umysł ich napełniał,
Czego sam świat w sobie nie ma (168–169).

Myśli zawarte w powyższych wersach wyraźnie odzwierciedlają proces duchowych zmaganiał epoki dotyczących problematycznej kwestii pogodzenia wiary z ufnością w ludzki rozum, być może słycać w tym miejscu także echa sporu o uniwersalia. Autor zachowuje tu, jak i we wszystkich pozostałych przypadkach, dużą powściągliwość, broni się przed nowinkami, ale jednocześnie, choćby przez samo odniesienie się do nich, dodaje im splendoru. Można go też uznać za jednego z pierwszych w dziejach literatury niemieckiej krytyka postępu, do czego skłania się Brenner, zauważając:

Zwrócona ku światu ciekawość zostaje przez Branta nie bez racji postrzegana jako zamach na stary i sprawdzony porządek. Całkowicie przynależąc do umysłowego horyzontu humanizmu, pisarz umieszcza ciekawość w rzędzie tych głupot, dzięki którym ludzie stawiają się poza ramami przyjętego porządku. Demonstruje w ten sposób, że zwycięstwo nowego obrazu świata nie jest procesem niezachwianego postępu³⁹.

Wydaje się jednak, że wszystkie refleksje i uwagi zawarte w *Okręcie błaznów* nie wynikają z zadufania czy chęci natrętnego moralizatorstwa. Księga ta poza, przyznać trzeba, sporą dawką dydaktyzmu, zawiera po prostu wiele życiowych mądrości, które tym razem, co paradoksalne, przy pomocy chrześcijańskiej retoryki wskazują na sokratejskie *wiem, że nic nie wiem!* Zważywszy na czas powstania dzieła, o którego pesymistycznym wizerunku nadmieniałam powyżej, należy się w pełni zgodzić z następującą oceną autorskich intencji: „Ponieważ Brant uważa, że mądrość wypływa z przyznania się do głupoty, ma nadzieję, że *Das Narrenschiff* przyczyni się do moralnej i obyczajowej poprawy epoki⁴⁰”.

Okręt błaznów napisany, powtórzę, na poziomie dyskursu humanistycznego renesansowej Europy, z licznymi odwołaniami do Pisma Świętego, greckiej i rzymskiej mitologii oraz antycznej i średniowiecznej literatury pięknej, a jednocześnie zrozumiały dzięki przejrzystości przesłania, jak też dostępności języka miał wielką szansę do poprawy takiej doprowadzić. I w swoim czasie istotnie to czynił. Wkrótce po opublikowaniu w 1494 roku książka została przełożona przez Jacoba Lochera na łacinę i ukazała się pod tytułem *Stultifera Navis* (1497 r.), co naturalnie przyczyniło

³⁹ Peter J. Brenner, *Neue deutsche Literaturgeschichte...*, s. 9. tłum. A.W. [Die weltzugewandte Neugierde wird von Brant nicht zu Unrecht als Angriff auf eine alte und bewährte Ordnung begriffen. Durchaus dem geistigen Horizont des Humanismus angehörig, reiht er die Neugierde in die lange Reihe jener Torheiten ein, mit denen sich die Menschen außerhalb der gewöhnten Ordnung stellen. Er demonstriert damit, daß die Durchsetzung eines neuen Weltbildes kein Prozeß ungebrochenen Fortschritts ist.]

⁴⁰ Hans Bots, Chris Heesakkers, *Humanizm renesansowy...*, s. 230.

się do jej rozpowszechnienia w Europie. Niebawem pojawiły się także tłumaczenia na języki wernakularne: *Le Nef des fols du monde* po francusku w 1497 roku, *Der zotten ende der narren scip* po niderlandzku w 1500 roku, *The Shyp of Folyes of the Worlde* po angielsku w 1509 roku⁴¹. Za życia Branta wydanych zostało sześć oryginalnych edycji utworu i sześć wznowień, a do końca XVI wieku czternaście dalszych. W 1505 Jodocus Badius Ascensius wydał drugi przekład na łacinę. Ukazały się też dwie translacje na Niederdeutsch: *Dat Narrenschypp* Hansa Ghetelena w 1497 roku oraz kolejna w 1519 r. W literaturze przedmiotu podaje się także informację o tłumaczeniu na flamandzki⁴².

W latach 1498/99 kaznodzieja Johan Geiler von Kaiserberg, znany z oratorskich zdolności, wykorzystał *Okręt błaznów* do stworzenia 146 kazań, które następnie opublikował drukiem po niemiecku i łacinie oraz wygłosił w Strasburgu⁴³. Również Erazm z Rotterdamu miał się wzorować na dziele Branta przy komponowaniu swojej *Pochwały głupoty*⁴⁴. Do innych pisarzy, myślicieli, krytyków inspirujących się *Okrętem* zalicza się Murnera, Sachsa, Fischarta, Abrahama a Sancta Clara, Johanna Michaela Moscheroscha, Grimmelshausena i wielu innych⁴⁵. Można zatem przyjąć tezę, że Brant istotnie wpłynął na tzw. Narrenliteratur XV, XVI i XVII stulecia.

Odrębną kwestię stanowią tzw. wydania pirackie książki, czyli plagiaty lub częściowe plagiaty dokonań Branta, w tym również jedna protestancka adaptacja H. Gülferricha (z 1553r.), które jednoznacznie wskazują na wielkie zainteresowanie utworem wśród odbiorców współczesnych autorowi, ale też potomnych⁴⁶. W XX wieku doczekał się także adaptacji filmowej.

Na polski książki nie przełożono przez pięćset lat⁴⁷. Przyczyny tego zaniechania nie są znane, można je wyłącznie domniemywać. Po pierwsze logiczny wydaje się argument o małym zakresie skolaryzacji i dużym analfabetyzmu, chociaż *Okręt błaznów*, ilustrowany rycinami, nadawał się świetnie m.in. do propagowania pisma. Po drugie większość prężnych oficyn na terenach polskich znajdowało się w czasie oryginalnego ukazania się książki i nieco później w rękach wydawców zorientowanych na protestantyzm⁴⁸. Po trzecie wreszcie, nawet wydawcy katoliccy, np. jezuici mogli nie widzieć potrzeby kolportowania do Polski idei, które tu nie były specjalnie zagrożone czy nie wymagały wzmocnienia.

Publikacja w przekładzie Andrzeja Lama z 2010 roku, z której pochodzą użyte w powyższej analizie polskie translacje cieszy się dużym zainteresowaniem czytelnictwem. Doczekała się już przynajmniej dwóch adaptacji teatralnych we Wrocławiu

⁴¹ Por. ibidem, s. 230–231.

⁴² Por. *Kindlers Literatur Lexikon*, s. 6620.

⁴³ Por. ibidem.

⁴⁴ Hans Bots, Chris Heesakkers, *Humanizm renesansowy...*, s. 231.

⁴⁵ Por. *Kindlers Literatur Lexikon*. op. cit., s. 6620; *Deutsches Literatur-Lexikon*, s. 888.

⁴⁶ Por. ibidem, s. 888.

⁴⁷ Por. Wojciech Dudzik, *Wstęp*, w: Sebastian Brant, *Okręt błaznów*, s. V.

⁴⁸ Por. Jerzy Ziomek, *Renesans*. Warszawa 1973, s. 42.

(Teatr Lalek, czerwiec 2010 r. w reżyserii Piotra Tomaszuka)⁴⁹ i w Supraślu (Teatr Wierszalin, czerwiec 2010 r. w reżyserii Piotra Tomaszuka)⁵⁰. Staje się przedmiotem dyskusji akademickiej. Wydaje się zatem pozycją ważną z historycznego i aktualnego punktu widzenia. Pozwala polskiemu czytelnikowi prześledzić m.in. filozoficzne inklinacje tego dzieła literatury europejskiej, co na wybranych przykładach starałam się pokazać w niniejszym artykule. Uważna lektura *Okrętu błaznów* skłania do konkluzji, iż ów renesansowy bestseller to nie tylko „rymowana satyra moralna”, ale także cenny skarb poetycki o dużych walorach estetycznych i poznawczych.

Bibliografia

- Margaret Aston, *Panorama renesansu*. Tłumaczenie Ewa Romkowska. Warszawa 2003.
Św. Augustyn, *Wyznania*, tłumaczył oraz wstępem i kalendarium opatrzył Zygmunt Kubiak. Kraków 2009.
- Robert Bartlett, *Panorama średniowiecza*. Tłumaczenie Dorota Stefańska-Szewczuk. Warszawa 2002.
- Wolfgang Beutin, *Humanismus und Reformation*, w: Wolfgang Beutin i in., *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Stuttgart/ Weimar 2001, s. 57–100.
- Hans Bots, Chris Heesakkers, *Humanizm renesansowy. Panorama Europy*, w: Annick Benoit-Dusauso/ Guy Fontaine, *Literatura Europy. Historia literatury europejskiej*. Gdańsk 2009, s. 210–245.
- Sebastian Brant, *Das Narrenschiff. Illustriert mit neunzig Holzschnitten des Originals*. Leipzig 1958.
- Sebastian Brant, *Okręt błaznów*, przełożył i objaśnił Andrzej Lam. Pułtusk 2010.
- Peter J. Brenner, *Neue deutsche Literaturgeschichte. Vom ‚Ackermann‘ zu Günter Grass*. Tübingen 1996.
- Ernst Robert Curtius, *Literatura europejska i łacińskie średniowiecze*. Kraków 2009.
Deutsches Literatur-Lexikon. München, t. 1, s. 887–892.
- Wojciech Dudzik, *Wstęp*, w: Sebastian Brant, *Okręt błaznów*, przełożył i objaśnił Andrzej Lam. Pułtusk 2010, s. V-XIX.
- Herbert A. und Elisabeth Frenzel, *Daten deutscher Dichtung. Chronologischer Abriss der deutschen Literaturgeschichte*. Bd. 1: *Von den Anfängen bis zum Jungen Deutschland*. München 2001.
- Dieter Hägermann und Manfred Leier (Hg.), *Schauplätze der europäischen Geschichte*. München 2004.
- Jozef Ijzewijn, *Mistrzowie: Erazm z Rotterdamu*, w: Annick Benoit-Dusauso/ Guy Fontaine, *Literatura Europy. Historia literatury europejskiej*. Gdańsk 2009, s. 251–255.
Kindlers Neues Literatur Lexikon. München 1989, t. 3, s. 45–46.
Kindlers Literatur Lexikon. München 1986, t. 8, s. 6619–6621.

⁴⁹ WWW.wroclaw.dlastudenta.pl/teatr/wydarzenie/Spektakl_Statek_blaznow,65962.html, stan z 3.12.2012r.

⁵⁰ WWW.poranny.pl/apps/pbcs/dll/article?AID=/20100616/TEATR/448043419 stan z 3.12.2012.

- Zygmunt Kubiak, *Od Tagasty do Ostii*, w: Św. Augustyn, *Wyznania*, tłumaczył oraz wstępem i kalendarium opatrzył Zygmunt Kubiak. Kraków 2009, s. 7–23.
- Bryan Magee, *Historia filozofii*. Warszawa 2008.
- Eberhard Meißner, *Vorwort*, in: Sebastian Brant, *Das Narrenschiff. Illustriert mit neunzig Holzschnitten des Originals*. Leipzig 1958.
- Friedrich Müller, Gerold Valentin, *Deutsche Dichtung. Literaturgeschichte*. Paderborn/ München/ Wien/ Zürich 1981.
- Krzysztof Pomian, *Europa i jej ludy*. Gdańsk 2009.
- Adam Sikora, *Od Heraklita do Husserla. Spotkania z filozofią*. Warszawa 2001.
- Richard Tarnas, *Dzieje umysłowości zachodniej*. Przekład Michał Filipczuk, Janusz Ruskowski. Poznań 2002.
- Władysław Tatarkiewicz, *Historia filozofii*, t. 1.: *Filozofia starożytna i średniowieczna*. Warszawa 1995.
- Władysław Tatarkiewicz, *Dzieje sześciu pojęć*. Warszawa 2005.
- Mieczysław Urbanowicz, *Brant*, w: *Mały słownik pisarzy niemieckich, austriackich i szwajcarskich*, pod red. Jana Chodery i Mieczysława Urbanowicza. Warszawa 1973.
- Wilhelm Vischer, *Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529*. Basel 1860.
- Jerzy Ziomek, *Renesans*. Warszawa 1973.
- Krzysztof Żaboklicki, *Historia literatury włoskiej*. Warszawa 2008.

**Der moralische Kompass des *Narrenschiffes*.
Die Beziehungen der Literatur und Philosophie in dem Bestseller der
Renaissance**

Das Narrenschiff von dem deutschen Juristen und Humanisten Sebastian Brant gehört zu den bekanntesten Behandlungen der Narrenschiff-Trope in der europäischen Literatur. Das Werk wurde 1494 auf Deutsch publiziert und seitdem wurde es immer wieder in viele Sprachen übersetzt. Der Beitrag will versuchen diese spätmittelalterliche Moralsatire vor historischem Hintergrund darzustellen sowie ihre philosophischen Affinitäten zu ergründen. Erörtert werden ferner die Rezeption des Werkes, seine ästhetischen Vorzüge und seine Bedeutung für die europäische Kultur.

Schlüsselwörter

Narrenschiff, Nominalismus, Moralsatire, Laster, Brant

**The moral compass of *Narrenschiff*.
The relations of literature and philosophy in the bestseller of the Renaissance**

Das Narrenschiff (*Ship of Fools*) by the German lawyer and humanist Sebastian Brant is the most famous treatment of the *ship of fools* trope in the European literature. It was published 1494 in German verse and since then it has been repeatedly translated into many languages.

The aim of the article is the analysis of this late medieval moral satire in relation to its historical and philosophical context. The author will focus the attention on the reception of this work, its aesthetic values and importance to European culture.

Keywords

Ship of Fools, nominalism, moral satire, human vices, Brant

O co toczy się spór literacki? – kontrowersje literackie wokół literatury niemieckojęzycznej 1945–1966–1990

1. U źródeł sporu. Postmodernizm i demokracja

Słowo spór może uruchamiać różnego rodzaju pola skojarzeniowe. Są przecież spory prawne, cywilne, spory pomiędzy sąsiadami, spory małżeńskie, małe spory o politykę w rodzinie czy w gronie przyjaciół oraz mające przecież też charakter sporów wielkie debaty społeczne. Atrybut ‘literacki’ używany w odniesieniu do wyrażenia ‘spór literacki’, a także do bliskoznacznych z nim określeń w rodzaju ‘kontrowersja literacka’, ‘skandal literacki’ i ‘debata literacka’ poprzez zestawienie z kilkoma datami historycznymi sytuuje postawione w tytule pytanie w kontekście historii literatury. Wielka kontrowersja wokół Tomasza Manna z 1945 roku, zurychski spór literacki z 1966 roku oraz spór o Christę Wolf z 1990 roku przypadają na konkretne daty lub są zbliżone do dat, które dla historii literatury niemieckiej, niemieckojęzycznej (ale też europejskiej i światowej) wyznaczają istotne ramy periodyzacyjne. I tak na przykład koniec II wojny światowej, jedna z najistotniejszych cezur historii najnowszej, może być zilustrowany sporem o moralną odpowiedzialność pisarzy w czasach III Rzeszy, wywołanym przez dość radykalne oceny wielkiego niemieckiego powieściopisarza Tomasza Manna. Polityczne wydarzenia 1968 roku, znane w Europie Wschodniej (w Polsce i Czechosłowacji) z racji antykomunistycznych wystąpień, w Europie Zachodniej noszą miano ‘rewolty studenckiej’, dla których zurychski spór literacki z 1966 roku był w pewnym sensie prototypowy, perspektywny. Otwierał nowe fronty w batalii o wartości w dobie gwałtownych przemian obyczajowych i społecznych. Wreszcie wydarzenia 1989 roku, upadek muru berlińskiego, niosły ze sobą debaty o uwikłanie pisarzy w działalność ernerdowskiego komunistycznego reżimu, o Christę Wolf i innych.

Czy ma sens opowiadanie historii literatury danego kraju od strony sporów, które towarzyszą dziejom danej literatury? Wiele przemawia za tym, że taki sens istnieje i jest to również jedno założenie, które leży u podstaw niniejszego wywodu. Sens ten jest zresztą odzwierciedleniem dość aktualnego trendu badawczego w zakresie literatury niemieckiej i niemieckojęzycznej. Można to pokazać na przykładzie recepcji wspomnianych trzech sporów literackich, polaryzujących szerokie grono czytelników i obywateli, tak zwanej literackiej opinii publicznej („literarische Öffentlichkeit”)¹.

¹ Przy próbie zdefiniowania tego pojęcia warto odnieść się do rozróżnienia pomiędzy literacką a polityczną opinią (sferą) publiczną u Habermasa. Ta pierwsza ma w historycznym proce-

Można wymienić cały szereg publikacji naukowych, które w ostatnich latach ujmują historię literatury jako historię sporów, debat i kontrowersji literackich, rozszerzając przy tym niekiedy optykę – co nie jest spojrzeniem nowym – na problem zaangażowania pisarzy w działania polityczne i społeczne i opisując skandale literackie². Jeżeli skupimy się tu szczególnie na pojęciu ‘sporu’ (traktując je heurystycznie), to być może pewne wytłumaczenie znajdziemy w niektórych teoriach postmodernizmu. Postmodernizm jest bowiem formacją kulturową, u której podstaw programowych leży spór – jest ona kulturą sporu *par excellence*³. Swego rodzaju kluczem są tu wywodzące się ze starożytnej greckiej tradycji pojęcia agonu i agonistyki, rywalizacji w różnych dziedzinach sportu, ale też sztuki. Agonistyczność oznacza kompetytywność, związanie z walką lub rywalizacją (gr. *agōnistikós* ‘dotyczący zawodów’)⁴. Zasada agonistyczności znajduje swoiste odzwierciedlenie w koncepcjach Lyotarda, z kluczowym pojęciem tak zwanego poróżnienia (w oryginale *le différend*), nakazującym jednakowe upodmiotowienie uczestników sporu, posunięte do ekstremum, niekończące się rozpatrywanie sprzecznych racji, tak aby pozostały one ciągle tak samo uprawnione⁵. Ta bardzo ciekawa zasada przestaje mieć rację bytu, kiedy zada się pytanie: Czy można zachować taki sam dystans do sensu, jak do nonsensu? Oczywiście, że nie można, ale dla Lyotarda istotne są tak naprawdę nadużycia w decydowaniu, co jest sensem, a co – nonsensem. Sens może służyć prześladowaniom, dyskryminacji, a nonsens może stać się dla prześladowanych i wykluczonych szansą. Bo przecież – czego dowodził inny, nie mniej sławny rodak Lyotarda, Michel Foucault – również uprawianie nauki, czyli powiększanie obszaru wiedzy, wszelkie artykułowanie wiedzy, mają wiele wspólnego ze sprawowaniem władzy, są tak zwanym dyskursem hegemonicznym.

się kształtowania się sfery publicznej znaczenie prepolityczne. Umożliwiła przećwiczenie technik krytycznego komunikowania różnych treści w odniesieniu do literatury, w sytuacji, kiedy ze względu na cenzurę nie było jeszcze możliwości publicznego debatowania o polityce. Por. Jürgen Habermas, *Strukturalne przeobrażenia sfery publicznej*. Przełożyły Wanda Lipnik i Małgorzata Łukasiewicz, Warszawa 2007, s. 135.

² Robert Weninger, *Streitbare Literaten. Kontroversen und Eklats in der deutschen Literatur von Adorno bis Walser*, München 2004; Bodo Plachta, *Literaturbetrieb*, Paderborn 2006, tu rozdz. *Literaturfehden* s. 42–50; Joanna Jabłkowska / Małgorzata Półtola (Hg.), *Engagement – Debatten – Skandale. Deutschsprachige Autoren als Zeitgenossen*, Łódź 2002; Wendelin Schmidt-Dengler / Johann Sonnleitner / Klaus Zeyringer (Hg.), *Konflikte – Skandale – Dichterfehden in der österreichischen Literatur*, Berlin 1995; Franz Josef Worstbrock / Helmut Kopmann (Hg.), *Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*, Tübingen 1986; Stefan Neuhaus / Johann Holzner (Hg.), *Literatur als Skandal. Fälle – Funktionen – Folgen*, Göttingen 2007.

³ Por. Lothar Blum, *Literatur und Bildung. Der Literaturunterricht als Einführung in den intellektuellen Diskurs der Zeit – Das Beispiel Botho Strauß und der ‚Bocksgesang‘*, w: *Literatur im Unterricht* 1 (2000), H. 1, s. 61–77, s. 61.

⁴ Mirosław Bańko (red.), *Wielki słownik wyrazów obcych*, Warszawa 2005, s. 21.

⁵ Jean-François Lyotard, *Der Widerstreit*. Aus dem Französischen übersetzt von Joseph Vogl, München 1987, s. 17 i nast. Por. tenże, *Poróżnienie*. Przekład z francuskiego Bogdan Banaśiak, Kraków 2010 (oryg. *Le Différend* 1983).

Wypada raczej uznać, że władza produkuje wiedzę (ale nie dlatego po prostu, że faworyzuje ją, gdy ta jej służy, lub wykorzystuje, gdy jest użyteczna); że władza i wiedza wprost się ze sobą wiążą; że nie ma relacji władzy bez skorelowanego z nimi pola wiedzy ani też wiedzy, która nie zakłada i nie tworzy relacji władzy. [...] Krótko mówiąc – to nie działanie podmiotu poznającego tworzy wiedzę użyteczną dla władzy lub wobec niej oporną, ale władza-wiedza, procesy i walki, którym podlega i z których się składa, wyznaczają możliwe formy i dziedziny poznania⁶.

Może więc podstawowe założenie sytuacji konfliktowej powinno polegać na tym, iż należałoby pozwolić wypowiedzieć się wszystkim ‘aktorom’ sporu do końca? Byłby to swoisty imperatyw moralny: ‘Pozwól wybrzmieć wszystkim racjom!’ W powojennej historii Niemiec powyższy postulat, oparty nie na postmodernistycznej refleksji (bo ta pojawi co najmniej dwie, trzy dekady później), a jedynie na postulacie demokratyzacji, na dążeniu do zbudowania nowoczesnego społeczeństwa, awansował do zasady etycznej. Stąd wzięła się (chyba specyficznie) niemiecka „kultura debatowania”⁷ i ustanowiła ją mechanizmem regulującym demokrację. Jak słusznie zauważa Rathgeb: „Każdy głos, każda zażarta dyskusja, musiała być widziana jako dowód funkcjonującej demokracji. Istniał etyczny i polityczny impet, że w Niemczech nie powinno się więcej milczeć, jak to się działo w dwunastu latach dyktatury”⁸. Już pierwszym, niejako paradygmatycznym zastosowaniem owego postulatu, wydaje się być kontrowersja wokół Tomasza Manna.

2. Wielka kontrowersja wokół Tomasza Manna (1945)

Spór o Tomasza Manna, określany jako „wielka kontrowersja” („die große Kontroverse”), jest tylko w pewnym stopniu sporem o niemieckiego noblistę, przede wszystkim zaś sporem o akceptowalność postaw etycznych wobec zbrodniczego reżimu, sporem pomiędzy autorami przebywającymi w czasach III Rzeszy na uchodźstwie a tymi pozostającymi w kraju, pomiędzy przedstawicielami emigracji realnej a tak zwanej emigracji wewnętrznej⁹. Spór o uwikłanie pisarzy w działania zbrodniczego reżimu rozgorzał tuż po zwycięstwie aliantów nad hitlerowską dyktaturą, w kompletnie niestabilizowanej sytuacji politycznej Niemiec, podzielonych na strefy okupacyjne. Ko-

⁶ Michel Foucault, *Nadzorować i karać: narodziny więzienia*. Przełożył i posłowiem opatrzył Tadeusz Komendant, Warszawa 1993, s. 34 i nas .

⁷ Eberhard Rathgeb, *Die engagierte Nation. Deutsche Debatten 1945–2005*, München / Wien 2005, s. 434.

⁸ Tamże, s. 10.

⁹ Irmela von der Lühe, *„Kommen Sie bald wie ein guter Arzt, – Die ‚große Kontroverse‘ um Thomas Mann (1945)”, w: Jabłkowska / Pótroła (Hg.), Engagement – Debatten – Skandale*, s. 305–320; Robert Weninger, *Die ‚Ofenhocker des Unglücks‘. Thomas Mann und der Streit um innere und äußere Emigration*, w: tenże, *Streitbare Literaten*, s. 14–31. Por. również dokumentacje: Thomas Mann / Frank Thieß / Walter von Molo, *Ein Streitgespräch über die äußere und die innere Emigration*, Dortmund 1946; Johannes Friedrich Gottlieb Grosser (Hg.), *Die große Kontroverse: ein Briefwechsel um Deutschland*, Hamburg [u.a.] 1963.

ścią niezgody była rozbieżna ocena, jak należało reagować na poczynania narodowych socjalistów po 1933 roku. Po dojściu Hitlera do władzy spora grupa pisarzy zdecydowała się, czy to ze względu na pochodzenie etniczne, czy to ze względu na poglądy polityczne, na opuszczenie III Rzeszy. Lista pisarzy jest bardzo obszerna, bo emigrantem – oprócz wspomnianego Tomasza Manna (1875–1955) – był jego starszy brat Henryk (1871–1950), ale byli nimi przecież także między innymi Bertolt Brecht (1898–1956), Erich Maria Remarque (1898–1970), Lion Feuchtwanger (1884–1958), Alfred Döblin (1878–1957)¹⁰. Również pośród tych, którzy nie zdecydowali się na wyjazd z Niemiec po dojściu Hitlera do władzy, jest wielu renomowanych autorów, jak chociażby noblista Gerhart Hauptmann (1862–1946), poeta Gottfried Benn (1886–1956), Ernst Jünger (1895–1998) i wielu innych¹¹. Krótco po zakończeniu działań wojennych, 04.08.1945, przedstawiciel tych, którzy pozostali, pisarz Walter von Molo, wystosował w liście otwartym do przebywającego na emigracji Tomasza Manna zaproszenie do powrotu do Niemiec. Zwracał się do Manna, aby ten przybył „niczym dobry lekarz” („wie ein guter Arzt”), aby służyć „radą i czynem” („mit Rat und Tat”)¹². Tomasz Mann na to zaproszenie nie przystał, publikując – również w formie listu otwartego – esej *Dlaczego nie wracam do Niemiec* (*Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe*, 1945)¹³. Mimo że do samego von Molo zwracał się z życzliwością, to w sposób stanowczy wymienił różne względy, uniemożliwiające jego repatriację do Niemiec, tu m.in. „utrata podstaw życiowych” (jakimi były konfiskata majątku, utrata domu, książek, pamiątek), doświadczenia, niewygody „bytu emigracyjnego” (DWN, s. 410), które z kolei przeciwstawiał przywilejom pozostalej w kraju inteligencji niemieckiej: „Gdyby wówczas inteligencja niemiecka, wszyscy o znaczących i znanych powszechnie nazwiskach, lekarze, muzycy, nauczyciele, pisarze artyści, podnieśli się jak jeden mąż przeciwko tej hańbie, gdyby

¹⁰ Mówiąc o tej grupie pisarzy, należałoby dokonać szeregu rozróżnień ze względu na okoliczności i przyczyny wyjazdu, przekonania światopoglądowe i polityczne, kraj docelowy, preferowane gatunki i tematy dzieł itd. Warto wspomnieć, iż emigrantami byli również pisarze austriaccy, np. Robert Musil (1880–1942), Franz Werfel (1890–1945), Hermann Broch (1886–1951), Elias Canetti (1905–1994). W celu ogólnej orientacji zob. np. Bengt Algot Sørensen (Hg.), *Geschichte der deutschen Literatur*, München 1997, Bd. II: *Vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, s. 251–257.

¹¹ Np. Ernst Wiechert (1887–1950), Werner Bergengruen (1892–1964), Reinhold Schneider (1903–1958), Hans Carossa (1887–1956), Ricarda Huch (1864–1947), Gertrud von le Fort (1876–1971). Zob. Von der Lühe, s. 314, Sørensen, S. 250 i nast. Od tej motywowanej wartościami konserwatywnymi i chrześcijańskimi literatury warto odróżnić (motywowaną głównie wartościami lewicowymi) literaturę otwarcie opozycyjną i antyfaszystowską, która mogła się ukazywać w podziemiu lub za granicą. Sørensen, s. 249 i nast. Por. Hubert Orłowski, *Literatura w III Rzeszy*, Wyd. II, Poznań 1979, tu szczególnie *Część III. Literatura w opozycji*, s. 243–336.

¹² Cytat za Von der Lühe, s. 308. Wszystkie tłumaczenia, o ile nie zaznaczono inaczej, pochodzą ode mnie – A.D.

¹³ Tekst opublikowany został 28.09.1945 w ukazującym się w Nowym Jorku emigracyjnym czasopiśmie *Aufbau*, następnie został przedrukowany przez prasę w Niemczech. Zob. Thomas Mann, *Dlaczego nie wracam do Niemiec?*, w: tenże: *Moje czasy. Eseje*. Wybór i wstęp Hubert Orłowski. Tłumaczenie Wojciech Kunicki. Poznań 2002, s. 409–417. Cytowany dalej jako DWN wraz z numerem strony.

ogłosili strajk generalny, wówczas wiele mogło potoczyć się inaczej, niż się potoczyło” (DWN, tamże). Mann wskazywał również na swoje zakorzenie w Stanach Zjednoczonych, które udzieliły mu gościny na większość okresu emigracji, dając pisarzowi nawet obywatelstwo¹⁴ i umożliwiając odbudowanie materialnej egzystencji (por. DWN, s. 411 i nast.). Najostrzej zabrzmiały jednak słowa o literaturze powstałej w III Rzeszy: „Może jest to przesąd, ale w moim pojęciu te książki, które w latach 1933–1945 mogły się w ogóle ukazać drukiem w Niemczech, są więcej niż bezwartościowe i nie zasługują, by je wziąć do ręki. Przyłgnęła do nich woń krwi i hańby; powinno się je wszystkie oddać na przemiał” (DWN, s. 413). Z pozostałych zdań listu wyrasta mimo to również wiara w przyszłość Niemiec. Wiara ta, wyrażona w dość kontrowersyjny sposób, za pomocą metafory „paktu z diabłem” (Fausta z Mefistofelem, Niemiec z narodowym socjalizmem), łączy się z przekonaniem, iż „łaska jest silniejsza niż wszelki cyrograf” (DWN, s. 416). Mimo że opublikowane stanowiska Tomasza Manna i Waltera von Molo aż tak bardzo się nie różniły, to stały się okazją do zaprezentowania o wiele bardziej radykalnych poglądów, jak np. te Franka Thießa, który również włączył się do debaty, publikując tekst zatytułowany *Wewnętrzna emigracja* (*Die innere Emigration*, 18.08.1945). Thieß zalicza Manna do tych, którzy „pożaru [własnego] domu” nie oglądali na własne oczy, a jedynie w „kronikach filmowych” („in der Wochenschau”), którzy niemiecką tragedię oglądali z „łóż i miejsc parterowych zagranicą” („aus den Logen und Parterreplätzen des Auslands”)¹⁵. W późniejszym obszernym komentarzu dla Norddeutscher Rundfunk *Pożegnanie z Tomaszem Mannem* (*Abschied von Thomas Mann*, 30.12.1945), który był zarazem reakcją na noworoczne orędzie noblisty w BBC, Thieß staje się jeszcze bardziej dosadny. Zarzuca Mannowi, iż jego nienawiść wobec narodowego socjalizmu jest *de facto* nienawiścią wobec Niemców, jego ataki na Niemców trafiają w rany tak już obolałego narodu, a za jego nienawiścią skrywa się samotność i wyobcowanie, które autor ma kompensować sobie „dobrobytem jego kalifornijskiego bytu emigranta” („Wohlstand seines kalifornischen Emigrantendaseins”)¹⁶. Polemiki, polaryzujące postawy emigracji wewnętrznej i zewnętrznej, miały miejsce już wcześniej, wystarczy wspomnieć choćby tę z 1933 roku pomiędzy Gottfriedem Bennem i Klausem Mannem¹⁷. Ale to właśnie ostra wymiana poglądów pomiędzy Tomaszem Mannem a Frankiem Thießem okazała się paradygmatyczna i utrwaliła na kolejne dekady fronty, które w debacie publicznej egzemplifikowały odmienne sposoby postrzegania dwunastu lat nazistowskiej dyktatury: z jednej strony jej całkowite odrzucenie, z drugiej zaś przekonanie, iż można było również, pozostając w kraju, tworzyć niezależną, a nawet opozycyjną wobec reżimu literaturę pod znamienym hasłem wewnętrznej emigracji¹⁸. Mimo że to Tomasz Mann wydaje się być najbardziej uznawanym pisarzem pierwszej połowy XX wieku, to jego krytyczne poglądy

¹⁴ Hubert Orłowski zwraca uwagę na fascynację Tomasza Manna Stanami Zjednoczonymi, Rooseveltem oraz polityką *new dealu*. Zob. Hubert Orłowski, *Tomasz Mann – Reprezentant narodu versus pisarz nowoczesny*, w: Mann, *Moje czasy*, s. 7–69, tu: 23 i nast.

¹⁵ Cytat za Weningerem, *op. cit.*, s. 21.

¹⁶ Cytat za von der Lüche., *op. cit.*, s. 310.

¹⁷ Por. von der Lüche, *op. cit.*, s. 311.

¹⁸ Por. tamże, s. 319.

emigranta nie były w latach powojennych powszechnie akceptowane. Oprócz Thießa znaleźli się i inni, którzy z Mannem polemizowali. Najczęściej przytaczani są pisarz Otto Flake oraz historyk sztuki, publicysta Wilhelm Hausenstein¹⁹. Co więcej, jedna z przeprowadzonych w 1947 roku ankiet pokazywała, że przeciętni Niemcy wcale powrotu Manna do kraju nie chcieli²⁰. Należy jednak stwierdzić, że Thieß spłycił poglądy Manna, który ani nie utożsamiał Niemców ze złem²¹, ani nie był (jak to czyniło wielu emigrantów) wyznawcą podziału na złe i dobre Niemcy²². Być może zbyt pochopnie odrzucał koncepcję emigracji wewnętrznej, gdyż i w Niemczech w latach 1933–1945 ukazało się wiele wartościowych dzieł²³. Nie można wszakże zapominać, że niektórzy wywodzący się z tego nurtu pisarze, jak właśnie Frank Thieß, mocno przeceniali swój rzekomy opór wobec reżimu, często będąc wobec niego dyspozycyjnymi²⁴.

3. Nowy zurychski spór literacki (1966)

Nieco inny charakter ma kontrowersja literacka znana pod nazwą „nowego zurychskiego sporu literackiego” z 1966 roku²⁵. Choć głównymi protagonistami tego sporu byli Szwajcarzy – Emil Staiger (1908–1987) oraz Max Frisch (1911–1991), to nie był to spór lokalny, a istotność tego sporu dla literatury niemieckiej, nie mówiąc już o szeroko rozumianej literaturze niemieckojęzycznej, jak i recepcji w samej germanistyce²⁶, jest znacząca. Już sama nazwa tej kontrowersji świadomie nawiązuje do klasycznego literackiego sporu z lat 40. XVIII wieku pomiędzy rezydującym w Lipsku pisarzem, dramaturgiem i teoretykiem literatury Johannem Christophem Gottschedem a mającymi siedzibę w Zurychu filologami Johannem Jakobem Bodmerem i Johannem Jakobem Breitingerem²⁷. Stąd i nazwa pierwowzoru: zurychski

¹⁹ Por. Weninger, *op. cit.*, s. 23; von der Lühe, *op. cit.*, s. 313.

²⁰ Von der Lühe, *op. cit.*, s. 318.

²¹ Nurt ten określa się od nazwiska brytyjskiego polityka mianem vansittaryzmu, por. tamże, s. 307.

²² Tamże, s. 319.

²³ Orłowski, *Tomasz Mann*, s. 25.

²⁴ Por. von der Lühe, *op. cit.*, s. 315. Z drugiej strony zob. też Weninger, *op. cit.*, przypis 10, s. 240, w którym autor zwraca uwagę na pozytywne świadectwo Hermanna Brocha wobec Franka Thießa.

²⁵ Por. Michael Böhler, *Der ‚neue‘ Zürcher Literaturstreit. Bilanz nach 20 Jahren*, w: Worstbrock / Koopmann (Hg.), *Formen und Formgeschichte des Streitens*, s. 250–262; Christoph Siegrist, *‚Alte‘ gegen ‚neue‘ Werte. Zum Literaturstreit Emil Staiger – Max Frisch in Zürich 1966*, w: Jabłkowska / Półtola (Hg.), *Engagement – Debatten – Skandale*, s. 391–396; Robert Weninger, *‚Kloaken und Psychopathen‘. Der Zürcher Literaturstreit um eine Rede Emil Staigers*, w: tenże: *Streitbare Literaten*, s. 68–83; dokumentacje debaty: *Sprache im technischen Zeitalter* 22 (1967), s. 83–205, *Sprache im technischen Zeitalter* 26 (1968), s. 87–179; Erwin Jaeckle, *Der Zürcher Literaturschock. Bericht*. München 1968. W celu ogólnej orientacji warto zapoznać się z hasłem *Zürcher Literaturstreit* w: URL [http://de.wikipedia.org/wiki/Z%C3%BCrcher_Literaturstreit_\(Staiger\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Z%C3%BCrcher_Literaturstreit_(Staiger)) (dostęp 3.09.2014).

²⁶ Böhler, *op. cit.*, s. 253.

²⁷ Por. np. Plachta, *op. cit.*, s. 44.

spór literacki albo niemiecko-szwajcarski spór literacki. W owym sporze chodziło – jak wiadomo – o estetykę. Gottsched był zwolennikiem poetyki normatywnej (Regelpoetik) oraz klasycystycznych wzorców (antycznych i francuskich), a jego adwersarze nawiązywali do zupełnie innych wzorców estetycznych (angielskiego sensualizmu John Milтона oraz średniowiecza)²⁸.

Przedmiotem nowego sporu szwajcarskiego były tezy zawarte w przemówieniu Staigera z 17.12.1966 roku, które wygłosił on z okazji przyznania mu nagrody literackiej miasta Zurych²⁹. Staiger był w latach powojennych bardzo wpływowym germanistą, również w Niemczech, gdzie szukano autorytetów naukowych niewykłanych w narodowosocjalistyczną przeszłość. Autor standardowego dzieła *Sztuka interpretacji* (*Die Kunst der Interpretation*, 1955) znany był z tezy, że interpretacja, mimo że ma dążyć do rzetelnego uchwycenia stylu utworu, powinna mieć przede wszystkim podstawę subiektywną – „ma uchwycić, to co nas zachwyca”³⁰. Staiger był zwolennikiem immanentnej interpretacji dzieła literackiego, to znaczy takiej, która (i była to odpowiedź na germanistykę czasów nazizmu) nie będzie odwoływała się do zewnętrznych aspektów dzieła, jak choćby przede wszystkim duch narodowy (ściślej rzecz biorąc, ujmowaniu historii jako dziejów duchowych, tzw. *Geistesgeschichte*), ale też postać autora, socjologiczne okoliczności powstania utworu itp. W wystąpieniu Staigera z grudnia 1966 roku paradoksalnie pobrzmiewa echo społecznego tła literatury. Bo też, mimo że Staiger odrzucał koncepcję *littérature engagée*, odwołując się do klasycznych wzorców Schillera i Shakespeare’a, to nowej literaturze nowoczesnej (i jej autorom) zarzucał przede wszystkim „niewłaściwą postawę obyczajową” („sittliche Gesinnung”). Kluczowe wydają się takie określenia, jak „obrzydliwość”, „perfidia” i „kloaka”:

Przyjrzyjmy się przedmiotom nowszych powieści i sztuk scenicznych. Pełno w nich psychopatów, bytów niebezpiecznych dla ogółu, obrzydliwości w wielkim stylu i wymyślnych perfidii. Rozgrywają się w ciemnych pomieszczeniach i dowodzą we wszystkim, co nikczemne, bezgranicznej fantazji. [...]

Kiedy tacy poeci twierdzą, że kloaka jest obrazem prawdziwego świata, a sutenerzy, dziwki i przestępcy reprezentantami prawdziwej, nieuszmiukowanej ludzkości, to pytamy: w jakich kręgach się oni obracają?³¹

Mowa Staigera nie została do końca zrozumiana, gdyż nie odrzucał on obecności patologicznych, ciemnych stron życia na płaszczyźnie świata przedstawionego w dziele

²⁸ Jürgen Wilke, *Der deutsch-schweizerische Literaturstreit*, w: Worstbrock / Koopmann (Hg.), *Formen und Formgeschichte des Streitens*, s. 140–151.

²⁹ Emil Staiger, *Literatur und Öffentlichkeit*, w: NZZ 20.12.1966, s. 5 i nast. Również w URL: http://static.nzz.ch/download/pdf/Emil_Staiger_Rede.pdf (dostęp 2.09.2014 r.).

³⁰ Bogumiła Kaniewska / Anna Legeżyńska, *Teoria literatury. Skrypt dla studentów filologii polskiej*, Poznań 2002, s. 17. Zob. też inną wersję tłumaczenia: „pojąć to, co nasz przejmuję” (w oryginale „begreifen, was uns ergreift”) w: Emil Staiger, *Sztuka interpretacji*. Przełożyła Olga Dobijanka-Witczakowa, w: Henryk Markiewicz (red.), *Współczesna teoria badań literackich za granicą: antologia*, Kraków 1976, T. 1: *Metody stylistyki literackiej, kierunki ergocentryczne*, s. 218–241, tu: 220.

³¹ Staiger, *Literatur und Öffentlichkeit*, s. 5.

literackim, ale zakładał, że u podstaw procesu twórczego ma leżeć wymiar etyczny, który powinien być zawarty w „podskórnym drzeniu słów” („in dem untergründigen Dröhnen der Sprache”)³². Nie wymieniając nazwisk ani tytułów, odniósł się Staiger ewidentnie do skandalizujących jak na owe czasy, a dziś już klasycznych sztuk Petera Weissa *Męczeństwo i śmierć Jeana Paula Marata* oraz *Dochodzenie*³³. Sugerował, iż intencją w przypadku tego rodzaju literatury jest epatowanie odstępstwem od normy, pikanterią, groteską, i to nie w celu ewokowania „wyższego bytu” („höheres Dasein”), a raczej „dla samych podniet” („um seiner eigenen Reize willen”), aby się nimi rozkoszować³⁴.

Stąd też i ostra reakcja utytułowanego już wtedy szwajcarskiego dramaturga i pisarza, Maxa Frischa, który zarówno nie wzdragał się przed przedstawianiem niepięknej strony rzeczywistości, jak i nie odrzucał politycznego zaangażowania literatury. Zarzucał on Staigerowi przede wszystkim to, iż ten w sposób bardzo mętny określił zakres krytykowanej przez niego „dzisiejszej literatury”³⁵. Postawę Staigera określił jako „sąd polowy” („Standgericht”), postępujący bez wnikliwego zbadania sprawy, działający w duchu nazistowskich procedur rozprawiania się ze „sztuką zwyrodniałą” („entartete Kunst”)³⁶. Jeśli chodzi o zwolenników i przeciwników obydwu stron sporu, to należy zaznaczyć, że większość głosów, w proporcji dwa do jednego, opowiedziały się krytycznie wobec Staigera, popierając przy tym raczej stanowisko Frischa³⁷.

Różne są oceny, jeśli chodzi o zakres oddziaływania drugiego zurychskiego sporu literackiego. Spór ten w pewnym sensie antycypował podziały etyczne i społeczno-polityczne, które miały się uwidocznic z nadejściem rewolty studenckiej, ale też odbił się echem w publikacjach germanistycznych, w pewnym sensie doprowadzając do zastąpienia immanentnej interpretacji dzieła podejściami o podłożu socjologicznym, psychoanalizą, dekonstrukcją, estetyką recepcji czy też literaturoznawstwem feministycznym³⁸.

³² Tamże. Por. też Böhler, *op. cit.*, s. 254.

³³ Peter Weiss, *Męczeństwo i śmierć Jean Paula Marata przedstawione przez zespół aktorski przytulku w Charenton pod kierownictwem pana de Sade (Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade, 1964, premiera w reżyserii Konrada Swinarskiego Schiller-Theater, Berlin-West, 1964, wyd. pol. 1965, wyst. pol. 1967);* tenże, *Dochodzenie (Die Ermittlung, 1965, wyst. pol. 1966)*.

³⁴ Zob. Staiger, *Literatur und Öffentlichkeit*, s. 5

³⁵ Max Frisch, *Endlich darf man es wieder sagen*, w: *Sprache im technischen Zeitalter* 22, 1967, s. 104–109, tu s. 105. Cytat za Plachta, *op. cit.*, s. 48.

³⁶ Tamże, s. 49.

³⁷ Krytycznie wobec Staigera wypowiedzieli się Hugo Leber (*Tagesanzeiger* 21.12.1966), Werner Wollenberger *Professor Staiger versteht die Welt nicht mehr (Zürcher Woche* 23.12.1966), Max Frisch *Endlich darf man es wieder sagen (Welt-Woche* 24.12.1966). W duchu pojednawczym włączył się do debaty literaturoznawca, dziennikarz Werner Weber (24.12.1966). Ponownie do debaty włączył się Staiger, z ubolewaniem, że został źle rozumiany (28.12.1966). Potem nastąpiła kolejna replika Frischa (NZZ 6.01.1967), na którą ponownie zareagował Werner Weber. Krytycznie wobec Staigera wypowiedzieli się również filozof Hans Heinz Holz oraz Peter Handke. Zob. Stichwort *Zürcher Literaturstreit* w: Wikipedia URL.

³⁸ Böhler, *op. cit.*, s. 256 i nast.

4. Kontrowersja wokół Christy Wolf, czyli spór niemiecko-niemiecki (1990)

W najistotniejszą od zakończenia II wojny światowej cezurę historyczną, przemiany roku 1989, wpisał się „niemiecko-niemiecki spór literacki”³⁹, czyli spór o rangę literatury tworzonej przez autorów z Niemieckiej Republiki Demokratycznej. Należałoby uściślić, iż wydarzenia jesieni 1989 roku były tak nagłe, że spór wybuchł z małym opóźnieniem, gdyż dopiero w czerwcu 1990 roku, po opublikowaniu przez Christę Wolf, najbardziej utytułowaną i uznawaną pisarkę z istniejącego wtedy jeszcze NRD, opowiadania *Co pozostanie (Was bleibt, 1990)*. Co takiego spowodowało, że opowiadanie z elementami autobiograficznymi, fotografia jednego dnia mieszkającej w Berlinie Wschodnim protagonistki (pisarki) do tego stopnia poruszy i poróżni umysły po obu stronach zanikającej powoli niemiecko-niemieckiej granicy? Treścią opowiadania są zrelacjonowane – w przeważającej mierze w formie monologów wewnętrznych, myśli, rozmów samej ze sobą – przeżycia kobiety inwigilowanej przez wschodnioniemiecką służbę bezpieczeństwa, osławioną *Stasi*. Nie dzieje się nic spektakularnego. Pisarka widzi funkcjonariuszy siedzących w wartburgu przed jej budynkiem, wychodzi na pocztę, gdzie spotyka znajomego (o którym wie, że jest prowadzącym ją oficerem bezpieczeństwa), przegląda korespondencję, zostaje odwiedzona przez młodą pisarkę (która jest ofiarą reżimu). Punktem kulminacyjnym jest wieczór autorski, na którym bohaterka czyta fragment swojego utworu. Okazuje się, że sala jest w dużej mierze wykupiona przez funkcjonariuszy służby bezpieczeństwa. *Stasi* działa prewencyjnie, aby nie dopuścić do przesadnego aplauzu po odczycie niepokornej pisarki, co i tak się dzieje. Na zakończenie odbywa się żarliwa dyskusja, pada wiele pytań oraz mają miejsce aresztowania tych, którzy zbyt nachalnie próbowali dostać się do przepełnionej sali. Opowiadanie napisane w 1979 roku do szuflady, przeredagowane w listopadzie 1989 roku, zostało opublikowane w czerwcu 1990 roku. I te daty stały się w dużej mierze przyczyną sporu. Christa Wolf, jako prominentnej pisarce enerdowskiej, zarzucono pisanie zgodne z linią oficjalnej polityki totalitarnego państwa oraz kreowanie się na ofiarę reżimu w momencie, kiedy reżim już upadł. W tym duchu zostały napisane dwie pierwsze, najbardziej krytyczne recenzje, które ukazały się niemalże wraz z publikacją opowiadania, autorstwa Ulricha Greinera z *Die Zeit* i Franka Schirrmachera z *FAZ*. Greiner kpił wręcz, zapytując retorycznie:

Coś niebywałego: '[oficjalna] państwowa poetka' (Staatsdichterin) NRD miała być inwigilowana przez służbę bezpieczeństwa NRD? Christa Wolf, laureatka Nagrody

³⁹ Z bardzo szerokiego spektrum piśmiennictwa odnośnie tego zagadnienia warto zajrzeć na wstępie do: Karl Deiritz / Hannes Krauss (Hg.), *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder ‚Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge‘. Analysen und Materialien*, Hamburg / Zürich 1991; Thomas Anz (Hg.), *Es geht nicht um Christa Wolf. Der Literaturstreit im vereinigten Deutschland*, Frankfurt a.M. 1995; Bernd Wittek, *Der Literaturstreit im sich vereinigenden Deutschland: eine Analyse des Streits um Christa Wolf und die deutsch-deutsche Gegenwartsliteratur in Zeitungen und Zeitschriften*, Marburg 1997.

Narodowej, najbardziej prominentna autorka kraju, członkini SED do samego końca, ofiarą Stasi?⁴⁰

Greinerowi wtórował Schirmmacher, który bezwzględnie wypunktował Christę Wolf:

Konsekwencją było to, że nie ma ani na temat powstania z 17 czerwca, ani na temat budowy muru, ani na temat wkroczenia do Czechosłowacji i Afganistanu czy też stanu wojennego w Polsce albo w ogóle na temat wschodnioeuropejskich dysydentów żądnych godnych odnotowania stwierdzeń z jej strony⁴¹.

Christa Wolf była rzeczywiście bardzo utytułowaną pisarką, mogła się cieszyć sławą w obydwu państwach niemieckich, również i w innych krajach Europy i świata, miała przywilej podróżowania na Zachód, zasiadała w różnych gremiach literackich byłego NRD. Odnośnie samego przebiegu sporu niemiecko-niemieckiego należy natomiast zaznaczyć, że jako preludeum można potraktować niektóre krytyczne opinie zachodniemieckiej krytyki literackiej sprzed 1989 roku (mimo jak na owe czasy generalnie pozytywnej recepcji Christy Wolf w Republice Federalnej Niemiec). Do nich zalicza się opinia ‘papieża’ niemieckiej krytyki literackiej, Marcela Reich-Ranickiego, z 1987 roku, który określił Christę Wolf, jako „pisarkę, której artystyczne i intelektualne możliwości są raczej skromne”⁴², która sprawdziła się jako państwowa poetka NRD, dwukrotnie będąc nagradzaną nagrodą narodową⁴³. 30 listopada 1989 roku Reich-Ranicki zainicjował w swoim ‘kultowym’ programie *Kwartet literacki* (*Das Literarische Quartett*) dyskusję na temat oceny postaw pisarzy byłego NRD wobec reżimu komunistycznego i wobec samego politycznego przełomu w tym państwie⁴⁴. Po ukazaniu się *Co pozostanie* Christy Wolf nastąpiła polaryzacja stanowisk, którą na samym początku debaty pokazują opublikowane na zasadzie dwugłosu przez tygodnik *Die Zeit* recenzje Volkera Hagego, jako głos *pro*, oraz wspomnianego już Ulricha Greinera, jako głos *contra*. Już same tytuły odzwierciedlają to poróżnienie w ocenach. Z jednej strony *Kunstowna proza* (*Kunstvolle Prosa*) u Hagego⁴⁵, z drugiej strony *Brak subtelności/taktu* (*Mangel an Feingefühl*) u Greinera (por. przyp. 40). Hage nie ocenia dorobku pisarki przez pryzmat jej stosunku do samego NRD, spraw niemiecko-niemieckich, lecz dostrzega jej uniwersalizm: „Czytać należy jej

⁴⁰ Ulrich Greiner, *Mangel an Feingefühl* (pierwotnie *Die Zeit*, 1.06.1990 r.), w: Volker Hage, *Kritik für Leser. Vom Schreiben über Literatur*, Frankfurt a.M. 2009, s. 103–108, tu: 103.

⁴¹ Frank Schirmmacher, *Dem Druck des härteren strengerer Lebens standhalten. Auch eine Studie über den autoritären Charakter*, w: *FAZ*, 02.06.1990, cytata za Weninger, *Streitbare Literaten*, s. 234.

⁴² Marcel Reich-Ranicki, *Macht Verfolgung kreativ?* w: *FAZ* 12.11.1987, s. 35.

⁴³ Zob. tamże. Ranicki powtarza też rozpuszczoną przez Stasi plotkę, jakoby w 1976 roku Christa Wolf wycofała swój podpis przeciwko pozbawieniu obywatelstwa poety, opozycyjnego barda Wolfa Biermanna. Zob. Stefan Neuhaus, *Literaturkritik. Eine Einführung*, Göttingen 2004, rozdz. 5. *Streit im Feuilleton*, s. 107–129, tu: 110 i nast.

⁴⁴ *Das Literarische Quartett. Gesamtausgabe aller 77 Sendungen von 1988 bis 2001*, [CD-ROM], Berlin 2005 (*Digitale Bibliothek*: 126), s. 527.

⁴⁵ Volker Hage, *Kunstvolle Prosa* (pierwotnie *Die Zeit* 1.06.1990 r.), w: tenże: *Kritik für Leser*, s. 97–103.

prozę raczej w powiązaniu z literaturą światową (dosł. międzynarodową) naszego stulecia [...]”⁴⁶. A o samym opowiadaniu pisze w sposób zdecydowanie przychylny:

Nakreślony zostaje przebieg niewielu godzin, jednego jedynego dnia – poruszające i zmieniające się w tej przestrzeni czasowej Ja wraz z jego płochymi myślami, wartkimi rozmowami, wspomnieniami i skojarzeniami: Ja, które z trudem sylabizuje swoją własną tożsamość. [...]

A więc w końcu: Co należy o tym sądzić? Żeby zacząć od tego, co aktualnie najmniej interesujące: To jest cudowna, kunsztowna proza⁴⁷.

Zresztą zarówno we wcześniejszych, jak i w późniejszych publikacjach Hagego konsekwentnie dominowały życzliwość, wręcz uznanie dla sztuki pisarskiego Christy Wolf⁴⁸. Greiner natomiast pozostał przy swojej krytycznej ocenie, rozszerzył ją wręcz, atakując broniących Christy Wolf intelektualistów i pisarzy. W jednym z artykułów pojawia się zarzut swego rodzaju nieuzasadnionej solidarności uznanych zachodnich autorów z Christą Wolf, którą – parafrazując niejako pojęcie Maxa Webera „etyka przekonań” („Gesinnungsethik”) – określił mianem „estetyki przekonań” („Gesinnungsästhetik”)⁴⁹. Sam spór o Christę Wolf, w którym szło ‘nie tylko’ o Christę Wolf (Anz) przebiegał w kilku fazach i wciągał coraz szersze rzesze intelektualistów, a nawet polityków. Za Christą Wolf wstawiło się wiele uznanych autorytetów: filolog, krytyk, eseista Walter Jens; Günter Grass; literaturoznawca, rosyjski dysydent Lew Kopielew, a nawet ówczesna przewodnicząca Bundestagu Rita Süßmuth⁵⁰. W dalszej fazie sporu, po ujawnieniu dokumentacji na temat Christy Wolf, znajdującej się w archiwach Stasi, poddano weryfikacji wcześniej prezentowane sądy, ale niekiedy uległy one też zaostrzeniu. Po lustracji dokumentów okazało się, że są tam udokumentowane dwa okresy, w których Christa Wolf znajdowała się w sferze zainteresowań enerdownskich służb. Był to krótki okres od marca 1959 do października 1962 roku, kiedy jako TW Margarete (IM Margarete) była tajnym, jednak niezbyt aktywnym i przydatnym współpracownikiem, i znacznie dłuższy, od 1968 do 1980 roku, kiedy w ramach Sprawy Operacyjnej (Operativer Vorgang) o kryptonimie „Dopellzüngler” (dwulicowiec, hipokryta) była poddawana inwigilacji, a więc była rzeczywistą ofiarą

⁴⁶ Tamże, s. 99.

⁴⁷ Tamże, s. 101.

⁴⁸ Wystarczy prześledzić jego recenzje z lat 1990–1993. Zob. Volker Hage, *Propheten im eigenen Land. Auf der Suche nach der deutschen Literatur*, München 1999, s. 108–131. Ale warto też zwrócić uwagę, że już w 1987 roku Hage mocno sprzeciwił się krytycznej opinii Reicha-Ranickiego wobec Christy Wolf. Zob. tenże, *Drüben bleiben? Die Schriftsteller in der DDR und ihr Staat*, w: *Die Zeit* 20.11.1987, URL <http://www.zeit.de/1987/48/drueben-bleiben> (dostęp 05.09.2014).

⁴⁹ Ulrich Greiner, *Keiner ist frei von Schuld. Deutscher Literatenstreit: Der Fall Christa Wolf und die Intellektuellen*, w: *Die Zeit*, 27.07.1990, URL <http://www.zeit.de/1990/31/keiner-ist-frei-von-schuld> (dostęp 06.09.2014); tenże: *Die deutsche Gesinnungsästhetik. Noch einmal: Christa Wolf und der deutsche Literaturstreit. Eine Zwischenbilanz*, w: *Die Zeit*, 02.11.1990 URL <http://www.zeit.de/1990/45/die-deutsche-gesinnungs-aesthetik> (dostęp 6.09.2014).

⁵⁰ Nazwiska za Wikipedią, hasło *Was bleibt*, URL http://de.wikipedia.org/wiki/Was_bleibt (dostęp 07.09.2014).

reżimu⁵¹. W trakcie debaty ocenie uległy różne postawy wobec reżimu, wypowiadali się różni pisarze byłego NRD. Toczyła się debata o to, czy w państwie totalitarnym mogła powstawać niezależna i wartościowa literatura. Dosyć istotna była też próba stworzenia analogii pomiędzy powojennym sporem o emigrację wewnętrzną a sporem niemiecko-niemieckim⁵². W zależności od perspektywy pisarze z byłego NRD mogli przyjmować postawy identyfikacyjne bądź z emigracją ‘wewnętrzną’ lub emigracją ‘zewnątrzną’ w czasach III Rzeszy. Takie postawy bywały im też niekiedy przypisywane przez obserwatorów sporu. Zwracano w tym kontekście uwagę, iż w starej Republice Federalnej niechętnie odwoływano się do tradycji literatury emigracyjnej, a w NRD była ona częścią tradycji pożądaną, tak zwanego dziedzictwa (Erbe)⁵³. Z drugiej strony to szukający przestrzeni wolności, piszący niekiedy w stylu ezopowym pisarze⁵⁴, a taka była też po części twórczość Christy Wolf – z reprezentatywnym przykładem powieści *Kassandra*, rozumianej jako zawołowana reprimenda wobec *Stasi*⁵⁵, właściwie powinni byli odwoływać się raczej do tradycji emigracji wewnętrznej. Paradoksalnie jednak sama Christa Wolf, która jeszcze w okresie trwania sporu o nią samą na dwa lata wyjechała do Stanów Zjednoczonych, do Santa Monica w Kalifornii, niedaleko miejsca zamieszkiwania Tomasza Manna, sama raczej zdawała się wskazywać na tradycję zewnętrznych emigrantów i chętnie się w teże chlubnej tradycji sytuowała⁵⁶.

5. Podsumowanie

Spory i kontrowersje literackie, jak te, które zostały pokazane w powyższych przykładach, są przede wszystkim zjawiskami społecznymi, i to niezależnie od tego,

⁵¹ Franz Baumer, *Der Fluch der Medea*, w: tenże, *Christa Wolf*. Überarb. und erg. Neuaufll., Berlin 1996, s. 94–104, tu: 94 i nast. Por. też Joachim Walther, *Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik*, Berlin 1996, s. 21, przede wszystkim zaś zainicjowaną przez samą Wolf publikację materiałów z własnych teczek: Hermann Vinke (Hg.), *Akteneinsicht Christa Wolf. Zerrspiegel und Dialog. Eine Dokumentation*, Hamburg 1993.

⁵² Por. np.: Wolfgang Gabler, *Die konservierte Kontroverse. Literaturstreit nach 1945 und nach 1989: Vom Sinn einer Analogiebildung*, w: Gerhard P. Knapp, Gerd Labrousse (Hg.), *1945–1995. Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten*, Amsterdam / Atlanta 1995 (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, 38/39), s. 495–522; Mathias Schöning, *Untergründige Koinzidenz: Christa Wolf, der ‚Deutsch-deutsche Literaturstreit‘ und die Bezugnahme auf die große Kontroverse*, w: Norbert Otto Eke (Hg.), *‚Nach der Mauer der Abgrund‘? (Wieder-)Annäherungen an die DDR-Literatur*, Amsterdam/New York 2013 (*Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, 83), s. 265–284.

⁵³ Por. Antonia Grunenburg, *Das Unglück der Literatur. Wer streitet*, w: *Die Zeit*, 8.04.1998, s. 49 i nast.

⁵⁴ Hage słusznie przywołuje konkluzję Jurka Beckera, iż cenzura dokonała sztucznego upolitycznienia literatury. Por. Volker Hage, *Da war was, da bleibt was. Abschied von der Literatur; die aus der DDR kam*, w: tenże, *Propheten im eigenen Land*, s. 114–123, tu: 118

⁵⁵ Tamże, s. 122.

⁵⁶ Hage, *Exil in Santa Monica? Ein Besuch bei Christa Wolf*, w: tenże, *Propheten im eigenen Land*, s. 127–132, tu przede wszystkim s. 131 i nast.

że pozostają fenomenami literackimi, dotyczącymi estetyki. Co więcej, jako takie właśnie od dawna przykuwają uwagę socjologów. Rozważania na ten temat toczy się w oparciu o teorię konfliktu społecznego. Konfliktami społecznymi zajmował się jeden z prekursorów socjologii, Georg Simmel (1858–1918), wskazując, co jest również w kontekście powyższych rozważań bardzo istotne, na uspołeczniającą czy wręcz kolektywizującą funkcję konfliktów⁵⁷. Stąd też nie dziwi, że we współczesnych, demokratycznych i pluralistycznych społeczeństwach (w ujęciu Luhmanna – społeczeństwach „funkcjonalnie zróżnicowanych”) istnieje „zdolność do i tolerancja dla konfliktów” („Konfliktfähigkeit und Konflikttoleranz”)⁵⁸. Warto przy tym podkreślić istotną rolę mediów w kreowaniu i rozgrywaniu konfliktów społecznych. Liczenie się z możliwością wywołania konfliktu, debaty czy skandalu jest w funkcję nowoczesnych mediów – radio, telewizji, prasy, a od dekady również Internetu – niejako wpisane, jako że polega ona na nieustannym „wytwarzaniu i przetwarzaniu irytacji”⁵⁹.

W fenomenologii sporu, również sporu literackiego, zbiega się zatem kilka aspektów dotyczących społeczeństwa. Spór pozwala wprowadzić nowe treści do debaty publicznej szczególnie w momentach gwałtownych przemian politycznych i społecznych, dokonać podziału na zwolenników i przeciwników, co dla dobrze funkcjonującej demokracji jest nieodzowne, pozwala na przepracowanie, a zatem pozbycie się społecznych frustracji. Jakie by nie było owo wyjaśnienie socjologiczne, tolerancja na spór czy konflikt ma również swój wymiar etyczny (Lyotard). Tak można spojrzeć na wszystkie omówione spory. Powojenny spór emigrantów rzeczywistych z emigrantami wewnętrznymi sygnalizował podziały w postrzeganiu postaw wobec III Rzeszy, które przez następne dziesięciolecia skutkowały nie tylko wyborami estetycznymi, lecz także politycznymi. Odgrywał on rolę uspołeczniającą, kolektywizującą zarówno dla zwolenników emigracji wewnętrznej, jak i dla zwolenników emigracji rzeczywistej. Ale pozwalał też na integrację społeczną, stopniową reedukację, pozyskanie niejako dla demokracji osób, które w stopniu mniejszym niż Tomasz Mann odrzucały spuściznę literacką i kulturową po III Rzeszy, choć nie były uwikłane w działania zbrodniczego reżimu. Podobną funkcję, przy wszelkiej zalecanej ostrożności w szukaniu przesadnych analogii, miał spór niemiecko-niemiecki, który towarzyszył demontażowi struktur byłego NRD oraz procesowi zjednoczenia Niemiec. Był więc w powyższych sprawach okazją do zbiorowego opowiedzenia się po jednej czy drugiej stronie, również w sprawach rozliczenia się za uwikłanie we współpracę ze strukturami komunistycznego reżimu.

Można stwierdzić, że spór o Christę Wolf w pewnym sensie oferował nową perspektywę w spojrzeniu na granice podziałów, które kiedyś wywołał spór o Tomasza

⁵⁷ Por. Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Hg. Von Otthein Rammstedt, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 1999 (1908), t. 11, tu fragment na temat „sporu“ s. 284–382.

⁵⁸ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M., 2. Aufl. 1999 (1997), t. 1, s. 464.

⁵⁹ Niklas Luhmann, *Realność mediów masowych*. Przekład Joanna Barbacka, Wrocław 2009, s. 101

Manna. Nieco inny wydawał się być nowy zurychski spór literacki, chociaż i on odwoływał się do starych podziałów wyznaczonych przez spór szwajcarsko-niemiecki z XVIII wieku. Tu z kolei nasuwa się porównanie z różnymi innymi sporami z historii literatury, które można by ująć pod hasłem sporów starych z młodymi, jak chociażby francuski spór z przełomu XVII i XVIII wieku, znany pod nazwą *Querelle des Anciens et des Modernes*, czy też polski spór romantyków z klasykami z lat 20. XIX wieku. Każdy nowy spór literacki odtwarza więc w pewnym sensie coś, o co już się kiedyś spierano, bo przecież zarówno liczba założeń estetycznych, jak i stojących za nimi wyborów politycznych i aksjologicznych, jest ograniczona ilościowo.

BIBLIOGRAFIA

Ogólna literatura przedmiotu

- Bańko Mirosław (red.), *Wielki słownik wyrazów obcych*, Warszawa 2005.
- Blum Lothar, *Literatur und Bildung. Der Literaturunterricht als Einführung in den intellektuellen Diskurs der Zeit – Das Beispiel Botho Strauß und der ‚Bocks-gesang‘*, w: *Literatur im Unterricht* 1(2000), H. 1, s. 61–77.
- Das Literarische Quartett. Gesamtausgabe aller 77 Sendungen von 1988 bis 2001*, [CD-ROM], Berlin 2005 (*Digitale Bibliothek*: 126).
- Foucault Michel, *Nadzorować i karać: narodziny więzienia*. Przetłóżył i posłowiem opatrzył Tadeusz Komendant, Warszawa 1993.
- Habermas Jürgen, *Strukturalne przeobrażenia sfery publicznej*. Przetłóżyły Wanda Lipnik i Małgorzata Łukasiewicz, Warszawa 2008.
- Hage Volker, *Kritik für Leser. Vom Schreiben über Literatur*, Frankfurt a.M. 2009.
- Hage Volker, *Propheten im eigenen Land. Auf der Suche nach der deutschen Literatur*, München 1999.
- Jabłkowska Joanna / Półrola, Małgorzata (Hg.), *Engagement – Debatten – Skandale. Deutschsprachige Autoren als Zeitgenossen*, Łódź 2002.
- Kaniewska Bogumiła / Legeżyńska Anna, *Teoria literatury. Skrypt dla studentów filologii polskiej*, Poznań 2002.
- Luhmann Niklas, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M., 2. Aufl. 1999 (1997).
- Luhmann, Niklas, *Realność mediów masowych*. Przetłóżyła Joanna Barbacka, Wrocław 2009.
- Liotard Jean-François, *Der Widerstreit*. Aus dem Französischen übersetzt von Joseph Vogl, München 1987.
- Liotard Jean-François, *Poróżnienie*. Przetłóżył z francuskiego Bogdan Banasiak, Kraków 2010.
- Neuhaus Stefan, *Literaturkritik. Eine Einführung*, Göttingen 2004.
- Neuhaus Stefan / Holzner Johann (Hg.), *Literatur als Skandal. Fälle – Funktionen – Folgen*, Göttingen 2007.
- Plachta Bodo, *Literaturbetrieb*, Paderborn 2006.

- Rathgeb Eberhard, *Die engagierte Nation. Deutsche Debatten 1945–2005*, München / Wien 2005.
- Schmidt-Dengler Wendelin / Sonnleitner Johann / Zeyringer Klaus (Hg.), *Konflikte – Skandale – Dichterfehden in der österreichischen Literatur*, Berlin 1995.
- Simmel Georg, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Hg. Von Otthein Rammstedt, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 1999 (1908), Bd. 11.
- Sørensen Bengt Algot (Hg.), *Geschichte der deutschen Literatur*, München 1997, Bd. II: *Vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*.
- Weninger Robert, *Streitbare Literaten. Kontroversen und Eklats in der deutschen Literatur von Adorno bis Walser*, München 2004.
- Worstbrock Franz Josef / Koopmann Helmut (Hg.), *Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*, Tübingen 1986.

Wielka kontrowersja wokół Tomasza Manna

- Böhler Michael, *Der ‚neue‘ Zürcher Literaturstreit. Bilanz nach 20 Jahren*, w: Worstbrock / Koopmann (Hg.), *Formen und Formgeschichte des Streitens*, s. 250–262.
- Grosser Johannes Friedrich Gottlieb (Hg.), *Die große Kontroverse: ein Briefwechsel um Deutschland*, Hamburg [u.a.] 1963.
- Lühe von der, Irmela, *‚Kommen Sie bald wie ein guter Arzt, – Die ‚große Kontroverse‘ um Thomas Mann (1945)‘*, w: Jabłkowska / Półrola (Hg.), *Engagement – Debatten – Skandale*, s. 305–320.
- Mann Thomas, *Dlaczego nie wracam do Niemiec?*, w: tenże, *Moje czasy*, s. 409–417.
- Mann Thomas, *Moje czasy. Eseje*. Wybór i wstęp Hubert Orłowski. Tłumaczenie Wojciech Kunicki, Poznań 2002.
- Mann Thomas / Thieß Frank / Molo von, Walter, *Ein Streitgespräch über die äußere und die innere Emigration*, Dortmund 1946.
- Orłowski Hubert, *Literatura w III Rzeszy*, Wyd. II, Poznań 1979.
- Orłowski Hubert, *Tomasz Mann – Rezydent narodu versus pisarz nowoczesny*, w: Mann, *Moje czasy*, s. 7–69.
- Weninger Robert, *Die ‚Ofenhocker des Unglücks‘. Thomas Mann und der Streit um innere und äußere Emigration*, w: tenże, *Streitbare Literaten*, s. 14–31.

Nowy zurychski spór literacki

- Frisch Max, *Endlich darf man es wieder sagen*, w: *Sprache im technischen Zeitalter* 22, 1967, s. 104–109.
- Jaecle Erwin, *Der Zürcher Literaturschock. Bericht*, München 1968.
- Siegrist, Christoph, *‚Alte‘ gegen ‚neue‘ Werte. Zum Literaturstreit Emil Staiger – Max Frisch in Zürich 1966*, w: Jabłkowska / Półrola (Hg.), *Engagement – Debatten – Skandale*, s. 391–396.
- Sprache im technischen Zeitalter* 22 (1967), s. 83–205.
- Sprache im technischen Zeitalter* 26 (1968), s. 87–179.
- Staiger Emil, *Literatur und Öffentlichkeit*, w: NZZ 20.12.1966, s. 5–6. URL: http://static.nzz.ch/download/pdf/Emil_Staiger_Rede.pdf (dostęp 2.09.2014 r.).

- Staiger Emil, *Sztuka interpretacji*. Przełożyła Olga Dobijanka-Witczakowa, w: Henryk Markiewicz (red.), *Współczesna teoria badań literackich za granicą: antologia*, Kraków 1976, T. 1: *Metody stylistyki literackiej, kierunki ergocentryczne*, s. 218–241
- Weninger Robert, *„Kloaken und Psychopathen“*. *Der Zürcher Literaturstreit um eine Rede Emil Staigers*, w: tenże: *Streitbare Literaten*, s. 68–83.
- Wilke Jürgen, *Der deutsch-schweizerische Literaturstreit*, w: Worstbrock / Koopmann (Hg.), *Formen und Formgeschichte des Streitens*, s. 140–151.
- Zürcher Literaturstreit* w URL [http://de.wikipedia.org/wiki/Z%C3%BCrcher_Literaturstreit_\(Staiger\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Z%C3%BCrcher_Literaturstreit_(Staiger)) (dostęp 3.09.2014).

Niemiecko-niemiecki spór literacki

- Anz Thomas (Hg.), *Es geht nicht um Christa Wolf. Der Literaturstreit im vereinigten Deutschland*, Frankfurt a.M. 1995.
- Baumer Franz, *Der Fluch der Medea*, w: tenże, *Christa Wolf*. Überarb. und erg. Neuaufl., Berlin 1996, s. 94–104.
- Deiritz Karl / Krauss Hannes (Hg.), *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge“*. *Analysen und Materialien*, Hamburg / Zürich 1991.
- Gabler Wolfgang, *Die konservierte Kontroverse. Literaturstreit nach 1945 und nach 1989: Vom Sinn einer Analogiebildung*, w: Gerhard P. Knapp, Gerd Labrousse (Hg.), *1945–1995. Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten*, Amsterdam / Atlanta 1995 (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, 38/39), s. 495–522
- Greiner Ulrich, *Mangel an Feingefühl*, w: Hage, *Kritik für Leser*, s. 103–108.
- Greiner Ulrich, *Die deutsche Gesinnungsästhetik. Noch einmal: Christa Wolf und der deutsche Literaturstreit. Eine Zwischenbilanz*, w: *Die Zeit*, 02.11.1990, URL <http://www.zeit.de/1990/45/die-deutsche-gesinnungsasthetik> (dostęp 6.09.2014).
- Greiner Ulrich, *Keiner ist frei von Schuld. Deutscher Literatenstreit: Der Fall Christa Wolf und die Intellektuellen*, w: *Die Zeit*, 27.07.1990, URL <http://www.zeit.de/1990/31/keiner-ist-frei-von-schuld> (dostęp 06.09.2014).
- Gruneburg Antonia, *Das Unglück der Literatur. Wer streitet*, w: *Die Zeit*, 8.04.1998, s. 49–50.
- Hage Volker, *Drüben bleiben? Die Schriftsteller in der DDR und ihr Staat*, w: *Die Zeit* 20.11.1987, URL <http://www.zeit.de/1987/48/drueben-bleiben> (dostęp 05.09.2014).
- Hage Volker, *Exil in Santa Monica? Ein Besuch bei Christa Wolf*, w: tenże, *Propheten im eigenen Land*, s. 127–132.
- Hage Volker, *Da war was, da bleibt was. Abschied von der Literatur, die aus der DDR kam*, w: tenże, *Propheten im eigenen Land*, s. 114–123.
- Hage Volker, *Kunstvolle Prosa*, w: tenże: *Kritik für Leser*, s. 97–103.
- Reich-Ranicki Marcel, *Macht Verfolgung kreativ?* w: *FAZ* 12.11.1987, s. 35.
- Schirmacher Frank, *Dem Druck des härteren strengerer Lebens standhalten. Auch eine Studie über den autoritären Charakter*, w: *FAZ*, 02.06.1990.
- Schöning Mathias, *Untergründige Koinzidenz: Christa Wolf, der „Deutsch-deutsche Literaturstreit“ und die Bezugnahme auf die große Kontroverse*, w: Norbert Otto Eke (Hg.), *„Nach der Mauer der Abgrund“? (Wieder-)Annäherungen an die DDR-Lite-*

ratur, Amsterdam/New York 2013 (*Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, 83), s. 265–284.

Vinke Hermann (Hg.), *Akteneinsicht Christa Wolf. Zerrspiegel und Dialog. Eine Dokumentation*, Hamburg 1993.

Walther Joachim, *Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik*, Berlin 1996.

Was bleibt, URL http://de.wikipedia.org/wiki/Was_bleibt (dostęp 07.09.2014).

Wittek Bernd, *Der Literaturstreit im sich vereinigenden Deutschland: eine Analyse des Streits um Christa Wolf und die deutsch-deutsche Gegenwartsliteratur in Zeitungen und Zeitschriften*, Marburg 1997.

Słowa kluczowe

Spór, kontrowersja, Th. Mann, E. Staiger, Ch. Wolf

Abstract

What is the literary dispute about? - literary controversies over German literature in 1945, 1966 and 1990

The disputes discussed in this paper, namely ‘the great controversy about Thomas Mann’ (the dispute about so-called inner emigration) of 1945, ‘the new Zurich literary controversy’ of 1966 and ‘the controversy about Christa Wolf’ (the so-called German-German dispute) of 1989–1990 coincide with dates of crucial importance for the history of German literature, or are very close to them. At the same time, studying literature in terms of disputes reflects a significant innovative approach in literary studies. Debates and disputes had a considerable ethical dimension in post-1945 Germany, which was trying to make up for public silence during the dozen years of national socialist dictatorship. This ethical dimension can be reformulated by means of Lyotard’s postulate expressed by the notion of “the differend” (*le différend*). It refers to the endless consideration of opposing arguments, so that they end up equally justified. The paper discusses the course of the three disputes to demonstrate their ethical and social functions. Each debate organised advocates (as well as opponents) of a given ideological or axiological evaluation of reality at a given moment of contemporary history and served the purpose of dismantling petrified structures and working through social frustrations.

Key words

Dispute, controversy, T. Mann, E. Staiger, C. Wolf

Pamięć, historia i *sacrum* w *Cudownym miejscu* Jana Jakuba Kolskiego

Nieprzerwana obecność Jana Jakuba Kolskiego w polskim kinie od ponad 20 lat (licząc od fabularnego debiutu) stoi w wyraźnej sprzeczności z pobieżnym zainteresowaniem, jakie poświęcili twórcy krytycy i filmoznawcy. Brak monografii, ogólnie przyjęte schematy wypowiedzania się o jego dorobku, nie poddawanie rewizji zastygłych formuł, takich jak „realizm magiczny” czy „Jancioland”, sprawiają, że można odnieść wrażenie, że Kolski po *Jańciu Wodniku* wciąż od nowa kręcił ten sam film¹. Za niepokojący symptom rodzimej krytyki uznać można fakt, iż dyskurs o jednym z najciekawszych reżyserów współczesnego polskiego kina niezmiennie prowadzony jest w oparciu o dawno wypracowane klisze. Powierzchnowa recepcja filmów niemal każdorazowo skupia się na wypunktowaniu elementów stylu i rozgoszczeniu się w dobrze znanych toposach.

Warto zauważyć, że styl reżysera podlegał przemianom, że funkcjonujące dawniej w określony sposób tematy są przez niego sukcesywnie aktualizowane kolejnymi obrazami, nie pozostają niezmiennie – zmianom powinna ulegać zatem również perspektywa odbiorcza. Kolski świadomy ograniczeń jednorodnej estetyki kilkakrotnie usiłował ją przełamać, lecz nawet w tak bliźniaczych względem siebie dziełach jak *Pograbek* (1992), *Magneto* (1993), *Cudowne miejsce* (1994), czy *Grający z talerza* (1995) odnaleźć możemy tropy i tematy nie dość zauważone w krytycznej praktyce. Obok szeroko omówionych zagadnień nurtu wiejskiego, arkadyjskości, realizmu magicznego, prywatnych mitologii, nie przyjrano się w wystarczającym zakresie chociażby tak wyrazistym kwestiom, jak rola historii w twórczości reżysera, czy jego związki z polską tradycją romantyczną. Szczególnie ciekawy w twórczości Kolskiego jest sposób problematyzowania kwestii pamięci – jest to jeden z kluczowych tematów poruszanych przez reżysera, powracający w różnych konfiguracjach niemal we wszystkich jego dziełach. Jednym z najciekawszych pod tym względem filmów jest dziś nieco zapomniane *Cudowne miejsce*, którego analizie poświęcony będzie poniższy artykuł.

Cudowne miejsce to piąty film fabularny Jana Jakuba Kolskiego. Jego powstaniu towarzyszyła atmosfera skandalu – do prasy przedostały się wiadomości o tym, że

¹ Zob. T. Lubelski, *Przypowieść o zaczynaniu od nowa*, „Kino” 1994, nr 3, s. 20–21; M. Werner, *Mityczna wioska*, „Kino” 1994, nr 12, s. 9; G. Stachówna, *Filmowy Jancioland Jana Jakuba Kolskiego*, „Kino” 1998, nr 12, s. 25; M. Frydryk, *Filmowa Arkadia Jana Jakuba Kolskiego*, „Prace Literackie” 2004, nr 43, s. 227; R. Kotapka, *Inny Kolski*, „Opcje” 2000, nr 6, s. 87–88.

kolejny obraz reżysera *Pograbka* będzie przedstawiać erotyczne sceny pomiędzy księdzem a osobą świecką. Tadeusz Sobolewski wprost nazwał nowy film „kijem w mrowisko”², chwalać zarazem cenne dla polskiego kina poruszenie tematu sakralności, wolne od ciężaru ideologicznego. Reakcje na wiadomości z planu były jednak przeważnie negatywne. Kolskiemu zarzucono antyklerykalizm, a Kuria Wrocławska wycofała pozwolenie na prace operatorskie w kościele, pogarszając i tak bardzo napiętą sytuację. Sam reżyser rok po premierze przyznawał, że *Cudowne miejsce* było filmem robionym za skrajnie małe pieniądze: „Musiałem zmuszać ekipę do pracy w warunkach bliskich autodestrukcji”³. Końcowy efekt został jednak dobrze przyjęty przez rodzimą krytykę (film na festiwalu w Gdyni zdobył nagrodę za reżyserię, drugoplanową rolę męską i kobiecą), choć pojawiały się też głosy zarzucające autorowi popadanie w manierę, pewną wtórność i nadużywanie sprawdzonych środków. Krótco po premierze Kolski stanowczo odpierał jednak wszelką krytykę. W rozmowie z Ireną Stanisławską stwierdził, że kręcenie kolejnych filmów jest po prostu jego pracą, zawodem, który musi wykonywać i nie jest „prestidigitatorem kina”, a jego nowe dzieła nie muszą nikogo zaskakiwać⁴.

W *Cudownym miejscu* zauważyć już można główny grzech późniejszych filmów Kolskiego, takich jak *Grający z talerza* czy *Szabla od komendanta* (oba z 1995 roku). Przedstawiają one w skrajnie skondensowany sposób powtarzalne, przewidywalne elementy stylu autora. Jesteśmy w „bajecznym Janciolandzie”, który ściśle wypełnia ograniczona pula spodziewanych rozwiązań. W *Cudownym miejscu* z łatwością rozpoznamy tych samych, charakterystycznych dla Kolskiego aktorów, prowincjonalną perspektywę, ludową balladowość oraz inspiracje realizmem magicznym⁵. Dopiero po latach dojrzały już autor potrafił ocenić ten okres twórczości jako swoiste „uzależnienie”, które stało się silniejsze od rozumu. „Jestem narkomanem kina”⁶ – powie o sobie w swoim „fragmentozbiorze”, w którym równie otwarcie przyzna: „Kraina nazywana przez krytyków JANCIOLANDEM zaczynała pokazywać swoje granice”⁷. Efektem tego metaforycznego „uzależnienia” było powstanie wielu przeciętnych, czy też nie w pełni satysfakcjonujących tytułów, do których autor zaliczył również omawiany obraz: „Z perspektywy oceniam to *Cudowne miejsce* ze średnim samopoczuciem”⁸. Choć jest to film nie w pełni udany, nawet w opinii samego reżysera, warto poświęcić mu więcej uwagi, niż czyniono do tej pory. Przeplatają się w nim –

² Jan Jakub Kolski, *Ekologia duszy*, z Janem Jakubem Kolskim rozmawia Tadeusz Sobolewski, „Kino” 1994, nr 3, s. 16–18.

³ *Miejsce, które się powiększa*, z Janem Jakubem Kolskim rozmawia Tadeusz Lubelski, „Kino” 1996, nr 7/8, s. 26–29.

⁴ *Pracuję w nadfiolecie*, z Janem Jakubem Kolskim rozmawia Irena Stanisławska, „Film” 1996, nr 4, str. 104–105.

⁵ Zob. S. Bobowski, *Marquez z kamerą? O filmach Jana Jakuba Kolskiego*, „Tygiel Kultury” 2000, nr 4–6, s. 158–163; G. Stachówna, *Filmowy Jańcioland Jana Jakuba Kolskiego*, „Kino” 1998, nr 12, s. 23–26.

⁶ J. J. Kolski, *Pamięć podróżna. Fragmentozbiór filmowy*, Łódź 2010, s. 14.

⁷ *Ibidem*, s. 13.

⁸ Kolski, *Miejsce...*, *op. cit.*, s. 28.

z lepszym bądź gorszym skutkiem – liczne tropy, które ogniskować będą pozostałe dzieła Kolskiego. Na plan pierwszy zaś, co najbardziej interesujące, wysuwa się właśnie problem pamięci kulturowej. To ona organizuje zarówno samą przestrzeń (tytułowe „cudowne miejsce”), jak i czas narracji, będąc medium między różnymi perspektywami bohaterów i nieprzystającymi do siebie planami czasowymi.

Z noweli na ekran

Nim przejdziemy do bardziej wnikliwej analizy, zarysować trzeba choćby szczątkowo fabułę i skonfrontować się z zamierzeniami reżysera. Głównym bohaterem filmu jest Jakub (w tej roli Adam Kamień) – młody ksiądz, przysłany do wsi Łaznowo zaraz po seminarium, by objąć pierwszą parafię. Swoją posługę pragnie sprawować z oddaniem i pokorą („Pochylę kolana przed każdym. Zegnę kolana przed każdym”⁹), jednak już pierwsze chwile w nowym miejscu stają się dla niego niełatwą próbą. Dla nowych parafian często nie znajduje zrozumienia i odpowiednich słów. Widok miejscowego odmieńca Staszka Indorka (Mariusz Saniternik) jest dla niego wyraźnie niekomfortowy, a zbuntowanego przeciwko Bogu Józefa Andryszka (Michał Pawlicki) po dłuższej chwili milczenia pozostawia bez żadnego wsparcia. Podczas pierwszej mszy uderza w twarz kobietę, która w dziwnym transie zanadto zbliża się do niego i do ołtarza (naruszając tym samym nieprzekraczalną dla młodego księdza granicę *sacrum*). Jakub wyraźnie nie potrafi też poradzić sobie z bliskością „jawnogrzeszniczy” Grażyny (Grażyna Błęcka-Kolska), powoli ulegając jej pokusom.

Na niekorzyść i tak mocno podważonego autorytetu księdza działa również fakt, że nie akceptuje on tego, że jego parafia okazuje się być enklawą wciąż żywych pogańskich wierzeń i praktyk. Symbioza katolicyzmu i ludowej religijności wzbudza zdecydowany sprzeciw młodego księdza. Niezorientowany w miejscowych zwyczajach, zwraca się o pomoc do proboszcza z sąsiedniej wsi. Ksiądz Andrzej (w tej roli brawurowy Krzysztof Majchrzak) okazuje się być przeciwieństwem głównego bohatera. Dojrzały, pochodzący ze wsi mężczyzna jest gwałtowny i chwilami demoniczny, nie stroni od alkoholu, a grzeszników okłada kijem. Zezwala też parafianom na kultywowanie pogańskich praktyk, rozumie bowiem, że są one nieodłączną częścią historii tego miejsca. Znamienna jest scena, w której ksiądz Andrzej by zaspokoić głód sięga po garnek ziemniaków, złożony bożkom w ofierze. Dzieli się nimi z Jakubem, jednak gdy ten dowiaduje się, że jest to pogańska „zakładzina”, wypływa je z obrzydzeniem. Bohaterów dzieli więc prawie wszystko, ale to ten z pozoru „zły” okazuje się prawdziwym duchowym przewodnikiem dla swoich parafian. Tylko on potrafi „oswoić” przejawy miejscowego kultu i traktować je jako immanentną część tego świata.

Ksiądz Jakub, jako przybysz z zewnątrz, nie potrafi zrozumieć praw rządzących prowincją. Równie bezradny jest jednak wobec cudów i znaków, które zaczynają

⁹ Spisane ze ścieżki dźwiękowej filmu *Cudowne miejsce*, reż. J. J. Kolski, dalsze cytaty z tego samego źródła oznaczam w tekście skrótem – CM.

pojawiać się na wsi. Grażyna staje się stygmatyczką, figura św. Patryka („Tak na oko ze dwie tony” [CM]) obraca się bez niczyjej pomocy, woda wybija ze studni, a obrazy same się odnawiają. A jednak młody ksiądz pozostaje jakby obok tych wydarzeń. Dostrzega jedynie widzialne znaki, pewne przejawy sakralności, nie potrafiąc odgadnąć ich przyczyn i znaczenia. Jako pasterz wydaje się być całkowicie zbędny dla coraz bardziej wrogo nastawionej społeczności.

Na kulminację filmu składają się dwa wątki. Jeden z nich dotyczy obłąkanej kobiety z kościoła – Olesi, która przejawia cechy pogańskiego medium, stojąc prawdopodobnie na straży składanych bożkom ofiar. Kiedy zło we wsi powiększa swoje wpływy, a ksiądz Jakub odmawia rozgrzeszenia jednemu z mieszkańców wsi, kobieta bezczęści nieprzydatną już ofiarę z kartofli i w gościu naśladującym śmierć Chrystusa (zadaje sobie rany w miejscach stygmatów) bierze na siebie pokutę grzesznika („Weź nóż i żyły sobie pootwieraj”, [CM]). Tymczasem wzburzona społeczność winę za całe zło, w tym za śmierć Olesi, zrzuca na ofiarnego kozła, jakim staje się w jej oczach Grażyna. Mieszkańcy ruszają z wściekłością pod jej dom, gdzie próbuje ich powstrzymać dysponujący nadludzką siłą i jak się okazuje darem nieśmiertelności ksiądz Andrzej. Cała walka odbywa się w cieniu wielkiego drewnianego krzyża, którego ponury symbol staje się ironicznym komentarzem dla fasadowej pobożności zacietrzewionej masy.

Drugim, równoległym wątkiem jest odnalezienie przez księdza Jakuba tajemnego leśnego sanktuarium z ołtarzem otoczonym drewnianymi figurami bożków. W końcowej scenie walki ksiądz pali leśne „fetysze”, wywołując tym panikę mieszkańców i rozganiając całe zbiegowisko. W zamieszaniu ginie jednak Staszko Indorek, a jego ofiara zdaje się spełniać krwawą historię „cudownego miejsca” (w swojej niewinności zbawia tym samym świadomą i nieco bluźnierczą śmierć Olesi). Po tych tragicznych wydarzeniach ksiądz Jakub porzuca swoją posługę. To on dokonał przecież aktu zbeczeszczenia miejscowego porządku, zaburzył równowagę, a ostatecznie nie potrafił zdobyć się na miłosierdzie. Odchodząc w stronę lasu, zabiera jednak ze sobą kawałek jednej z pogańskich figurek. Trudno stwierdzić, czy jest to negacja wydarzeń, których był świadkiem, a jego odejście to wyłącznie ucieczka, czy też zerwanie gałązki łączyć trzeba raczej z pogodzeniem się z istnieniem tajemnych sił, ze stałą obecnością porządku sakralnego, a pogański bożek towarzyszyć będzie księdzu w podróży „w głąb” lasu.

Trzeba wspomnieć, że podstawą dla scenariusza *Cudownego miejsca* stała się nowela o tym samym tytule¹⁰. Choć – jak przyzna reżyser – „Trudno sfilmować wszystkie litery”¹¹, film w dużej mierze pozostaje wierny swemu literackiemu pierwowzorowi. Są jednak miejsca, od których w ostatecznej wersji autor odszedł, inne z kolei wypełnił nowymi znaczeniami. Najwyraźniejszą zmianą jest wprowadzenie postaci księdza Andrzeja. W pierwowzorze bohater ten w ogóle nie występuje. Można odnieść wrażenie, że rola została stworzona specjalnie dla Krzysztofa Majchrzaka i choć nie jest niezbędna dla zrozumienia fabuły, stanowi mocny punkt odniesienia

¹⁰ J. J. Kolski, *Cudowne miejsca*, [w:] *idem, Jańcio wodnik i inne nowele*, Wrocław 1994.

¹¹ Kolski, *Od autora*, [w:] *idem, Jańcio...*, *op. cit.*, s. 299.

dla głównego protagonisty. Dzięki porównaniu Jakuba ze starszym księdzem wystrza się kontrast między wstępными założeniami z jakimi widz postrzega postaci, a ich późniejszą weryfikacją przez fabułę. Również pojawienie się młodego księdza w Łaznowie (dodajmy, że w noweli są to Popielawy), osoby zupełnie spoza prowincji, jest inaczej zaakcentowane. W filmie staje się on przede wszystkim nośnikiem zmienności, historycznego następstwa, wrzuconego z zewnątrz w cykliczny czas wsi. W książce jest przedstawiony po prostu jako czynnik zaburzający harmonię naturalnego ekosystemu. Najlepiej oddaje to opis, który ujmuje całą nowelę w klamrę fabularną:

Nie zauważył, że jego prawa dłoń stała się przeszkodą dla strumienia żywicy płynącego po spale do ceramicznego kubka. Nie zauważył, że jego buty zgmiotły mech i omal nie stały się przyczyną nieszczęścia czarnego żuka. Nie zauważył wielu innych rzeczy – tak był pochłonięty rozmyślaniami. [...] Żywica szybko wypełniła lukę po zabranej dłoni. Zaczął się prostować mech zdeptany przez księżowskie, wyglansowane buty. [...] Trawy i mchy w miejscu gdzie jeszcze przed chwilą stał ksiądz – wyprostowały się zupełnie. Zdawało się, że nic już nie zakłóci spokoju tego miejsca¹².

Pewna nadwyżka znaczeniowa przejawia się również w wypowiedzianej wprost przez jednego z bohaterów noweli, kościelnego Balcerka, aluzji do imienia bohatera: „Jakub... To tak, jak ten z Pisma Świętego, co mu się drabina do nieba przyśniła”¹³. Jest to cenny trop interpretacyjny, zwłaszcza w kontekście opisywanej poniżej niemożności nawiązania komunikacji pomiędzy świętością a świeckością, przeszłością i teraźniejszością. Z tropu tego w filmie pozostało jedynie imię księdza, ale wcale nie stracił on przez to na znaczeniu; został raczej zreżymowany.

Miejsca pamięci

Osią dla wydarzeń w obrazie Koloskiego jest legenda o miejscu – żydowskiej karczynie, obok której rozegrała się w czasach wojny krwawa bitwa. Według przekazywanych przez mieszkańców wsi opowieści, woda w pobliskim stawie zaczerwieniła się od krwi, a dziś w cudowny sposób leczy rany. Karczyna zapadła się w grzęzawisko i jedynym znakiem tamtych wydarzeń jest pojawianie się w okolicy widma ocalałego w bitwie konia, którego ujrzenie zapowiada nieszczęście.

Widz z łatwością rozpozna w *Cudownym miejscu* znaną z wcześniejszych filmów Koloskiego, zmitologizowaną polską prowincję z galerią katechetycznych postaci (demoniczny i anielski ksiądz, „święty idiota” Staszko, grzeszna Grażyna), rozbuhanym panteizmem i przejawami świętości, swobodnie ingerującymi w porządek fabularny. Wydaje się jednak, że w przeciwieństwie do innych obrazów reżysera, film ten podszyty jest wyraźnym autorskim założeniem, stojącym niejako obok fabuły. Koloskiemu chodziło głównie o przejawianie się *sacrum*, o stworzenie takich ram

¹² Koloski, *Cudowne...*, *op. cit.*, s. 122–123.

¹³ *Ibidem*, s. 76.

(narracyjnych i estetycznych), które pozwoliłyby na różnych poziomach pokazać manifestowanie się świętości. Założenie to zakłóca fabularną przejrzystość *Cudownego miejsca*. Nagromadzenie aluzji, niedopowiedzeń, elementów symbolicznych z różnorodnych porządków religijnych, a także pewna niekonsekwencja w prowadzeniu postaci sprawiają, że film wielokrotnie dochodzi do punktu granicznego, który albo przyjmujemy bezkrytycznie jako element należący do świata wykreowanego przez Kolskiego, albo zabrniami w niekończące się eksplikacje, pełne paradoksów i niespójności. Za pewną wskazówkę, czym jest/miał być ten film dla reżysera, uznać można rozpoetyzowany zapissek we „fragmentozbiorze”:

Cudowne miejsce udało się jeszcze nasycić czymś nie z tego świata. Czymś z kina, ale i... spoza niego. Rzeczywistością, która karmiła się hostią wykradzoną z serca widza i spełniała w „modlitwie” nazywanej seansem filmowym. Tak, tak, to właśnie chcę powiedzieć – ten film przywoływał sacrum z miejsca jego zamieszkania, z jego ojczyzny nieznanej, przyprowadzał do kina gdzieś w Polsce i... usadzał w fotelu¹⁴.

Z perspektywy innych dzieł autora *Pograbka*, w tym może najbardziej przejawia się pozytywna wartość sakralności (pojmowanej w duchu rozważań Mircei Eliadego¹⁵), skonfrontowanej z topornym, instytucjonalnym katolicyzmem. Mieszkańcy Łaznowa egzystują w scenerii prywatnej topografii Kolskiego (malownicze pejzaże pól i lasów, czworaki, parafia, figura świętego), gdzie niemal w każdym miejscu dostąpić można przejawów *sacrum*. Kolski konstruuje panteistyczny świat żyjących w bliskości z naturą ludzi, bezkolizyjnie łączących przyswojony katolicyzm z pogańskimi nawykami kultu przyrody. Ksiądz Andrzej na miejsce rozmów z Bogiem wybiera las, a nowemu proboszczowi radzi: „na początek, zanim ksiądz ludzi wypowiada, radzę wypowiadać drzewa” [CM]. Sakrament odprawiany jest na pustym, zaoranym polu lub w konarze drzewa. „Pan Bóg jest wszędzie” [CM], powie z pełnym przekonaniem Jakub, jednak szybko okaże się, że to właśnie jego (księdza) obecność w „cudownym miejscu” zaburza lokalny ekosystem. Stawiany jest on w nazbyt czytelnej opozycji do starszego kolegi, a konfrontacja między dwoma duchownymi przebiega w dość oczywisty sposób. Celem nie jest tu jednak krytyka *Cudownego miejsca* pod względem spójności wizji czy przejawiania się świętości. Znacznie ciekawsze od tropienia przepełniających każdą scenę śladów hierofanii wydaje się ujęcie filmu z perspektywy praktyk pamięci, ze szczególnym akcentem na kategorię „pamięci miejsca”.

Za autora koncepcji *lieu de mémoire* – „miejsca pamięci”¹⁶, uznawany jest francuski historyk Pierre Nora. Choć badacz nigdy nie doprecyzował definicji pojęcia, do którego wracał w swoich tekstach nad wyraz często, to na podstawie rozproszonych też rozumieć je można jako zinstytucjonalizowane depozyty przeszłości danej zbioro-

¹⁴ Kolski, *Pamięć podróżna...*, op. cit., s. 13–14.

¹⁵ M. Eliade, *Sacrum a profanum. O istocie sfery religijnej*, przeł. B. Baran, Warszawa 2008, s. 5–15.

¹⁶ P. Nora, *Między pamięcią i historią: Les lieux de Mémoire*, przeł. P. Mościcki, [w:] „Tytuł roboczy: Archiwum” 2009, nr 2, s. 4–12.

wości. „Miejsce” jest tu tylko odwołującą się do przestrzennych skojarzeń metaforą. Pojęcie *lieux de mémoire* nie musi być więc rozumiane i rozpatrywane w sensie stricte materialnym. „Miejsca pamięci”, jak słusznie zauważył Andrzej Szpociński, „niczym miejsca wykopalisk archeologicznych mogą stać się obszarem niekończących się poszukiwań, odkrywających coraz to nowe, niedostrzegane lub niedoceniane wcześniej aspekty minionej rzeczywistości”¹⁷. Niematerialne znaki i symbole, o ile „są własnością określonych grup społecznych i skrywają w sobie takie, lub inne, ważne z punktu widzenia zbiorowości wartości (idee, normy, wzory zachowań)”¹⁸, są pełnowartościowymi „miejscami pamięci”. W tym ujęciu porównanie archiwum, muzeum, cmentarza, rocznicy, szkolnego elementarza, zjazdu absolwentów i kolumny Zygmunta, mimo kategoryjnych rozbieżności, nie jest tym samym, co – cytując redaktora *Les lieux de mémoire* – „surrealistyczne spotkanie parasolki z maszyną do szycia”¹⁹. „Miejsca pamięci” tworzą sieć porządkującą społeczne ramy pamięci (w znaczeniu zbliżonym do tego, jakie nadał im Maurice Halbwachs²⁰), dlatego tak istotne jest uświadomienie sobie ich obecności:

wokół nas istnieje wiele, na ogół niedostrzeganych, depozytariuszy (miejsc) przeszłości. Wystarczy tylko uruchomić wyobraźnię, by w kodeksach, kronikach, przepisach prawnych, nie mówiąc już o języku, sztuce, poezji dostrzec depozytariuszy (miejsc) pamięci o czasach, które minęły²¹.

Fakt istnienia *lieux de mémoire*, mimo ich niewątpliwej funkcjonalności (przechowują pamięć, konstytuującą tożsamość zbiorowości), jest według Nory ponurym dowodem anihilacji pamięci przez historię. „To, co dziś nazywamy pamięcią – pisze francuski badacz – jest już zatem historią, a nie pamięcią. To, co bierzemy za rozbłyśki pamięci, jest w rzeczywistości jej ostatecznym strawieniem przez płomień historii”²². Współcześnie zanikła pamięć prawdziwa, którą Nora rozumie przez charakterystyczne dla społeczeństw pierwotnych schronienie w gestach i niepisanych tradycjach. Zachowała się jedynie pamięć przekształcona przez terror historyzacji: świadoma, przemyślana, przeżywana jako obowiązek i zinstytucjonalizowana. Nowoczesna pamięć, pod naporem fundamentalnie historycznej wrażliwości, przekształciła się w pamięć archiwalną. Liczy się dla niej materialność śladów i bezpośrednio danych. „Miejsca pamięci” służą za swoisty rodzaj „pamięciowej protezy”, która istnieje, gdyż nie ma już rzeczywistych środowisk pamięci. Pamięć musi się więc ucieleśniać w miejscach po to, by nie zostać całkowicie przechwycona przez historię.

Omówiony powyżej proces wyznacza interesujące pole do interpretacji *Cudownego miejsca*. Odczytywany w perspektywie praktyk „miejsc pamięci” film Kolskiego okazuje się nie tylko opowieścią o profanowaniu *sacrum*, jak często bywał postrze-

¹⁷ A. Szpociński, *Miejsca pamięci (lieux de mémoire)*, „Teksty drugie” 2008, nr 4, s. 15.

¹⁸ *Ibidem*.

¹⁹ Nora, *Między pamięcią... op. cit.*, s. 12.

²⁰ M. Halbwachs, *Spoleczne ramy pamięci*, przeł. M. Król, Warszawa 2008, s. 3–8.

²¹ Szpociński, *op. cit.*, s. 14.

²² Nora, *Między pamięcią... op. cit.*, s. 7.

gany²³, ale o spotkaniu dwóch sposobów pamiętania (naturalnego i historycznego), dwóch koncepcji myślenia (mitologicznego i logicznego) i dwóch wymiarów czasu (romantycznego zawieszenia i nowoczesnego przyśpieszenia).

Zdaniem Heinera Mullera pamięć swoje źródło czerpie z szoku – tam, gdzie pojawia się zniszczenie i zapomnienie, tam najsilniej uruchomiona zostaje praca pamięci²⁴. Łaznowo z filmu Kolskiego konstituuje się na legendzie o krwawej bitwie, wobec której kolejne przejawy *sacrum* są tylko następstwami, skutkami. U podłoża tożsamości mieszkańców (tak przynajmniej zdradza widzowi film) leżeć powinny więc ruiny karczmy i świadomość dawnej wojny (nie wiadomo właściwie której, choć zastanawiające pozostaje to, że wieś ominęła właściwie II wojna światowa – jedynym jej „odpadem”, pozostałością, jest Staszko). W Łaznowie brakuje jednak obrońców pamięci na wzór Simonidesa z rzymskiej legendy, a tożsamość mieszkańców pozostaje niekompletna. Wydarzenie, które powinno być bodźcem konstruującym ją, zostaje wyparte z oficjalnej wersji historii, którą cenzuruje również reprezentowana przez księdza Jakuba instytucja Kościoła. Dla społeczności pamięć o „cudownym miejscu” jest sekretem, mitem, charakterystycznym dla społeczeństw archaicznych. W filmie Kolskiego przejawia się ona (jako nieprzepracowana wciąż trauma) w postaci romantycznego przekazu, legendy o zatopionej w bagnie karczmie. Pamięć ta ma jednak środowisko, do którego się odnosi. Nie potrzebuje zinstytucjonalizowanej, odgórnej decyzji, ustanawiającej w miejscu dawnej karczmy „miejsce pamięci”. Zdaje się, że niezwykłość przestrzeni w filmie Kolskiego polega na tym, iż potrafi ona samoistnie wytworzyć „pamięć miejsca”. Pamięć ta funkcjonowałaby w opozycji do kategorii Nory, a więc niezależne od instytucji i wspólnoty. Funkcjonowałaby jednak z podobnej przyczyny, tworząc protezę czy raczej fantom pamięci: niedokładnej, nieprecyzyjnej, afektywnej i magicznej.

„Cudowne miejsce” byłoby w naszych rozważaniach miejscem-widmem w rozumieniu Aleidy Assmann. Według niemieckiej antropolog jednym ze sposobów przejawiania się pamięci, obok medium pisma, obrazu i ciała, jest miejsce, a tam „gdzie zostały zablokowane wszelkie możliwości przekazu, powstają miejsca-widma, które stają się areną swobodnych gier wyobraźni lub powrotu wypartych znaczeń”²⁵. Zapowiedź przytoczonej wcześniej miejscowej legendy pojawia się już w otwierającej *Cudowne miejsce* scenie – w długim ujęciu widzimy las, w oddali zaś, wzdłuż linii horyzontu, ekran przecina przejeżdżający pociąg, wyznaczając niejako granice świata zewnętrznego. Gdy kamera schodzi w dół, w kadrze ukazuje się martwe ciało białego konia. Na tym tle pojawia się tytuł filmu, a towarzysząca scenie dziwna, niepokojąca muzyka w oszczędny sposób ilustruje złowrogą atmosferę, już od samego prologu konfrontując widza z wieloznaczną symboliką miejsca. Zaledwie chwilę później –

²³ Zob. np. T. Lubelski, *Dwóch na świat*, „Film” 1995, nr 2, s. 34–35; Sobolewski/Kolski, *Jan Jakub...*, *op. cit.*

²⁴ Zob. A. Assmann, *Przestrzenie pamięci. Formy i przemiany pamięci kulturowej*, przeł. P. Przybyła, [w:] *Pamięć zbiorowa i kulturowa. Współczesna perspektywa niemiecka*, pod red. M. Saryusz-Wolskiej, Kraków 2009, s. 110.

²⁵ Assman, *op. cit.*, s. 114.

lecz chwile te dzieli wieloletni odstęp – przyjeżdżający do wsi ksiądz spotka Staszka Indorka, który w zapomnieniu i dziwnym półśnie szuka w lesie białego konia.

„Dzieci Boże”

Jak się dowiadujemy z opowieści kościelnego Balcerka, Staszko jest wyrzuconym z transportu koło Łaznowa Żydem (podrzutkiem i „odrzutem” zarazem). W warstwie filmowej narracji jest jednak postacią kluczową, która – w sposób charakterystyczny dla bohaterów granych u Kolskiego przez Mariusza Saniternika (Pograbek, Pasiasia, Kulawik) – reprezentuje marginalizowanego przez wiejską społeczność, napiętnowanego dziwaka, odczuwającego rzeczywistość intensywniej i wyraźniej niż reszta mieszkańców.

Staszko to bohater, na którym ciąży podświadomy wyrok z przeszłości. Wieziony jako dziecko w transporcie do obozu, z dużym prawdopodobieństwem nie przeżyłby wojny, gdyby nie został wyrzucony z wagonu. Jednak nieoczekiwane ocalenie, przypadek, o którym niewątpliwie zadecydowało szczęście, byłoby w uniwersum Kolskiego tylko odwleczonym w czasie wyrokiem śmierci, który prędzej czy później upomni się o wykonanie (analogicznie do sytuacji z filmu *Grający z talerza*, w którym bohater targuje się ze śmiercią o kolejne dni życia). Ta swoista dywersja wobec porządku świata odciska na Staszku wyraźne piętno. Bohater naznaczony jest obsesyjnym natręctwem poszukiwań zaginionego białego konia, które dla mieszkańców Łaznowa równoznaczne jest z dyskredytującym go i wykluczającym na margines wspólnoty obłąkaniem. Psychiczny niepokój dodatkowo znajduje wyraz w tiku nerwowym, od którego społeczność tworzy przydomek, zastępujący Staszkoowi nazwisko, dopełniając tym samym wizerunek wiejskiego głupca.

Figura z trudem tolerowanego przez wspólnotę odmienca pojawia się nad wyraz często w filmach i opowiadaniach Kolskiego. Postaci te, by wspomnieć obok Staszka również Pasiasię, Pograbka czy Kulawika, choć wykluczone z powodu swej odmienności, stoją w wyraźnej opozycji do zaślepionej wiejskiej gawiedzi. Jako jedyne znają prawdę o wydarzeniach (może ona im zostać np. objawiona w snach), stają w obronie pokrzywdzonych lub obnażają hipokryzję urągających im bohaterów. Sam reżyser najlepiej określił ten typ postaci, tak licznie pojawiających się w jego filmach:

Ja ich nazywam Dzieci Boże. Dlaczego? To są nadwrażliwcy, rozmaite „strachy na wróble”. Odbierają oni codzienność, życie, znacznie intensywniej, każdym nerwem. Dotkliwiej też cierpią. Na nich kieruje się zwykle środowiskowa agresja²⁶.

Analizie występujących u Kolskiego postaci odmieńców i wyrzutków niemal od razu narzuca się perspektywa „świętego idioty”, jurodiwego, o którym wyczerpujące studium napisał Cezary Wodziński²⁷. Dla jurodstwa trudno znaleźć podstawę

²⁶ *Nazywam je Dzieci Boże*, z Janem Jakubem Kolskim rozmawia Jerzy Wójcik, „Rzeczpospolita” 1994, nr 182, s. 4.

²⁷ C. Wodziński, *Św. Idiota. Projekt antropologii apofatycznej*, Gdańsk 2009.

teoretyczną, co wyraźnie zaznacza autor: „nie stanowi realizacji czy reprezentacji jakiegoś założonego modelu świętości [...]. Świętość jurodiwego nie ma idei”²⁸. Zjawisko to jest charakterystyczne dla wschodniej, greckokatolickiej religijności, trudno więc doszukiwać się bezpośredniej tradycji jurodstwa w Polsce. Pogardzany, obłąkany, obnażony głupiec, śpiący pośród bezdomnych psów i im podobny, przez swoiste *spastykowanie*²⁹ odarty zostaje ze szlachetności zachodniego modelu ascety: „on jeden tylko nic nie rozumie, ani ludzi, ani dźwięków, dla wszystkiego jest obcym, jest wyrzutkiem [...] A my [...] możemy się domyślać, że za maską głupoty nieskrywanej kryje się, lichy wie!, jakiś inny rozum, nie ludzki bodaj, nie z tego świata”³⁰.

Z nie mniejszym powodzeniem postać Staszka odczytać można przez pryzmat obłąkania właściwego dla bohaterów romantycznych ballad, w które doskonale wpisuje się bagienne uroczysko, słowiański kult czy niejasne pochodzenie postaci. Te dwie nobilitujące szaleństwo tradycje dopełniają się wzajemnie w *Cudownym miejscu*. Warto zwrócić uwagę, że biały koń, którego odnalezienie stało się obsesją Staszka, a który w pierwszej scenie filmu ukazany jest jako martwe już zwierzę, symbolizuje (również w filmie Kolskiego) śmierć. To ona stać się miała dopełnieniem losu bohatera przed laty, a dziś – odsunięta w czasie – nadal ciąży na nim jak wyrok. Staszko, choć żywy, jest już tak naprawdę umarłym, na granicy światów, przyciągany jakąś niewidzialną siłą w kierunku śmierci. I może to właśnie przedłużone „umieranie” najbardziej zbliża go do postaci jurodiwego. Jak wskazuje Wodziński: „wciąż przypatrujemy się przemierzanej przed jurodiwego drodze samowyrzeczenia. Drodze, która [...] nie zna i nie zaznaje swego końca, bo jest nieprzerwanym »umieraniem dla świata«”³¹. „Umieranie dla świata” zakłada, jako swój konieczny warunek, również „śmierć dla samego siebie”. Szaleństwo Staszka rozumieć należałoby więc ponad ustaleniami psychosomatyki, jako wyraz egzystencji w całości scentrowanej na zadośćuczynieniu (niezawinionej przecież) winie.

Niezwykły, ale i niepewny status bohatera sprawia, że Staszko jest postacią balansującą na styku dwóch czasów – umarły za życia, jako byt ciężący ku śmierci, inkorporuje tak przeszłość, jak i terażniejszość, nie uczestnicząc w pełni w żadnym z wymiarów. Ambiwalentny status ontologiczny pozwala mu (nieświadomie) przekraczać granicę rzeczywistości dostępnej dla innych członków wspólnoty. Jako jedyny ze społeczności odkrywa tajemnicę „cudownego miejsca”, poznaje uzdrawiający właściwości bagiennej wody i znajduje w lesie pogański „fetyz”. Zdaje się, że przestrzeń, w której porusza się Staszko Indorek jest w pewien sposób „dziurawa”, niejednorodna, pełna luk i „tajemnych przejść”. Jego „bycie w czasie” odbywa się na zupełnie innych zasadach, co umożliwia przenikanie czasoprzestrze-

²⁸ *Ibidem*, s. 24.

²⁹ Nawiązując tu do znaczenia, jakie nadał temu słowu film *Idioci* Larsa von Triera, w którym bohaterowie „spastykowali”, czyli udawali ludzi upośledzonych, wyłączając się z rzeczywistości i poszukując w sobie „wewnętrzny idioty”.

³⁰ Wodziński, *op. cit.*, s. 11.

³¹ *Ibidem*, s. 63.

ni i dowolne balansowanie na granicy czasów. Charakterystyczna jest tu scena, w której na taśmę filmu nałożona zostaje jak gdyby klisza ze szkicu etnograficznego, wypełniona postaciami dawnych mieszkańców wsi. Upozowani do rodzinnej fotografii, z całym dobrodziejstwem inwentarza ustawiają się przed niewidzialnym obiektywem. Oprócz rozszczękanych okolicznych psów, tylko Staszko dostrzega obecność zjaw z przeszłości. Relacja ta działa zresztą w obie strony – postacie wodzą wzrokiem za przechodzącym Indorkiem, pozostając niewidoczne dla towarzyszącej mu Grażyny.

W tej „fotograficznej” scenie najdotkliwiej może odznacza się fenomen „pamięci miejsca”, czy raczej „śladów pamięciowych” zachowanych w przestrzeni. Zjawisko to porównać można do utrwalenia obrazu na światłoczułej błonie, która – by przywołać słowa jednego z pionierów fotografii Johna Williama Drapera – „ma zdolność zachowywania pozostałości bądź śladów wrażeń”³². Pozostańmy wśród tropów fotograficznych. Zastygły na powierzchni płytki światłoczułej obraz w dobie postępu technicznego stał się gwarantem niepodważalnej prawdy (dodajmy, że status ten podważył wynalazek fotomontażu). Fotografia zyskała miano „sztucznej pamięci”, potrafiącej zachować dokładny i niezmienny obraz tego, co dawno przeminęło. Wywoływanie zdjęć szybko zaczęło tym samym funkcjonować jako stechnicyzowana metafora wywoływania wspomnień.

W filmie Kolskiego „pamięć miejsca” przenika „zwyczajną” doczesność wsi, odciśniętą na niej, jak na nieścieralnej, światłoczułej powierzchni. Ten swoisty „ślad pamięciowy” w topografii Łaznowa dostrzegany jest tylko przez Staszka. On jeden intuicyjnie postrzega rzeczywistość w duchu romantycznego irracjonalizmu. Niejednoznaczność i zarazem naiwność jego perspektywy byłaby tu n e g a t y w e m racjonalnego, prześwieconego oświeceniową logiką spojrzenia księdza Jakuba.

Niejako samoistnie nasuwa się w tym miejscu pytanie: co wynika z wiedzy, do której dostęp ma Staszko? Najuczciwszą odpowiedzią byłoby, że absolutnie nic, i tu dostrzec można największy paradoks *Cudownego miejsca*. Jedyna osoba, która posiada dostęp do wiedzy o przeszłości, nie może podzielić się nią z innymi, nie potrafi zmienić swojego postrzegania świata w czytelną „lekcję historii”, sprobmatyzować go i tym samym przedstawić innym. Świadectwo Staszka, jako osoby spoza społeczności, obciążonej dyskredytującym ją niejasnym stanem psychicznym i odrębnym pochodzeniem, nie jest w żadnej mierze wiarygodne, a przedstawione przez niego dowody zostają z miejsca przez mieszkańców Łaznowa odrzucone. Znamienną sceną jest próba ratowania przez Staszka nieprzytomnej Olesi. W zaistniałej sytuacji tylko on mógłby ją ocalić, dysponując cudowną wodą ze źródła w lesie. Jego pomoc zostaje jednak odrzucona przez mieszkańców, a on sam przegoniony niczym natrętny pies. Postać Staszka, naznaczona śmiertelnym piętnem, nie może zatem zostać łącznikiem między czasami – porozumienie, choć zostaje nawiązane, przez niemożność dalszego pośrednictwa okazuje się daremne.

³² J. W. Draper, *Human Physiology*, London 1856. Cyt. za: D. Draaisma, *Machina metafor: Historia pamięci*, przeł. R. Pucek, Warszawa 2009, s. 183.

Między *sacrum* a historią

W tej perspektywie *Cudowne miejsce* byłoby filmem o zakłóconej komunikacji między przeszłością a teraźniejszością, jak również opowieścią o przejawach *sacrum*, które nie zostają dostrzeżone, są opacznie odbierane, niepożądane lub przechodzi się nad nimi do porządku dziennego. Sugerowana tu imieniem księdza metafora drabiny Jakubowej³³ została w świecie wykreowanym przez Kolskiego ustawiona pod zbyt ostrym kątem, by umożliwić przepływ informacji pomiędzy dwiema sferami. Pewne sygnały zdają się docierać do świadomości wspólnoty, jednak koncepcja Eliadowskiego środka świata³⁴ (miejsca, w którym Bóg spotyka się z ludźmi) zostaje zakwestionowana przez samych mieszkańców Łaznowa. Wielokrotnie i jak gdyby na przekór wszechobecnym cudom podkreślają oni, że ich wieś znajduje się daleko poza bożą jurysdykcją. Wszelkie powtarzające się w rozmowach metafory: zwróconego w inną stronę boskiego spojrzenia czy najniższego stopnia drabiny, od której zacząć ma swą posługę ksiądz Jakub, wskazują na to, że mieszkańcy, mimo naocznych cudów, chcą pozostać w historycznej próżni, wolni od narzuconej z góry religijności, utrzymując *status quo* z a p o m n i a n e j wsi gdzieś na obrzeżach „tego zasnętego końca świata, wiejskiej »przepadliny«”³⁵.

Interpretację tę potwierdza postać Grażyny. Spośród wszystkich mieszkańców wsi to ona, choć obciążona najgorszą reputacją, została wyróżniona w akcie boskiej hierofanii. *Sacrum* przejawia się przez Grażynę nieoczekiwanie w postaci stygmatów, jednak wyróżnienie to bohaterka przyjmuje z lękiem i obawą, pragnąc jak najszybciej się ich pozbyć. Doświadczenie religijne staje się więc uciążliwą chorobą, niezrozumiałym i kłopotliwym piętnem. Paradoksalne, choć niebezprecedensowe przejawienie się świętości w grzeszniku, zamiast być źródłem zbawienia i przemiany drogi życiowej, staje się uciążliwym balastem – symptomem, za którym nie stoi żadne sensowne wytłumaczenie. Grażyna nie dostrzega w stygmatkach niczego więcej poza tym, czym są w ich realnym wymiarze – broczącymi, przerażającymi ranami. Jej naznaczenie jest niewygodne również dla innych mieszkańców wsi. Kobieta jawnie grzeszyła, nie należała do religijnej wspólnoty, egzystowała jakby poza

³³ „Kiedy Jakub wyszedł z Beer-Szeby wędrował do Charanu, trafił na jakieś miejsce i tam się zatrzymał na nocleg, gdyż słońce już zaszło. Wziął więc z tego miejsca kamień i podłożył sobie pod głowę, układając się do snu na tym właśnie miejscu. We śnie ujrzał drabinę opartą na ziemi, sięgającą swym wierzchołkiem nieba, oraz aniołów Bożych, którzy wchodzili w górę i schodzili na dół” (cyt. za *Biblią Tysiąclecia*, Poznań-Warszawa 1980, *Rdz.* 28 10–12).

³⁴ „Mamy więc tu do czynienia z ciągiem wyobrażeń religijnych i kosmologicznych obrazów powiązanych ze sobą i wyrażających się w »systemie«, który można nazwać »systemem świata« społeczeństw opartych na tradycji: a) święte miejsce stanowi wyłom w jednorodności przestrzeni; b) symbolizuje go »otwarcie« umożliwiający przejście z jednego regionu kosmicznego do innego (z niebios na ziemię i z ziemi do świata podziemnego); powiązanie z niebem można wyrazić różnymi obrazami, które wszystkie odnoszą się do *axis mundi*: kolumny (*universalis columna*), drabiny (drabina Jakubowa), góry, drzewa, liany itd.; d) wokół osi świata rozciąga się »świat« (=nasz świat), a w konsekwencji oś lokuje się »pośrodku«, w »pępku świata«, stanowi środek świata” (Eliade, *Sacrum...*, *op. cit.*, s.36).

³⁵ J. J. Kolski, *Kulka z chleba*, Warszawa 1998, s.164.

społecznością, a mimo to, z nieznanym nikomu przyczyn, to ona została wybrana. W tej samej chwili, kiedy pojawiły się stygmaty, Grażyna stała się „kimś całkowicie innym”, w paradoksalny sposób została uświęcona, będąc już „nie całkiem sobą”, nie prowincjonalną barmanką, niestroniącą od mężczyzn, ale świadectwem boskiej mocy. Ten sposób przejawiania się *sacrum* nie zadowala jednak nikogo z mieszkańców Łaznowa. W społeczeństwie tradycyjnie postrzegającym przejawy dobra i zła, Grażyna nie może świadczyć o boskiej sile. Komunikacja zostaje zaprzeczona po raz drugi.

Gdy cud zdarza się w sąsiedniej wsi, ksiądz Andrzej mówi w stronę Boga: „Nie chcę u siebie Twoich cudów” [CM]. Nikt w tym miejscu nie czeka na akty przejawiania się boskiej siły, gdyż prawdziwą sceną relacji łączącej Boga i człowieka jest w filmie panteistycznie pojmowana natura. Cuda są właściwie niepożądane, zdają się zakłócać spokojny rytm codzienności, fundowany na mitycznej cykliczności. „W świecie Kolskiego czas realny przez mariaż z mitycznym zostaje pozbawiony konkretności i realności”³⁶. Tradycyjna społeczność funkcjonuje w swoistej atemporalnej osadzie, w której wszelkie przejawy upływającego czasu zostają natychmiast oswojone w tradycyjnych podaniach, legendach i mitach. „Boskością” wydają się być przepełnione bezkresne pola, wyschnięte konary, bagienne uroczyska, leśna głusza. To wśród przyrody znajduje się prawdziwe sanktuarium, a nie przy skrzyżowaniu wiejskich dróg, w budynku wiejskiego kościoła.

Ksiądz Jakub byłby zatem w filmie nośnikiem nie tyle antypogańskiej polityki wiary katolickiej, wraz z całym jej obwarowaniem ideologicznym, ale przede wszystkim uosabiałby historyczny upływ czasu, z obsesyjnie racjonalną potrzebą archiwizowania śladów opisywaną przez Pierra Norę. W artykule *Czas pamięci*³⁷ francuski historyk postawił przewrotną tezę, wedle której „przyśpieszenie historii” – gwałtownie narastające następstwo zmian i natychmiastowe zapadanie się wszystkiego w przeszłość, zaburza tradycyjną linearność czasu historycznego. Oznacza to – według Nory – koniec historii pojmowanej teleologicznie i siłą rzeczy umożliwia istnienie wielu wersji historii, nakładając na nas „obowiązek pamięci”. Obowiązek ten Nora rozumie nie jako spłacenie długu wobec przeszłości, lecz jako symptom poczucia utraty, na który odpowiedzią jest natrętne gromadzenie, nabożne zbieractwo – archiwizowanie wszystkich materialnych śladów, zaświadczających o tym, czym jesteśmy:

Nie mamy już swobodnego dostępu do tej przeszłości. Możemy ją odnaleźć tylko poprzez pracę rekonstrukcji dokumentalnej, archiwalnej, pomnikowej, która czyni z „pamięci” – pamięci przecież także skonstruowanej – współczesną nazwę tego, co niegdyś zwano po prostu „historią”. Mamy tu do czynienia z bardzo głębokim i niebezpiecznym odwróceniem znaczenia słów, również wyrażającym ducha epoki. „Pamięć” nabrała sensu tak ogólnego i tak wszechogarniającego, że zmierza ni mniej, ni więcej tylko do zastąpienia słowa „historia” i do oddania pracy nad historią w służbę pamięci³⁸.

³⁶ Bobowski, *Marquez...*, *op. cit.*, s. 161.

³⁷ P. Nora, *Czas pamięci*, przeł. W. Dłuski, „Res Publica Nowa”, 2001, nr 7, s. 37–43.

³⁸ *Ibidem*, s. 40.

Pamięć opisywana przez Norę nie ma nic wspólnego z pamięcią tradycyjną i naturalną – jest wspierana przez instytucje i narzędzia: archiwa, bazy danych, inwentaryzacje zasobów. W filmie Kolskiego mielibyśmy zatem do czynienia z konfliktem dwóch sposobów pamiętania: naturalnego, które przejawia się w opisanej wcześniej „pamięci miejsca” i historycznego, którego depozytariuszem byłby Jakub. W tym kontekście niezwykle istotna wydaje się scena, w której młody ksiądz, choć widzi realne znaki hierofanii, nie potrafi odszyfrować ich znaczenia, bezradnie poszukując wsparcia w asekuracyjnym empiryzmie: „Czy będę mógł pomierzyć? [...] Badania, pomiary. Trzeba sprawdzić w centymetrach, wziąć próbki krwi, sfotografować. Sam nie wiem, co jeszcze. Muszę do kurii jak najszybciej, dowiedzieć się” [CM]. W scenie tej wybrzmiewa przez księdza duch oświeceniowego historyka, tak obcy i niedorzeczny w tym odciętym od biegu historii miejscu.

Łaznowo zdaje się funkcjonować w wiecznym teraz, w Eliadowskim czasie świętym. Dla mieszkańców wsi historia toczy się jak gdyby obok prozaicznego życia. „Osobista pamięć nie gra tu żadnej roli: liczy się tylko pamiętanie o mitycznym zdarzeniu, tylko ono bowiem jest twórcze i dlatego godne pamiętania”³⁹. Pamięć i *sacrum* są tu jak dwie tektoniczne płyty. W miejscu ich nałożenia powstaje coś na kształt czasoprzestrzennej wyrwy: pamięć uświęca przestrzeń, nadaje jej charakter magiczny. To przecież w miejscu krwawych wydarzeń sprzed lat, w lesie, znajduje się ołtarz dla pogańskich bożków. Historia stała się dla wspólnoty mieszkańców tak odległa, iż przybrała cechy założycielskiego mitu. Chrześcijaństwo byłoby tu na przeciwnym biegunie:

Chrześcijaństwo jeszcze bardziej waloryzuje *czas historyczny*. Odkąd Bóg się *wcielił*, czyli *przybrał uwarunkowaną historycznie, ludzką postać*, historia nabrała zdolności zbawczych. [...] Gdy dzisiejszy chrześcijanin uczestniczy w czasie liturgicznym, powraca do „owego czasu”, w którym Chrystus żył, umarł, zmartwychwstał, ale nie chodzi już o jakiś czas mityczny, lecz o okres, gdy Poncjusz Piłat był prefektem Judei. [...] Tym samym historia okazuje się nowym wymiarem obecności Boga w świecie. *Historia* staje się *historią świętą*⁴⁰.

Przybycie księdza w krąg tradycyjnie zorientowanej społeczności, żyjącej w czasie mitycznym, wprowadza pewne zamieszanie, „stan wyjątkowy”. Warto raz jeszcze przywołać w tym kontekście pierwszą scenę filmu. Wyraźnie zaznaczoną w kadrze linię horyzontu przecina przejeżdżający pociąg. Linia ta wyznacza umowną granicę między dwoma światami: ahistorycznym i historycznym, a pociąg funkcjonuje w filmie jako symbol świata zewnętrznego. Mieszkańcy Łaznowa żyją w wiecznym „teraz”, we wciąż odnawiającym się czasie mitycznym. Ksiądz Jakub byłby w tym ujęciu jedynie powtarzającą się cyklicznie anomalią, ledwo słyszalnym echem historii, nie zdolnym jednak wnieść teleologicznego (i teologicznego) ładunku, który mógłby zorientować mityczną przestrzeń w czasie.

³⁹ Eliade, *op. cit.*, s. 108.

⁴⁰ *Ibidem*, s. 118–119.

Równie ważna w tym kontekście byłaby scena, w której młody ksiądz odkrywa w lesie miejsce-widmo. W tle słyszymy spokojny głos (nieżyjącej już) medium Olesi, wypowiadającej słowa: „znam cię. Nie zwiedzisz mnie” [CM]. To w jej postaci uobecnia się „pamięć miejsca”, ona jest jej strażniczką, potrafiącą przewidzieć kolejne zdarzenia w odnawiającej się wciąż pętli czasu. Obecność księdza jest więc zagrożeniem tylko pozornym, a jego zdolność przemiany świata (ewangelizacji) to złudzenie. Koniec końców Jakub zostanie albo odrzucony przez porządek, który wkrótce o nim zapomni, a ślady obecności księdza ulegną naturalnemu zatarciu (jeśli podążymy tropem noweli), albo też przyłączy się do tego porządku i uzna jego niereformowalny charakter (jeśli odczytamy filmowe odejście jako gest akceptacji, przyznania się do własnej bezsilności).

Trzeba zauważyć, że przed podobnym problemem – odniesienia się do czasu, który został zatrzymany albo nigdy nie ruszył ze swoich mitycznych posad – staną również inni bohaterowie Kolskiego: Jańcio w *Jańciu Wodniku* (1992), Fryderyk w *Pornografii* (2003), Marek w *Wenecji* (2010), czy Eryk w *Zabić bobra* (2012). Przepływy między przeszłością i teraźniejszością jest często w dziełach reżysera *Pograbka* zablokowany. Przeszłość nie tyle nawet powraca (nawiedza we wspomnieniach), po Lacanowsku żądając spłaty długów, co nigdy nie uhistorycznia się w pełni, nie pozwala zaklasyfikować się jako miniona. Wobec takiej przeszłości bezradny okazuje się właśnie ksiądz Jakub, ale źródłem tej bezradności wydaje się być nie on sam jako człowiek, a raczej porzucenie chrześcijańskiego miłosierdzia i zrozumienia na rzecz wyuczonego w seminarium XX-wiecznego racjonalizmu – teologa, historyka i archiwisty zarazem.

Bibliografia

- Assmann Aleida, *Przestrzenie pamięci. Formy i przemiany pamięci kulturowej*, przeł. P. Przybyła, [w:] *Pamięć zbiorowa i kulturowa. Współczesna perspektywa niemiecka*, pod red. M. Saryusz-Wolskiej, Kraków 2009, s. 101–142.
- Bobowski Sławomir, *Marquez z kamerą? O filmach Jana Jakuba Kolskiego*, „Tygiel Kultury” 2000, nr 4/6, s. 158–163.
- Draaisma Douwe, *Machina metafor. Historia pamięci*, przeł. R. Pucek, Warszawa 2009;
- Eliade Mircea, *Sacrum a profanum. O istocie sfery religijnej*, przeł. B. Baran, Warszawa 2008.
- Frydryk Marta, *Filmowa Arkadia Jana Jakuba Kolskiego*, „Prace Literackie” 2004, nr 43, s. 227–242.
- Halbwachs Maurice, *Spoleczne ramy pamięci*, przeł. i wstępem opatrzył M. Król, Warszawa 2008.
- Jan Jakub Kolski, *Ekologia duszy*, z Janem Jakubem Kolskim rozmawia Tadeusz Sobolewski, „Kino” 1994, nr 3, s. 16–18.
- Kolski Jan Jakub, *Jańcio Wodnik i inne nowele*, Wrocław 1994.
- Kolski Jan Jakub, *Kulka z chleba*, Warszawa 1998.
- Kolski Jan Jakub, *Pamięć podróżna. Fragmentozbiór filmowy*, Łódź 2010.

- Kotapka Radosław, *Inny Kolski*, „Opcje” 2000, nr 6, s. 87–88.
- Lubelski Tadeusz, *Dwóch na świat*, „Film” 1995, nr 2, s. 34–35.
- Lubelski Tadeusz, *Przypowieść o zaczynaniu od nowa*, „Kino” 1994, nr 3, s. 20–21.
- Miejsce, które się powiększa*, z Janem Jakubem Kolskim rozmawia Tadeusz Lubelski, „Kino” 1996, nr 7/8, s. 26–29.
- Nazywam je Dzieci Boże*, z Janem Jakubem Kolskim rozmawia Jerzy Wójcik, „Rzeczpospolita” 1994, nr 182, s. 4.
- Nora Pierre, *Czas pamięci*, przeł. W. Dłuski, „Res Publica Nowa”, 2001, nr 7, s. 37–43.
- Nora Pierre, *Między pamięcią i historią: Les lieux de Mémoire*, przeł. P. Mościcki, [w:] „Tytuł roboczy: Archiwum” 2009, nr 2, s. 4–12.
- Pracuję w nadfiolecie*, z Janem Jakubem Kolskim rozmawia Irena Stanisławska, „Film” 1996, nr 4, str. 104–105.
- Stachówna Grażyna, *Filmowy Jańcioland Jana Jakuba Kolskiego*, „Kino” 1998, nr 12, s. 23–26.
- Szpociński Andrzej, *Miejsca pamięci (lieux de mémoire)*, „Teksty drugie” 2008, nr 4, s. 11–20.
- Werner Mateusz, *Mityczna wioska*, „Kino” 1994, nr 12, s. 9.
- Wodziński Cezary, *Św. Idiota. Projekt antropologii apofatycznej*, Gdańsk 2009.

Abstract

Memory, History and Sacrum in *A Miraculous Place* by Jan Jakub Kolski

The aim of the paper is a deep analysis of the film *A Miraculous Place* by Jan Jakub Kolski. To fulfill this intention the author refers to the literary original (the novel with the same title) as well as to the cultural contexts. The author of the paper considers the Kolski's film as the discursive space where various modes of remembering collides with the prevailing ways of (presenting) history. In the paper the concept of „realms of memory”, developed by Pierre Nora, is used as the theoretical background which helps to explain the functioning of the memory of place as a medium of two types of imagination: the sacred and the modern (technical) one.

Keywords

sacrum in culture, memory studies, polish film, Jan Jakub Kolski, les lieux de mémoire

Józefa Jana Tadeusza Mniszcha opisanie Kantonu Berneńskiego

Józef Jan Tadeusz Mniszech (?–1797) wywodził się ze starego, wielce zasłużonego dla Rzeczypospolitej, polskiego rodu magnackiego¹. Kształcił się w pijarskim Collegium Nobilium w Warszawie. W roku 1759 po śmierci ojca, Jana Karola Mniszcha (1716–1759)², został po nim generałem-szefem regimentu konnego im. królowej, otrzymując także rotmistrzostwo chorągwi panczernej wojsk koronnych³. Za namową szwajcarskiego dyplomaty i prawnika, Emera de Vattela (1714–1767)⁴, matka polskich arystokratów, Katarzyna z Zamoyskich Mniszchowa (ok. 1723–1771)⁵, wysłała Józefa Mniszcha oraz jego brata, Michała Jerzego Wandalina Mniszcha (1742–1806)⁶, na uzupełniające studia do Szwajcarii, które odbywali pod okiem kalwińskiego pastora, wybitnego fizjokraty, naturalisty i encyklopedysty, Elie Bertranda (1713–1797)⁷. Ścisłej rzecz ujmując, Michał Mniszech kształcił się w Bernie trzy lata (od 11 sierpnia 1762 do 14 czerwca 1765), natomiast jego brat, Józef, dwa lata (od 17 października 1763 do 14 czerwca 1765)⁸. Prócz edukowania się młodzi polscy magnaci uczestniczyli w życiu intelektualnym i towarzyskim Berna – biorąc

¹ Hanna Dymnicka-Wołoszyńska i Ryszard W. Wołoszyński, *Mniszech Józef Jan Tadeusz*, [w:] *Polski Słownik Biograficzny* [dalej jako PSB], t. XXI, Wrocław 1976, s. 478–480.

² H. Dymnicka-Wołoszyńska, *Mniszech Jan Karol*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 463–465.

³ Teodor Żychliński, *Złota księga szlachty polskiej*, t. X, Poznań 1888, s. 215–222 [hasło: *Mniszchowie herbu własnego*]. O Józefie Janie Tadeuszu Mniszechu na s. 214.

⁴ *Allgemeine Deutsche Biographie*, hrsg. durch die Historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, t. XXXIX, Leipzig 1895, s. 511–513 [hasło: *Vattel Emerich v. (Emer de Vattel)*].

⁵ H. Dymnicka-Wołoszyńska, *Mniszchowa z Zamoyskich Katarzyna*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 454–457.

⁶ Andrzej Rosner, *Mniszech Michał Jerzy Wandalin*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 480–484.

⁷ Marc Weidmann, *Un pasteur-naturaliste du XVIII^e siècle: Elie Bertrand (1713–1797)*, „Revue Historique Vaudoise” 1986, t. XCIV, s. 63–108; Elisabeth Wahl, *Bertrand Elie (1713–1797)*, [w:] *Dictionnaire de la presse 2: Dictionnaire des Journalistes (1600–1789)*, sous la direction de Jean Sgard, t. 1, Oxford 1999, s. 92–93; Olivier Fatio, *Bertrand Elie (1713–1797)*, [w:] *Historisches Lexikon der Schweiz* [dalej jako HLS], hrsg. von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz, chefredaktor Marco Jorio, t. 2, Basel 2003, s. 334.

⁸ Zob. M. Bratuń, „Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk”. *Zagraniczne studia i podróże edukacyjne Michała Jerzego Wandalina Mniszcha w latach 1762–1768*, Opole 2002, s. 39–102.

udział m.in. w pracach Société Économique de Berne⁹ i odwiedzając salon Julie de Bondeli (1732–1778)¹⁰ – oraz podróżowali po Szwajcarii. Warto podkreślić, że to właśnie Józefowi Mniszchowi powierzył król Stanisław August misję doręczenia datowanego na 3 października 1764 roku listu notyfikacyjnego do trzynastu kantonów szwajcarskich, informującego o swoim wyniesieniu na tron Polski¹¹.

Po zakończonej edukacji szwajcarskiej obaj bracia Mniszchowie odbyli w towarzystwie swego preceptora w latach 1765–1768 podróż kształceniową po Europie, odwiedzając Francję, Niemcy, Anglię, Holandię, Włochy i Austrię. Przypomnijmy, że współautorami koncepcji europejskich podróży edukacyjnych młodych Polaków byli wspomniany już Elie Bertrand; matka polskich magnatów, a także związany z domem Mniszchów wybitny ekonomista, historyk i polityk, Jerzy Łoyko (1717–1779)¹². Zgodnie z oczekiwaniami Katarzyny z Zamoyskich Mniszchowej w procesie zagranicznego edukowania synów na pierwszym miejscu należało umieścić zapoznanie się z zagadnieniami szeroko pojętej ekonomii, których zgłębienie mogło się okazać niezwykle pożyteczne w przyszłej karierze politycznej obu braci Mniszchów¹³. Należały do nich: problematyka prawno-ustrojowa, organizacja i sposób zarządzania państwem, finanse publiczne, handel, rolnictwo, wczesnokapitalistyczne formy produkcji przemysłowej (rodzaje i sposoby funkcjonowania fabryk i manufaktur).

Po powrocie do Polski Józef Mniszech nie odegrał takiej roli w życiu politycznym czy naukowym, jak jego brat Michał. Popierając królewskie starania o uprzemysłowienie Rzeczypospolitej, wraz z Andrzejem Zamoyskim i Antonim Tyzenhauzem założył 11 kwietnia 1766 roku Kompanię Manufaktur Wełnianych, która działała tylko kilka lat. W 1777 roku otrzymał od króla Order Św. Stanisława, natomiast

⁹ *Ibidem*, s. 125–128. Zob. też Conrad Bäschlin, *Die Blütezeit der Ökonomischen Gesellschaft in Bern 1759–1766*, hrsg. von der Ökonomischen und Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern, t.1, Laupen 1917, s. 405–414.

¹⁰ „Sie kannte nicht nur die schöne Literatur Europas, sondern auch die Debatten in Philosophie, Ästhetik, Naturwiss. und Ökonomie. Sie pflegte den Geist der Aufklärung v.a. auch in ihrem Salon, wo sie aufgeklärte Patrizier, kultivierte Aristokratinnen, gebildete Bürger und ausländ. Gelehrte empfing, und der Ende der 1750er, anfangs der 1760er Jahre zu einem Zentrum des aufgeklärten Bern wurde. Nach dem Vorbild der Pariser Salons wurden hier Kultur, Rasonnement und Freundschaft über die Grenzen von Stand und Geschlecht hinweg gepflegt”. Brigitte Schnegg, *Suzanne Julie Bondeli (1732–1778)*, [w:] HLS, t. 2, Basel 2003, s. 560.

¹¹ „W ten oto sposób doszło do podróży braci Mniszchów do Zurichu, która trwała od 30 października do 10 listopada 1764 roku. 2 listopada Józef Mniszech wręczył uroczyście urzędującemu burmistrzowi tego miasta, Landoltowi, królewskie zawiadomienie, które nazajutrz odczytano w Suwerennej Radzie („Conseil Souverain”), postanawiając, iż zostanie ono zakomunikowane wszystkim kantonom. Dopiero po tym, jak każdy z nich zajmie w tej sprawie własne stanowisko, przgotuje się wspólną odpowiedź i przekaże ją Stanisławowi Augustowi za pośrednictwem Józefa Mniszcha. Rzeczona odpowiedź sformułowana została 21 listopada 1764 roku, starosta sanocki zaś przesłał ją polskiemu monarsze 25 listopada tegoż roku”. M. Bratuń, „*Ten wykwinłny, wykształcony Europejczyk*”..., s. 134.

¹² Helena Madurowicz-Urbańska, *Łoyko (Łojko) Feliks Franciszek*, [w:] PSB, t. XVIII, Wrocław 1973, s. 447–451.

¹³ M. Bratuń, *Nieznany list Katarzyny z Zamoyskich Mniszchowej do Elie Bertranda z 8 września 1767 roku*, „Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Opolskiego” 1998, nr 34, s. 78 i 82.

w 1780 roku – Order Orła Białego. Po pierwszym rozbiórce Polski większość dóbr Józefa Mniszcha znalazła się w zaborze austriackim, gdzie też wkrótce zaczął uzyskiwać tamtejsze urzędy i godności. 22 kwietnia 1783 roku nadano mu tytuł hrabiego galicyjskiego; 4 sierpnia 1783 roku otrzymał tytuł hrabiego cesarstwa; 29 listopada 1784 roku objął stanowisko ochmistrza Galicji i Lodomerii. W 1788 roku powołano go na deputata do Stanów Galicyjskich z grona magnaterii, którą to funkcję pełnił do końca życia. Józef Jan Tadeusz Mniszech zmarł w Bielinach nad Sanem dnia 4 września 1797 roku.

II

Przedstawione w niniejszej publikacji rozważania mają za podstawę przechowywany w Bibliotece Naukowej im. Wasyła Stefanyka Ukraińskiej Akademii Nauk we Lwowie rękopis nr 5632/II pt. *Table du voyage du Pays de Vaud, de Genève et de Neuchâtel fait en 1764*¹⁴. Spośród zawartych w rzezonym manuskrypcie kilkunastu różnej objętości tekstów interesować nas będą dwa, a mianowicie: *Observations sur la Suisse – Du Canton de Berne*¹⁵ jako tekst, który w całości zostanie poddany analizie oraz *Essai sur le commerce du Canton de Berne 1763*¹⁶ jako tekst zawierający jedynie wskazówkę dla poprzedniego. Pierwszy z wymienionych dokumentów, niedatowany, odsyła do drugiego, datowanego w tytule na rok 1763¹⁷. Wolno zatem sądzić, że Józef Mniszech mógł przygotować *Observations sur la Suisse – Du Canton de Berne* jeszcze w roku 1763 albo w roku następnym, czyli 1764. Jakkolwiek by było, wynika z tego, iż pewną część przeznaczoną na studia czasu wykorzystał także na zaznajomienie się z sytuacją społeczno-polityczno-ekonomiczną Kantonu Berneńskiego.

Tekst *Observations sur la Suisse – Du Canton de Bern* składa się z pięciu różnej objętości części, które będą przedmiotem naszych analiz.

Część pierwszą pt. *De la ville de Berne*¹⁸ poświęcono opisowi Berna, historii miasta, jego zabytkom, kościołom, szpitalom, ratuszowi, arsenałowi, promenadom

¹⁴ Biblioteka Naukowa im. Wasyła Stefanyka Ukraińskiej Akademii Nauk we Lwowie [*Manuscripta Instituti Ossoliniani*], rkps. 5632/II, [Józef Mniszech], *Table du voyage du Pays de Vaud, de Genève et de Neuchâtel fait en 1764* [dalej jako BNUAN Tdv]. Zob. też *Inwentarz rękopisów Biblioteki Zakładu Narodowego imienia Ossolińskich we Lwowie (nr. 5501 do 6000)*, Lwów 1934, s. 21–22 [*Manuscripta Instituti Ossoliniani*]. W opisie katalogowym ich autorstwo zostało przypisane Józefowi Janowi Tadeuszowi Mniszechowi.

¹⁵ *Observations sur la Suisse – Du Canton de Berne*, [w:] BNUAN Tdv, s. 47–69.

¹⁶ *Essai sur le commerce du Canton de Berne 1763*, [w:] BNUAN Tdv, s. 149–205.

¹⁷ „Je ne m’étends point ici plus au long sur diverses branches du commerce d’exportation et d’importation du Canton de Berne. Je renvoie au mémoire particulier dressé sur ce sujet, où l’on voit en même temps le Tableau général du commerce de toute la Suisse et du calcul d’approximation sur la balance du Canton de Berne”. *Observations sur la Suisse – Du Canton de Berne*, [w:] BNUAN Tdv, s. 69.

¹⁸ *Ibidem*, s. 47–49. Zob. też Francis Higman, *Bern*, [w:] HLS, t. 2, Basel 2003, s. 234–334.

(również i tym, które znajdują się w okolicy Berna) oraz okalającej to miasto rzecze Aar¹⁹.

Część druga, zatytułowana *Géographie du Canton de Berne*²⁰, dotyczy Kantonu Berneńskiego, który, zdaniem autora, należy do najbogatszych i największych pod względem obszaru kantonów szwajcarskich. Jego terytorium podzielone zostało na czterdzieści osiem bajliwatów, z czego trzydzieści sześć przypada na część niemieckojęzyczną kantonu, natomiast dwanaście na część francuskojęzyczną kantonu. Wspomniane bajliwaty dzieli się na trzy klasy ze względu na ich dochody, lecz autor tekstu dokonuje ich podziału pod względem geograficznym, posługując się mapą Kantonu Berneńskiego. W przypadku większości opisywanych bajliwatów wymienia autor datę ich powstania, zakupu, podbicia bądź przyłączenia do Kantonu Berneńskiego. Autor kończy tę część podaniem szczegółowych danych dotyczących się położenia geograficznego zarówno Kantonu Berneńskiego, jak i jego stolicy – Berna²¹.

Część trzecią pt. *Du Gouvernement du Canton de Berne* autor poświęcił zagadnieniu ustroju Kantonu Berneńskiego²². Już na wstępie zaznaczył, że od 1300 roku Berno ma ustrój arystokratyczny, przy czym wysiłki pewnej liczby rodów zmierzają do przekształcenia go w oligarchię. Następnie przedstawiono zasady funkcjonowania i kompetencje Suwerennej Rady („Conseil Souverain”) oraz posiadającego władzę wykonawczą senatu, zwanego też Małą Radą („Petit Conseil”). Wymieniono nazwiska sześciu rodów berneńskich, które dysponują przywilejem pierwszeństwa, gdy idzie o ubieganie się o miejsce w senacie. Należą do nich rody: Erlach, Diesbach, Mülinen, Wattenwyl, Bonstetten i Luternau. Podkreślono też na koniec, iż bardzo dobrze rozporządza się finansami państwa. Osoby za nie odpowiedzialne rokrocznie przedstawiają rozliczenia, które są skrupulatnie weryfikowane²³.

Część czwartą mającą tytuł *Des alliances du Canton de Berne* poświęcono omówieniu aliansów, zawartych przez Kanton Berneński²⁴. Wyliczenie rozpoczyna się od roku 1352, kiedy to Kanton Berneński sprzymierzył się z trzema pierwszymi

¹⁹ „Tous les grands chemins, qui conduisent à Berne, sont très beaux et fort bien entretenus; celui en particulier de Zurich est superbe, revêtu des deux côtés de pierres de taille”. *Observations sur la Suisse – Du Canton de Berne*, [w:] BNUAN Tdv, s. 49.

²⁰ *Ibidem*, s. 49–53.

²¹ „Le Canton de Berne a 60 lieues de Suisse de longueur sur 30 de largeur. L’Aare, le Rhin et le Rhône sont les principales rivières, qui s’y voient. Il y en a grand nombre d’autres moins considérables. Il n’y a qu’un grand lac, savoir le lac Léman et 4 petits, celui d’Yverdon ou de Neuchâtel, celui de Morat, celui de Bienne, et celui de Thoune. Les lacs de la vallée de Joux, celui de Brienz, et quelques autres sont inférieurs en grandeur à ceux-là. La ville de Berne, qui se trouve à peu près au milieu du Canton, est à 25 degrés 10 minutes de longitude, et 47 degrés de latitude. La religion réformée est celle de l’état, il y a des catholiques dans les bailliages communs”. *Ibidem*, s. 53.

²² *Ibidem*, s. 54–57.

²³ „Les finances sont très bien administrées. Chaque année les baillis, les trésoriers, les chambres et tous ceux qui manient les deniers publics sont obligés de rendre des comptes, qui sont examinés avec beaucoup de soin”. *Ibidem*, s. 56.

²⁴ *Ibidem*, s. 58–59.

kantonami helweckimi. W roku 1423 Berno weszło w alians z Zurichem, natomiast w 1481 roku zawarło wieczyste przymierze z wszystkimi pozostałymi kantonami. Autor osobne miejsce poświęca na omówienie aliansów Kantonu Berneńskiego z Francją. Rozpoczyna od aliansu z roku 1453 za panowania Karola VII, następnie wymienia alians z 1470 roku za panowania Ludwika XI oraz ten z końca XV-go wieku za panowania Ludwika XII. Franciszek I zawarł wieczyste przymierze z Helwetami w 1516 roku i jest to jedyny, jak podkreśla autor tekstu, alians Francji z kantonami protestanckimi Szwajcarii, który został następnie odnowiony przez Henryka II w roku 1549, przez Karola IX w roku 1564, przez Henryka III w roku 1582, przez Henryka IV w roku 1598. Alians ten następnie został uroczyście odnowiony przez Ludwika XIV w roku 1663. W roku 1715 kantony katolickie Szwajcarii zawarły przymierze z Francją, w którym Berno i inne kantony protestanckie nie zostały uwzględnione.

Część piąta pt. *Du commerce du Canton de Berne* poświęcona została omówieniu handlu i przemysłu Kantonu Berneńskiego²⁵. Od razu należy zwrócić uwagę na fakt, iż rozważania dotyczące się handlu i przemysłu zajmują w rękopisie Józefa Mniszcha dziesięć stron, tj. niemal połowę tekstu, co dobitnie świadczy o priorytetach polskiego magnata. Autor rozpoczyna swój opis od uwagi generalnej, będącej pochwałą handlu i przemysłu berneńskiego, aby następnie przejść do wyliczenia szczegółów, które zamyka w kilkunastu punktach²⁶. Dotyczą one: manufaktury białego płótna²⁷; fabrykowania perkalu²⁸; wytwarzania tkanin jedwabnych²⁹; produkowania pończoch³⁰; szycia czepków³¹; manufaktury perkalu indyjskiego³²; wytwarzania zegarków³³;

²⁵ *Ibidem*, s. 60–69.

²⁶ „Il y a dans le Canton de Berne beaucoup d’industrie, diverses sortes de fabriques ou de manufactures et un commerce qui portant sur diverses branches devient assez considérable quoique aucune ne soit fort étendue en particulier”. *Ibidem*, s. 60.

²⁷ „La manufacture des toiles blanches est une des plus considérables; les principaux marchés sont à Langenthal, à Berthoud et à Berne. On compte que l’on fabrique 10000 pièces de toiles pour la table, pour chemises et pour draps”. *Ibidem*, s. 60.

²⁸ „On fabrique dans le Canton et principalement dans l’Argeu une grande quantité de toiles de cotons. En 1759, 1760, 1761, la fabrication est allée à 200000 pièces de 15 aunes, que l’on appelle demi-pièces, par an”. *Ibidem*, s. 61.

²⁹ „Il se fabrique dans le Canton beaucoup d’étoffes de soie pour l’usage du pays et pour celui de l’Allemagne; les fabricants de Berne, d’Arau, de Zofingue portent régulièrement leurs étoffes à Francfort pendant les foires et à Zurzach”. *Ibidem*, s. 61.

³⁰ „La manufacture des bas est assez considérable dans le Canton; le nombre des métiers va à plus de 500, principalement à Berne et aux environs, à Arau, et dans l’Argeu, à Lausanne et à Vevey. On fabrique des bas de coton et des bas de fil, des bas de fil et coton, des bas de fleuret, des bas de soie, des bas de laine”. *Ibidem*, s. 62.

³¹ „On fait aussi sur les mêmes métiers à bas, des bonnets de toutes ces mêmes matières, fil, coton, laine drapée, non drapée”. *Ibidem*, s. 63.

³² „La manufacture des indiennes est assez considérable dans le Canton. Ces toiles peintes se soutiennent dans le commerce malgré la concurrence des voisins, par la solidité et l’éclat des couleurs et la variété des desseins”. *Ibidem*, s. 63.

³³ „Il peut y avoir dans le Canton environ 800 horlogers. Je suppose qu’ils ne fassent par an que 8000 montres pour les pays étrangers, tant en or qu’en argent”. *Ibidem*, s. 65.

hodowli koni³⁴; hodowli wołów³⁵; wyrobu sera³⁶; wyprawiania skór³⁷; szlifowania kryształów górskich³⁸ i winiarstwa³⁹. W swoim opisie autor wykorzystał także dane liczbowe, aby wykazać wielkość zysku poszczególnych gałęzi handlu i produkcji.

Część piąta i ostatnia zarazem kończy się stwierdzeniem, z którego wynika, że handel Szwajcarii narodził się pod koniec siedemnastego stulecia dzięki przedsiębiorczości Francuzów, którzy przybyli do kraju Helwetów po odwołaniu edyktu nantejskiego w roku 1685⁴⁰. Autor uzupełnia to bardziej ogólną uwagą, że rozwój handlu danego kraju wynika zawsze z faktu osiedlenia się w nim cudzoziemców. Dlatego też należy ich na wszelkie możliwe sposoby faworyzować, jeśli się chce doprowadzić do rozkwitu jakiegoś kraju.

III

Tekst Józefa Jana Tadeusza Mniszcha pt. *Observations sur la Suisse – Du Canton de Bern* zaskakuje rozległością wiedzy autora (a tyczy się to w sposób szczególnie materii handlu i przemysłu) i precyzyjnymi wyliczeniami finansowymi. Stanowi

³⁴ „Il sort à peu près du Canton 5 à 6000 chevaux par an, tant jeunes que vieux, chevaux de traits, de monture ou de labourage”. *Ibidem*, s. 65.

³⁵ „On engraisse des bœufs sur les montagnes dans l’Argeu et en divers lieux du Canton. Le nombre de ceux qui sont vendus au dehors peut aller à 7000”. *Ibidem*, s. 65.

³⁶ „Il sort du Canton annuellement en fromages gras ou maigres, des montagnes de Jura, de l’Oberland et du Emmental environ 25000 quintaux”. *Ibidem*, s. 66.

³⁷ „Il sort du Canton pour l’Italie et l’Allemagne des peaux crues, chamoisées et préparées de différentes manières”. *Ibidem*, s. 66.

³⁸ „Les lapidaires qui taillent des cristaux de rochers et de verres colorés, principalement dans la vallée du lac de Joux, vendent leurs ouvrages à Genève, à Besançon, où ces pierres sont mises en œuvre”. *Ibidem*, s. 66.

³⁹ „Les vins du Canton, vendus une année dans l’autre pour le Canton de Fribourg et celui de Soleure, pour Genève et ailleurs sont à 4000 chars ou tonneaux de 400 pots ou 800 bouteilles la pièce”. *Ibidem*, s. 66–68.

⁴⁰ „Le commerce de la Suisse a pris sa naissance sur la fin du siècle passé par l’industrie des Français, qui s’y réfugièrent après la révocation de l’Édit de Nantes en 1685. On peut remarquer en général que l’extension du commerce du pays naît toujours de l’établissement des étrangers, que l’on doit par conséquent favoriser, par toutes sortes de moyens, si l’on veut faire fleurir un pays. Ces étrangers apportent des vues nouvelles, et font valoir leur industrie, le plus qu’ils peuvent, n’ayant pas d’autres ressources pour parvenir et pour se pousser”. *Ibidem*, s. 69. Zob. też Andrzej Porębski, *Wielokulturowość Szwajcarii na rozdrożu*, Kraków 2009, s. 37: „Odwołanie przez Ludwika XIV w 1685 r. edyktu nantejskiego (z 1598 r.) spowodowało napływ kolejnych fal hugenotów do Szwajcarii, tym razem w liczbie około 60 tys. osób. Genewa przyjęła w krótkim czasie 8 tys. uciekinierów, Lozanna – 17 tys., a była to zamożna elita przemysłowa ówczesnej Francji, która wielce się przyczyniła do rozwoju w Szwajcarii takich gałęzi gospodarki, jak bankowość, produkcja zegarków, przemysł tekstylny, hodowla jedwabników. Ponadto, co ważne, hugenoci przywieźli z sobą francuski język, zakładali francuskie szkoły i czasopisma. Nawet jeśli wielu z nich nie znało francuskiego, a np. dialekty okcytańskie, to aby porozumiewać się z frankoprowansalskimi Szwajcarami jako środka komunikacji używano standardowego języka francuskiego”.

zatem bardzo dobry wstęp do późniejszych rozważań Szwajcarii poświęconych. Nie dziwi przeto fakt jego umieszczenia przez Józefa Mniszcha prawie na samym początku wymienionego na wstępie naszych analiz rękopisu lwowskiego nr 5632/II. W sposób nieunikniony tekst ów każe się jednak zastanowić nad jego rzeczywistym autorem, którym, jak się zdaje, nie był Józef Mniszech (był nim jedynie w tym sensie, że własnoręcznie rękopis sporządził). Nie odwołuje się bowiem polski magnat do żadnych źródeł, nie cytuje jakichkolwiek autorów. Powstaje zatem wrażenie, że przepisuje tekst od innych albo pisze pod dyktando swego preceptora, dodając kilka własnych, bardziej ogólnych myśli. Przyjęcie podobnej hipotezy wydaje się więc uprawomocnione. Niewykluczone, że kolejne badania manuskryptów Józefa Jana Tadeusza Mniszcha przyniosą zadowalającą odpowiedź na pytanie o rzeczywiste bądź domniemane autorstwo jego tekstów.

BIBLIOGRAFIA

- Biblioteka Naukowa im. Wasyla Stefanyka Ukraińskiej Akademii Nauk we Lwowie [*Manuscripta Instituti Ossoliniani*], rkps. 5632/II, [Józef Mniszech], *Table du voyage du Pays de Vaud, de Genève et de Neuchâtel fait en 1764*.
- Allgemeine Deutsche Biographie*, hrsg. durch die Historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, t. XXXIX, Leipzig 1895, s. 511–513 [hasło: *Vattel Emerich v. (Emer de Vattel)*].
- Bäschlin Conrad, *Die Blütezeit der Ökonomischen Gesellschaft in Bern 1759–1766*, hrsg. von der Ökonomischen und Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern, t. 1, Laupen 1917.
- Bratuń Marek, „Ten wykwintny, wykształcony Europejczyk”. *Zagraniczne studia i podróże edukacyjne Michała Jerzego Wandalina Mniszcha w latach 1762–1768*, Opole 2002.
- , *Nieznany list Katarzyny z Zamoyskich Mniszchowej do Elie Bertranda z 8 września 1767 roku*, „Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Opolskiego” 1998, nr 34.
- Dymnicka-Wołoszyńska Hanna, *Mniszech Jan Karol*, [w:] *Polski Słownik Biograficzny* [dalej jako PSB], t. XXI, Wrocław 1976, s. 463–465.
- Dymnicka-Wołoszyńska H., *Mniszchowa z Zamoyskich Katarzyna*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 454–457.
- Dymnicka-Wołoszyńska H. i Wołoszyński Ryszard W., *Mniszech Józef Jan Tadeusz*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 478–480.
- Fatio Olivier, *Bertrand Elie (1713–1797)*, [w:] *Historisches Lexikon der Schweiz* [dalej jako HLS], hrsg. von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz, chefredaktor Marco Jorio, t. 2, Basel 2003, s. 334.
- Higman Francis, *Bern*, [w:] HLS, t. 2, Basel 2003, s. 234–334.
- Inwentarz rękopisów Biblioteki Zakładu Narodowego imienia Ossolińskich we Lwowie (nr. 5501 do 6000)*, Lwów 1934, s. 21–22 [*Manuscripta Instituti Ossoliniani*].
- Madurowicz–Urbańska Helena, *Łoyko (Łojko) Feliks Franciszek*, [w:] PSB, t. XVIII, Wrocław 1973, s. 447–451.
- Porębski Andrzej, *Wielokulturowość Szwajcarii na rozdrożu*, Kraków 2009.

- Rosner Andrzej, *Mniszech Michał Jerzy Wandalin*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 480–484.
- Schnegg Brigitte, *Suzanne Julie Bondeli (1732–1778)*, [w:] HLS, t. 2, Basel 2003, s. 560.
- Wahl Elisabeth, *Bertrand Elie (1713–1797)*, [w:] *Dictionnaire de la presse 2: Dictionnaire des Journalistes (1600–1789)*, sous la direction de Jean Sgard, t. 1, Oxford 1999, s. 92–93.
- Weidmann Marc, *Un pasteur-naturaliste du XVIII^e siècle: Elie Bertrand (1713–1797)*, „Revue Historique Vaudoise” 1986, t. XCIV, s. 63–108.
- Żychliński Teodor, *Złota księga szlachty polskiej*, t. X, Poznań 1888, s. 215–222 [hasło: *Mniszchowie herbu własnego*].

Abstract

A description of the Canton of Berne by Józef Jan Tadeusz Mniszech

Józef Jan Tadeusz Mniszech (? -1797) came from an old Polish aristocratic family that was well-deserved for the Republic of Poland. In the years 1763–1765 he and his brother, Michał Jerzy Wandalin Mniszech (1742–1806), completed complementary studies in Switzerland under the guidance of a Calvinist pastor, an eminent Physiocrat, a naturalist and encyclopedist, Elie Bertrand (1713–1797). After the period of Swiss education both brothers, accompanied by their tutor in the years 1765–1768, took an educational journey through Europe, visiting France, Germany, England, Holland, Italy and Austria. After returning to Poland Józef Mniszech did not play such a role in the political or scientific life as his brother Michał. After the first partition of Poland majority of goods belonging to Józef Mniszech was under the Austrian rule, where he soon began to obtain rustic offices and dignity. Józef Jan Tadeusz Mniszech died in Bieliny on the San River on 4 September 1797.

The considerations presented in this publication are sourced in manuscript No. 5632/II stored at the Wasyl Stefanyk Library at the Ukrainian Academy of Sciences in Lviv, which is entitled *Table du voyage du Pays de Vaud, de Genève et de Neuchâtel fait en 1764*. The manuscript contains several different volumes of texts of which we are interested in two, namely: *Observations sur la Suisse - Du Canton de Berne* as a text all of which will be analysed, and *Essai sur le commerce du Canton de Berne in 1763* as a text that contains only a hint for the previous one. The first of these documents, undated, refers to the second one, dated in the title on the year 1763. Therefore it can be believed that Józef Mniszech could prepare *Observations sur la Suisse - Du Canton de Berne* already in 1763 or in the following year, i.e. 1764. Whatever the case, it can be concluded that a certain portion of time for his studies was also devoted to become familiar with the socio-politico-economic situation of the Canton of Berne.

Observations sur la Suisse - Du Canton de Bern consists of five parts that differ in volume.

The first part entitled *De la ville de Berne* is devoted to the description of Berne, the city's history, its monuments, public offices, and promenades.

The second part entitled *Géographie du Canton de Berne* refers to the Canton of Berne which, according to the author, is one of the richest and largest (in terms of area) cantons in Switzerland.

The third part entitled *Du Gouvernement du Canton de Berne* is devoted to the issue of the system on the Canton of Berne. It presents principles of functioning and powers of the Sovereign Council («Conseil Souverain»), and the Senate holding executive power, also called the Small Council («Petit Conseil»).

Part four entitled *Des alliance du Canton de Berne* is devoted to discussing alliances concluded by the Canton of Berne.

Part five entitled *Du Commerce du Canton de Berne* was devoted to discussing trade and industry of the Canton of Bern, in particular: manufacture of white linen; fabrication of calico; production of silk fabrics; production of stockings; sewing of caps; manufacture of Indian calico; manufacture of watches; breeding of horses and oxen; production of cheese; tanning of leather; grinding of rhinestone, and winemaking.

The fifth part is the final one, and concludes with a statement which shows that trade in Switzerland was born at the end of the 17th century thanks to the entrepreneurship of the French, who came to the country of Helvetii after the cancellation of the Edict of Nantes in 1685. The author complements this statement with a more general comment that the development of trade in a country is always due to settlement of foreigners. Therefore, they should be favoured in all possible ways, if a country's development is to occur.

The text by Józef Jan Tadeusz Mniszech entitled *Observations sur la Suisse - Du Canton de Bern* surprises with the extent of the author's knowledge (which applies to trade and industry in a special way), and very precise financial calculations. It is therefore a very good introduction to later discussions on Switzerland. However, in an inevitable way it makes the reader think about the author, which, as it seems, was not Józef Mniszech (he was the author only in the sense that he had personally prepared the manuscript). The Polish magnate does not refer to any sources nor does he quote any authors. There is an impression that he rewrote texts from other authors or wrote under the dictation of his preceptor, adding some of his thoughts that were more general in nature. The adoption of a similar hypothesis seems reasonable. It is possible that further research on the manuscripts by Józef Jan Tadeusz Mniszech will bring a satisfactory answer to the question of the real or alleged authorship of the texts.

Keywords

Switzerland in the 18th century, trade, agriculture, finance, state management.

Patriotyzm konstytucyjny i tożsamość narodowa w obliczu procesu integracji europejskiej

1. Wprowadzenie

„Nasza konstytucja jest dla nas równocześnie zadaniem (...). Wyraża się to w tym, że patriotyzm ‘uzyskał’ przedmiot, wokół którego może się koncentrować”. Tymi słowami prezydent Republiki Federalnej Niemiec w latach 1984–1994 Richard von Weizsäcker, upamiętnił Dolfa Sternbergera twórcę pojęcia „patriotyzmu konstytucyjnego” w osiemdziesiątą rocznicę jego urodzin¹. W prawie dwadzieścia lat od wyrażenia tej myśli należy pochylić się nad tym, czy społeczeństwa krajów Unii Europejskiej mogą sprostać temu zadaniu i wypracować model myśli patriotycznej, skoncentrowanej wokół nie tylko pochodzenia etnicznego, lecz wartości wyrażonych w ustawach zasadniczych. Istotnym wydaje się także pytanie, jaki wpływ na proces postępującej integracji europejskiej może mieć zarówno patriotyzm konstytucyjny, jak i tożsamość narodowa (oraz konstytucyjna) społeczeństw jednoczącej się Europy. Czy te pojęcia mogą stać w sprzeczności z procesami integracyjnymi, czy też stanowią ich komplementarne dopełnienie.

1.1. „konstytucja” czy „Konstytucja”?

Na potrzeby niniejszego opracowania należy rozważyć, w jakiej relacji można zestawić względem siebie pojęcia „patriotyzm” oraz „konstytucja”. Pierwszy z terminów jest zwyczajowo konotowany z poczuciem pewnej specyficznej więzi z ojczyzną. W sensie szerokim patriotyzm jakże trafnie definiował Jan Paweł II, który stwierdził, iż „patriotyzm oznacza umiłowanie tego, co ojczyste: umiłowanie historii, tradycji, języka czy samego krajobrazu ojczystego. Jest to miłość, która obejmuje również dzieła rodaków i owoce ich geniuszu. Próba dla tego umiłowania staje się każde zagrożenie tego dobra, jakim jest ojczyzna”². Natomiast definicja słownikowa tego pojęcia wprost stwierdza, iż z patriotyzmu wynika także poczucie identyfikacji z narodem, który zamieszkuje określony kraj³. Z tych sformułowań wynika silne

¹ V. Kronenberg, *Patriotismus in Deutschland: Perspektiven für eine weltoffene Nation*, Wiesbaden 2006, s. 202.

² Jan Paweł II, *Pamięć i tożsamość Rozmowy na przełomie tysiącleci*, Kraków 2005, s. 29.

³ <http://encyklopedia.pwn.pl/haslo/patriotyzm;3955049.html> [dostęp: 16. 02. 2016].

zakorzenie tego terminu z pochodzeniem etnicznym oraz narodowością. Z tego względu nowa perspektywa zaproponowana przez Dolfę Sternbergera i rozwinięta w myśli Jürgena Habermasa, by redefiniować patriotyzm przez pryzmat wartości konstytucyjnych, stanowiła i stanowi nadal oś debaty nad rozwojem i kształtem idei patriotycznych.

W celu lepszego zrozumienia relacji zachodzącej między patriotyzmem i ustawą konstytucyjną należy zdefiniować także pojęcie samej konstytucji. Do najważniejszych, historycznych czynników, które warunkowały ich tworzenie w państwie należały przede wszystkim prawo natury oraz umowa społeczna⁴. Pierwszy z elementów opiera się o założenie, iż istnieje niezbywalna grupa praw wynikających z pewnego pierwotnego, niepisanego porządku prawnego, których przedstawiciele władzy nie mogą naruszyć. Ponadto powinny one także determinować kierunek rozwoju państwa i działań rządzących. W myśl prawa natury prawo stanowione przez państwo nie powinno stać w sprzeczności z nim, a wręcz stanowić jego dopełnienie. Druga z koncepcji, charakterystyczna dla myśli oświeceniowej, zakłada, iż społeczeństwo dobrowolnie poddaje się pod władzę określonego podmiotu, którą sam jemu powierzył. Władca pełni swoją rolę (rolę strażnika) jedynie w celu zabezpieczenia praw ludu.

Jedna z definicji występujących w obszarze nauk prawnych określa konstytucję jako „akt prawny o najwyższej mocy prawnej w państwie, co wyraża się w szczególnym trybie jego uchwalania i zmiany oraz w nazwie, określający zasady ustroju państwa, suwerena i sposoby sprawowania przez niego władzy, podstawowe prawa, wolności i obowiązki jednostki oraz zawierający postanowienia dotyczące trybu zmiany swoich norm”⁵. Jest to zatem akt normatywny stojący w hierarchii źródeł prawa najwyższej, a zatem cieszący się szczególną doniosłością. Stanowi o prawach podstawowych dla państwa, wyrazem czego jest określenie w nim zasad ustrojowych. Należy nadmienić, że pod podjęciem ustroju państwa kryje się szereg wartości, które państwo powinno urzeczywistniać w swoich działaniach. W ustroju demokratycznym chodzić tu będzie między innymi o rządy prawa, sprawiedliwość i solidarność społeczną, równość w dostępie do wolności i praw, katalog uprawnień dla jednostek zawarty w formie pisanej, zasadę zaufania obywateli do władzy państwowej, czy dialog i współpraca partnerów społecznych. W rozumieniu patriotyzmu konstytucyjnego ustawa zasadnicza to o wiele więcej niż „tylko” akt prawny⁶. Jest to pewien punkt wyjścia, nośnik pewnych wartości, ale też i instrument służący tworzeniu specyficz-

⁴ B. Banaszak, *Prawo konstytucyjne*, Warszawa 2008, s. 52–53. Autor wymienia ponadto inne czynniki takie jak teoria podziału władzy, suwerenności narodu, racjonalizm oraz liberalizm i egalitaryzm.

⁵ Ibidem.

⁶ Na potwierdzenie tej tezy warto przytoczyć słowa Dolfy Sternbergera, wypowiedziane jeszcze przed wejściem w życie Ustawy Zasadniczej dla Republiki Federalnej Niemiec z 1949 roku: „Pojęcie >Ojczyzna< znajduje swoje wypełnienie w konstytucji, i nie chodzi tu wyłącznie o konstytucję pisaną, ale o żywą konstytucję (porządek konstytucyjny), w obliczu której trwają wszyscy obywatele tego kraju, w której bierzemy udział, i którą dalej tworzymy” [tłum. aut.]. Zob. szerzej: M. Steinbeis, M. Detjen, S. Detjen, *Die Deutschen und das Grundgesetz. Geschichte und Grenzen unserer Verfassung*, Monachium 2009, s. 64.

nej więzi między społeczeństwem, a państwem. Zarówno twórca terminu „patriotyzm konstytucyjny” – Dolf Sternberger, jak i czołowy filozof niemiecki, przedstawiciel teorii krytycznej, działający na przestrzeni lat siedemdziesiątych i osiemdziesiątych – Jürgen Habermas, nadali najwyższemu aktowi prawnemu w państwie poniekąd charakter funkcjonalny. Oznacza to, iż ustawa zasadnicza nie jest celem samym w sobie lecz instrumentem, za pośrednictwem którego urzeczywistnia się integracja społeczeństwa. Sternberger używał pojęcia „konstytucja” oraz „porządek państwowy” jako wzajemnych synonimów. Stwierdził, iż myśląc o patriotyzmie konotujemy to pojęcie z narodem, nie zaś z porządkiem państwowym, w którym żyjemy⁷. Postulował: „zyczyłbym sobie (...), abyśmy znaleźli swoje miejsce w tej naszej konstytucji, abyśmy trzymali się jej pazurami i zębami i nie odrzucali pochopnie tego zabezpieczenia w oczekiwaniu, że sami potrafimy utrzymać wolność. (...) Abyśmy również nie ulegli pokusie odrzucenia konstytucji ze względu na naród i jego całość”⁸. Zarówno dla Sternbergera, jak i Habermasa konstytucja nie oznaczała wyłącznie aktu normatywnego o specyficznej nazwie, która wyróżniała go spośród innych ustaw. Można zaryzykować stwierdzenie, iż utożsamiali ją z pewnym zjawiskiem, wychodzącym poza ścisłą definicję prawną, które kontowane jest z najważniejszymi wartościami dla społeczeństwa. Stąd pytanie, czy konstytucja nie staje się w tym momencie czymś więcej, to znaczy: Konstytucją pisaną przez wielkie „K”, a zatem rodzajem podniosłej i wyjątkowej deklaracji.

Wojciech Sadurski przytoczył w jednym ze swoich opracowań zatytułowanym *O patriotyzmie w dobrych czasach* myśl Jürgena Habermasa, który stwierdził, iż „korzyść z odwoływania się do patriotyzmu konstytucyjnego polega na uniwersalnej treści tego typu patriotyzmu, co pozwala na zazębianie się z patriotyzmem związanym z innymi społecznościami”⁹. Uniwersalność ma więc oznaczać niezamykanie patriotyzmu w ramy etniczne czy narodowe, by tak rozumiany nie stał się pretekstem do rozwoju ideologii nacjonalistycznych w miejsce myśli patriotycznej. Habermas proponuje, by patriotyzm ten przybrał formę koncentracji wokół pewnych wartości odzwierciedlonych w państwie konstytucyjnym, wokół których gromadzić się mogą już nie tylko obywatele, ale przedstawiciele całej społeczności w kraju. Z kolei Claudia Roth apeluje i ostrzega, by patriotyzm nie ograniczać, nie konotować i nie realizować wyłącznie w drodze odśpiewania hymnu narodowego. Patriotyzm konstytucyjny powinien oznaczać obywatelską świadomość suwerenności oraz tego, iż konstytucja jest wyrazem wspólnie wyrażonej i wypracowanej w drodze konsensusu woli¹⁰. Należy zatem ją traktować jako wypowiedź obywateli o państwie i społeczeństwie, wygłoszoną wspólnym językiem.

⁷ D. Sternberger, *Patriotyzm konstytucyjny. Przemówienie z okazji 25 rocznicy akademii kształcenia politycznego*, [w:] J. Jabłkowska, L. Żyliński (oprac.) *O kondycji Niemiec. Tożsamość niemiecka w debatach intelektualistów po 1945 roku*, s. 301.

⁸ Ibidem, s. 307.

⁹ http://www.ceo.org.pl/sites/default/files/news-files/a_o_patriotyzmie_w_dobrych_czasach_sadurski_2004.pdf [dostęp: 1.03.2016].

¹⁰ C. Roth, *Für eine Kultur der Anerkennung*, [w:] N. Lammert (red.), *Verfassung, Patriotismus, Leitkultur. Was unsere Gesellschaft zusammenhält*, Hamburg 2006, s. 217.

Należy zgodzić się ze stanowiskiem wyrażonym w nauce prawa konstytucyjnego, iż „u podstaw każdego społeczeństwa zorganizowanego w państwo leżą określone wartości, wspólne wszystkim osobom wchodzącym w jego skład lub wspólne przynajmniej zdecydowanej większości z nich. Oznacza to oddziaływanie na poczucie tożsamości i ciągłości społeczeństwa/narodu, przyczyniając się w ten sposób do rozwoju jego różnorodności światopoglądowej, kulturowej itp. Wspólne wartości znajdują swój wyraz w konstytucji, jeżeli dane państwo ją posiada”¹¹. Takie postrzeganie wspólnoty wartości stanowi podwaliny do kształtowania patriotyzmu konstytucyjnego.

2. Tożsamość narodowa

Patriotyzm konstytucyjny jest postawą świadczącą o woli utożsamiania się z określonymi wartościami, które są urzeczywistniane w państwie konstytucyjnym. Należy rozważyć, czy ta perspektywa może służyć także rozwojowi tożsamości narodowej. W literaturze naukowej istnieje szereg definicji tego pojęcia. Każda z dyscyplin nauki interpretuje je przez pryzmat właściwej sobie metodologii. I tak dla socjologów kultury tożsamość narodowa jest rozumiana jako forma identyfikacji przynależności jednostki do określonej grupy¹², narodu. Od strony negatywnej zatem umożliwia wskazanie wszystkich „obcych”, pozostających poza daną społecznością¹³. Takie podejście kładzie zatem większy nacisk na grupowy charakter tożsamości¹⁴ jako takiej, mniej natomiast eksponuje przedmiot wyróżnienia członków grupy, którym w tym przypadku jest przynależność narodowa. Do elementów, które mają wpływ na kształtowanie się tożsamości narodowej należy zaliczyć język¹⁵, kulturę, obyczaje, religię, a nawet sposób myślenia¹⁶. W psychologii eksponuje się natomiast świadomość dotyczącą przeszłości (narodu), która rzutuje na czasy teraźniejsze¹⁷. Zbigniew Ciosek definiując tożsamość narodową stwierdza, iż to pojęcie jest w naukach społecznych wykorzystywane często i nie doczekało się jednej, ogólnie akceptowanej

¹¹ <http://www.obserwatorkonstytucyjny.pl/debaty/unia-europejska-jako-wspolnota-wartosci/1/> [dostęp: 1.03.2016].

¹² Zob. szerzej: A. Kłosowska, *Kultury narodowe u korzeni*, Warszawa 1996.

¹³ Z takim ujęciem tożsamości narodowej kompatybilne jest postrzeganie jej jako „wspólnoty pamięci (niem: *Erinnerungsgemeinschaft*, zob. szerzej: *Der Spiegel*, nr 4/2007, s. 64).

¹⁴ Więcej o pojęciu „tożsamości”: F. Jaeger, B. Liebsch (red.), *Handbuch der Kulturwissenschaften, Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, Stuttgart 2003, s. 277.

¹⁵ Orzecznictwo sądów europejskich zdaje się potwierdzać tę tezę w wyrokach dotyczących dwujęzycznego oznaczenia nazw ulic (np. Orzeczenie litewskiego Najwyższego Sądu Administracyjnego z 2013 roku w związku z nazwami występującymi w języku polskim). Z tego względu wspomniane zagadnienie koresponduje także z prawną ochroną mniejszości narodowych (art. 35 Konstytucji RP).

¹⁶ <http://www.is.uw.edu.pl/zaklady/zsocog/joanna/Publ/PDF/Rozdzial1.pdf> [dostęp: 12.02.2016].

¹⁷ <http://www.psychologia-spoeczna.pl/aktualnosci/1812-tozsamosc-narodowa.html> [dostęp: 12.02.2016].

definicji¹⁸. I to prawdopodobnie dzięki takiemu stanowi rzeczy można operować tym terminem w tak wielu kontekstach na gruncie nauk humanistycznych¹⁹. Robert Schwed, rozważając istotę zagadnienia tożsamości stwierdził, iż niewiele pojęć zrobiło w nauce jak dotąd tak „zawrotną karierę”²⁰.

2.1. Tożsamość narodowa państw członkowskich w Unii Europejskiej

Nieco inaczej postrzegana jest tożsamość narodowa na gruncie nauk prawnych. Paradoksalnie pojęcie to ogrywa szczególną rolę w prawie międzynarodowym oraz prawie Unii Europejskiej. Już ta uwaga pozwala przypuszczać, że przymiotnik „narodowa” może wprowadzać w błąd, gdy konotujemy pojęcie tożsamości narodowej wyłącznie w odniesieniu do spraw wewnętrznych określonego państwa. Tymczasem nawiązuje do niej jeden z najważniejszych aktów prawa Unii Europejskiej – Traktat o Unii Europejskiej. Artykuł 4 ustęp 2 stanowi, że „Unia szanuje równość Państw Członkowskich wobec Traktatów, jak również ich tożsamość narodową, nierozdzielnie związaną z ich podstawowymi strukturami politycznymi i konstytucyjnymi, w tym w odniesieniu do samorządu regionalnego i lokalnego. Szanuje podstawowe funkcje państwa, zwłaszcza funkcje mające na celu zapewnienie jego integralności terytorialnej, utrzymanie porządku publicznego oraz ochronę bezpieczeństwa narodowego”²¹. A zatem tożsamość narodowa stała się tzw. pojęciem traktatowym. Należy jednak zauważyć, że ten termin pojawiał się w dyskusjach na szczeblu europejskim znacznie wcześniej. Kwestia ochrony tożsamości narodowej stała się bowiem przedmiotem dyskusji jeszcze przed powstaniem Unii Europejskiej²². Tworzyła się międzynarodowa organizacja, której nie można było jednoznacznie zdefiniować w ramach stosunków państwo – organizacja międzynarodowa (jako klasyczny podmiot prawa międzynarodowego); spowodowało to niepewność, co do kierunku, w którym miałyby zmierzać proces integracji Europy²³. Pomimo regulacji zawartej w art. 4 ust. 2 Traktatu o Unii Europejskiej nie funkcjonuje ujednoczona w prawie definicja tożsamości narodowej czyli tzw. definicja legalna. W efekcie tego wiąże się z tym uzasadniona wątpliwość wyrażona przez przedstawicieli nauki prawa międzynarodowego, iż należy rozważyć możliwość „skuteczności posługiwania się tym przepisem w celu ochrony uprawnień państw członkowskich (...). Skoro jed-

¹⁸ Z. Ciosek, *Odkrywanie tożsamości narodowej poprzez badanie dyskursu medialnego*, Łódzkie Studia Teologiczne nr 23/ 2014, s. 11.

¹⁹ Zob. szerzej: P. Ścigaj, *Tożsamość narodowa. Zarys problematyki*, Kraków 2012 oraz A. Wierlacher, A. Bogner (red.), *Handbuch – interkulturelle Germanistik*, Stuttgart 2003, s. 525.

²⁰ R. Schwed, *Tożsamość europejska versus tożsamość narodowa? Transformacja tożsamości zbiorowych w Unii Europejskiej* [w:] E. Hałas, T. Konecki (red.), *Konstruowanie jaźni społeczeństwa. Europejskie warianty interakcjonizmu symbolicznego*, Warszawa 2006, s. 311.

²¹ Dz.U.2004.90.864/30.

²² A. Kustra, *Sądy konstytucyjne a ochrona tożsamości narodowej i konstytucyjnej*, [w:] S. Dudzik, N. Półtorak (red.), *Prawo Unii Europejskiej a prawo konstytucyjne państw członkowskich*, Warszawa 2014, s. 51.

²³ *Ibidem*.

nak pojęcie to znalazło się w prawie wiążącym akcie, podjęto próby wypełnienia [go – O.H.] (...)”²⁴. Punktem wyjścia jest refleksja nad tym, jakie znaczenie nadać terminowi „naród”, który podobnie jak „tożsamość narodowa” może być definiowany przez pryzmat czynników charakterystycznych dla określonej dziedziny nauki²⁵. Nie rozwijając tego zagadnienia w sposób szczegółowy należy jedynie nadmienić, iż z punktu widzenia tytułowego zagadnienia najbardziej interesująca wydaje się być koncepcja narodu sformułowana w nauce niemieckiej. Zakłada ona, iż naród powinien być wyodrębniony nie tyle ze względu na pochodzenie etniczne, ale przede wszystkim na istnienie wspólnoty historycznej oraz kulturowej²⁶. Takie ujęcie narodu jest w pełni kompatybilne z założeniami patriotyzmu konstytucyjnego, który także postuluje „wzniesienie” się poza etniczne ramy postrzegania przedstawicieli określonej grupy²⁷.

Artykuł 4 ust. 2 Traktatu o Unii Europejskiej stanowi o poszanowaniu tożsamości narodowej Państw Członkowskich. Należy zatem uznać, iż taka deklaracja oznacza stworzenie pewnych granic ingerencji Unii Europejskiej w wewnętrzne sprawy każdego państwa. Istnieje zatem katalog pewnych kompetencji i spraw, na które organizacja międzynarodowa nie może mieć wpływu. Równocześnie, za jeden z komponentów tożsamości narodowej uznaje się tzw. tożsamość konstytucyjną. Nad tym pojęciem pochylił się natomiast niemiecki Federalny Trybunał Konstytucyjny, który określił tożsamość konstytucyjną jako synonim „twardego jądra konstytucji” i w nawiązaniu do art. 79 ust 3. Niemieckiej Ustawy Zasadniczej wymienił szereg elementów tożsamości takich jak: obywatelstwo, publiczne dochody i wydatki, kształcenie, korzystanie z wolności prasy, wolności²⁸. Jest to zatem materia stanowiąca z punktu widzenia państwa zbiór kardynalnych zasad ustrojowych. A zatem tożsamość narodową (w tym tożsamość konstytucyjną) należy postrzegać jako sferę nieingerencji prawodawcy unijnego. Jednocześnie jest to wyraz autonomii państw członkowskich w zakresie kształtowania fundamentalnych zasad z punktu widzenia państwa, w tym wolności i praw podstawowych, a także wartości, które państwo

²⁴ K. Wójtowicz, *Poszanowanie tożsamości konstytucyjnej państw członkowskich Unii Europejskiej*, [w:] Przegląd Sejmowy nr 4 (2010), s. 9.

²⁵ O pojęciu narodu szerzej: J. Przybyło-Szlachta, *Naród jako fenomen kultury: przegląd wybranych kulturowych koncepcji narodu w polskiej literaturze przedmiotu*, [w:] Społeczeństwo i Rodzina, nr 4 (2014), s. 126–137. Autorka powołuje się na definicje wiodących przedstawicieli nauki, którzy konotują „naród” głównie przez pryzmat wspólnoty pochodzenia, założenia o istnieniu ducha narodowego oraz specyficznej więzi kulturowej.

²⁶ A. Kustra, *op. cit.*, s. 54.

²⁷ Z punktu widzenia polskiego prawa konstytucyjnego pojęcie Narodu jest determinowane poprzez odniesienie się do niego w ustawie zasadniczej. W Konstytucji Rzeczypospolitej Polskiej z 1997 roku odwołanie do Narodu znajduje się już w preambule. Stanowi ona bowiem, iż Naród Polski to wszyscy obywatele Rzeczypospolitej, zarówno wierzący w Boga będącego źródłem prawdy, sprawiedliwości, dobra i piękna, jak i nie podzielający tej wiary, a te uniwersalne wartości wywodzący z innych źródeł, równi w prawach i w powinnościach wobec dobra wspólnego – Polski”. Ponadto, także art. 4 Konstytucji stanowi, iż władza zwierzchnia w kraju należy do Narodu – jest on definiowany jako zbiorowy podmiot suwerenności.

²⁸ *Ibidem*, s. 67.

urzeczywistnia. Z refleksji nad zagadnieniem tożsamości narodowej wyłania się pytanie o jej relację względem patriotyzmu konstytucyjnego, a także o funkcjonowanie dwóch tytułowych zjawisk w kontekście integracji europejskiej, efektem której jest kształtowanie się swoistej „metatożsamości” – tożsamości europejskiej.

2.2. Integracja europejska a tożsamość narodowa

Na temat relacji między tożsamością narodową a procesem integracji europejskiej wypowiadał się polski Trybunał Konstytucyjny, który stwierdził: „Wspólne sądom konstytucyjnym Państw Członkowskich pozostaje przekonanie o podstawowym znaczeniu konstytucji jako odzwierciedleniu i gwarancji suwerenności państwowej w obecnej fazie integracji europejskiej, a także o szczególnej roli sądownictwa konstytucyjnego w dziedzinie ochrony tożsamości konstytucyjnej [a zatem także i narodowej – przyp. O.H.] Państw Członkowskich, wyznaczającej zarazem tożsamość traktatową Unii Europejskiej”²⁹. Z powyższej wypowiedzi wypływa wniosek, iż tożsamość narodowa nie stoi w sprzeczności z tożsamością europejską (Unii Europejskiej), a wręcz stanowi jej wypełnienie dowodem czego jest motto Unii Europejskiej brzmiące „Zjednoczeni w różnorodności”. Za tym hasłem idzie zobowiązanie do wspólnego działania Europejczyków „aby zapewnić pokój i dobrobyt oraz chronić bogactwo kultur, tradycji i języków w Europie”³⁰. Potwierdzeniem tego ujęcia są słowa Marka Zirk-Sadowskiego, który stwierdził, że prawo unijne, jak i tożsamość traktatowa Unii nie powstają w abstrakcyjnej, wolnej od wpływu państw członkowskich i ich społeczności, przestrzeni europejskiej³¹ lecz są efektem wspólnych działań państw członkowskich, które „wyrósł” z jednej kultury prawnej. Ta sama kultura prawna jest także źródłem wartości wokół których powinien koncentrować się patriotyzm konstytucyjny.

Również na gruncie niemieckim znajdujemy odpowiedź na pytanie o kształt relacji między tożsamością narodową i suwerennością państwa a integracją europejską. Niemiecka Ustawa Zasadnicza, która jest swoistą osią patriotyzmu konstytucyjnego stanowi w art. 23, że w celu urzeczywistnienia zjednoczenia Europy, Republika Federalna Niemiec współuczestniczy w rozwoju Unii Europejskiej, zobowiązanej do przestrzegania zasad demokracji, praworządności, polityki socjalnej i federalizmu i zasady subsydiarności oraz zapewniającej ochronę praw podstawowych porównywalną w swej istocie z niniejszą Ustawą Zasadniczą³². To zobowiązanie, wyrażone w najwyższym akcie prawnym w państwie, podkreśla znaczenie wartości wymienionych w tym przepisie. A zatem, te same cnoty, które są istotne dla patriotyzmu konstytucyjnego mają także być rozwijane na płaszczyźnie unijnej jako wyraz ciągłego urzeczywistniania idei zjednoczeniowej. Potwierdza to Federalny Trybunał Konsty-

²⁹ Wyrok Trybunału Konstytucyjnego z dnia 24 listopada 2010 roku o sygn. akt 32/09.

³⁰ http://europa.eu/about-eu/basic-information/symbols/motto/index_pl.htm [dostęp: 1.03.2016].

³¹ M. Zirk-Sadowski, http://www.natolin.edu.pl/pdf/analizy/Natolin_Analiza_1_2012.pdf [dostęp: 23.02.2016].

³² Ustawa Zasadnicza dla Republiki Federalnej Niemiec tłum. A. M. Sadowski.

tucyjny, który odnosząc się do art. 23 Ustawy Zasadniczej stwierdził, że „państwo konstytucyjne tworzy się wspólnie z innymi państwami na tym samym fundamencie opartym o wolność i równouprawnienie, a także stawiającym na piedestale porządku prawnego ludzką godność oraz prawo każdego człowieka do nieskrępowanej wolności osobistej (...). Znaczący wpływ na kształtowanie ciągle rozrastającego się społeczeństwa ponadnarodowego (przekraczającego granice) mogą uzyskać państwa konstytucyjne jedynie poprzez współdziałanie. To właśnie niesie za sobą ustawa zasadnicza poprzez wyrażenie swojej otwartości względem integracji europejskiej”³³.

Zadaniem zarówno patriotyzmu konstytucyjnego, jak i tożsamości narodowej oraz konstytucyjnej jest poszukiwanie wspólnego mianownika, za pośrednictwem którego możliwe jest utożsamienie się z określonym państwem. Można zaryzykować stwierdzenie, iż każdy z tych terminów stanowi pewnego rodzaju instrument kształtowania tożsamości określonych społeczeństw (niekoniecznie narodów) przez pryzmat wartości dla nich wspólnych. W tym sensie tytułowe pojęcia mają dwie funkcje: wewnętrzną i zewnętrzną. Pierwsza będzie zakładać, iż wartości związane z praworządnością, podziałem władzy, poszanowaniem wolności, pielęgowaniem kultury stanowią umocnienie więzi z państwem i jego przedstawicielami, podczas gdy druga opowie się za funkcją integracyjną „metaspoczeństw” na płaszczyźnie europejskiej. A zatem respektując suwerenność państwa, doświadczenia historyczne, język, uwzględniając tradycje mniejszości narodowych i etnicznych tworzy się europejska wspólnota wartości. Trudno jednak stworzyć ich zamknięty katalog, a wręcz należy stwierdzić, iż takie zadanie byłoby wyzwaniem karkołomnym. Wynika to nie tylko z różnych doświadczeń państw europejskich i wartości, które uważają za najważniejsze, ale także z ciągle zmieniających się uwarunkowań geopolitycznych. Te bowiem nie służą petryfikacji wszystkich wartości uznanych dotąd za niezienne, a wręcz skłaniają ku refleksji nad ich redefinicją.

W związku z powyższym należy stwierdzić, że tożsamość konstytucyjna może być uznana za ważny instrument w procesie integracji europejskiej. Zmierza bowiem do koncentracji *demos*, rozumianego jako wspólnota o charakterze politycznym, nie zaś etnicznym.

3. Podsumowanie

Niniejsze rozważania doprowadzają do konkluzji, iż zarówno patriotyzm konstytucyjny, jak i ochrona tożsamości narodowej oraz konstytucyjnej państw Europy mogą pogłębiać stopień integracji europejskiej. Choć tytułowe pojęcia nawiązują do sfery działań i procesów zachodzących wewnątrz państwa to ich efekt odnosi skutki na płaszczyźnie ponadnarodowej. W Europie borykającej się z nierównościami na tle narodowym, dyskryminacją oraz niedoskonałościami systemu zarówno azylowego, jak i uchodźczego idea pogłębiania patriotyzmu konstytucyjnego może znacząco

³³ Wyrok Federalnego Trybunału Konstytucyjnego z dnia 30 czerwca 2009 o sygn. BvE 2/08. [tłum.- O.H.].

wpłynąć na zmiany społeczne poprzez zacieranie granic powstałych na tle narodowościowym czy etnicznym. Podobnie tożsamość narodowa, czy konstytucyjna rozumiana jako sfera nieingerencji prawodawcy unijnego oznacza konieczność akceptacji rdzenia porządków prawnych, a co za tym idzie, wartości które one wyrażają, w innych państwach.

Parafrazując przytoczone we wstępie słowa Dolfa Sternbergera należy stwierdzić, że szeroko rozumiana konstytucja jest naszym zadaniem, ale staje się także i wyzwaniem w obliczu idei integracji społeczności europejskiej. Z drugiej strony pełni rolę strażnika i nośnika wartości, który urzeczywistnia się w formie zarówno patriotyzmu konstytucyjnego, jak i tożsamości narodowej, wspierając jednocześnie proces integracji europejskiej.

Bibliografia

- Banaszak B., *Prawo konstytucyjne*, Warszawa 2008.
- Ciosek Z., *Odkrywanie tożsamości narodowej poprzez badanie dyskursu medialnego*, Łódzkie Studia Teologiczne nr 23/ 2014.
- Dudzik S., Półtorak N. (red.), *Prawo Unii Europejskiej a prawo konstytucyjne państw członkowskich*, Warszawa 2014.
- Hałas E., Konecki T. (red.), *Konstruowanie jaźni społeczeństwa. Europejskie warianty interakcjonizmu symbolicznego*, Warszawa 2006.
- Jablkowska J., Żyliński L. (oprac.) *O kondycji Niemiec. Tożsamość niemiecka w debatach intelektualistów po 1945 roku*, s. 301.
- Jaeger F., Liebsch B. (red.), *Handbuch der Kulturwissenschaften, Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, Stuttgart 2003.
- Jan Paweł II, *Pamięć i tożsamość Rozmowy na przełomie tysiącleci*, Kraków 2005.
- Kłosowska A., *Kultury narodowe u korzeni*, Warszawa 1996.
- Kronenberg V., *Patriotismus in Deutschland: Perspektiven für eine weltoffene Nation*, Wiesbaden 2006.
- Lammert N. (red.), *Verfassung, Patriotismus, Leitkultur. Was unsere Gesellschaft zusammenhält*, Hamburg 2006.
- Przybyło-Szlachta J., *Naród jako fenomen kultury: przegląd wybranych kulturowych koncepcji narodu w polskiej literaturze przedmiotu*, [w:] *Spółeczeństwo i Rodzina*, nr 4 (2014).
- Ścigaj P., *Tożsamość narodowa. Zarys problematyki*, Kraków 2012.
- Steinbeis M, Detjen S., Detjen S., *Die Deutschen und das Grundgesetz. Geschichte und Grenzen unserer Verfassung*, Monachium 2009.
- Wierlacher A., Bogner A. (red.), *Handbuch – interkulturelle Germanistik*, Stuttgart 2003.
- Wójtowicz K., *Poszanowanie tożsamości konstytucyjnej państw członkowskich Unii Europejskiej*, [w:] *Przegląd Sejmowy* nr 4 (2010).
- Zirk-Sadowski M., http://www.natolin.edu.pl/pdf/analizy/Natolin_Analiza_1_2012.pdf.

Źródła internetowe

<http://encyklopedia.pwn.pl/haslo/patriotyzm;3955049.html>

http://europa.eu/about-eu/basic-information/symbols/motto/index_pl.htm.

http://www.ceo.org.pl/sites/default/files/newsfiles/a_o_patriotyzmie_w_dobrych_czasach_sadurski_2004.pdf

<http://www.is.uw.edu.pl/zaklady/zsocog/joanna/Publ/PDF/Rozdzial1.pdf>

<http://www.obserwatorkonstytucyjny.pl/debaty/unia-europejska-jako-wspolnotawartosci/1/>

<http://www.psychologia-spoeczna.pl/aktualnosci/1812-tozsamosc-narodowa.html>

Abstract

Constitutional patriotism and national identity in the context of European integration process

The paper aims to perform an analysis of constitutional patriotism and national identity and their influence on the European integration process.

Although patriotism and national identity associate with the internal issues in each of states both have a reference towards the international context. It will be considered, if the constitutional patriotism, which founder is Dorn Sternberger, can be right alternative in the integrating Europe to the national patriotism. This term means, that the society centre around the common values which are implemented in the constitutional state and not around the descent. In this paper the national identity and its role in European Union will be presented. It will be also defined, if the constitutional patriotism and national identity can share common values and have together an influence on the European integrations process and the European community of values.

Key words

constitutional patriotism, constitution, national identity, constitutional identity, European community of values, European integration

Methods and techniques used in translating equestrian terms

Introduction

The aim of the following paper is to examine how, and, in what manner translation methods and techniques such as domestication, foreignisation, literal translation, transfer and transfer with explanation, expansion and calque correspond with specialized equestrian texts.

1. Terms

First of all, it must be stated that although equestrian texts are mainly studied by enthusiasts of the sport, and are not as widespread as, for example, legal texts, they nevertheless constitute a group of texts which has its own distinct terminology. These terms and phrases have to be understood by its recipients. The previous sentence is no less important in the case of translators who translate equestrian texts. These translators ought to have a thorough understanding of the equine industry and its terminology, so as to precisely convey the author's message and to avoid errors which might lead to dangerous situations during the time spent with equines. For this reason, it seems appropriate to discuss how the methods and techniques of non-specialized translation correspond to its specialized equestrian type. However, prior to examining the methods and techniques used in this type of translation, it seems vital to define three basic concepts: what is a term? What is Language for Specialized Purposes (LSP)? What is a specialized translation? Zanón, (2011: 23) defines a term in the following manner:

The term is the designation, normally through a linguistic unit, of a specialized concept or notion. A term can be made up of one or several words (...) What matters the most is that such a formula is used, understood and accepted by specialists in the field as the materialization of a particular notion in a given area.

As one may see, a term designates specialized content and as such must be understood by the community of experts. The following sentence is true of translators as well as they have to, first of all, understand the terminology that is present in a given

work, so as to convey the message that was intended by the author, and to be able to choose the most appropriate variant of a given term. That being said, one may wonder whether other types of factors define a term and what differentiates a word from a term? According to Cabré, ([1992] 1999: 35–36) differences may be seen on the level of word formation:

From a linguistic point of view, a word is characterized by having a phonetic (and graphic) form, a simple or complex morphological structure, grammatical features, and a meaning that describes the class to which the object belongs. A term is also a unit presenting the same characteristics. (...) In terminology, units made up of learned formatives and set phrasal constructions are usually much more productive than in general language word formation. This does not mean that terms cannot use the same morphological elements as words, nor that the lexical formation rules cannot be the same, but the presence of certain Greek and Latin combining forms and the frequency of compounds in terminology introduce a differentiating factor.

Likewise, the above definition presents the other factor that apart from specialized subject fields characterizes terms, namely morphological differences such as learned formatives, phrases and Greek and Latin combining forms and compounds. One may summarize the above passage by stating that terms will in most disciplines (but not all) be made of different parts than words. However, it must be said that at times a given word may be “unmarked” Zanón, (2011: 20) but in a specialized context, it becomes a term. The word “halt” is a case in point. When used in relation to traffic (OALD 2010 8th ed. definition of “halt”), *etc.* halt is a word. However, when used in the following sentence: “Marie executed a square halt.” It becomes a term, as it refers to halting (stopping) the horse. Halt is thus used here in a specialized setting, and most likely used by specialists. (Nevertheless, one ought to keep in mind that terms may be used in an equestrian novel in which case its recipients may not belong to a group of specialists). The above example illustrates that terms and words do not always differ from each other in terms of morphology. Therefore, specialized settings and specialized communities are the main factors differentiating terms from words. It may therefore be concluded that, as has been emphasized, apart from morphological differences terms are mainly distinguished from words on the basis of the specialized communicative situations and its recipients. That said, it seems vital to discuss Languages for Specific/Specialized Purposes (LSPs) to which terms belong.

2. Languages for Specific/Specialized Purposes (LSPs)

Languages for Specific/Specialized Purposes (LSPs) may be described as “the heart” of specialized communication as they provide specialists with a means to express their ideas. Just as a general language is characterized by certain characteristics so is a LSP. However, one must ask the following question when trying to define LSPs: Is it truly a separate type of language or is it merely a sub-type of a general language? The first passage from Zanón, (2011: 19) it is hoped, helps to clarify the above issues:

A *specialized language* is used to communicate within a certain specialized area, so we cannot speak of one specialized language but of a considerable number of different specialized languages. These specialized languages are directly related to a general language.

Looking at the above definition, it is apparent that LSP's are pivotal to specialized communication and that each field of specialization has its own LSP with its own phrases and terms. At the same time one must not forget LSP's belong to general language. This means that apart from having specialized units which make understanding of a given work difficult or even impossible to people from outside a given community, it also possesses units belonging to general language, which may easily be understood by people not acquainted with a given field of knowledge. This truth is illustrated by the following quote:

Prepare for a downward transition to walk: Because the horse may be running through the aids, some riders are inclined to slam him promptly into walk with the rein aids, but that invariably shuts him down behind. Instead, leg-yield into the transition: Your horse will already be flexed to the inside (left), so with your left leg, leg-yield to the right as you ask for walk. This will engage your horse's inside leg, help him use his back and put him into the outside rein so you can then do the downward transition fluidly (Dressage Today issue 09/2014 (September) "Normal Before Brilliant" Olivia LaGoy-Weltz with Beth Baumert p. 38).

In the above quote, the elements belonging to a LSP (*e.g.* leg-yield, downward transition, outside rein) coexist with the ones belonging to general language (*e.g.* put him into, so you can then do, as you ask for). Therefore, Grego, ((2010: 50) summarizes the issue well:

A LSP can be defined as a natural language as typically used in a specific technical or disciplinary field, for a functional or an operational purpose, commonly within a given professional setting. **The natural language and the professional setting are the basic variables in LSPs**, so that there can be a Business English, an *español jurídico*, a *français medical*, an *italiano dello sport*, etc., according to the specific field and national language considered.

It is obvious that each and every LSP is closely linked to general language (comp. Rey, 1976 [In:] Cabré, [1992] 1999) but apart from sharing its elements a LSP is a variant which requires specialized knowledge to understand the message conveyed by the author. These specialized elements (terms and specialized phrases) differentiate it from other types of language. What is more, a LSP may be described as restrictive, in the sense of its audience. Now that the variables of LSP are known, the following point discusses the characteristics of specialized translation.

3. Specialized Translation

When discussing equestrian publications from a linguistic point of view, one ought to keep in mind that most of the works appearing on the Polish market are products

of translation either from German or English. The translator of an equestrian publication deals with a LSP pertaining to equines and various equestrian activities. For this reason, this type of translation is termed specialized translation as it deals with a specific type of knowledge. Grego, (2010: 82) discusses certain prerequisites that make up a specialized translation:

For all these reasons, it is suggested that, in translating a specialized text, *domain, specialization, purpose and time* – or, better, domain, specialization *and* purpose *in* time – be *all* considered first level factors affecting the translating product, process and practice. Once the source and the target texts' purposes have been established – as well as other socio-economic variables such as the receiving market, or the type of client who ordered the job done – the text will definitely need to be read and analyzed at all the various levels identified by research (...).

As may be seen, the following quote cannot be treated as a strict definition of the phenomenon. However, the prerequisites described offer an illustration of the most important variables in such a translation. Prior to undertaking the task of translating a specialized text the translator of a given specialized text takes notice of its domain (*e.g.* medicine), he/she is aware of its specialization (there may be various levels of specialization depending on the aim and audience receiving the text), and its purpose due to the fact that a specialized text is designed to convey knowledge which in turn advances the fields. Moreover, such a text oftentimes educates audiences in a presented field, thus playing an important role. For the aforementioned reasons the purpose of specialized translation, which includes bringing knowledge to other countries, seems vital. It seems of paramount importance to convey the knowledge contained in a given work. To obtain a satisfying result one must first and foremost be familiar with the translated area of specialization, understand the LSP of a given publication and be aware of the recipients of the aforementioned work, their knowledge level, status, *etc.* (comp. Zanón, 2011: 14–15). Last but far from least such a translator has to be aware of the consequences that errors have in this type of translation. In the case of equestrian activities this may lead to harm to the horse or the rider. In conclusion, it may be stated that Specialized Translation aims at conveying specialized knowledge which is encoded in a LSP into another language using that language's LSP.

4. Translation techniques in the service of specialized communication – practical analysis

The discussion will now proceed to the practical analysis of examples illustrating the use and misuse of various methods and techniques of translation helpful in rendering equestrian terms. The terminology used in the analysis (*e.g.* recognized and functional equivalents, literal translation, transfer and transfer with explanation, foreignization, expansion, *etc.*) comes in full from Hejwowski (2004).

4.1. cross pole and poles

The first example discusses the translation of the term “cross pole” and “poles”:

101 Jumping Exercises for Horse and Rider Linda L. Allen, Dianna R. Dennis
Cross Poles (Cross Bars) Construct cross poles so as to leave approximately 4 in. (10 cm) between the two poles where they cross. This prevents the front pole from jamming against the back pole should a horse make a mistake and hit the jump solidly. p. 10

101 Ćwiczeń dla skoczka Linda L. Allen, Dianna R. Dennis tłum. Wojciech Mickunas
Krzyżak Układając drągi skrzyżowane drągi pamiętaj, aby pozostawić około 10 cm miejsca między drągami w miejscu, gdzie się krzyżują. W razie uderzenia przez konia drąg przedni spadnie i nie będzie blokowany przez drąg. str.25

The above pictured “cross pole” is translated into Polish as “krzyżak” Such a translation is an equivalent. However, one must be aware that there are three English terms for this kind of fence, namely, a “cross pole,” a “cross bar” (names listed above), a “cross rail,” and an “X bar” (comp. Allen, Dennis, ([2003] 2006: 212). All of the names listed above may be translated as “krzyżak.” At the same time Polish horsemen also call this fence “koperta,” (as it resembles the shape of an envelope). Both “krzyżak” and “koperta” are equally popular. Nevertheless, the variation “koperta” is also translated into English as a “cross bar/rail/pole/ X bar.”

The example with the cross bar sheds light onto the term “poles” which is translated into Polish as “drągi,” which is once again an equivalent. When examining the problem of translating the term “poles” into Polish, one ought not to forget that English horsemen have one more term for “drągi,” and that is, “rails.” At this point, it has to be stated that while the term “poles,” it appears, is used both in a situation when the poles are placed on the ground (“ground poles”) and when they form a fence, the term “rails” is used mostly when they make up fences. However, they mean the same and both are translated as “drągi.”

4.2. Bascule

The second example to be discussed in this portion of the article shows the translation of the term “bascule”:

101 Jumping Exercises for Horse and Rider Linda L. Allen, Dianna R. Dennis
Kindle edition

The skills learned through these exercises will leave your horse adept at making any necessary adjustments to avoid bumping the poles and will encourage him to maintain a proper **bascule (arc)** over every jump. p. 1

101 Ćwiczeń dla skoczka Linda L. Allen, Dianna R. Dennis tłum. Wojciech Mickunas
Umiejętności zdobyte podczas wykonywania tych ćwiczeń uczynią z twojego konia eksperta w przygotowywaniu i dopasowywaniu się do skoku, tak aby uniknąć uderzania o drągi, i zachęci go do utrzymywania właściwego **bascule (luku)** podczas każdego skoku. str. 14

The example shown above illustrates the technique of transfer. It may also be treated as calque, a recognized equivalent or literal translation. Here the term “bascule” is transferred directly into the Polish language without any changes to its spelling. The aforementioned transferred version of the word is seen rarely in Polish equestrian books, due to the fact that Polish has its spelling version of the term, and that is, “baskil.” Having discussed the term “bascule,” one arrives at the term in brackets, that is, “arc” (it is meant to explain what a “bascule” is). It is translated as “łuk” which may be treated as either an equivalent or a literal translation.

4.3. Cavaletti, Gymnastic exercises

The next example illustrates the translation of the terms “cavaletti” and “gymnastic exercises”:

101 Jumping Exercises for Horse and Rider Linda L. Allen, Dianna R. Dennis
Kindle edition

I myself had never realized how much you could accomplish with **cavaletti** and **gymnastic exercises** until I came under the influence of Bertalan de Nemethy, the late, great trainer of the United States Equestrian Team (USET), and this may well have been Linda’s experience, too. For surely one of the cornerstones of Bert’s success — and that of his team — was the fact that horses and riders who had graduated from his comprehensive course of **cavaletti** and **gymnastics** rarely encountered on course a problem that they did not know how to solve and had not practiced solving over and over again, and in a variety of different ways. Bert surely knew a lot of different ways to get to Carnegie Hall, and as his pupils demonstrated, he knew how to build the technical foundation one requires to meet Show Jumping challenges, even at the Olympic level. Location 76.

101 Ćwiczeń dla skoczka Linda L. Allen, Dianna R. Dennis tłum. Wojciech Mickunas
Sam nie zdawałem sobie sprawy, jak wiele można osiągnąć **ćwicząc na cavaletti i szeregach gimnastycznych**, dopóki nie przekonał mnie do tego Bertalan de Nemethy, późniejszy wielki trener amerykańskiej kadry w skokach przez przeszkody. Na pewno jednym z kamieni węgielnych sukcesów Bertlana i jego podopiecznych był fakt, że konie i jeźdźcy kończący jego wszechstronny trening z zastosowaniem **cavaletti i przeszkód gimnastycznych** rzadko podczas przejazdów w konkursach napotykali problem, którego wcześniej nie rozwiązywali i nie ćwiczyli tysiące razy na różne sposoby Bert z pewnością znał wiele dróg do Carnegie Hall i wiedział, jak budować techniczne podstawy, niezbędne do osiągnięcia poziomu olimpijskiego w skokach, czego dowodem są jego podopieczni. str. 9

The Italian term “**cavaletti**” is, as in the case of the term “bascule,” transferred which is appropriate, as in Polish this term is either transferred, or a Polish recognized equivalent “koziółki” is used. Both “cavaletti” and “koziółki” have the same meaning. The only difference is in the original language of the term. It does not produce any ambiguity among the target audiences.

The next terms in this example are “gymnastic exercises” and “gymnastics” (One may also say “gymnastics” for both “gymnastics” / “szeregi gimnastyczne” and

“gymnastic exercises/jumping” / “skoki/ “ćwiczenia w szeregu gimnastycznym.” This fact has been confirmed in a private conversation with Sabrina Buszydło on the 5th of May 2015).

In the first instance the aforesaid term “gymnastic exercises” is translated as “ćwiczenia na szeregach gimnastycznych” and “gymnastics” is translated as “przeszkody gimnastyczne.” The technique used is a recognized equivalent. It has to be mentioned that Draper, (2011: Kindle Location 306) in *The Pony Club Pocket Equine Dictionary* defines gymnastic jumping as:

A method of training the horse to jump and to improve his jumping skills by using a series of small obstacles in close succession.

The term “gymnastics,” on the other hand, is defined in the second part of the above quote as “a series of small obstacles in close succession.” Having presented the definitions of gymnastic jumping and gymnastics, it must be stated that these terms are not the only ones, as “gymnastics” may be referred to as “grids” and “gymnastic jumping” as “gridwork” which is reflected in Micklem’s, (2003: 388) *Complete Horse Riding Manual*:

A series of jumps used to help develop a rider’s jumping position and improve a horse’s jumping technique. Training using grids is referred to as **gridwork**.

The aforementioned “grid” is also translated into Polish as “szereg gimnastyczny,” and “gridwork” as “skoki w szeregu gimnastycznym. Therefore, the issue of translating “gymnastic exercises” may be summarized in the following manner: gridwork and gymnastic exercises are referred to as “skoki w szeregu gimnastycznym.” On the other hand, one may refer to “gymnastic exercises” as “trening w szeregu gimnastycznym” and “ćwiczenia w szeregu gimnastycznym” (comp. Paalman [1979] 2011: 242,245). Having presented the background concerning the term “gymnastics”/“szereg gimnastyczny,” “gymnastic exercises”/ “ćwiczenia w szeregu gimnastycznym,” it may be said that Wojciech Mickunas had the possibility of using “szereg gimnastyczny for gymnastics and “skoki w szeregu gimnastycznym” for gymnastic exercises in the above excerpts. (“gymnastic exercises”/ćwiczenia w szeregu gimnastycznym,” “gymnastics”/przeszkody gimnastyczne”). It seems however, that the translator did not want to repeat himself, and for this reason he used “przeszkody gimnastyczne.” Although, if “szeregi gimnastyczne” had been used in both instances, it would not be harmful.

4.4. Ground line

The following example shows the translation of “groundline.” Prior to examining the techniques used to translate the term “ground line,” it is necessary to provide definitions of a “ground line” and of the Polish term “wskazówka” as these two terms seem to be problematic in the process of translation. The following definition of a ground line is presented in the excerpt presented in this point:

Ground line. A line created by a pole, flower box, small wall, or loose brush that defines the base of a jump on the take-off side. Used to encourage the horse to

place his take-off point further back from the base of the jump and to remind a less experienced horse to fold his front legs earlier Allen, Dennis, ([2003] 2006: 213) Kindle Edition.

The above definition states that “a ground line is a line created by a pole, **flower box, small wall, or loose brush**” (...) It has to be stated that this is not the only definition of a ground line. Judith Draper, in *The Pocket Equine Dictionary* ([2011] 2014 Kindle Locations 302–304) provides the following definition:

Ground line The line at the base of an obstacle, used by the horse to assess his take-off. A **clearly defined ground line, such as a pole on the ground**, is known as a true ground line and makes it easier for the horse to judge the fence. A false ground line is one where the base of an obstacle is pushed back beyond the line of the vertical face of the fence. A false ground line confuses the horse

Draper, (2011) speaks of “a clearly defined ground line such as a pole on the ground” (...) while Micklem, (2003: 388) defines ground line as:

The use of a pole or a small filler 20–30 in. (50–75cm) in front of a fence to help prevent a horse from getting too close to a fence before takeoff and to help define the shape of a fence.

As may be seen from the above quotes, both Micklem, (2003), Allen and Dennis, ([2003] 2006) state that apart from a pole, a ground line can be formed from other elements, *e.g.* flower boxes, small gates, *etc.* and this is what distinguishes the Polish term “wskazówka” from “ground line”. “Wskazówka” is defined in *Trening konia sportowego ujeżdżenie, skoki, kros* (2010: 164) as:

A vertical with a **groundline** is a fence with a **pole** placed in front of the obstacle’s base usually halfway through its height.¹

What is more, “wskazówka” is also described in the following manner:

One of the ways of forcing a horse to take off at the right spot is to place a **groundline** in front of the fence’s base. Such a helpful tool s often used in warm up rings and in teaching inexperienced riders. Apart from this a **groundline** helps the rider to take off at the appropriate spot which in turn helps to achieve the correct arc over the jump. An example of rolling out **the groundline for the take off (distance from the fence 2,80–3,00 m.)**. The rider’s task is to approach the fence at a canter. The horse’s correct take off at **the rolled out pole** is the goal of this exercise. **The groundline** falls in the middle of the last canter stride (...) (Lemański, „Bez odbicia nie ma skoku” [In:] Gallop Koń i Jeździec 01/2015 str. 25).

(It has to be remembered that “a groundline” is not the same as Polish “wskazówka.” Therefore, the present author uses the term “to roll a groundline out” because Lemański, (01/2015) speaks of a pole as a groundline not a gate or brush, *etc.*).

¹ Unless stated otherwise, all translations mine - M.K.

The above definitions clearly state that a ground line is a pole placed at the base of a jump. Therefore, Mickunas is correct when stating that a ground line has a broader meaning than “wskazówka.” This is due to the fact that if a loose brush, small gates, *etc.* are put at the base of a jump this is a “podmurówka” (“a filler” comp. Micklem, 2003). What is more, English horsemen often put small gates at the base of a jump, and not necessarily a ground pole and refer to it as ground lines, while Polish horsemen when speaking of a “wskazówka” mean a ground pole. To conclude the problem of defining a “ground line” and a “wskazówka,” it may be said that a ground line seems to comprise two Polish terms “wskazówka” and “podmurówka.” It is now time to look at how “ground line” is translated into Polish.

101 Jumping Exercises for Horse and Rider Linda L. Allen, Dianna R. Dennis Kindle Edition

Ground line. A line created by a pole, flower box, small wall, or loose brush that defines the base of a jump on the take-off side. Used to encourage the horse to place his take-off point further back from the base of the jump and to remind a less experienced horse to fold his front legs earlier. p. 213

101 Ćwiczeń dla skoczka Linda L. Allen, Dianna R. Dennis tłum. Wojciech Mickunas
Ground line. Po polsku wskazówka, choć polskie słowo wskazówka ma szersze znaczenie niż angielskie Ground line. Ground line to drąg, skrzynki z kwiatami, małe płotki, niski murek, mała hyrdka (żywopłot) itp., umieszczone na ziemi od strony najazdu, wyraźnie określające podstawę przeszkody. Ground line ułatwia koniowi wybranie optymalnego miejsca odbicia się do skoku. brak ground line powoduje, że przeszkoda jest trudniejsza. Najtrudniej koniowi właściwie ocenić miejsce odbicia przed przeszkodą, która ma postać pojedynczego drąga zawieszzonego wysoko nad ziemią. str. 227–228

In the above excerpts, transfer as well as an equivalent is used. However, this is not the only technique available. The following sentence (Paalman, [1979] 2011) shows a slightly different approach:

Im wyraźniej zaznaczona jest groundline (drąg pod podstawą przeszkody), tym łatwiej pokonać taką przeszkodę (...)

It is visible that the translator used transfer with explanation due to the fact that he uses the foreign term along with an explanation which is suitable in the context of Polish terminology. The technique used may also be viewed as expansion due to the fact that the foreign term is further explained (i.e. expanded on). The next technique which is again used in the Polish translation of Paalman's, ([1979] 2011) work with respect to this term is transfer or foreignisation as it might also be termed:

The fences ought to have a “filled” look to them. An “empty” appearance with too large empty spaces is incorrect. Even at small local shows where the material needed for building jumps is usually scarce, the course designer with a bit of good will and imagination can still build a course which is attractive and inviting. This can be done with the use of larger numbers of hay bales. They make a perfect **groundline** which is important as, it invites the young horse to find the appropriate take off spot.

The above quote which illustrates the aforementioned use of transfer or foreignisation in regard to translating the term ground line (The term “groundline” in bold is the epitome of transfer, as in the Polish translation it is left untranslated), closes the point on its translation. As a closing remark, it is necessary to say that the methods shown above are not the only ones that may be used in regard to terms which are difficult to translate due to *e.g.* a broader or a different meaning in the SL and the TL.

4.5. Leg-yield

Another term worth examining is “leg-yield” (both spelling versions, “leg-yield” and “leg yield,” are acceptable).

Riding Masterclass Lessons with ten of today's top trainers Ed. Jo Weeks
When first teaching it, ride up the three-quarter line of the school and ask for **leg yield** back to the wall. p.21

Treningi z mistrzami Lekcje z 10 czołowymi trenerami współczesnego jeździectwa Oprac. Jo Weeks Tłum. Magdalena Grala-Kowalska
Zaczynając naukę tego elementu, wjeżdżamy na linię ćwiartkową czworoboku, a następnie wydajemy polecenie do **ustępowania od łydki**, tak aby wrócić na obwód. str.21

In Polish “leg-yield” is referred to as “ustępowanie od łydki” which is the Polish equivalent of the English term. Both the English term leg-yield as well as the Polish equivalent “ustępowanie od łydki” describe what happens in the exercise (the horse yields from the rider’s leg).

4.6. Tracks, levels of dressage competition

The last example showing the effectiveness of “conventional” translation techniques and methods deals with dressage levels and tracks.

Jane Savoie's Dressage 101
We use “**tracks**” in so many different contexts (...) First of all, you know the path that you make in the dirt as you go ‘round and ‘round your arena? Sure you do. That’s the dip you have to rake by hand to fill it when it gets too deep. That’s a track (...) In the working trot, your horse should “track up.” In other words, if you looked on the ground, you should see that the hoof print made by the hind foot steps directly into the track of the hoof print made by the front foot. Then again you can be travelling around your ring with either your left or your right leg on the inside. In this case we refer to the way you’re going as “tracking to the left” or “tracking to the right.” p.143

Jane Savoie *Wszechstronne szkolenie koni cz. II* tłum. Beata Fiłonowicz
Terminu „**ślady**” używamy w wielu znaczeniach. (**Przypis na dole strony: Po angielsku „track” ma m. in. następujące znaczenia: ślad, ścieżka, „dokraczanie” przez konia, kierunek jazdy na ujeżdżalni**) (...) Przede wszystkim nazywamy tak ścieżkę, którą koń wydeptuje, poruszając się dookoła ujeżdżalni. W klusie roboczym koń powinien „dokraczać”. Innymi słowy, jeśli spojrzysz na ziemię, zobaczysz, że pozostawione

na niej ślady zadnich nóg powinny dokładnie pokrywać się ze śladami przednich nóg. Z następnym użyciem terminu „ślad” mamy do czynienia wtedy, kiedy jedziesz dookoła ujeżdżalni, mając albo lewą, albo prawą rękę bliżej środka ujeżdżalni. Nazywamy to jazdą na prawo lub jazdą na lewo. str.83

Apart from using an equivalent in the form of translating “tracks” for “ślady,” the translator provides the reader with a footnote which explains the various meanings of the English term “tracks” (visible in the excerpt). It seems that the method of expansion in the form of a concise footnote provides the reader with useful additional information. What is more, in the case of “tracks” which have a Polish equivalent “ślady” such a footnote gives the reader a chance of learning about additional meanings of the original term, to which other terms than “track” are assigned in the Polish equestrian nomenclature. This in turn, leads to a deeper comprehension of the translated text on the part of the receiver. This method also seems to facilitate clarity and precision in passing information, i.e. qualities important in specialized literature. Now it is time to elaborate on dressage levels:

Jane Savoie's Dressage 101

In dressage in the United States, all the levels starting at **Training Level and progressing through First, Second, Third and Fourth as well as the International Levels of Prix St. Georges, Intermediare I, Intermediare II and Grand Prix** are designed to show a progressive development of strength and self-carriage. Although this book focuses on the work required through **Third Level**, I think it's interesting to take a moment to look at all the levels in order to get a feeling for the big picture (...) In the United Kingdom **the levels** have different names: they start at **preliminary, go through novice, elementary, medium, advanced medium, advanced**, and then on to **the International Levels** described above. This book covers the movements required through **advanced medium level**. p.418

Jane Savoie *Wszechstronne szkolenie koni cz. II* tłum. Beata Filonowicz

W Stanach Zjednoczonych wszystkie **poziomy ujeżdżenia**, poczynając od **poziomu Training Level**, a potem kolejno przez **poziomy: First, Second, Third i Fourth Level**, a także **poziomy międzynarodowe – Konkurs Świętego Jerzego, Intermediate I, Intermediate II oraz Grand Prix**, są tak ułożone, że pokazują stopniowy rozwój siły i samoniesienia konia. Pomimo iż ta książka koncentruje się na pracy wymaganej do **testu Third Level**, myślę, że w celu wyrobienia sobie pełnego obrazu warto rzucić okiem na wymogi wszystkich poziomów. (Przypis na dole strony: Polskie odpowiedniki amerykańskich **konkursów ujeżdżeniowych** są następujące: **Training Level – klasa L, First Level – klasa P, Second Level - klasa N, Third Level – klasa C, Fourth Level – klasa CC**). W Anglii **poziomy** noszą inne nazwy: rozpoczynają się od **wstępnych, poprzez Novice (Nowicjuszy), Elementary (Podstawowy), Medium (Średni), Medium Advanced (Średnio zaawansowany), Advanced (Zaawansowany)**, a potem następują wyżej opisane **poziomy międzynarodowe**. W tej książce opisane są ćwiczenia wymagane do **poziomu Medium Advanced**. str. 200–201

The above example once again utilizes the technique of expansion but in this case in the form of a footnote. Apart from that, it employs literal translation and foreignisa-

tion. American levels of dressage competition are left untranslated in the body of the text. However, a footnote is added explaining how each level corresponds to Polish dressage levels. This eliminates foreignness as the reader can more or less imagine what is required at a given level (although differences among countries exist). In the case of British dressage levels foreignisation as well as literal translation is used. This technique appears to be not as successful as a footnote due to the fact that were it not for the footnote provided for the American dressage levels, no means would exist for the reader to more or less identify the British levels with the Polish ones, making thus certain information inaccessible and the whole message unclear, which is best avoided in specialized literature. What is more, translating the term “dressage levels” as “poziomy ujeżdżenia,” **seems to be** inappropriate as in Poland “levels” are referred to as “klasy” (“konkurs klasy L”). This is, however, visible in the footnote whose content is presented in the above excerpt. The examples presented up to this point employed conventional translation techniques and methods, therefore, it is appropriate to move onto more complicated examples, the first of which utilizes the term *Durchlässigkeit* (“thoroughness”)

4.7. *Durchlässigkeit* (“thoroughness”)

The Simplicity of dressage, Johann Hinnemann & Coby van Baalen, Claartje van Anandel **Durchlässigkeit** is difficult to translate; it translates roughly as “complete suppleness and continual total thoroughness of all the aids.” p.13

Johann Hinnemann & Coby van Baalen, Claartje van Anandel *Ujeżdżenie jest proste* tłum. Katarzyna Jasiulek

Przepuszczalność oznacza „zupełne rozluźnienie, całkowite posłuszeństwo i gotowość konia do zareagowania bez wahania na każdą pomoc jeźdźca.” str.13

The above excerpt depicts a very interesting translation, namely, in the English version (translated from Dutch), the German term *Durchlässigkeit* is used. The aforementioned *Durchlässigkeit* in turn appears in the Polish version as “przepuszczalność”, which may be treated as an equivalent of this German term. However, English horsemen have a term that seems to accommodate the German one. It is even present in the English explanation in the table above, that term is “thoroughness.” The proof of such an equivalence may be found in the article written by Sue Blinks with Beth Baumert entitled “Develop Your Dressage Horse’s Topline” an excerpt of which is presented below:

(...) The Germans use the word ***Durchlässigkeit*** to mean that the horse’s energy and the rider’s aids travel in a continuous circuit without resistance in any part of the body. Americans **often use the term “thoroughness” to describe this ideal state in which the rider can influence the horse with ease. When the horse is *Durchlässig*, or through**, the half halts can form him into a “beach-ball” shape in which he can be very flexible and elastic. His topline becomes very round and he lifts up under his belly, raises his withers and softens the under-neck muscles without resistance (...) Blinks,

Baumert "Develop Your Dressage Horse's Topline" <http://dressagetoday.com/article/build-stronger-bridge-26384> [Accessed on: 14.03.2015]

It appears that in a situation where *Durchlässigkeit* has an English equivalent in the form of "thoroughness," its use may be confusing to the reader, especially when one takes into account the translation situation. Looking at the Polish version alone, "przepuszczalność" is correct and, what is equally important, provides clarity, which is important in specialized literature and its translation. However, when one sees the English version along with the Polish one as is the case in this paper, one starts to question the use of *Durchlässigkeit* which is a form of foreignisation as opposed to "thoroughness." Why does one question the use of *Durchlässigkeit*? The answer seems simple: this term is foreign and it seems that a domesticated versions of the terms provide the reader with more clarity. There is one more aspect: in the case of the above excerpt, the term *Durchlässigkeit* is explained. However, in some cases this term is left without any explanation. Taking the matter further, it is difficult to imagine a full reception of a given manual if instead of "przepuszczalność" the Polish reader saw "thoroughness." Another example pertaining to dressage movements is "shoulder-in."

4.8. Shoulder-in

Shoulder-in is defined as:

Shoulder-in. This exercise is performed in collected trot. The horse is ridden with a slight but uniform bend around the inside leg of the rider maintaining cadence at a constant angle of approx. 30 degrees. The horse's inside foreleg passes and crosses in front of the outside foreleg; the inside hind leg steps forward under the horse's body weight following the same track of the outside foreleg, with the lowering of the inside hip. The horse is bent away from the direction in which it is moving (comp. USEF Rule Book 2015 DR 111 3f p.17 <https://www.usef.org/documents/ruleBook/2015/08-DR.pdf> [Accessed on: 14.03.2015].

The quotes below present the translation of shoulder-in:

Riding Masterclass Lessons with ten of today's top trainers Ed. Jo Weeks

Traditionally, **shoulder-in** is ridden on three tracks, with the inside hindleg stepping into the hoofprint of the outside foreleg. However, in tests it is acceptable to ride on four tracks, as long as the same angle is maintained on both reins. p.23

Treningi z mistrzami Lekcje z 10 czołowymi trenerami współczesnego jeździectwa Oprac. Jo Weeks Tłum. Magdalena Grala-Kowalska

Tradycyjnie **łopatka do wewnątrz** jest wykonywana na trzech liniach, gdzie wewnętrzna kończyna tylna wkracza w ślad zewnętrznej kończyny przedniej. W konkurach ujeżdżenia dozwolona jest jednak łopatka do wewnątrz po czterech liniach, o ile jeździec utrzymuje jednakowy kąt odstawienia na obydwu wodzach. str.23

The term „shoulder-in” is translated into Polish as łopatka do wewnątrz” which is an equivalent term giving a sense of what is happening during this lateral exercise (the shoulders move to the inside of the arena). However, the following excerpt presents a more interesting translation case:

Jane Savoie's Dressage 101

In shoulder-fore, the horse is slightly bent around the rider's inside leg, which is the one closest to the center of the ring. The rider brings the horse's forehand a small amount in off the track so that his inside hind leg steps between his front legs. If you were to watch a horse coming straight toward you in the shoulder-fore position, you would be able to see all four of his legs. p.167

Jane Savoie *Wszechstronne szkolenie koni cz. I* Tłumaczenie: Beata Fiłonowicz

Podczas **łopatki do środka** koń jest delikatnie wygięty dookoła wewnętrznej łydki jeźdźca, czyli nogi od strony środka ujeżdżalni. Jeździec przesuwając przednie kończyny konia lekko od ściany, co powoduje, że koń stawia wewnętrzną zadnią nogę pomiędzy śladami zostawianymi przez przednie kończyny. Gdybyś stała na ziemi i obserwowała zbliżającego się konia, powinnaś w tym momencie widzieć jego wszystkie cztery nogi. str. 195

This translation is interesting as it depicts translating shoulder-fore, which is defined in the following manner:

An exercise that moves the horse's shoulder to the inside similar to shoulder in. The angle of shoulder fore is approximately 1/2 that of the shoulder in (<http://www.dressage-academy.com/schooling-tips/shoulder-fore.php> [Accessed on: 14.03.2015])

as “łopatka do środka” which in this case seems to be an error. It has to be remembered that “shoulder-in” and “shoulder-fore” are similar but different movements, which is visible in their definitions. In English, as well as in Polish, each of these movements has its own term: shoulder-in” is “łopatka do wewnątrz” and shoulder-fore is “łopatka do przodu” (“fore”). The present author's reasoning is backed with an example shown in the following excerpt:

Riding Masterclass Lessons with ten of today's top trainers Ed. Jo Weeks

Shoulder-fore is not a test movement, but I use it as a training exercise for young horses that find it difficult to stay straight in any pace. p.22

Treningi z mistrzami Lekcje z 10 czołowymi trenerami współczesnego jeździectwa Oprac. Jo Weeks Tłum. Magdalena Grala-Kowalska

Łopatka do przodu nie jest elementem konkursowym, ale ja używam jej w treningu młodych koni, które mają trudności z utrzymaniem wyprostowania. str. 22

Here „shoulder-fore” is translated as the aforementioned “łopatka do przodu”, which is correct. Having shown the techniques used in translating some dressage movements, it is appropriate to show two examples in which the method of expansion is used. Now that the examples pertaining to dressage have been explained, it is time

to discuss an interesting example dealing with two terms: “courses” and “equitation courses.”

4.9. courses and equitation courses

101 Jumping Exercises for Horse and Rider Linda L. Allen, Dianna R. Dennis Kindle edition

This book deals with the kinds of exercises you will need to master before you can think realistically about meeting the challenge of jumping obstacles, whatever their degree of difficulty or the complexity of their arrangement.

When I was a kid in the 1930s, most of the **courses** we jumped weren't very complicated, and even the best horsemen didn't spend much time inventing fancy schooling exercises. We didn't have to. Today, however, it's a very different matter, for even **Equitation courses** can be very complicated and pose lots of technical questions. Any rider who hasn't worked out most of these problems in schooling wouldn't stand a chance. Kindle Location 75.

101 Ćwiczeń dla skoczka Linda L. Allen, Dianna R. Dennis tłum. Wojciech Mickunas Książka ta przedstawia ćwiczenia, które należy wykonać i doprowadzić do perfekcji, zanim przyjdzie ci do głowy myśl o wyzwanie, jakim są skoki, bez względu na ich stopień trudności. W latach 30., kiedy byłem dzieckiem, większość **torów przeszkód**, które pokonywaliśmy, nie była zbyt trudna i nawet najlepszym jeźdźcom szkoda było czasu na wymyślanie skomplikowanych ćwiczeń szkoleniowych. Nie było takiej potrzeby. Jednak dzisiaj spawa wygląda zupełnie inaczej, gdyż nawet tzw. **szkolne parcoursy** mogą być niezwykle skomplikowane i nastroić wiele problemów technicznych. Trudno więc liczyć na sukces, jeśli się wcześniej nie ćwiczyło solidnie i nie rozwiązywało problemów na treningach. str. 9

The excerpt presented above depicts two translational problems. The first one is that of “courses” translated as “tory przeszkód”, which may be described as an equivalent, especially when one takes the full English term into consideration, that is, an “obstacle course.” This term may be translated either as “tory przeszkód” (rarely), as it is done here, or as “parkury” which seems to be the leading Polish term. Speaking of “parkury” as a translation of the English “obstacle course,” it may not ‘look’ as equivalent as “ tory przeszkód” (obstacle=przeszkoda, course=tor) but in fact it is its equivalent. The difference is that “parkur” is not a Polish term, as it originates from French, and, it does not seem like an equivalent at first glance. Nevertheless, both Polish terms are equivalents of the English term. However, as has been stated at the beginning of this paragraph, “tory przeszkód” as an equivalent of “obstacle course” is very rarely used in professional equestrian literature in which “parkur” is the leading term.

The second translational problem depicted in the above example concerns the translation of “Equitation courses” as “tzw. szkolne parcoursy” which in this particular case seems to be an error. The reason is that the author is not speaking about “jumping obstacle courses in a training session.” Instead he is speaking of a type of course used in a competition called “equitation.” It is a popular division in the

USA. Belknap, in *The Equine Dictionary* ([1997] 2004: 173) provides the following definition of an equitation class:

Any English riding competition in which the rider, not the horse, is judged; the rider must demonstrate good seat and hands and sufficient management of the horse to perform the prescribed tests, either over fences or on the flat, in a smooth, controlled and accurate manner; riders are classified according to their age and previous winnings in equitation classes.

It seems appropriate to mention that equitation classes, in the form in which they exist in the U.S. (Hunter Seat Equitation and Western Seat Equitation), do not exist in Poland. The only Polish competition that judges the style of the rider is called “konkurs z oceną stylu jeźdźca.” However, this is a competition in what in the U.S., would be called a jumper division. It has to be remembered that in the U.S. competitions which judge the rider’s style are not a part of the jumper division. Knowing the background of the term “equitation courses,” it seems that transferring the term and providing a footnote is a better solution due to the fact that such a technique provides the reader with the information which is present in the original. Another translational problem concerns the term “release.”

5. Releases

A release is the action of the rider’s hands during a jump. English speaking horsemen differentiate between three types of releases: a long and short crest release and an automatic release. Before analyzing the translation methods used for these terms, it has to be explained that in Poland horsemen refer to releases as “oddanie wodzy w skoku” without distinguishing types (information obtained in a private conversation with Małgorzata Garus in 2013). In what manner then does a translator deal with translating the three types of releases which in Poland remain unnamed? The following excerpt shows the translation of an automatic release and a crest release:

101 Jumping Exercises for Horse and Rider Linda L. Allen, Dianna R. Dennis Kindle edition

Automatic release (following hand). The rider’s hand over the jump maintains an independent, soft, following contact, resulting in a straight line from elbow to wrist through the reins to the horse’s mouth. This independent position is the epitome of the correct advanced jumping position. p. 211 Kindle Edition

Crest release. Used in beginning and intermediate jumping, the rider presses his hands forward and down on the horse’s crest to stabilize his upper body during a jump. For beginning riders, this can include pinching the mane for greater security. A long crest release requires releasing all contact with the horse’s mouth, while a short release maintains contact to some degree. p. 212

101 Ćwiczeń dla skoczka Linda L. Allen, Dianna R. Dennis tłum. Wojciech Mickunas

Podążająca ręka. Zaawansowany sposób zachowania ręki jeźdźca podczas skoku. Ręka jeźdźca podąża za pyskiem konia podczas skoku, utrzymując cały czas lekki kontakt i prostą linię od łokcia, przez dłoń do kielzna. str. 229

Podążanie w skoku rękami z podparciem o szyję konia. Jest to technika nauki zachowania określonego jako podążające ręce, stosowana w przypadku jeźdźców początkujących i średniozaawansowanych. Jeździec tuż po odbiciu się konia do skoku pochylając tułów do przodu, opierając ręce o szyję konia w połowie jej długości. Niepewny swej równowagi jeździec może opierając ręce o szyję złapać równocześnie dłonią kosmyk grzywy i przytrzymać się by uchronić pysk konia przed nieprzyjemnym szarpnięciem kielzna. Oparcie o szyję można wykonać z wodzami luźnymi albo z wodzami lekko napiętymi. str. 229

It is clearly visible that in the case of an “automatic release (following hand),” “podążająca ręka” is used, it is a term describing what actually happens with the hand while using the automatic release (the hand keeps a steady contact with the horse’s mouth following the movement of the horse’s neck). However, the following excerpt shows the following translation:

101 Jumping Exercises for Horse and Rider Linda L. Allen, Dianna R. Dennis

The automatic release

The following-hand or automatic release can be used correctly only by a rider who has already achieved a solid leg and secure balance. The rider simply releases the arms to follow the horse’s motion, accommodating the horse’s use of his head and neck throughout the arc of the jump without abandoning contact. Very skilled riders can even mildly restrain their horse’s jumping effort when it could help accomplish an immediate shortening of stride or turn upon landing after a jump. p. 67

101 Ćwiczeń dla skoczka Linda L. Allen, Dianna R. Dennis tłum. Wojciech Mickunas
Automatyczne rozluźnienie ręki, podążająca ręka

podążające ręce czy automatycznie rozluźniające ręce mogą być stosowane tylko przez jeźdźców, którzy mają prawidłowo i solidnie ułożone nogi oraz dobrą równowagę. Jeździec wówczas potrzebuje jedynie rozluźnić ramiona, aby podążyć rękami za ruchem głowy i szyi konia, jaki ten wykonuje nad przeszkodą przy naturalnym, prawidłowym baskilowaniu w skoku. Ręce jeźdźca nie blokują ani nie ograniczają wówczas tego ruchu, utrzymując jedynie delikatny kontakt z pyskiem konia. Bardzo wprawny jeździec, nie blokując koniowi pracy szyi i głowy, może wzmocnić nieco kontakt subtelnie pozostając za ruchem zwiększa w ten sposób szanse na błyskawiczne skrócenie po lądowaniu pierwszego fule konia, gdy jest to potrzebne (np. przy ciasnych odległościach czy zakrętach następujących natychmiast po skoku. str. 169

Such a procedure, apart from translating “automatic release” as “podążająca ręka” also uses literal translation, or otherwise, calque due to the fact that “automatic release” is also translated as “automatyczne rozluźnienie ręki.” The automatic release is not the only type of release requiring translation. The crest release may also be problematic in translation. In the excerpt on p. 16 “crest release” is translated as “podążanie w skoku rękami z podparciem o szyję konia” which is once again a description of the rider’s actions, and, a description of what happens during a jump

when using a crest release. This brings the discussion on translating releases to an end. However, the present author's final thought is that, it is difficult to judge the translation techniques used in the case of various types of releases (although "podążająca ręka" and "podążanie w skoku rękami z podparciem o szyję konia," seem appropriate as they describe the process), this is due to the fact that – as has been mentioned – Polish horsemen have only one term "oddanie wodzy w skoku." For this reason, its type names are foreign to Polish horsemen. On the other hand, it seems wise to translate the two release types as, for example, "oddanie wodzy ze stałym kontaktem z końskim pyskiem" for automatic release and "oddanie wodzy z podparciem o szyję konia." Nevertheless, it is only an idea and the choice of technique has to be left to the discretion of the translator.

Conclusions

The aim of this article has been to determine whether "conventional" translation techniques may be successfully employed in the process of translating equestrian terminology. As may be seen from the practical examples reviewed above, "conventional" translation techniques – in most cases may be successfully used in translation of specialized equestrian texts. What is more, one may conclude that the majority of equestrian terms either have recognized equivalents or merely requires the use of a footnote. This is not to say that each and every equestrian term may be translated with the help of straightforward techniques. There are at times passages in equestrian publications which require extensive research and creative problem-solving skills on the part of the translator. These are examples deeply ingrained in the equestrian reality of a given country and often very difficult to render in languages in which this particular element is absent. However, one ought to keep in mind that most equestrian terms seem quite universal and for this reason, it seems, translation techniques used in other types of translation blend with its specialized equestrian type so well.

References

Articles:

- LaGoy-Weltz, O., Baumert, B. (2014) "Normal before brilliant" *Dressage Today* 09/2014 p. 38.
- Lemański, A. [Nasz Ekspert] (2015) "Bez odbicia nie ma skoku" [In:] *Gallop Koń i Jeździec*. Warszawa: Hobby Media s.c. 01/2015 p. 25
- Dictionaries:
- Belknap, M. ([1997] 2004) *Horsewords The Equine Dictionary*. Trafalgar Square Publishing. North Pomfret: Vermont.
- Draper, J. (2011) *The Pony Club Pocket Equine Dictionary*. The Pony Club Stoneleigh Park Kenilworth Warwickshire CV8 2RW. Kindle Edition

Oxford Advanced Learners Dictionary (2010) 8th Edition. Oxford: Oxford University Press, CD-ROM, definition of “halt”

Internet Sources

Durchlässigkeit (thoroughness)

<http://dressagetoday.com/article/build-stronger-bridge-26384> [Accessed on: 14.03.2015]

Leg-yield

USEF Dressage Rule Book 2015

<https://www.usef.org/documents/ruleBook/2015/08-DR.pdf> [Accessed on: 14.03.2015]

Shoulder-fore

<http://www.dressage-academy.com/schooling-tips/shoulder-fore.php> [Accessed on: 14.03.2015]

USEF Dressage Rule Book 2015

<https://www.usef.org/documents/ruleBook/2015/08-DR.pdf> [Accessed on 14.03.2015]

Shoulder-in

USEF Rule Book 2015

<https://www.usef.org/documents/ruleBook/2015/08-DR.pdf> [Accessed on 14.03.2015]

Original works

Allen, L. L., Dennis, R. D. ([2003]2006) *101 Jumping Exercises For Horse & Rider*. Cincinnati, OH: A Dennis & Charles Book.

Grego, K. (2010) *Specialized translation Theoretical issues, operational perspectives*. Monza: Polimetrica, International Scientific Publisher.

Hejwowski, K. (2004) *Translation: Cognitive-communicative approach*. Olecko: Wydawnictwo Wszechnicy Mazurskiej.

Hutchinson, T., Waters, A ([1987] 2000) *English for Specific Purposes: A learning-centered approach*. Cambridge: Cambridge University Press.

Kwieciński, P. (2001) *Disturbing strangeness Foreignisation and domestication in translation procedures in the context of cultural asymmetry*. Toruń: Wydawnictwo EDYTOR.

Micklem, W. (2003) *Complete Horse Riding Manual*. New York: DK Publishing Inc.

Newmark, P. *A Textbook of Translation*. Longman Pearson Education, [1987] 1988: 45–53.

Savoie, J. (1998] 2011) *Jane Savoie's Dressage 101: The Ultimate Source of Dressage Basics in a Language You Can Understand: A One –Volume Edition of Cross-Train Your Horse and More Cross-Training*. Vermont, North Pomfret: Trafalgar Square Publishing.

Weeks, J. (2008) *Riding Masrerclass: Lessons with ten of today's top trainers*. Cincinnati, OH: A David&Charles Book.

Zanón, T. N. (2011) *A University Handbook on Terminology and Specialized Translation*. Oleiros: Netbiblo S.L.

Translated works

- Allen, L. L., Dennis, R. D. ([2003] 2006) *101 Jumping Exercises for Horse&Rider*. Trans. W. Mickunas: *101 Ćwiczeń dla skoczka* ([2007] 2014). Łódź: Wydawnictwo Galaktyka.
- Bartle, C., Newsum, G. (2004) *Training the sport horse*. Trans. K. Kulikowska: *Trening konia sportowego* (2010). Łódź: Wydawnictwo Galaktyka.
- Cabrè, M. T. (1992) *La Terminologia. La Teoria, els mètodes, les aplicacions*, Trans. J.A. DeCesaris: *Terminology Theory, methods and applications* (1999) Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.
- Hinnemann, J., van Andel, C., van Baalen, C. (2002) *De eenvooud van de dressuur*. (Trans. not provided). *The Simplicity of Dressage* (2003). Vermont, North Pomfret: Trafalgar Square Publishing.
- Hinnemann, J., van Andel, C., van Baalen C. (2003) *The Simplicity of Dressage*. Trans. K. Jasiulek: *Ujeżdżenie jest proste* (2006). Warszawa: Akademia Jeździecka.
- Paalman A. (1998) *Training showjumpers*. Trans. I wyd. M. Roszczynialski. Trans. II wyd. K. Kulikowska: *Jeździectwo Skoki przez przeszkody* ([1979]2011). Zbrosławice: Zrzeszenie Studentów Polskich Zakład Treningowy Koni w Zbrosławicach (I wyd.) Łódź: Wydawnictwo Galaktyka (II wyd.).
- Savoie, J. (1998) *Cross Train your Horse. More Cross-Training*. Trans. B. Fiłonowicz: *Wszechstronne szkolenie koni. Wszechstronne szkolenie koni II: Od półparady do zebrania* (2004). Łódź: Wydawnictwo Galaktyka.
- Weeks, J. (Ed.) (2008) *Riding Masrerclass: Lessons with ten of today's top trainers*. Trans. M. Grala-Kowalska. *Treningi z Mistrzami: Lekcje z czołowymi trenerami współczesnego jeździectwa* (2012). Warszawa: Akademia Jeździecka.

Private conversations

- Buszydło, S. (2015) "Gymnastic exercises/jumping and Gymnastics."
- Garus, M. (2013) "Lack of names for English language release types in the Polish language."

Abstract

The following article examines the use of translation techniques and methods in equestrian translation. The background regarding terminology, LSP, specialized translation, translation techniques and methods forms a solid base for the practical analysis of excerpts from equestrian manuals and testing how equestrian terminology is translated and which translation techniques and methods are in fact used. This in turn leads to a conclusion that the methods and techniques used in various types of translation –specialized and not – may be successfully employed in the process of translating equestrian texts.

“There’s An Empty Chapel, Only The Wind’s Home”: Intersectional Reading Of Doris Lessing’s *The Grass Is Singing*

Set in the period of apartheid in Africa between 1948-94, the Nobel- Prize winning Doris Lessing’s first novel *The Grass is Singing* (1950) is a literary masterpiece reflecting on racial segregation and white supremacy. This institutionalised racism is firmly established in the novel alongside its examination of gender relations, and is re-constructed through Lessing’s personal experience and her attitude towards race relations. Lessing’s adolescent years spent in Southern Rhodesia (now Zimbabwe) coincided with a period of political transformation on the continent; the unjust politics of the Republic of South Africa triggered the writer’s political activism, and later paved the way for her migration to the United Kingdom in 1949 where she lived until her death in 2013.

The political and economic contexts determined by apartheid are distinctive in the novel, but Lessing does not narrow the focus of her narrative down to the theme of racial segregation. She comprehensively explores issues of one’s pursuit of identity, the human nature of revenge and our susceptibility to self-delusion. The focal point of Lessing’s novel is gender relations, for they are reflected through the lives of Mary and Dick Turners and their native African servants. The story presents various psychological portraits whose construction is underpinned by an emotional framework in which conflicting emotions disintegrate Mary’s identity.

Inspired by T.S. Eliot (1888-1965), Lessing extracted the title of her novel from one *The Waste Land* (1922). “An empty chapel” (*The Grass is Singing* 8) may be regarded as a metaphor for Mary’s disintegration. Quoting the phrase directly as an introduction to the novel, Lessing addresses the context of the emotional entanglements apparent in the heroine’s life; she outlines both the antecedent of her emotional state, linked to her unfortunate childhood (and later her arduous life on the farm with Dick), and the implications of such an emotional disintegration which caused her tragic, but not unexpected, death. Eliot’s “empty chapel” (1963: 62) might be assumed, therefore, to parallel Mary’s mental decline. It progresses gradually, brings about her strong withdrawal from the reality in which she is unwillingly immersed, and leads to her schizophrenic impoverishment. Deprived of her identity and lacking prospects for personal development, Mary, like the empty chapel, becomes a shadow of her former self.

The primary aim of this paper is to explore how Doris Lessing's *The Grass is Singing* (*GS*) addresses the concept of emotions understood as feelings. Moving back and forth between two realities (urban life and life in the countryside), Lessing's character, Mary Turner, experiences significant deterioration in her emotions, resulting in the fragmentation of her identity. The article aims to present a trifold perspective on the character's life as governed by three emotional stages: complacency, frustration, and despair gradually proceeding to her mental illness. In an attempt to analyse the character's loss of mental balance, the paper employs one of the key concepts of feminism—intersectionality. As proposed by Kimberle Crenshaw in 1989, the theory of intersectionality is a study of multiple social factors, intersecting with one another, which reinforce discrimination of individuals. I contend that in Lessing's novel, such intersectional matrixes, i.e. race, gender and social class, not only generate Mary's marginalisation, but, as she gradually submits to different forms of discrimination, the process evokes certain emotional reactions in her, and brings about her withdrawal from reality. The article aims to reconstruct three stages of Mary's mental deterioration in order to examine how the intersectional matrixes contribute to an unavoidable loss of her identity and later death.

Considered as one of the central integrals constituting the feminist thought, intersectionality, as described by Leslie McCall, is a "major paradigm of research in women's studies and elsewhere" (2005: 1771). Originally coined by Kimberle Crenshaw in 1989 (Davis 2008: 68), intersectionality addresses the interaction between race, gender, class and other social categories of differences which might determine and strengthen marginalisation of individuals. In an interview for the *American Bar Association* Crenshaw admitted that she sees the concept in terms of a collision:

Intersectionality simply came from the idea that if you're standing in the path of multiple forms of exclusion, you are likely to get hit by both. These women [women of colour] are injured, but when the race ambulance and the gender ambulance arrive at the scene, they see these women of colour lying in the intersection and they say, "Well, we can't figure out if this was just race or just sex discrimination. And unless they can show us which one it was, we can't help them. (2004: 2)

The initial factor assessed by Crenshaw as determining women's socio-cultural injustice and oppression focused on race. In her study of intersectionality, Crenshaw intended to highlight the importance of the struggles women of colour encounter in everyday life, where gender differences are most prominent. Crenshaw's proposal of a holistic approach by taking "both gender and race on board" (Davis 68) aimed at demonstrating how their intersection consolidates black women's inequality and shapes their various experiences. Crenshaw argued that "the intersection of racism and sexism factors into black women's lives cannot be captured wholly by looking at the race or gender dimensions of those experiences separately" (2013: 94). The inseparable connection between race and gender seen in terms of society, politics and culture does not only generate a new scope of feminist theory, but it explicitly reinforces the vulnerability and marginalisation of all women.

Despite the fact that intersectionality in Crenshaw’s perception was primarily associated with American black feminist theory (Davis 71), the concept, as Marianne Kartzow asserts, “originates from discourses in which it functioned as a tool to understand discrimination and the subordinated, but it may be employed in order to understand difference in general and how identities are negotiated” (2012: 17). The intersectional theory revisits the long-standing discussions about women’s oppression, and proposes that their exclusion is reinforced by different axes of diversity.

When analysed through a feminist perspective, *The Grass is Singing* decodes a set of intersectional sources of disempowerment: the racial, gender, and class marginalisation experienced by Mary intersect with, and therefore are reinforced by, her emotional response, which triggers her mental decline. The following sections of the article will pertain to reveal how such an entanglement of social inequality and emotions leads to Mary’s disintegration, and its implications for the heroine’s identity.

The significance of Mary’s three emotional phases, i.e. complacency, frustration and despair, gradually leading to her schizophrenic impoverishment, are underpinned by shifting events and places. Her withdrawal into insanity compels her to recede from the world where she perpetually struggles to prove her worth as a white woman who, under coercion, inhabits the community of African slaves. The concept of enslavement depicted by Lessing is projected literally and metaphorically; in its literal sense, it looms in the background, underpinning the framework of the novel. In case of the latter, it reveals Mary’s unwilling submission to the social code of expected behaviour, which functions as a form of enslavement.

Years spent at a boarding school brought Mary unequivocal joy, but her contentment was occasionally disturbed by the family relations, as she “dreaded going home at holiday-times to her fuddled father, her bitter mother and the fly-away little house that was like a small wooden box on stilts” (GS 34-35). Here Lessing almost immediately defines the heroine’s apprehension; Mary’s uneasiness is evoked by the fact that coming back to an abnormally functioning family home will disturb her composure.

Despite bitterness prevailing in Mary’s childhood years — the tragic deaths of her brother and sister, which were an antecedent of her father’s drunkenness, and her mother’s “hardened, even self-satisfied” bearing (Zak 483), the growth into adulthood brought her unexpected joy. Paradoxically, Mary perceives the aftermath of family tragedy as the “happiest time in her childhood”, for her parents, estranged from one another despite remaining a family, finally discarded their foregoing roles. Mary’s complacency is linked to her father’s drinking habit and her mother’s loss of “that terrible hard indifference” (GS 35) which Mary sees as co-existing with her mother’s misery. However, the contrast between the family’s past inhibitions to one another is a blessing in disguise; the emotional disruption of Mary’s parents, caused by the sudden deaths of their children, brings an intimate connection to their relationship. As Mary assumes that “the loss was more than compensated by the happiness of living in a house where there were suddenly no quarrels” (GS 34), she retains, although for a limited period of time, her mental balance which grants her temporary complacency.

Long after a period of unspoken grievance against her mother and father, Mary is at last freed of any emotional ties with her parents. Their death directs her onto

a new path of the unknown, and relieves Mary's strained allegiance to them. Upon beginning her independent adult life, she recedes hurtful memories of "the sordid little house on stilts" (*GS* 36), and assumes those tragic circumstances a trigger "that removed the last link that bound her to a childhood she hated to remember" (*GS* 36). Mary's yearning for an untroubled life without her parents is finally fulfilled, for she is granted a right to design her future in the privacy of her unadulterated serenity.

Growing into her thirties, Mary seems to remain comfortably placed within the self-contained life in the outskirts of one of the cities in South Africa. Working as a stenographer, she assembles a secluded shelter, for "she liked things to happen safely one after another in a pattern, and she liked particularly, the friendly impersonality of it" (*GS* 35). Lessing, however, does not allow her character any mental and moral development, but rather imprisons her in persistent immobility, both social and personal. The intersection of gender, social and racial discrimination, which is analyzed in the following sections of the article, is said to reinforce such immobility. Mary, a woman who is doomed to failure, cannot escape the burden of women's stereotypical roles as mothers and wives in which society perpetually immobilizes her. Sheila Roberts perceives the heroine as a "simple woman" who "through childhood trauma has been incapacitated for marriage" (74). Her dismal teenage years and the "arid feminism" (*GS* 36) inherited from her mother leave Lessing's heroine withdrawn from social life, and barely capable of engaging in any romantic relationships with the opposite sex. As Sima Aghazadeh argues, Mary's poor knowledge of romantic relationships and sexual repression are a consequence of "seeing her mother as a feminine victim of a miserable marriage" (2011: 108). Such trauma forces her to embody a negative image of femininity which forces her to despise men.

Mary's once so fearfully guarded and undisturbed equilibrium is lost when she overhears her friends discuss her personal life. She then learns that her marital status is of a great interest to them, as she discovers herself not being "like that at all" (*GS* 42). Seeing their argument as an attack on her alleged disinclination towards marriage, Mary boldly directs her life onto a new path of self-discovery.

Excluded from the social circle she belonged to, she finds it difficult to continue her life as an outcast. At this point in the novel, Mary is unable to sustain her true identity in the society whose coherence itself becomes questionable. Her eager conformity to commonly accepted social roles is dictated by the social pressure generated by her friends, which precede the fragmentation of her unstable identity. Robert Dunn's definition of fragmentation suggests that "social and cultural experience is shattered, disconnected, and incoherent, as social relations and cultural meaning disintegrate" (1998: 144). Although Mary's social status changes when she becomes a wife, the whole process is foreshadowed by a distortion of her social experience, and followed by a progressive disconnection from unwanted reality. Having experienced her friends' mistrust, Mary becomes "hollow inside, empty" (*GS* 45) and, therefore, her desolation generates an incontestable feeling that "into this emptiness would sweep from nowhere a vast panic" (45). At this point, Mary "alters her appearance and tries altering her behaviour toward men" (Roberts 74). Starting afresh, she strives to resist her loneliness by going to the

cinema more often. There, surrounded by crowds of other people, Mary’s “curve of a cheek and a sheaf of fairish glinting hair” are spotted by Dick Turner who takes an immediate interest in her. Mesmerised by Mary’s shaded looks, Dick is eager to meet her in person, only to be disappointed in her lack of natural beauty. He seems, however, desperate to marry, as his own loneliness on the farm begins to exhaust him. Mary, on the other hand, marries him to save her dignity and her face among friends. Having very little interest in men, Mary finds herself at the point of “total estrangement from [her] husband” (Roberts 74) whose indifference prompts her towards a nervous collapse.

By marrying Dick in haste, Mary not only tries to disentangle herself from her friends’ pity, but also strives to adjust to the conditions of living on the farm; here the intersection of gender and social class becomes reinforced by Mary’s persistent struggle “to restore her feeling of superiority to men, which was really at bottom” (GS 46). Life on the farm becomes strenuous and nothing that Mary expects. The feeling of her exclusion from city life grows when she realizes that their farm is a hundred miles away from the town. As Dick spends long days on the fields with their black slave workers, Mary occupies herself with all sorts of manual duties at home:

With her own saved money Mary bought flowered materials, and covered cushions and made curtains; bought a little linen, crockery, and some dress lengths. The house gradually lost its air of bleak poverty, and put on an inexpensive prettiness. She had settled easily into the new rhythm. She found the change so embracing that it was as if she were an entirely new person. (GS 64)

During a few weeks of continuous attempts at making the house more homely, Mary is suddenly left inert. She decides to surrender to “the oven-like heat of the house” (Roberts 76), which deteriorates her physical and mental health. Mary’s submission to household duties is strengthened by the patriarchal system of unbending rules from which she cannot escape. At this point she begins to suffer from unbearable exhaustion of the foregoing life on the farm, and she perpetually struggles with Dick’s obstinacy as well as her own inability to conform to the unalterable conditions of the Turners’ house. Filled with rage, Mary bravely confronts Dick to tell him: “You expect a lot from me, don’t you? You expect me to live like a poor white in this pokey little house of yours” (GS 79). Despite Mary’s efforts to make their house a little more homely, she fails continuously in her attempts to do so. Their marriage is rather based on self-delusion, where Dick hopes for Mary to accept the conditions on the farm, and Mary remains immobile in her desire to conform to stereotypical social roles. Driven by sheer desperation, she attempts, abortively, to retrieve her old life in the city. With her unswerving pride, Mary manages to escape from the farm and returns to the town she once inhabited. The girls’ club and her old employer, however, find it difficult to recognize her, as Mary’s disheveled image leaves them in outright confusion. After such an unexpected greeting of “shocked pity at her changed appearance and curious stares of strangers” (Zak 487), Mary withdraws in abasement. When Dick finally appears in her hotel room to take her back to the farm he beseeches her fearfully not to leave him. Mary, fraught with despair, surrenders

to his plea helplessly. Back once again in her routine, she acknowledges the fact that her failed escape “had drained her reserves of strength and left her with just enough each day to do what had to be done, but nothing more” (GS 107). Mary’s growing annoyance marks the beginning of her mental disintegration, as it is Dick’s lack of understanding of her needs and desires.

Class marginalisation in the novel is significantly exhibited by the relationship between the Turners and the Slatters. The lack of house duties coincides with Mary’s efforts to socialise with other families at the neighbouring farms, but result in failure, “for isolation provides at once her only safety from threat of engulfment” (Zak 487). Her feeling of exclusion affects Mary and Dick’s relationship with the Slatters in particular, which is far from being cordial. Despite Mrs Slatter’s numerous ventures to befriend Dick’s wife, their friendship is affected by Mary’s unreasonable fear of inferiority. When Mrs Slatter praises her creative skills with “genuine admiration” (GS 76), Mary’s mode of comportment shifts from tranquility to restlessness, as she was “stiff with resentment” that discouraged her to “discuss her house with Mrs Slatter, who was patronizing her” (GS 79). Mary’s unusual behaviour is the first indication of her heading towards the locus of destruction. Her ability to recognize her discrimination with regard to her social class becomes blurred by a distortion of Mary’s perception of the world. As she is left allegedly humiliated by Mrs Slatter, Mary appraises the meeting as a mockery of her social status, and therefore, the incident leaves her with feelings of being marginalized.

When the process of Mary’s mental deterioration accelerates, she begins to experience numbness “as if she [can] no longer feel of fight” (Zak 487). However, before her mental decline reaches its climax, she becomes temporarily lured by forbidden lust towards one of the Turners’ black slaves. Their relationship becomes a complex one characterized by racial discrimination intersecting with gender marginalization.

Before her married life with Dick, Mary had very little to do with black people. Her childhood years were fraught with peril by her mother, who encouraged her daughter never to speak to their black servants and to fear them in general. Beginning her new life on the farm, Mary follows her mother’s advice earnestly, as she flagrantly loathes the blacks. Given the fact that Dick’s labour force consists entirely of black slaves, he also uses them as domestic help. The servants cause Mary’s impatience which “grows into intolerance” (Roberts 76), and she finds herself falling into “a pattern of dismissing the men one after the other for trifling offences” (76). Mary assumes the hatred is mutual, as she notices that “they [natives] were discussing her and making what were probably obscene remarks against her” (GS 121) and that “the hostility she could feel as something palpable coming from them against her, affected her” (GS 118). At the time of Dick’s illness, Mary is forced to manage work on the farm. Struggling with maintaining discipline among the natives, Mary is evidently mocked by the workers when she hears “their angry shouts and imprecations against her” (GS 121). After a series of her unfortunate relationships with the natives, Dick brings a new worker into the house. As many before him did, Moses, a worker whom Mary once struck in the face because of his disobedience, is repudiated by her in great measure. Tentatively, she treats the boy with nothing but hatred. Their relationship

deepens gradually and Mary’s feelings towards Moses encompass a combination of an agonizing acceptance of his presence and undisguised graciousness for his help, only to be later replaced by Mary’s growing fear of her servant.

Her paranoid dreams intertwined with a distorted image of Moses, whom Mary begins to confuse with her late father, bring a strain into their relations. Being confined to life on the farm and her husband’s continuous lack of fortitude, Mary discovers her submissiveness to be not only generated by her marriage to Dick, but also by “the presence of the patriarchal black ‘other’” (Roberts 77) represented by Moses. Her perception on relations between a white master and a black servant becomes blurred when she becomes “sutured to form a suffocating psychic pall from which she cannot escape” (Roberts 77). The master-servant relationship slowly becomes inverted, forcing Mary to lose her position and become completely reliant on Moses.

At the end of the novel, Mary finds herself to be utterly dependent on her servant—both with the housekeeping as well as during daily toilette. She comes to a disturbing conclusion that “the formal pattern of black-and white, mistress-and servant, had been broken by the personal relation” (*GS* 152), and that “Moses was indifferent and calm against her as if she did not exist, except in so far as he obeyed her orders” (*GS* 156). He cares deeply about his service to the Turners for fear of impromptu dismissal in case of disobedience to his masters; Mary, on the other hand, experiences a state of irrepressible infatuation towards Moses and admits to dream about “the broad muscular back” (*GS* 161). At this point Lessing does not reinforce a conception of a black man’s sexual superiority over white women, neither “is she implying that Mary’s mental health required only that she be sexually overpowered by a dominating male—black or white” (Zak 489). Joy Wang sees those black and white relations as a “commonly reiterated fear” (2009: 40) during the early twentieth century in South Africa, which led to a common belief that “having black male servants in white households tempted black men to act on their natural propensity for rape” (40). Throughout the narrative, however, Lessing neither insinuates that Mary engaged in any kind of a sexual relationship with Moses, either voluntary or forced, nor does she give Mary an opportunity to voice her thoughts in this regard.

In her final days, Mary ultimately embraces her madness and surrenders to it. When Tony Marston, a young man sent to the Turners to salvage their disheveled farm, happens upon Mary being dressed by Moses, he is “struck motionless by surprise” (*GS* 196). Marston, bewildered by Mary’s lack of self-restraint and Moses’ evasion of white supremacy, assumes that she suffers from a “complete nervous breakdown” (*GS* 195), as Mary “simply wasn’t there” (*GS* 195). At this point Lessing reveals her acquiescence to her mental and moral destruction, as “the conflict between her judgement on herself, and her feeling of innocence cracked the wholeness of her vision” (*GS* 195). Seeking no evasion from Moses’ revenge for the public affront, Mary drives herself into an anticipated death from his hands.

As the heroine finally reaches her desired end, she is purified by a cathartic self-knowledge. Just before she is killed by Moses, Mary, fearless, accepts her destiny, while “the fog of terror [is] cleared from her eyes” (*GS* 204). Both Mary and Moses appear to accept the consequences of their actions; Mary’s numbness and mental

disintegration are preceded by a submission to a barbaric world where she greedily anticipated a merciful death. Moses seeks vengeance out of a personal grudge, rather than lets his bloodlust to be fueled by the African community, maddened by his intimate bond with Mary. In this regard, Moses is Mary's curse, as he arouses her sexual desires, which then precipitate her descent into madness. Additionally, his act of violence serves as Mary's "redemption [which] is cast as necessarily dependent on her death" (Wang 42) and enables her to escape from "the impossible struggle to live according to a conscience that allows her to feel something for a black man other than sheer distaste" (42). Ultimately, Mary's madness evokes the reader's pity, as one wishes she had been able to retain her fictitious self and never have heard her friends' painful accusations which triggered fragmentation of her identity.

Conclusion

Mary's identity becomes fragmented as a result of a set of unfortunate events disturbing her inner stability. Devoid of the ability to heal her fragmented self, she appears to be the prisoner of a false selfhood generated by a set of intersectional matrixes of marginalization, which are responsible for Mary's negative emotions.

The Grass is Singing is a novel about the emotions, but they do not constitute the central focus of the plot. The fragmentation of Mary's identity is preceded by her struggle to "preserve her authenticity and sense of self" (Aghazadeh 108), but her efforts become meaningless for she is doomed to failure. Whereas Mary's awareness of the self is formed by various life-changing circumstances, either positive or negative, those situations evoke certain emotions in her. Different emotional reactions elicited by Mary through life are converted into feelings, which then distort the image of herself, her decisions and the ability to rise above prejudiced accusations of her persona. While Mary attempts to imitate stereotypical social roles, her complacency about her stable lifestyle transforms into frustration evoked by life on the farm with Dick, only to emerge as despair, gradually leading her to schizophrenic impoverishment. Having appraised her status positively, Mary is doomed to lose it because she boldly accepts common beliefs, however contradictive to her own, as absolute.

As Mary's complacency converts into sheer frustration, her life on the farm turns into a hardly bearable struggle, reinforced by related systems of oppression. The intersection of gender and social class, Mary being subjected to patriarchal rules after marrying Dick Turner and her sense of inferiority to Mrs Slatter, all deepen her feeling of self-deprecation. It therefore evokes Mary's bitter annoyance which contributes to her nervous breakdown. Devoid of her mental stability and sanity, Mary experiences the last stage of her inner fragmentation. Her frustration is instantly succeeded by despair, for she fails to sustain her false persona, exhausting her to the limits of her comprehension. Mary's misery is reinforced by the intersection of gender and race discrimination, which becomes the final and pivotal factor leading to her death. Her repudiation of the natives, mutual in Mary's regard, enhances her hatred for Moses and his lack of respect for a white woman. As Aghazadeh justly points out,

Mary is “unable to protect herself against pain and punishment, because she has been taught that resistance is useless- to be a woman is to be powerless” (119). Lessing’s heroine becomes a victim of not only racial discrimination, but more importantly “of the imperial authority over both the oppressed and the oppressor” (119), as she can no longer sustain a belief in her righteousness and personal freedom. Three intersectional lenses, race, class and gender, strengthen one another in the political, economic and cultural contexts and work against an individual who, despite cautious measures to preserve her identity, becomes a victim of social limitations.

Works Cited

- Aghazadeh, S. 2011. “Sexual-Political Colonialism and Failure of Individuation in Doris Lessing’s *The Grass is Singing*.” *Journal of International Women’s Studies* 12. 107-121.
- Crenshaw, K. 2004. “Intersectionality: The Double Bind of Race and Gender.” Interview by Sheila Thomas. *American Bar Association*. American Bar Association.
- Crenshaw, K. 2013. “Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color.” In: Fineman, B. and R. Mykitiuk (eds.) *The Public Nature of Private Violence: Women and the Discovery of Abuse*, New York: Routledge, 93-120.
- Davis, K. 2008. “Intersectionality as buzzword: sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful.” *Feminist Theory* 9. 67-85.
- Dunn, R. 1998. *Identity Crises: A Social Critique of Postmodernity*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Eliot, T.S. 1963. *Collected Poems: 1909-1962*. New York: Harcourt, Brace & World.
- Kartzow, M. 2012. *Destabilizing the Margins: An Intersectional Approach to Early Christian Memory*. Eugene, Oregon: Pickwick Publications.
- McCall, L. 2005. “The Complexity of Intersectionality.” *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, Vol. 30, No. 3. 1771-1800.
- Roberts, S. 1993. “Sites of Paranoia and Taboo: Lessing’s *The Grass is Singing* and Gordiner’s *July’s People*.” *Research in African Literature* 3. 73-85. JSTOR.
- Wang, Joy. 2009. “White Postcolonial Guilt in Doris Lessing’s *The Grass is Singing*.” *Research in African Literatures*. 37-47. JSTOR.
- Zak, M. 1973. “*The Grass is Singing*: A Little Novel about the Emotions.” *Contemporary Literature* 4. 481-490. JSTOR.

Abstract

This paper seeks to explore how Doris Lessing’s *The Grass is Singing* addresses the concept of emotions understood as feelings. Switching between two realities (urban life and life in the countryside), Lessing’s character, Mary Turner, experiences a significant deterioration in her emotions, leading to the fragmentation of her identity. This paper aims to construct a trifold perspective on the character’s life as governed by three emotional stages, complacency, frustration and despair,

gradually proceeding to her mental illness. In an attempt to analyse the character's loss of mental balance, the paper employs one of the key concepts of feminism—intersectionality. The theory, proposed by Kimberle Crenshaw in 1989, is a study of multiple social factors intersecting with one another, which reinforce the discrimination of individuals. In Lessing's novel, such intersectional matrixes, social class, race and gender, not only generate Mary's marginalisation, but appear responsible for evoking certain emotional reactions in Mary. The article reconstructs the three stages of Mary's mental deterioration in order to examine how the intersectional lenses contribute to an unavoidable loss of her identity and later death.

Key words

emotions, theory of Appraisal, feminism, intersectionality, mental illness

Internationale, interdisziplinäre, wissenschaftliche Konferenz im Zyklus „Sprachliche Wurzeln der Identität“ unter dem Titel „Von dem Glück, Janosch gekannt zu haben“ in Zabrze 11.03 – 12.03.2016. Ein Bericht

Der 11. März ist kein zufälliges Datum, um eine Konferenz, die dem künstlerischen Werk und der Rezeption des Kinderbuchautors und Illustrators, Schriftstellers und Künstlers Janosch gewidmet ist, durchzuführen. Es war ein besonderer Anlass, weil der Künstler, geboren in Hindenburg in Schlesien, dem heutigen Zabrze, an diesem Tag 85 Jahre alt geworden ist. Die Tagung reihte sich also in die fünf Tage dauernde Janosch-Geburtstagsfeier in Zabrze ein. Die Organisatoren der Konferenz, zu denen das Stadtamt Zabrze, das Neuphilologische Institut der Pädagogischen Universität in Krakau, das Goethe Institut Krakau, die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, das Muzeum Górnictwa Węglowego in Zabrze und die Janosch Gesellschaft e. V. gehörten, sorgten für die eingeladenen Gäste und Teilnehmer dieses Treffens. Das Symposium wurde von der Präsidentin der Stadt Zabrze, Frau Małgorzata Mańka-Szulik, dem Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Krakau, Dr. Werner Köhler, und der Stellvertretenden Direktorin des Neuphilologischen Instituts der Pädagogischen Universität in Krakau, Prof. Dr. Isabel Röskau-Rydel eröffnet. Zum Auftakt haben die Kinder aus dem nach Janosch benannten Kindergarten mit ihrem besonderen Auftritt in Trachten und in der Verkleidung von Tiger und Bär der Veranstaltung einen warmen Glanz verliehen.

Die erste Runde von Gesprächen unter dem Titel „Im Kreis der Bekannten“ richtete sich auf Erinnerungen an Janosch. Über ihre privaten Erfahrungen mit Janosch erzählten Emilia Bielicka, Übersetzerin aller Janoschs Bücher ins Polnische, Jerzy Illg, Leiter des Verlags Znak, in dem die Bücher erschienen sind, Christof Jończy, ein Freund von Janosch, Krzysztof Lewandowski, Stellvertretender Präsident der Stadt Zabrze, Czesław Zdechlikiewicz vom Centrum Organizacji Pozarządowych, Dr. Ulrich Kypke, Präsident der Janosch Gesellschaft e.V. und Dr. Angela Bajorek, Autorin der ersten Janosch-Biografie, die in polnischer und deutscher Sprache erschienen ist, und die zugleich die Initiatorin der Konferenz von der Pädagogischen Universität in Krakau war.

Den Eröffnungsvortrag hielt Prof. Dr. Zbigniew Kadłubek, Professor an der Schlesischen Universität. In seiner Rede hat er das Werk Janoschs im Licht einer existen-

zialistischen Position interpretiert und den für die Werke von Janosch charakteristischen Seins-Zustand als Widerspiegelung des schlesischen Geistes hervorgehoben.

Im zweiten Teil des Programms folgten weitere Beiträge von Referenten unterschiedlicher Disziplinen, geteilt in thematische Sektionen. Die ersten drei Beiträge waren der Stadt Zabrze als einem Raum für die Literatur regionaler Schriftsteller und als Handlungsraum gewidmet. Prof. Dr. Grażyna Barbara Szewczyk hat an die Schriftsteller der Stadt Zabrze und die Schwerpunkte ihrer schriftstellerischen Tätigkeit erinnert. Dr. Bajorek diskutierte die Topoi der schlesischen Straße und der Räume in den Romanen Janoschs. Die festen Orte der Konzentration des Lebens der schlesischen Familie erweisen sich bei Janosch als Räume sozialer Abgrenzung oder in manchen Fällen auch der sozialen Annäherung. Die Landschaft von Schlesien und vor allem die Straße mit dem Geburtshaus Janoschs bilden einen bestimmten Genius Loci in den Romanen des Autors. An dieses Motiv knüpfte der nächste Beitrag von Dariusz Walerjański an, der die Geschichte der Straße und der Siedlung, in der Janosch seine ersten Jahre verbrachte, denen er seinen „Cholonek“ widmete, darstellte. Es ist eine Geschichte des Ortes, der jetzt nur in Erinnerung der Menschen, im Roman und in einigen Filmen seine Präsenz hat. Die Siedlung wurde infolge des Baus einer wichtigen Schnellstraße zerstört, die Häuser abgerissen und die Landschaft völlig verändert. Ein weiteres Spektrum der Themen lieferte der in Schlesien stark rezipierte Roman „Cholonek oder Der liebe Gott aus Lehm“ und verschiedene Aspekte des Bildes von Schlesien in der Janosch-Rezeption. Das Referat von Dr. Nowara-Matusik stellt „Cholonek“, der sich die scherzhafte Bezeichnung die „Bibel der Schlesier“ mit der Zeit verdiente, aus imagologischer Perspektive dar. Zu dem Bild der Schlesier in „Cholonek“ lassen sich folgende Bemerkungen machen. Der sich stark auszeichnende Diskurs der Gewalt, die narrative Technik sowie wiederkehrende Schemata bilden hyperrealistische Bilder der schlesischen Gesellschaft, die in Verbindung mit gewalttätigen, ausgrenzenden Handlungsweisen eine nicht besonders vorteilhafte Perzeption der schlesischen Familie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bilden. An diese Fragestellung knüpfte Dr. Wolfgang Brylla in seiner Darstellung zur Religiosität, Sexualität, Toleranz gegenüber Juden und Behinderten an. Das Thema der Sonderlinge in Schlesischer Literatur berührte Dr. Marek Kryś, der die Alterität und ihre Verkörperung in Gestalten von Janoschs „Von dem Glück, Hrdlak gekannt zu haben“, Kazimierz Kutz‘ „Pięta strona świata” und Szczepan Twardochs „Drach“ besprach. Die Rezeption von „Cholonek“ und anderen Texten, die schlesische Identität und den Alltag schlesischer Familien in Theateraufführungen thematisieren, stellte Prof. Dr. Renata Dampc-Jarosz dar. Auf den von Erika Fischer-Lichte genannten Kategorien des Performativen beruhend, wurde ein zeitgenössisches Bild von Schlesien im polnischen Theater geschaffen.

Der nächste Themenkreis bezog sich auf ausgewählte Motive und literarische Kategorien in Texten von Janosch. Eine interessante, vergleichende Interpretation des „Cholonek“ und der Tetralogie von Horst Bienek „Gleiwitz. Eine oberschlesische Chronik in vier Romanen“ entfaltete Katarzyna Kuchowicz M.A. Die Wahrnehmung vom Krieg bei beiden Autoren im Hinblick auf philosophische Ansätze wurde zum

Schwerpunkt der Darstellung. Das Reisemotiv in „Polski Blues“ von Janosch und „Spis cudzołożnic“ von Jerzy Pilch wurde von Justyna Szlachta-Miształ M.A. vergleichend präsentiert. Weitere Untersuchungen zu Janoschs Theaterstück „Zurück nach Uskow“ im Licht des postdramatischen Theaters stellte Dr. Agata Mirecka dar, sie bestritt die These der Zugehörigkeit des Dramas zu den von H. T. Lehmann postulierten Tendenzen postdramatischer Theatralität. Die Märchen Janoschs wurden in dem Referat von Dr. Beata Kołodziejczyk-Mróz und Dr. Piotr Majcher der literarischen Kategorie des Fantastischen gegenübergestellt, um herauszuarbeiten, ob sie mit Hilfe von diesen theoretischen Ansätzen analysiert werden können.

Nach dem intensiven Tag des wissenschaftlichen Austauschs wurden die Gäste in das Bergwerk „Guido“ in Zabrze eingeladen, um dort einen angenehmen Abend mit Musik, Gesprächen und der Besichtigung des Bergwerks zu verbringen. Mit Gerichten der regionalen Küche und in der besonderen Atmosphäre des Raumes konnten sie die Mischung der Tradition und Moderne von Schlesien noch besser verstehen. Ein Quiz mit Fragen zur Person Janoschs hatten Journalisten als Teil des Programms vorbereitet und durchgeführt.

Der zweite Tag wurde von didaktischen und rezeptionsästhetischen Untersuchungen zum Schaffen Janoschs dominiert. Dr. Jolanta Gładysz und Dr. Mariusz Jakosz haben die Möglichkeiten der Didaktisierung von Janoschs Märchen für den Fremdsprachen Unterricht von Grundschulkindern präsentiert. Bezugnehmend auf die frühere Phase des Deutschlernens bei den Kindergartenkindern hat Dr. Katarzyna Sowa-Bacia die Vorteile der narrativen Methode in der Aquisition der Sprache dargestellt und sie am Beispiel von Janoschs Geschichte „Ich mach dich gesund, sagte der Bär“ erläutert. Die „Language Quest Methode“ im Fremdsprachenunterricht auf höheren Bildungsetappen und Beispiele ihrer Übertragung für das Kennenlernen von Janoschs Schaffen hat Frau Dr. Renata Czaplikowska besprochen. Diese Beiträge haben eine lebendige Diskussion über die Kreativität der Lehrer und Zukunft des Unterrichts angeregt.

Die nächste Runde von Vorträgen eröffnete ein Beitrag zu psychologisierenden Strategien der Rückkehr in das Land der Kindheit, erläutert von Dr. Jolanta Machowska-Goc an Beispielen der Kindergeschichten von Janosch. Den Aspekt der digitalen Autorpräsenz von Janosch am Beispiel unterschiedlichen Internetseiten untersuchte Dr. Ewa Turkowska. Einen anderen Blickwinkel der Rezeption berücksichtigte Justyna Sekuła M.A. Sie konzentrierte sich auf Übersetzungsstrategien in Ausgaben von „Cholonek“ als Beispiel für die Annäherung des Textes an den Zielleser.

Die Frage der Rezeption der von Janosch entworfenen Figuren für Kinder war der Schwerpunkt der nächsten Sektion. Prof. Dr. Paul Martin Langner stellte die Problematik der Wiederholung von Zeichnungen Janoschs für Marktzwecke als Prozess dar, der den künstlerischen Wert der Zeichnungen in Frage stellt. Die Vervielfältigung der Bilder zusammen mit Änderung ihres Verwendungskontextes führe zur Veränderung ihres Wertes. Weitere Überlegungen zur Rezeption der Illustrationen in den Kindergeschichten stellte Dr. Sebastian Dusza dar. Seine detaillierte Analyse der Bilder ließ jeweils eine zweite Schicht in den gezeichneten Geschichten sichtbar werden. Eine interessante Betrachtungsweise von Janosch präsentierte Dr. Gabriele Sprigath von

der Ludwig Maximilian Universität in München, die die Ausdrucksweise von Janosch mit der Idee des Weltbürgers im Sinne der Aufklärung untersuchte.

Die letzte Runde wurde der Kategorie des Humors und des Komischen gewidmet. Prof. Dr. Iwona Wowro untersuchte in ihrem Referat unterschiedliche Formen von Humor in den Kindergeschichten Janoschs und betonte ihre Funktionen in der Gattung des Märchens. Joanna Gospodarczyk M.A. stellte das Komische in der Janosch-Kolumne für das ZEITmagazin anhand der Inkongruenztheorie in einer Untersuchung des Komischen dar.

Zum Abschluss der Tagung konnte man Zabrze mit den Augen von Janosch besichtigen und die wichtigsten Orte seiner Kindheit kennenlernen. Auf interessante Art und Weise führte Dariusz Walerjański die Gäste durch die Stadt Zabrze.

Die Tagung gab breite Einsicht in das Leben und Werk von Janosch. Seine Bücher für Kinder und Erwachsene, seine Bilder wurden unter verschiedenen Blickwinkeln diskutiert. Das Symposium ließ Literaturwissenschaftler, Didaktiker, Sprachwissenschaftler, Kunstinteressierte aber vor allem Freunde von Janosch zusammen kommen und sich über die Rezeption des Künstlers austauschen. Darüber hinaus bereitete der Ort der Tagung die einzigartige Möglichkeit die Atmosphäre der Stadt im Herzen von Schlesien zu erleben. Den Tagungsraum – die modernisierte Łaźnia Łańcuszkowa im Skansen Górnicy „Królwa Luiza” schmückte zusätzlich eine Ausstellung der Bilder von Janosch. Interessierte konnten Kindergeschichten und Romane von Janosch sowie seine Biografie von Dr. Angela Bajorek in deutscher Übersetzung erwerben.

Sprawozdanie z międzynarodowej konferencji „Mehrsprachigkeit und Multikulturalität im translatorischen und glottodidaktischen Paradigma”

W dniach 9–11 października 2015 roku w Instytucie Filologii Germańskiej Uniwersytetu Wrocławskiego odbyła się międzynarodowa konferencja „Mehrsprachigkeit und Multikulturalität im translatorischen und glottodidaktischen Paradigma”. Organizatorem konferencji był Zakład Glottodydaktyki i Pracownia Translatoryki. Celem obrad była refleksja i dyskusja nad zjawiskiem wielojęzyczności i wielokulturowości w kontekście translatorycznym i glottodydaktycznym. Spotkanie zgromadziło ponad sześćdziesięciu uczestników, wśród których znaleźli się przedstawiciele różnych ośrodków akademickich i uczelni krajowych i zagranicznych, również spoza Europy. Podczas konferencji wygłoszono łącznie 12 wykładów plenarnych i zaprezentowano 40 referatów w sekcjach tematycznych, poświęconych m.in. glottodydaktyce, szeroko pojętej translatoryce, kontaktom języków i kultur, językowi prawniczemu i tłumaczeniom literackim.

Otwarcie konferencji miało miejsce w jednym z najpiękniejszych pomieszczeń Uniwersytetu Wrocławskiego – barokowej Sali Nehringa. Uczestników konferencji powitali uroczyście, prof. Anna Małgorzewicz, kierownik naukowy konferencji, prof. Marcin Cieński, dziekan Wydziału Filologicznego Uniwersytetu Wrocławskiego, i prof. Iwona Bartoszewicz, dyrektor Instytutu Filologii Germańskiej. Następnie swoje wykłady wygłosili kolejno prof. Susanne Göpferich z Uniwersytetu Justusa Liebiga w Gießen, która omówiła wpływ języka ojczystego na proces i efekty pisania tekstów naukowych w języku obcym oraz prof. Sambor Grucza z Uniwersytetu Warszawskiego, który zaprezentował słuchaczom nowatorskie badania okulograficzne. Prof. Jerzy Żmudzi z Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej w Lublinie zaznajomił uczestników konferencji z typologią tłumaczeń a vista, a prof. Lew Zybatow z Uniwersytetu w Innsbrucku przedstawił innowacyjną metodę nauczania języków trzecich – EuroComTranslat, która z wielkim powodzeniem stosowana jest na Uniwersytecie w Innsbrucku. Po wykładach plenarnych miejsce miały trzy sekcje poświęcone tematom związanym z językiem i kulturą w kontakcie z innymi językami i kulturami, jak również tematami glottodydaktycznymi. Jedną z sekcji stanowiła także IATI PhD-School, podczas której doktoranci z różnych ośrodków akademickich mieli okazję zaprezentować projekty badawcze swoich dysertacji. Ze względu na dużą liczbę uczestników sekcja ta odbywała się przez dwa dni. Prelegenci otrzymali

wiele cennych rad od moderatorów sekcji – prof. Lwa Zybatowa, przewodniczącego *International Academy for Translation and Interpreting* (IATI), prof. Gyde Hansen z Copenhagen Business School i prof. Annelly Rothkegel z Uniwersytetu w Hildersheim. Pierwszy dzień konferencji uświetniło spotkanie uczestników w Dworze Polskim. Wieczór uświetniła wspaniała artystka i poetka Ewa Sonnenberg, która swoją grą na fortepianie nadała spotkaniu wyjątkowy i niezwykły nastrój.

Kolejny dzień obrad rozpoczął się od czterech wykładów plenarnych wygłoszonych przez prof. Gyde Hansen, która w swoim wystąpieniu poruszyła tematykę wielojęzyczności w kontekście procesów mentalnych i tłumaczenia maszynowego oraz prof. Annelly Rothkegel, która przedstawiła ślady języków i kultur w modelu *Nachhaltigkeitskommunikation*. Prof. Michael Schreiber z Uniwersytetu Jana Gutenberga w Moguncji/Germersheim zaprezentował w swoim referacie kwestię potencjału dydaktycznego przemów politycznych w translatoryce, a członkini BDŮ - dr. Thurid Chapman podczas ostatniego wykładu plenarnego tego dnia zwróciła uwagę na ważność rozwoju zdolności mówienia i rozumienia w nabywaniu języka drugiego i ich roli w tłumaczeniach ustnych. Następnie odbyły się obrady sekcyjne podzielone na cztery grupy tematyczne poświęcone językom prawniczym, kontaktom języków w nauczaniu języków obcych, tłumaczeniom literackim i translatoryce. W ramach jednej sekcji odbyły się również warsztaty, które poprowadziła Ursula Kiermeier. Warsztaty poświęcone były tłumaczeniu tekstów dotyczących historii sztuki. Po krótkim wprowadzeniu teoretycznym uczestnicy od strony praktycznej mogli zmierzyć się z problemami związanymi z tłumaczeniem tekstów tego typu.

Po obradach uczestnicy konferencji mieli okazję wziąć udział w spacerze po Wrocławiu z przewodnikiem, który przybliżył historię miasta. Trasa spaceru prowadziła pod gmach nowo powstałego Narodowego Forum Muzyki, w którym to goście konferencji mogli wysłuchać wspaniałego koncertu orkiestry smyczkowej.

Ostatni dzień konferencji rozpoczęły cztery wykłady plenarne. Jako pierwszą uczestnicy mogli wysłuchać prof. Zofię Berdychowską z Uniwersytetu Jagiellońskiego, a następnie prof. Barbarę Skowronek z Uniwersytetu Adama Mickiewicza w Poznaniu, która przedstawiła rolę języka ojczystego w nauczaniu języków obcych. Prof. Zenon Weigt z Uniwersytetu Łódzkiego omówił rozwój kompetencji translatorskich na zajęciach z tłumaczeń tekstów fachowych. Ostatnim, ale niezwykle ciekawym, był referat dr hab. Anny Jaroszewskiej z Uniwersytetu Warszawskiego, która poruszyła kwestię rozwoju kompetencji interkulturowej w nauczaniu języków obcych. Po wykładach plenarnych nastąpiły ostatnie już obrady sekcyjne w ramach trzech grup tematycznych poświęconych glottodydaktyce i translatoryce.

Dzięki różnorodności tematów poruszających kwestię wielojęzyczności i wielokulturowości w kontekście glottodydaktycznym i translatorycznym podczas konferencji poruszone zostały zarówno aspekty teoretyczne, jak również te odnoszące się do praktyki, dając tym samym impuls do dalszych badań nad zjawiskiem wielojęzyczności i wielokulturowości w translatoryce i glottodydaktyce.

◆ Bücher ◆

Books – Livres – Książki

Universalität, die ins Heute zielt: Der Dichter, Publizist, Übersetzer und Pädagoge Johann Heinrich Voß im Fokus einer Konferenz¹

Das mecklenburgische Städtchen Penzlin bei Neubrandenburg will künftig an seinen „berühmten Sohn“² Johann Heinrich Voß (1751–1826) mit einem ehrgeizigen Projekt erinnern. Im denkmalgeschützten Rektorenhaus, in dem Voß, der seine Kindheit und frühe Jugend in Penzlin verbrachte, von 1759 bis 1766 zur Schule ging, ist für den Dichter, Schriftsteller, Übersetzer und Pädagogen ein Museum geplant, in dem eine interaktive Ausstellung zu Leben und Werk ihren Platz finden soll. Die Stadt betreibt das Vorhaben, ein Johann-Heinrich-Voß-Literaturhaus zu schaffen, in Partnerschaft mit dem Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (IZEA), dem Institut für Germanistik der Universität Opole sowie der Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft e.V., was das Projekt in Forschungszusammenhänge stellt und interdisziplinäre Vernetzung ermöglicht. In dieser Kooperation fand in Penzlin im Oktober 2012 eine wissenschaftliche Konferenz *Einst in Penzlin daheim – heute in der deutschen Literatur zu Hause. Perspektiven auf den Dichter, Schriftsteller und Übersetzer Johann Heinrich Voß* statt. Zum einen ging es darum, Forschungsfragen zu Werk und Wirkung des Dichters auszuloten, zum anderen, Grundzüge für ein Ausstellungskonzept mit dem Titel *Johann Heinrich Voß. Ein Grieche aus Mecklenburg* zu entwickeln. Die auf der Tagung diskutierten wissenschaftlichen Beiträge liegen nun in einem Konferenzband vor, der gleichermaßen als Katalog für die Voß-Ausstellung in Penzlin dienen soll. Die Herausgeber, Hans-Joachim Kertscher vom IZEA und Andrea Rudolph von der Universität Opole, die auch als Museumsleiterin der Alten Burg Penzlin mit der Region verbunden ist, haben in dieser Verknüpfung retrospektiv eine Konferenz-Dokumentation vorgelegt und zugleich prospektiv Grundlagen für ein anspruchsvolles Museums-Vorhaben geschaffen, das in seinem Spektrum der vielseitigen Persönlichkeit von Johann Heinrich

¹ Die Ergebnisse der Konferenz in Penzlin vom 5. bis 7. Oktober 2012 sind dokumentiert in: Kertscher, Hans-Joachim und Andrea Rudolph (Hg.): *Einst in Penzlin daheim – heute in der deutschen Literatur zu Hause. Perspektiven auf den Dichter, Schriftsteller und Übersetzer Johann Heinrich Voß*. Dettelbach 2014. (Kulturwissenschaftliche Beiträge. Quellen und Forschungen, hg. v. Andrea Rudolph u. Ute Marggraff, Bd. 9).

² Website der Stadt Penzlin <http://www.amt-penzliner-land.de/Amt-Penzliner-Land/Gemeinden/Stadt-Penzlin/Voss-Haus> (abgerufen 13.04.2016).

Voß gerecht zu werden bemüht ist und das geplante Literaturhaus in interdisziplinärer Sicht, von der Literatur- über die Kultur- und Musikwissenschaft bis hin zur Sprach-, Geschichts- sowie Museumsforschung und nicht zuletzt in europäischen Bildungs- und Kulturzusammenhängen ausleuchtet. Dass die „literaturmuseale Konzeption“³ ambitioniert ist, macht der einführende Beitrag von Andrea Rudolph deutlich, die zunächst den historischen Diskurs zu Literatúrausstellungen skizziert, um dann die Spezifika eines Voß-Literaturhauses unter dem Paradigma der „Inszenierung“⁴ zu erörtern. Dabei weist sie auf grundsätzliche Probleme, die sich aus dem Wegbrechen von „Bildungswelten“, insbesondere dem Verlust des „protestantisch-bürgerliche(n) Wertekosmos“⁵ und der Antike, für das Textverstehen, die historische Verortung und Vergegenwärtigung eines Dichters wie Johann Heinrich Voß ergeben. Befunde wie die Aushöhlung des traditionellen Bildungskanons weisen dabei Parallelen zu einem jüngst erschienenen Essay des Historikers Klaus-Rüdiger Mai auf, der ein „Wertevakuum unserer Gesellschaft“⁶ konstatiert, das er unter anderem auf den Bildungsabbau zurückführt. Für Rudolph bedeutet das eine Herausforderung, will eine Ausstellung als „Provokation und Instrument der Gegenwart“⁷ wirkungsmächtig sein. Vor diesem Hintergrund sind Anforderungen, die sich auf Schaffen und Werk des Dichters ebenso wie auf die Region und Fragen der Rezeptionsfähigkeit im Zeitalter des „MÜ-Übersetzens“⁸ beziehen, neu zu bestimmen. Der sich anschließende Beitrag setzt bei den Voß' prägenden Schulerfahrungen in Kindheit und Jugend an und führt zu seinen pädagogischen Lebensstationen und Leistungen. Berthold Ebert zeichnet nach, wie Voß in seinem 24 Jahre umfassenden Schulumt darauf hinwirkte, die Lateinschule zu einer neuhumanistisch geprägten Bildungsanstalt umzuformen, in der der Spracherwerb nicht mehr starr aus der Grammatik hergeleitet wurde, sondern über das Verständnis griechischer und lateinischer Werke erfolgte. Ernst Münch blickt aus der Perspektive des Historikers auf die „mecklenburgische(n) Lebenswelte(n)“⁹ von Johann Heinrich Voß, um den Realitätsbezug seiner Leibeigenschafts-Idyllen zu hinterfragen. Dabei kommt er zu überraschenden Ergebnissen und attestiert diesen Idyllen entgegen der vielfach in der Forschung vertretenen Ansicht der Realitätsferne, „stimmige(r) Details der ländlichen Verhältnisse im damaligen Mecklenburg“ widerzuspiegeln und damit „nahe an der damaligen gesellschaftlichen und namentlich der politischen Realität zu sein“¹⁰. Auf Vorbildsuche geht auch Małgorzata Kubisiak, die für Johann Heinrich Voß in Anspruch

³ Kertscher, Hans-Joachim, Andrea Rudolph (Hg.): *Einst in Penzlin daheim*. A.a.O., S. 64.

⁴ Ebd., S. 37.

⁵ Ebd., S. 38.

⁶ Mai, Klaus-Rüdiger: *Gehört Luther zu Deutschland?* Freiburg, Basel, Wien 2016, S. 91. Vgl. auch das Gespräch mit Klaus-Rüdiger Mai: *Schwund mit den Wurzeln – Seismische Signale*. In: *Schattenblick*, 12. April 2016, <http://www.schattenblick.de/infopool/bildkult/report/bkri0037.html> (abgerufen 14. April 2016).

⁷ Kertscher, Hans-Joachim, Andrea Rudolph (Hg.): *Einst in Penzlin daheim*. A.a.O., S.40.

⁸ Ebd., S. 39. „MÜ-Übersetzen“ ist der Fachbegriff für die maschinelle, auch automatische Übersetzung von Texten aus der Quell- in eine Zielsprache mit Hilfe eines Computerprogramms.

⁹ Ebd., S. 81.

¹⁰ Ebd., S. 104 und S. 111.

nimmt, dass er beeinflusst von Theokrit die Gattung der Idylle der Zeitwirklichkeit öffnete, wobei sich dieser Zugriff auf Realität ästhetisch gebrochen, komisch, satirisch bis zur „Anti-Idylle“¹¹ manifestierte. Heidi Ritter knüpft an diese Beiträge an, indem sie der Rezeptionsgeschichte der Voß-Idyllen nachfragt. Angefangen von zeitgenössischer Auseinandersetzung, die sich an „krasser Sozialkritik“ einerseits und bürgerlich-ländlicher Harmonie andererseits rieb, zeigt Ritter wesentliche Rezeptionslinien im 19. Jahrhundert, ideologisch gefärbte Rezeptionsmuster in Ost und West nach 1945 und eine „vorurteilsfreier“¹² gewordene Voßforschung seit 1990 auf. Dabei ließen sich von Hermann Hettners *Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts* (1869), in der dieser für Voß' Idyllen realistische Züge, Naturtreue und Lokalkolorit in Anspruch nahm, die Ritter seinem „nationalpädagogischen Anliegen“¹³ zuschreibt, weiterführend Anknüpfungspunkte zu den „Vorkämpfern“ des deutschen Naturalismus¹⁴ finden, die sich in ihren ab 1877 geführten programmatischen Diskursen vielfach auf Hettner als Gewährsmann beriefen, so dass Joseph Kürschner, der aus diesem Umfeld stammte, nicht zufällig 1886 einen Voß-Band im Rahmen der als kanonisch zu verstehenden *Deutschen Nationalliteratur* herausgab und Richard Voß¹⁵, einer der wichtigsten Autoren in diesem lockeren, frühnaturalistisch-oppositionellen Netzwerk, aus dieser Bezugslinie heraus noch 1887 mit *Die Madonna della Rocca* ein „römisches Dorfidyll“¹⁶ schrieb. Für die „Modernen“ dürfte sich Johann Heinrich Voß als Jakobiner, wie Axel Rüdiger in seinem Beitrag über ‚literarischen Sansculottismus‘ und deutschen Jakobinismus nachzeichnet und diesen „im Sinne eines demokratischen Republikanismus“¹⁷ präzisiert, und mit seiner identifikatorischen Haltung gegenüber den Ideen der Französischen Revolution angeboten haben. Instruktiv ist in diesem Zusammenhang, dass Rüdiger in seinem Exkurs die Pfarrhaus-Idyllen von Voß als „proto-jakobinisch“ charakterisiert, Vossens *Luise* als „bewusstes Gegenmodell zur Hof- und Salonkultur“¹⁸ beschreibt und seinen Patriotismus als gegen die Herrschaft des Adels gerichtet wertet. Von hier aus gelingt es Rüdiger, scheinbar Widersprüchliches in Voß' Werk, die zunehmende Antikisierung, seine Hinwendung zur Übersetzungstätigkeit und zur Idylle, aufzulösen. Martin Grieger geht in seinem Beitrag dem „Voß-Boom“¹⁹ im 19. Jahrhundert am Beispiel der öffentlichen Schulfeiern nach und eröffnet damit eine weitere Perspektive. Vor dem Hintergrund der rasant fortschreiten-

¹¹ Ebd., S. 128.

¹² Ebd., S. 172 und S. 189.

¹³ Ebd., S. 176.

¹⁴ Vgl. Baumann, Christiane: Die „Vorkämpfer“ des deutschen Naturalismus – frühe Netzwerke und Zeitschriften Ende der 1870er Jahre. In: *Studia Niemcoznawcze*, Warszawa 2013, tom LII, S. 215-239.

¹⁵ Richard Voß (1850–1918) debütierte mit sozialkritischen, dem Naturalismus nahestehenden Werken, wurde im Deutschen Kaiserreich verboten und avancierte später zu einem der meistgelesenen Unterhaltungsschriftsteller Deutschlands.

¹⁶ Voß, Richard: *Die Madonna della Rocca*. Ein römisches Dorfidyll. In: *Vom Fels zum Meer*. Spemann's Illustrierte Zeitschrift für das Deutsche Haus. Bd. 2. Stuttgart 1887, Sp. 211-239.

¹⁷ Kertscher, Hans-Joachim, Andrea Rudolph (Hg.): *Einst in Penzlin daheim*. A.a.O., S. 251.

¹⁸ Ebd., S. 249 und S. 250.

¹⁹ Ebd., S. 204.

den Industrialisierung und der bahnbrechenden Erkenntnisse in Naturwissenschaft und Technik entspann sich ein Diskurs um notwendige Schulreformen, in dem Voß als Pädagoge und Homer-Übersetzer für die alten humanistischen Werte stand, die man bewahrt wissen wollte. Damit wuchs ihm im Deutschen Kaiserreich, das um nationale Identität rang und hierfür Identifikationsfiguren suchte, Bedeutung zu. Dass Johann Heinrich Voß rezeptionsgeschichtlich auch für die Musikforschung zu produktiver Auseinandersetzung einlädt, führt Martin-M. Langner zu den Voß-Vertonungen durch Johann Abraham Peter Schulz aus, der sich damit dezidiert von adlig-höfischer Repräsentationskunst ab- und den „Menschen eines bürgerlichen Milieus“²⁰ zuwandte. Voß war eine äußerst streitbare Natur, was sich nicht zuletzt in seinen Beziehungen zu Weimar, insbesondere in seinem Verhältnis zu Christoph Martin Wieland, widerspiegelte, das Hans-Joachim Kertscher problematisiert. Die Barden des Göttinger Hains, denen Voß angehörte, waren Klopstock-affin und traten gegen den einflussreichen, „im Fürstenvorsaal“²¹ residierenden Wieland an, den man als Renegaten betrachtete, weil er sich „aus den Banden mystischer und schwärmerischer Attitüden“ gelöst und sich „weltlichen Stoffen“²² zugewandt hatte. Spätere Annäherungen von Voß und Wieland insbesondere im Kontext der Übersetzung homerischer Epen waren nicht von Dauer. Ganz anders verlief die freundschaftliche Beziehung zu dem dänischen Schriftsteller Jens Baggesen, wie Ana-Stanca Tabarasi-Hoffmann nachweist. Baggesen und Voß verbanden die Ablehnung der Romantik und Sympathien für die Französische Revolution ebenso wie die Überzeugung, durch Übersetzungen antiker Werke, insbesondere Homers, ein „Bildungsideal“ in Form des „Dänisch-Griechischen“²³ und „Deutsch-Griechischen“²⁴ im Geiste der Humanität zu etablieren. Welche Rolle Voß als Homer-Übersetzer im 18. Jahrhundert zukam, lässt Günter Häntzschels Aufsatz zum zeitgenössischen Homer-Verständnis erahnen, der die lebenslange Auseinandersetzung Goethes mit dem griechischen Dichter und antiken Vorbild ins Zentrum rückt. Kein Geringerer als Goethe war es schließlich, der Voß' Übersetzungen zuerkannte, eine neue „Versatilität“ der Deutschen angestoßen zu haben, deren Wert spätere Generationen zu nobilitieren hätten. Mit dem 1958 von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung gestifteten Johann-Heinrich-Voß-Preis wurde Goethes Wunsch Wirklichkeit und dem, wie der Preisträger von 1994 Werner von Koppenfels leicht ironisch bemerkt, „Schutzheiligen der Übersetzer Gilde“, der eine „Epochenwende der Übersetzungskunst“²⁴ herbeiführte, ein lebendiges Denkmal gesetzt. Koppenfels' Beitrag schlägt den Bogen zur Gegenwart und richtet den Blick auf Preisträger wie Rudolf Alexander Schröder (1962) oder Harry Rowohlt (1999). Er rundet die Perspektiven auf Johann Heinrich Voß ab, die in der heutigen Zeit des Spezialistentums einmal mehr anregen, über eine neue Universalität als Geisteshaltung nachzudenken. Auch Axel E. Walters Betrachtung, die der literatursprachlichen Konzeption des Dichters nachgeht

²⁰ Ebd., S. 163.

²¹ Ebd., S. 286.

²² Ebd., S. 279.

²³ Ebd., S. 310.

²⁴ Ebd., S. 339.

und ihren Wert, basierend auf einer universalistisch verstandenen Altertumskunde, im Ausschöpfen der „poetische(n) Lizenzen“ und damit in der Bereicherung der deutschen Literatursprache in „Stil und Wortschatz“²⁵ sieht, gibt hierfür Denkanstöße.

Der Band bietet aus Sicht der Forschung Korrekturen zum Voß-Bild und hebt einen Dichter, der aufgrund wegbrechender Bildungswelten zunehmend an den Rand geistig-kultureller Wahrnehmung gedrängt wird, ins gesellschaftliche Bewusstsein. Er zeigt zudem Wege auf, sein Werk einer breiteren Allgemeinheit zugänglich zu machen. Informatives Bildmaterial und Dokumente, die das Ausstellungskonzept plastisch untermauern, allerdings in einem vergrößerten Abdruck noch besser zur Geltung kämen, ergänzen die Konferenz-Publikation, an der Wissenschaftler von Forschungseinrichtungen in Deutschland, Polen (Łódź, Kraków, Opole) Litauen (Klaipėda) und Dänemark (Roskilde) beteiligt waren. Der Inneneinband mit dem Architekten-Entwurf für das Voß-Literaturhaus vermittelt einen Eindruck von der künftigen Stätte gelebter Literatur des 18. Jahrhunderts.

Bibliographie

Baumann, Christiane: *Die „Vorkämpfer“ des deutschen Naturalismus – frühe Netzwerke und Zeitschriften Ende der 1870er Jahre*. In: *Studia Niemcoznawcze*, Warszawa 2013, tom LII, S. 215-239.

Kertscher, Hans-Joachim und Andrea Rudolph (Hg.): *Einst in Penzlin daheim – heute in der deutschen Literatur zu Hause. Perspektiven auf den Dichter, Schriftsteller und Übersetzer Johann Heinrich Voß*. Dettelbach 2014. (Kulturwissenschaftliche Beiträge. Quellen und Forschungen, hg. v. Andrea Rudolph u. Ute Marggraff, Bd. 9)

Mai, Klaus-Rüdiger: *Gehört Luther zu Deutschland?* Freiburg, Basel, Wien 2016.

Penzlin, Website <http://www.amt-penzliner-land.de/Amt-Penzliner-Land/Gemeinden/Stadt-Penzlin/Voss-Haus> (abgerufen 13.04.2016).

Voß, Richard: *Die Madonna della Rocca. Ein römisches Dorfidyll*. In: *Vom Fels zum Meer. Spemann's Illustrierte Zeitschrift für das Deutsche Haus*. Bd. 2. Stuttgart 1887, Sp. 211-239.

²⁵ Ebd., S. 152.

Sammelband zur beruflichen Kommunikation aus wissenschaftlicher Perspektive¹

Die Kommunikation am Arbeitsplatz gehört neulich zu den Themen, die sehr oft auch in den Wissenschaften aufgegriffen werden. Dies mag an den Änderungen in der heutigen Welt liegen, die auch gewisse Umstrukturierungen des Arbeitsmarktes mitbringen.

In diese Thematik reiht sich der 2015 in Peter Lang-Verlag erschienene Sammelband „Sprache und Kommunikation in der beruflichen Bildung. Modellierung – Anforderungen – Förderung“ von Christian Efing ein. Die in dem Band präsentierten Beiträge gehen auf die „Fachtagung Sprachen“ zurück, die im März 2015 an der Technischen Universität Dresden stattgefunden hat. Das Oberthema der Tagung lautete „Bedeutungswandel der beruflichen Bildung durch Akademisierung?“ Die Anregung zu der Tagung und den entstandenen Beiträge waren die Ergebnisse der PISA-Studie und die Notwendigkeit, solche Kompetenzen wie Schreiben, Sprechen, Zuhören zu fördern. Dem Konzept lagen, wie es der Herausgeber angibt (S. 8), folgende Forderungen zu Grunde: Erweiterung der Forschung um Schreiben und Sprechen, stärkere Förderung der BerufsschülerInnen, Erweiterung der Sprachförderung um die integrative Fachkomponente, Wandel zur kommunikativen Sprachförderung, Verschiebung des Schwerpunkt in der schulischen Berufsbildung auf berufsrelevante sprachliche Register.

Der Band wird mit dem Vorwort des Herausgebers eröffnet², in dem aktuelle Tendenzen und Herausforderungen im Bereich Sprache und Kommunikation in der beruflichen Bildung thematisiert werden. Der Autor macht zuerst auch einige Herausforderungen aufmerksam, die den Wechsel der Sichtweise im Bereich der schulischen Berufsbildung zur Folge haben sollen. Dazu gehören (S. 9f.): die Flüchtlingssituation in Deutschland, die Verlagerung der Arbeits- und Ausbildungsplätze ins Ausland, Anwerbung ausländischer Auszubildender, Fachkräftemangel in Deutschland, Situation der Zweitsprachlern in deutschen Unternehmen, Erhebung der sprachlich-kommunikativen Anforderungen einer Ausbildung. Auf dieser Grundlage werden

¹ Efing, Christian: *Sprache und Kommunikation in der beruflichen Bildung. Modellierung – Anforderungen – Förderung*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2015, 289S.

² Vgl. Efing, Christian (2015): *Aktuelle Themen, Tendenzen und Herausforderungen im Bereich Sprache und Kommunikation in der beruflichen Bildung*. In: Efing, Christian: *Sprache und Kommunikation in der beruflichen Bildung. Modellierung – Anforderungen – Förderung*. Frankfurt am Main, S. 7-14.

drei Bereiche umrissen, um die die in dem Band enthaltenen Beiträge gruppiert sind (S. 11): theoretische Modellierung berufsrelevanter sprachlich-kommunikativer Kompetenzen und Ansätze, Erhebung sprachlich-kommunikativer Anforderungen einer Ausbildung und daraus resultierende Förderbedarfe, theoretische und praktische Darstellung und Diskussion von Förderansätzen. Sie fungieren zugleich als thematische Kapitel des Bandes.

Im ersten Beitrag wird von Christian Efing ein Modell der berufsweltbezogenen kommunikativen Kompetenz in Erst- und Fremdsprache dargestellt. Nach der Erläuterung der der Studie zu Grunde liegenden Begriffe stellt der Verfasser sein Konzept dar, dessen Grundlage die allgemeine kommunikative Kompetenz ist. Das Modell umfasst berufs- und fächerübergreifende Gültigkeit und plädiert für die Neudefinierung des Kompetenzbegriffs, und zwar als „eigenständige, flexible Bewältigung von (komplexen) Handlungssituationen“ (S. 41). Erst dann sei es in Erst- und Zweitsprache anwendbar.

Paweł Szerszeń stellt das Erlernen einer Fremdsprache ins Zentrum seiner Überlegungen und stellt dabei die Frage, ob es sich dabei um die Gemein- oder Fachsprache handelt. Der Autor diskutiert dabei die Frage, ab wann man mit dem Fachsprachenunterricht beginnen soll. Anfangs bespricht er die Wirklichkeitsbereiche der Gemein- und Fachsprache in Anlehnung an F. Grucza³. Er entwirft dabei ein Modell zur Umsetzung des frühen Fachsprachenlernens im Rahmen des gemeinsprachlichen Unterrichts. Es werden auch Faktoren erwähnt, die dies fördern sollen.

Den zweiten thematischen Teil zu sprachlich-kommunikativen Anforderungen und zum Förderbedarf eröffnet die Studie von Birgit Werner, Christian Efing und Marleen Clauss, die der Analyse ausbildungsbezogener kommunikativer Anforderungen bei Schülern ohne Schulabschluss gewidmet ist. Die Grundlage der Analyse bilden Ergebnisse der Untersuchungen in einem Berufs-Bildungswerk. Nach den einführenden Bemerkungen zur beruflichen Ausbildungssituation von Absolventen der Förderschule werden in dem Beitrag Kompetenzen präsentiert, die Elemente der Ausbildung an der erwähnten Institution sind. Es handelt sich dabei um die Gesprächskompetenz, Textkompetenz und Medienkompetenz. Aufgrund der Analyse plädieren die Autoren für die Betrachtung der ausbildungs- und berufsfeldbezogenen Kompetenz als zentrale Bildungsaufgabe.

Den sprachlichen Anforderungen und Fähigkeiten in der kaufmännischen Berufsausbildung ist die Studie von Nina Pucciarelli gewidmet. Die empirische Basis für die Untersuchung stellt das Projekt „Gemeinsam stark durch Sprache“. Die Verfasserin beginnt ihre Studie mit der Besprechung der Stellung von Sprachkompetenz in der dualen Berufsausbildung, und zwar in der Berufsschule und im Ausbildungsbetrieb. Es werden in beiden Bereichen viele sprachliche Anforderungen diagnostiziert, die der weitgehenden Förderung bedürfen.

Eine Diagnose und ein Plädoyer zur Förderung sprachlich-kommunikativer Kompetenzen werden im Beitrag von Anke Settlemeyer und Christina Widera präsentiert.

³ Vgl. Grucza, F. (2004): *Od lingwistyki tekstu do lingwistyki tekstu specjalistycznego*. Warszawa.

An Beispielen aus der didaktischen Praxis werden Konzepte gezeigt, wie die sprachlich-kommunikative Kompetenz in den einzelnen Berufen gefördert werden kann.

Das Berufsfeld Einzelhandel und dessen sprachlich-kommunikativen Anforderungen stehen im Mittelpunkt der Studie von Felix Steffan. Der Autor bespricht subjektive und objektive sprachlich-kommunikative Anforderungen, die er auf Grund der Umfrage ermittelt hat. Zum Schluss entwirft er auf dieser Grundlage berufliche Kommunikationsprofile in der Deutschdidaktik.

Der dritte thematische Teil bezieht sich auf die Förderung der sprachlich-kommunikativen Kompetenz in der Berufsausbildung. Maik Philipp greift hier das Thema des beruflichen Schreibens und dessen effektiven Förderung auf. Der Verfasser geht dabei von der These aus, dass gerade diese Kompetenz im Bereich der Berufsbildung verbesserungswürdig sei, zumal es eine komplexe Fähigkeit ist. Die Schlussfolgerungen in Bezug auf das Fördern des Schreibens werden in zwei Bereichen formuliert und betreffen einerseits Förderansätze, die die Schreibprozesse direkt betreffen und trainieren und andererseits Fördermaßnahmen, die die Schreibprozesse gezielt entlasten.

Im nächsten Beitrag von Margot Kahleiss und Magdalena Wiazewicz steht die Förderung der Sprache als berufliche Handlungskompetenz im Zentrum der Überlegungen. Die Autorinnen thematisieren dies im Kontext des SPAS-Konzepts⁴, in dem 12 Empfehlungen zu sprachbildendem Verhalten im Fachunterricht formuliert werden und erfolgreiche Umsetzung der beruflichen Handlungskompetenz sichern sollen.

Ulrich Nill schenkt der Förderung von präsentationsbezogenen Kompetenzen seine Aufmerksamkeit. Der Verfasser konzentriert sich zuerst auf die Probleme, die mit den Präsentationen in der Schule verbunden sind, und entwirft im nächsten Schritt ein Modell für richtige und profilierte Aufgabenstellung in Bezug auf diese didaktische Form.

Eine Hinwendung zur modernen multimodalen Kommunikation und deren Einsatz im Deutschunterricht beruflicher Schulen präsentiert Margit Riedel. Die Autorin geht von der Definition der Generation *Facebook* aus und schildert deren Eigenschaften, zu denen u.a. häufiges Besuchen des YouTube-Kanals gehört. Am Beispiel des Lieds „Eines Tages Baby“ von Julia Engelmann thematisiert sie die Möglichkeiten dessen didaktischen Umsetzung im Deutschunterricht. Sie entwirft dabei verschiedene Modelle der Didaktisierung, im Rahmen deren unterschiedliche Kompetenzen der Lerner gefördert werden können.

Mit den Konzepten integrierten Sach- und Sprachlernens beim Zweitspracherwerb befasst sich Petra Schappert. Sie analysiert sie in Bezug auf VAB⁵ in Baden-Württemberg. Als geeignete Modelle scheinen Wochenplanarbeit und Portfolio zu sein, wobei die Gelingens-Bedingung die Zusammenarbeit ist.

Veronika Zimmer macht Tendenzen in der Grundbildungsforschung am Beispiel von Zweitsprachangeboten in Betrieben zum Gegenstand ihrer Studie. Im Zentrum

⁴ = integrierte Sprachförderung in Berufsvorbereitung und Ausbildung in beruflichen Schulen.

⁵ = Vorqualifizierungsjahr Arbeit/Beruf.

der Analyse steht das Projekt „Arbeitsplatz als Sprachlernort“, das vom Deutschen Institut für Erwachsenenbildung durchgeführt wurde.

Im nächsten Beitrag befasst sich Ulrike Pospiech mit dem Nutzen des Schreibens für das Denken. Es werden von der Autorin verschiedene Vorteile dieser Kompetenz thematisiert. Als Methode zur Förderung der Schreibkompetenz empfiehlt die Autorin ein Laborbuch.

Marlen Fies konzentriert sich auf die Wissenschaftssprache Deutsch und erklärt das Konzept eines praxisorientierten Seminars für Studierende, das folgende vier Elemente ausmachen (S. 272f.): zunehmende Komplexität und schrittweise Progression, Vermittlungs- und Lernweg, schriftliche Reflexion über Aufgaben und deren Bearbeitung, Feedback am Textrand, im Seminar und im persönlichen Gespräch über den Text. Das Ziel sei dabei, einen Lernweg vom Lesen zum Schreiben herauszuarbeiten.

In den besprochenen Beiträgen werden viele für die berufliche Bildung relevante Themen behandelt, die die besprochene Thematik als besonders wichtig in der heutigen Welt erscheinen lässt. Die präsentierten Modelle und Maßnahmen zur Förderung wichtiger sprachlicher Kompetenzen in der beruflichen Bildung können zweifelsohne problemlos in die Tat umgesetzt werden, zumal die Autoren und Autorinnen der Beiträge diese detailliert beschreiben. Daher ist der Sammelband von Christian Efing eine willkommene Publikation, die bei der Planung und beim Entwerfen von Curricula für die berufliche Bildung von Nutzen sein kann.

Bibliografie

- Efing, Christian (2015): Sprache und Kommunikation in der beruflichen Bildung. Modellierung – Anforderungen – Förderung. Frankfurt am Main.
- Efing, Christian (2015): Aktuelle Themen, Tendenzen und Herausforderungen im Bereich *Sprache und Kommunikation in der beruflichen Bildung*. In: Efing, Christian: Sprache und Kommunikation in der beruflichen Bildung. Modellierung – Anforderungen – Förderung. Frankfurt am Main, S. 7-14.
- Grucza, F. (2004): *Od lingwistyki tekstu do lingwistyki tekstu specjalistycznego*. Warszawa.

Sammelband zur Sprache der Wissenschaft¹

Die Sprache der Wissenschaft rückt seit einiger Zeit immer mehr ins Zentrum der Forschung. Es verwundert daher nicht, dass immer mehr wissenschaftliche Abhandlungen entstehen, die diese Thematik aufgreifen, da sie in der wissenschaftlichen Welt besonders willkommen sind. Diesem Trend folgt auch der neulich im Peter Lang-Verlag erschienene Band „Sprache der Wissenschaft. Germanistische Einblicke“, dem eine internationale wissenschaftliche Tagung „Sprache in der Wissenschaft: Germanistische Einblicke“ vorangeht. Die Tagung wurde im September 2014 in Litauen an der Universität Vilnius veranstaltet. Die in dem zu besprechenden Band enthaltenen Beiträge sind die Frucht der Tagung und gehen auf die während der Tagung gehaltenen Referate zurück. Der Band ist thematisch gegliedert. Die einzelnen Kapitel gehen auf bestimmte Aspekte der Forschung im Bereich der Wissenschaftssprache ein.

Das erste Kapitel umfasst zwei Texte, die unter dem Rahmenthema „Von der Sprache zur Wissenschaft“ zusammengefasst werden. Ulrike Haß behandelt die Problematik der Wissensvermittlung in Enzyklopädien. Sie geht von der These aus, dass Enzyklopädien „eine wissenschaftssprachlich relevante Textsorte“ (S. 13) sind. Im Zentrum ihres Interesses steht daher die wissenschaftliche Sprachhandlung: das Reflektieren über Sprache, die am Beispiel der Funktionen der Ausdrücke *Begriff* und *Bezeichnung* thematisiert wird. Die Studie wird mit einigen sprachkritischen Bemerkungen abgeschlossen, in denen die Verfasserin versucht, die Frage nach dem Sinn des Lernens der Wissenschaftssprache zu beantworten.

Den Denkstilen und Diskursen in der Linguistik des 20. Jahrhunderts ist der nächste Beitrag gewidmet. Jürgen Schiewe konzentriert sich auf den Zusammenhang zwischen Sprache, Wissen und Wissenschaft und versucht zu ergründen, welche Rolle in dieser Triade der Sprache zuzuschreiben hat. Die Studie liefert zunächst einen Überblick über die linguistischen Konzepte des 20. Jahrhunderts, die eine Grundlage für die Formulierung einiger Thesen in Bezug auf Denkstile und Denkkollektive bilden.

Das zweite thematische Kapitel des Bandes stellt die Rolle der deutschen wissenschaftlichen Sprache in Fokus des Interesses. Im Mittelpunkt des ersten Beitrags stehen deutschsprachige sekundäre wissenschaftliche Texte in lettischen sprachwissenschaftlichen Sammelbänden. Agnese Dubova konzentriert ihre Aufmerksamkeit auf deutschsprachige Zusammenfassungen und untersucht deren Struktur, um deren

¹ Eglé Kontutyté, Vaiva Žeimatienné (Hrsg.): Sprache der Wissenschaft. Germanistische Einblicke. (= Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 111). Frankfurt am Main: Peter Lang, 2016, 328 S.

Spezifika im Unterschied zu den deutschen sekundären Texten zu ermitteln. Die behandelten Textsorten werden als Paratexte betrachtet und weisen nach Ansicht der Verfasserin einzelkulturelle Züge auf.

Wissenschaftliche Zeitschriften der Universität Vilnius im Zeitraum 2004–2013 und der Gebrauch der Sprache in diesen stehen im Zentrum des Interesses von Virginija Masiulionytė und Vaiva Žeimantienė. Die Autorinnen gehen der Frage nach, welche Rolle Deutsch als Wissenschaftssprache heutzutage in Litauen spielt. Zu diesem Zweck analysieren sie die Sprachverwendung in unterschiedlichen Fachbereichen. In der Studie wird aufgrund des analysierten Korpus eine Diagnose der Verwendung der deutschen Sprache erstellt. Die Ergebnisse bestätigen die Tatsache, dass Deutsch in Litauen v.a. in geisteswissenschaftlichen, überwiegend in den germanistischen Texten als Sprache der Wissenschaft gebraucht wird.

Lina Plaušinaitytė befasst sich mit der Analyse von zweisprachigen Fachwörterbüchern für das Sprachenpaar Deutsch und Litauisch, die nach 1990 erschienen sind. Nach der Beschreibung der Makro- und Mikrostruktur der Wörterbücher konzentriert sich die Verfasserin auf 20 Einträge und deren lexikographische Darstellung. Die Analyse führt zur Schlussfolgerung, dass die Wörterbücher eher als Begriffssammlungen konzipiert sind.

Der angebliche schlechte Ruf der deutschen Wissenschaftssprache ist der Gegenstand des Beitrags von Wolfgang Pöckl. Der Verfasser versucht zu ergründen, wo die Wurzeln einer solchen Bewertung der deutschen Sprache liegen. Nach Ansicht des Autors sind sie zum einen in der Struktur und der komplizierten Ausdrucksweise und zum anderen in der Vorherrschaft des Englischen im Bereich der Wissenschaftssprache zu finden.

Auf den Aspekt der Wissensvermittlung an Frauen im 19. Jahrhundert geht Egieta Proveja ein. Das Korpus bilden Exzerpte aus der 1884–1906 herausgegebenen Wochenschrift „Rigasche Hausfrauen-Zeitung“. Anhand der Analyse erstellt die Verfasserin eine Typologie der Techniken und Strategien der Wissensvermittlung, zu denen folgende gehören: Reduktion der Informationsfülle, Reduktion der Informationsdichte, Präsentation in anderen Zusammenhängen. Die Anwendung der genannten Techniken sollte zur Popularisierung der Wissenschaft beitragen.

Dem althochdeutschen *Muspilli* und dessen Gattungszugehörigkeit ist die Studie von Aleksej Burov gewidmet. Der Verfasser unternimmt den Versuch, seine Zugehörigkeit zur apokalyptischen Literatur des Frühmittelalters zu überprüfen. Um dieses Ziel zu realisieren wird das Werk in Bezug auf die Kriterien der apokalyptischen Literatur hin untersucht, um zu der Folgerung zu gelangen, dass nicht alle Kriterien erfüllt werden, was andererseits weitere Perspektiven der Forschung eröffnen kann.

Deutsche und litauische linguistische Publikationen werden von Eglė Kontutytė einer Analyse unter dem Aspekt der Mehrsprachigkeit unterzogen. Das Ziel ist dabei zu ergründen, wodurch sich die Mehrsprachigkeit in linguistischen Publikationen auszeichnet. Es handelt sich um die Anzahl und Art der Sprachen und deren Funktionen sowie um die Frage danach, ob die Mehrsprachigkeit kulturspezifische Züge registrieren lässt. Die Grundlage der Analyse stellen fremdsprachige Paratexte, fremdsprachige Zitate und Termini, fremdsprachige Verwendungsbeispiele, Titel u.a.

Die Autorin stellt zum Schluss die These auf, dass Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft einen Nationalstil aufweisen kann.

Dzintra Lele-Rozentāle thematisiert in ihrem Beitrag das Problem der Intertextualität in deutschen (30 Beispiele) und lettischen (50 Beispiele) linguistischen Aufsätzen aus den Fachzeitschriften, die 2001–2014 erschienen sind. Die Verfasserin konzentriert sich auf die Angaben der Bezugsträger, die ihrer Meinung nach als Quelle der Information über die kulturelle Zugehörigkeit der Autoren dienen können.

Der Analyse mündlicher wissenschaftssprachlicher Handlungen – Diskurskommentierungen – schenkt Cordula Meißner ihre Aufmerksamkeit. Der Beitrag ist eine gebrauchsbasierte Analyse in Bezug auf Deutsch als L1 und L2 und die Autorin verfolgt dabei das Ziel, sprachliche Merkmale der genannten Handlung in L1 und L2 zu ermitteln².

Die gesprochene Wissenschaftssprache und deren Eigenheiten werden in dem Beitrag von Franziska Wallner beschrieben. Zum Gegenstand ihrer Analyse macht sie Diskursmarker in wissenschaftlichen Vorträgen. Das Korpus stammt aus der IDS-Datenbank und ist im Rahmen des Projekts GeWiss³ entstanden. Das Ziel der Autorin ist, ein Modell zur Untersuchung der Diskursmarker zu erstellen, das auch in Bezug auf kontrastiv angelegte Analysen anwendbar wäre.

Den vierten thematischen Teil des Bandes zu sprachlichen Besonderheiten der Wissenschaftssprache eröffnet die Studie von Siiri Aluoja und Terje Loogus zu den Kollokationen in medizinischen Leitlinien im deutsch-estnischen Vergleich. Somit wollen die Autorinnen einen Beitrag zur Erforschung der estnischen Fachsprachen leisten, indem sie eine Typologie der Bildungsmuster von Kollokationen erstellen.

An die medizinische Fachsprache knüpft auch Eva Gredel in ihrem Beitrag zu sprachlichen und semiotischen Strategien zur Aushandlung eines Krankheitsbildes an. Es handelt sich um den bekannten Begriff *Burn-out*, der auf einer Metapher basiert. Die Autorin rekonstruiert das Metapherninventar des Begriffs im interdisziplinären Zusammenhang und hebt dessen Dualität hervor.

Daumantas Katinas macht das Wortfeld des Vergleichens in der deutschen Wissenschaftssprache zum Gegenstand der Analyse. Das Korpus stellen 15 sprachwissenschaftliche deutschsprachige Beiträge zur kontrastiven Linguistik dar, die mit anderen Sprachen, z.B. Englisch, Bulgarisch, Schwedisch und Niederländisch kontrastiert wurden. In den analysierten Texten wurden lexikalische Mittel zum Ausdruck des Vergleichens zusammengestellt, was dem Autor es möglich macht, eine Typologie der Ausdrücke des Vergleichens: Mittel zum Ausdruck der Unterschiede und der Ähnlichkeit/Gemeinsamkeit zu erstellen.

Eine sehr interessante Analyse bietet Oswald Panagl an. Der Verfasser untersucht das Vorkommen und den Gebrauch von konventionellen Metaphern in der Fachtermi-

² Siehe auch: Fandrych, Christian/Meißner, Cordula/Slavcheva, Adriana (Hrsg.) (2014): *Gesprochene Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*. Heidelberg.

³ Vgl. <https://gewiss.uni-leipzig.de/index.php?id=home>.

nologie der Indogermanistik. Er präsentiert zugleich einen Katalog der Bildspender in der Sprachwissenschaft und deren Sonnbezirke.

Skaistė Volungevičienė widmet ihre Studie dem Gebrauch unterschiedlicher Konstruktionen in wissenschaftlichen Beiträgen. Das Korpus bilden wissenschaftliche Beiträge, die aus 40 in Litauen und im Ausland auf Deutsch produzierten Aufsätzen stammen. Dies ermöglicht, ein Inventar der am häufigsten gebrauchten Ausdrücke zu erstellen.

Das letzte thematische Kapitel des Sammelbandes hat die deutsche Wissenschaftssprache im Studium zum Gegenstand. Diesen Teil eröffnet die Studie von Margit Breckle zur mündlichen Wissenschaftskommunikation. Im Zentrum der Analyse steht die studentische Opponierung, die als ein häufiges Verfahren zur Besprechung von Abschlussarbeiten in Skandinavien eingesetzt wird. Das Instrument, das bei der Analyse angewendet wird, ist der Fragebogen für Studierende. Auf der Grundlage der Auswertung werden Folgerungen in Bezug auf die Gestaltung des Unterrichts im universitären Bereich formuliert.

Sprachliche Anforderungen und Voraussetzungen internationaler Studierender in den Ingenieurwissenschaften sind Gegenstand der Analyse von Antje Heine. Dies wird anfangs anhand der Bestimmungen der Prüfungen analysiert. Den Kern der Arbeit bildet die Analyse der Texte aus dem Bereich der Fahrzeugtechnik v.a. in Bezug auf die gebrauchten Konstruktionen.

Der Band wird mit der Studie von Diana Šileikaitė-Kaishauri abgeschlossen. Die Autorin schenkt ihr Augenmerk der Didaktik der Wissenschaftssprache an der Universität Vilnius und formuliert diesbezüglich einige Vorschläge, um die das didaktische Angebot aus diesem Bereich erweitert werden sollte.

Der besprochene Band reiht sich sehr gut in die heutigen Forschungstrends in der Sprachwissenschaft ein. Es werden dabei einige Forschungsfelder und mögliche Forschungskomplexe umrissen, die für weitere Untersuchungen aus dieser Perspektive aufgegriffen werden können. Es bleiben natürlich viele Fragen offen, aber der Sammelband „Sprache in der Wissenschaft“ kann für viele Forscher und Praktiker nicht nur anregend und inspirierend sondern auch beratend betrachtet werden, zumal die meisten präsentierten Studien einen starken praktischen Bezug aufweisen.

Bibliographie

Fandrych, Christian/Meißner, Cordula/Slavcheva, Adriana (Hrsg.) (2014): *Gesprochene Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*. Heidelberg.

Kontutyté, Eglė, Žeimatiennė, Vaiva (Hrsg.) (2016): *Sprache der Wissenschaft. Germanistische Einblicke*. (= Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 111). Frankfurt am Main.

<https://gewiss.uni-leipzig.de/index.php?id=home>

Neue Publikation zur Stereotypenforschung¹

Stereotype sind seit langer Zeit Gegenstand der Forschung. Desto willkommener sind Publikationen, die dieses Thema aus unterschiedlichen und bisher nicht erforschten Perspektiven aufgreifen. Der neulich im Peter Lang-Verlag erschienene Band „Perspektiven der Stereotypenforschung“ von Erla Hallsteinsdóttir, Klaus Geyer, Katja Grobahn und Jörg Kilian reiht sich in diese Tendenz. Das Werk beinhaltet Beiträge von zwei internationalen Symposien zur Stereotypenforschung, die 2013 und 2014 an der Syddansk Universität in Odense und an der Christian-Albrecht-Universität in Kiel stattfanden. Während der Symposien wurden Ergebnisse der Forschungsförderungsprogramms des „Stella Polaris“-Verbunds der Universitäten Aarhus, Hamburg, Kiel und Odense präsentiert.

Im Zentrum der Beiträge steht die breit verstandene Stereotypenforschung, die interdisziplinär im Lichte der Sprach-, Kultur-, Literatur- und Geschichtswissenschaft sowie der Erst- und Zweitsprachendidaktik, Ethnologie, Wirtschaftswissenschaft, Pädagogik, Psychologie, Rechtswissenschaft und Journalistik erforscht wurde.

Die einzelnen Beiträge sind thematisch gegliedert.

Den ersten thematischen Kreis stellen Texte zur **Linguistischen Stereotypenforschung** dar. Anke Heier präsentiert das methodologische Vorgehen sowie die ersten Ergebnisse einer analytisch-vergleichenden Untersuchung der Bilder von Sprachen und Nationen im Lichte der ein- und zweisprachigen Wörterbücher. Es handelt sich dabei um Selbst- und Fremdbilder. Die von der Verfasserin dargestellten Bilder beziehen sich auf Deutschland und Dänemark und auf die Lemmatisierung der mit diesen Ländern verbundenen Inhalte in ein-, zweisprachigen lexikographischen Werken und elektronischen Medien. Die Studie hat einen komparatistischen Charakter. Wörterbücher werden als Kulturträger betrachtet. Die Analyse ist grundsätzlich in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil umfasst folgende Lemmata: *Dänemark*, *Dänen*, *Dänisch*, deren Vorkommen und Beschreibung in dänischen und deutschen Wörterbüchern analysiert werden. Der zweite Teil betrifft Lexeme *Deutschland*, *Deutsche* und *Deutsch*, deren Lemmatisierung auch in den Wörterbüchern beider betreffenden Sprachen kritisch überprüft wird. Auf Grund der vergleichend angelegten Analyse zieht die Autorin Schlussfolgerungen in Bezug auf die Darstellung beider Länder in den Wörterbüchern. Sie stellt fest, dass im Lichte der dänischen Wörterbücher Selbst-

1 Erla Hallsteinsdóttir, Klaus Geyer, Katja Grobahn, Jörg Kilian (Hrsg.): Perspektiven der Stereotypenforschung (= Nordeuropäische Arbeiten zur Literatur, Sprache und Kultur, Bd. 4). Frankfurt am Main: Peter Lang, 297 S.

staufwertung und Fremdadwertung charakteristisch sind, während in den deutschsprachigen Wörterbüchern eher neutrale bis positive Selbstdarstellung und positives Desinteresse am Dänischen beobachtbar sind (S. 31).

Die Thematik der deutsch-dänischen Nationalstereotype in der Sprache greift Erla Hallsteinsdóttir auf. Der Beitrag entstand im Rahmen des INTERREG4A-Projekts: *Nationale Stereotype und Marketingstrategien in der deutsch-dänischen Kommunikation* (SMiK). Die Autorin legt ihrer Untersuchung die im Rahmen des SMiK-Projekts erarbeitete Definition des *Stereotyp*-Begriffs zu Grunde, im Lichte deren *Stereotype* „durch Sprache und Kultur vorgegebene Muster für unser Denken und Handeln sind“ (S. 35). Das Werkzeug, durch das Stereotype erfasst werden können, sei die Sprache. Nach einem kurzen theoretischen Überblick über die Stereotype in der Sprache präsentiert die Verfasserin die Analyse der gewählten Komponenten im Lichte der Korpora, wobei sie sich auf die Komponenten *dän* und *tysk* sowie Kookurrenzen für die analysierten Lexeme konzentriert. Ergänzt wird die Untersuchung durch die Fragebogenergebnisse, was der Autorin ermöglicht, einen Katalog an typischen Eigenschaften beider Völker zu erstellen. Die so breit angelegte Analyse erweitert die Forschungsperspektiven im Bereich der Stereotype um andere Faktoren, zu denen sprach- und kulturspezifische Normen, sprach- und kulturspezifische Handlungen und Produkte dieser Handlungen sowie sprach- und kulturspezifische Denkweisen gehören (S. 56).

Katarina Le Müller befasst sich mit Thematisierungen von Sprache in der deutsch-dänischen interkulturellen Kommunikation. Im Fokus ihrer Analyse steht „Deutsche Sprache“. Der Studie liegt die Untersuchung der stereotypen Vorstellungen der Deutschen und Dänen zu Grunde. Mit Hilfe von online-Fragebögen und Interviews wurden typisch deutsche und typisch dänische Assoziationen erfragt. Die Verfasserin konzentriert sich in ihrem Beitrag auf diese, die deutsche Sprache betreffen. Durch den Einsatz der genannten Instrumente konnte ein komplexeres Bild der Deutschen und deren Sprache gewonnen werden, als dies im Alltag bekannt ist. Die Autorin hebt zugleich hervor, dass die anhand der Analyse ermittelte Vorstellung von Deutschen und deutscher Sprache vielfältiger sei, wobei eine negative Bewertung doch deutlich zum Ausdruck gebracht wird.

Der zweite thematische Bereich ist der **kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Stereotypenforschung** gewidmet. Im ersten Beitrag dieses Teil behandelt Annika Hofmann die Rolle der Images und Stereotype in der Tourismuswerbung. Sie konzentriert sich auf Beeinflussung der Reiseentscheidung von den Reiseanbietern, und dies mit Berücksichtigung der stereotypen Bilder. Die Studie beginnt mit der kurzen Darstellung von Phasen und Typen der Reiseentscheidung, und das in Anlehnung an Freyer (2011)² und Mundt (2001)³. Danach erfolgen einige Beispiele für die Nutzung von Stereotypen in der Tourismuswerbung, und dies mit besonderer Berücksichtigung des sog. Ethno-Marketings. Ergänzt wird diese Darstellung durch

² Vgl. Freyer, Walter (2011): *Tourismus. Einführung in die Fremdenverkehrsökonomie*. München.

³ Vgl. Mundt, Jörn. W. (2001): *Einführung in den Tourismus*. München, Wien.

die Präsentation von Reiseführer-Analysen, in denen man auf die Ermittlung von Stereotypen fokussiert hat. Den Kern der Studie von Hofmann bildet die Analyse der Beispiele zur Nutzung von Stereotypen im Tourismusmarketing, und zwar bespricht die Autorin die Bilder in der Werbung von Sprachreise-Anbietern. Zum Schluss gelangt sie zur Feststellung, dass das Vorkommen von stereotypen Bildern in der Tourismuswerbung zwei Ziele verfolgt. Zum einen will man die Aufmerksamkeit der Kunden wecken und deren Reiseentscheidung beeinflussen. Zum anderen vermittelt man dadurch einige Informationen über das Zielland.

Katja Grobahn macht deutschlandbezogene Stereotype in dänischen Spielfilmen über die Besatzungszeit zum Gegenstand ihrer Untersuchung. Die Studie wird mit einem theoretischen Rahmen zur Rolle von Stereotypen bei der Gestaltung der sozialen Identität und eine Skizze zur Besatzungszeit und dänischer Erinnerungskultur. In Bezug auf die im Fokus stehende Fragestellung analysiert Grobahn 10 Spielfilme aus verschiedenen Zeiträumen und konzentriert sich auf folgende Darstellungstypen (S. 109): böse Nazis, deutsche Soldaten im Kontext militärischer Gewalt, gute Deutsche, deutsche Soldaten in alltagsnahen Situationen. Aus der Analyse ergibt sich ein Bild von Deutschen als andere, für die ihre Sprache charakteristisch sei.

Werbewirtschaft und Kampagnenadaption im dänisch-deutschen Kontext und die Art und Weise des Einsatzes von fachspezifischen Stereotypen bei Adaptionprozessen stehen im Zentrum der Studie von Martin Nielsen. Anfangs erklärt der Autor die Unterschiede zwischen der Adaption, Übersetzung und Neukonzeption und geht dann zur Präsentation von empirischen Interviewdaten über. Er bespricht dabei zwei Fälle: bewusster Nichteinsatz von Stereotypen und Einsatz von Stereotypen. Im zweiten Falle gelangen in den Fokus des Interesses folgende Stereotype: dänischer Humor und Selbstironie, dänische Unorthodoxheit, dänische Naivität, dänische *soft values*, dänische Kommunikationsstil und Konsens. Die Ergebnisse der Analyse werden mit dem Schluss abgerundet, dass im Bereich des Werbemarketings der Sender stärker berücksichtigt werden sollte.

Yvonne Al-Taie behandelt den Grenzbegriff der Dekonstruktion, und das in zwei Aspekten: „die beständige Überschreitung, Aneignung und letztliche Unverfügbarkeit der Grenze“ und „die semiotische Verfasstheit der Grenze“ (S. 146). Die Studie wird mit einem Kapitel zu Grenztheorien eröffnet und durch die Darstellung der dekonstruktivistischen Grenztheorie von Jacques Derrida ergänzt. Als Beispiel für eine semiotische Grenzmarkierung und Grenzüberschreitung wird „Ampelmännchen“ angeführt. Anschließend bespricht die Autorin semiotische Markierung der deutsch-dänischen Grenze.

Theoretisch ausgerichtet ist die Studie von Sonja Vandermeeren. Sie versucht folgende Begriffe zu erklären: *Sprachwahlstrategien, Strategien der interkulturellen Sensibilität, Kulturdimensionen, Stereotype, Bedarf an Fremdsprachenkenntnissen, Bedarf an Wissen um Fremdkulturen*, was zum Ziel hat, einen Beitrag zum interkulturellen Lernen zu leisten. Auf diese theoretische Studie bezieht sich der nächste empirisch ausgerichtete Beitrag von Sonja Vandermeeren und Annika Hofmann. Die Autorinnen präsentieren die Ergebnisse einer Fragebogenuntersuchung mit Danfoss-Mitarbeitern in Dänemark und Deutschland. Nach der Darstellung der durchgeführten

Analyse stellen sie Zusammenhänge zwischen Nationalität und Kulturmerkmalen dar, deren Grundlage das Wissen über die andere Kultur und eigene stereotype Vorstellungen bilden.

Im dritten thematischen Teil des Sammelbandes werden Beiträge gesammelt, die **lehr- und lernbezogene Stereotypenforschung** zum Gegenstand haben. Ein Vorschlag für den Einsatz der inneren Differenzierung im Fremdsprachenunterricht zum Abbau stereotyper Lehrervorstellungen über die Lernenden präsentiert Astrid Rasmussen. Die Autorin stellt fest, dass stereotype Vorstellungen der Lehrenden und der Lernenden als Störfaktor bei der Entwicklung der Lernenden gelten können.

Erla Hallsteinsdóttir und Katarina Le Müller besprechen die Ergebnisse des INTERREG4A-Projekts in Bezug auf die Stereotype in den Unterrichtsmaterialien. Sie konzentrieren sich dabei auf die deutsch-dänische Wirtschaftskommunikation und zeigen einige Vorschläge zur Ausarbeitung von Unterrichtsmaterialien, in denen Stereotype didaktisiert werden.

Die Erforschung von Zusammenhängen zwischen nationalen Stereotypen und sozialen Milieus steht im Zentrum der Studie von Jörg Kilian. Der Verfasser plädiert für die Berücksichtigung der Erkenntnisse anderer Disziplinen, v.a. der Soziologie in der Stereotypenforschung.

Der Band wird mit der Studie von Moiken Jessen und Ferran Suñer abgeschlossen. Die Autoren behandeln den Erwerb und die Vermittlung konzeptueller Kompetenz in der L2 am Beispiel von Bewegungsereignissen. Der Studie liegt die Analyse der Darstellung von Bewegungsereignissen von deutschen und türkischen Lernern in ihrer L2 Sprache – Dänisch.

Der zu besprechende Band „Perspektiven der Stereotypenforschung“ von Erla Hallsteinsdóttir, Klaus Geyer, Katja Grobahn, Jörg Kilian ist eine sehr willkommene Publikation, zumal neulich die Frage der stereotypen Vorstellungen von anderen Völkern oft im Fokus der Diskussionen in verschiedenen Kreisen stehen. Die Autoren der einzelnen Beiträge haben somit einen wichtigen Beitrag zur gegenwärtigen Stereotypenforschung geleistet und mit ihren theoretisch und empirisch gut fundierten Studien auf neue Perspektiven der Stereotypenforschung hingewiesen, was für viele an dieser Thematik Interessierte inspirierend wirken kann. Die Berücksichtigung einer breiten Forschungsperspektive, der Erkenntnisse, Forschungsmethoden und Werkzeuge aus anderen Wissenschaften ist besonders lobenswert, da dadurch diese Publikation für einen sehr breiten Empfängerkreis zugänglich gemacht wurde.

Bibliographie

- Freyer, Walter (2011): *Tourismus. Einführung in die Fremdenverkehrsökonomie*. München.
- Hallsteinsdóttir, Erla, Geyer, Klaus, Grobahn, Katja, Kilian, Jörg (Hrsg.): *Perspektiven der Stereotypenforschung (= Nordeuropäische Arbeiten zur Literatur, Sprache und Kultur, Bd. 4)*. Frankfurt am Main.
- Mundt, Jörn. W. (2001): *Einführung in den Tourismus*. München, Wien.

Der Gottheit nahe kommen

Der mitunter inflationär gebrauchte Begriff „Multitalent“ klingt auf den in Teschen geborenen Jesuiten, Pädagogen und Gelehrten Leopold Johann Scherschnik (1747-1814) bezogen, wie ein klassisches understatement. Der Begründer der ersten öffentlichen Bibliothek im Teschner Schlesien und des ersten Museums auf dem Gebiet des heutigen Polens war der wichtigste Vertreter der Teschner Aufklärung, sanierte die Finanzen der Stadt und schenkte ihr einen botanischen Garten – um nur einen Bruchteil der Verdienste für seine Heimat zu nennen.

Die einzige dem Präfekten gewidmete umfangreiche Monographie bleibt immer noch die 1957 veröffentlichte Publikation von Milan Kudělka,¹ in Sammelbänden unternahm Wissenschaftler den Versuch, den Verdiensten Scherschniks Rechnung zu tragen.²

Der Jesuit selbst hat in Anbetracht seines großen und breitgefächerten wissenschaftlichen Spektrums verhältnismäßig wenig publiziert, zu sehr nahmen ihn seine zahlreichen Tätigkeiten in Anspruch. Viele Arbeiten und Notizen Scherschniks, der sich selbst als Sammler bezeichnete, sind nur als Handschriften überliefert und blieben bislang unveröffentlicht. Umso wichtiger erscheint die beeindruckende, von Janusz Spyra und Grzegorz Chromik vorgelegte kritische Edition *Malo invidiam quam misericordiam. Leopold Johann Scherschnik in Schriften und Dokumenten*. Der Band erscheint als Teil der wissenschaftlichen Serie *Bibliotheca Tessinensis, Series Polonica* und wurde von der Teschener Bücherei (Książnica Cieszyńska) herausgegeben. Das in der Edition vorgestellte Quellenmaterial besitzt imposante Ausmaße. Veröffentlicht werden vor allem die ungedruckten Schriften Scherschniks, die als ein „bedeutender Beitrag zur Erforschung einer Disziplin gelten können, seine bis jetzt wenig bekannten Forschungsbereiche darstellen oder Quellen zur Biographie und Ansichten des Teschner Präfekten sind.“³

Eine umfangreiche Einführung eröffnet den Band. Sie bietet nicht nur einen Blick auf die Biographie von Scherschnik, sondern eine Vorstellung der im Band veröffentlichten Quellen mitsamt einer Begründung ihrer Aufnahme in die Edition – gleich-

¹ Milan Kudělka: L. J. Šeršnik (1747-1814). Život a dílo. Ostrava 1957.

² Hanna Łaskarzewska, Anežka Bad'urová (Hrsg.): Ks. Leopold Jan Szersznik znany i nieznaný. Cieszyn 1998; Janusz Spyra (Hrsg.): 190 lat założenia Muzeum i Biblioteki Leopolda Jana Szersznika 1802-1992. Cieszyn 1993.

³ Janusz Spyra i Grzegorz Chromik: *Malo invidiam quam misericordiam. Wybór pism i dokumentów dotyczących Leopolda Jana Szersznika*. Bibliotheca Tessinensis VI. Series Polonica 3. Cieszyn 2014, S. 592.

zeitig wird das Material in einen historischen Kontext gestellt. Einer besonderen Erwähnung wert ist das von Grzegorz Chromik verfasste Kapitel über „Das schriftliche Vermächtnis von Leopold Jan Scherschnik als Gegenstand der sprachwissenschaftlichen Analyse“. Der Jesuit kannte mehrere Sprachen (französisch, italienisch, griechisch, tschechisch, hebräisch), benutzte im Alltag vor allem Deutsch, sprach Latein und den Teschner Dialekt. Spannend ist dabei die Frage nach Scherschniks Muttersprache. Die Mehrzahl seiner Schriften liegt in der deutschen Sprache vor, die Analyse weist jedoch auf die polnische Variante des Teschner Dialekts als die Muttersprache des Präfekten hin. Die auf Deutsch verfassten Schriften liegen laut der Untersuchung in der österreichischen Variante der Sprache vor – höchst interessante Einblicke.

Die Erarbeitung der Transkription- und Editionsgrundsätze war in Anbetracht der Heterogenität und Umfang des Quellenmaterials eine große Herausforderung. Die Quellen reichen von Autobiographie über den Brief bis zu handschriftlichen Notizen und Beobachtungen, die Texte gehen oft nicht über das Stadium eines Manuskriptes heraus. Die Transkription ist das Resultat mühevoller und akribischer Arbeit und eine große philologische Leistung. Aus der editionswissenschaftlichen Perspektive wertvolle Angaben, wie die Zahl der Seiten einer Originalquelle und selbst ihre Ausmaße, werden in der Edition mitberücksichtigt.

Die Edition profitiert von der Entscheidung der Herausgeber, der Bedeutung des Originals beim Editionsprozess einen großen Wert beizumessen. Die Orthographie blieb unangetastet, eindeutige Fehler des Präfekten markiert, nicht korrigiert. Nur bei der Zeichensetzung erlaubten sich die Autoren größere Eingriffe. Das Ergebnis ist ein gelungenes Gleichgewicht zwischen Originaltreue und Lesbarkeit. Im Anmerkungsapparat markieren Kleinbuchstaben mitsamt kursiver Schrift editorische Erläuterungen, Zahlen dagegen wissenschaftliche Kommentare. Nach einer Eingewöhnungszeit sorgt diese Methode für Transparenz und Übersichtlichkeit.

Die jahrelange Erfahrung der Herausgeber bei der Erforschung der Teschner Literatur- und Kulturgeschichte ist bei der Lektüre des wissenschaftlichen Apparats durchgehend greifbar. Die Kommentare sind sachlich, aufschlussreich, interessant und nehmen den Leser an den richtigen Stellen an die Hand. Die Anmerkungen wirken nicht überladen – oft ein Problem anderer wissenschaftlicher Editionen. Die der lateinischen Sprache nicht mächtigen Leser werden eine Übersetzung an einigen Stellen vermissen. In Anbetracht der Fülle der in lateinischer Sprache verfassten Quellen ist das Fehlen einer Übersetzung jedoch nachvollziehbar, würde sie doch den Rahmen der Edition sprengen.

Das vorgestellte Material kann auf den ersten Blick überwältigend wirken. Nicht zu vergessen ist jedoch, dass die Veröffentlichung des (möglichst) kompletten Quellenmaterials zu den wichtigsten Aufgaben einer Edition gehört – dieser wird *Malo invidiam quam misericordiam* gerecht. Die Unterteilung des Materials in Themenbereiche ist schlüssig und sorgt für die nötige Übersicht. Den biographischen Teil folgt die Vorstellung der zahlreichen Kontakte Scherschniks in Form einer Briefedition. Seine geplanten und unternommene Forschungen, sowie Quellen zur seiner Weltanschauung, bilden die zwei letzten edierten Bereiche.

Die Grundlage für den ersten, biographischen Themenbereich der Edition, bietet Scherschniks 1803 entstandene „Autobiographie“. Der Wiener Beamte Franz Herrmann von Herrmannsdorf (1748-1816), Sammler von Quellen zur Literaturgeschichte Böhmens, äußerte gegenüber dem Jesuiten die Bitte, einen autobiographischen Text zu verfassen. Die Ausführungen decken nicht die komplette Zeitspanne des Lebens von Scherschnik ab und sind eher eine Ansammlung von Erinnerungen aus seinem Leben, die Scherschnik brieflich an von Herrmannsdorf weiterreichte – laut den Herausgebern kann man nicht von einer „klassischen“ Autobiographie sprechen.

Der Leser erfährt wissenswertes über Scherschniks Mentoren und wie er bei der Bewerbung für eine Lehrstelle der Poetik am Altstädter Gymnasium und Adjunktenstelle an der Sternwarte durchfiel. „So jung als ich dazumal war, so war doch meine Neugierde das allerdings sehenswürdige Prag zu sehen, so gering, daß sechs Monate nach meiner Ankunft vergiengen, ehe ich einen Schritt aus dem Kollegium in die Stadt gethan. Wenn daher andere an bestimmten Tagen spaziren giengen, so verkroch ich mich dagegen unbemerkt in die Bibliothek und machte mich mit derselben nach und nach so bekannt, daß ich fast jedes Buch wußte, wo es stünde“.⁴ Der Text bietet weitere interessante Einblicke in das Leben des Teschner Präfekten, darunter auch Erzählungen aus der Kindheit mit der Erklärung, warum ihm nichts weiter übrig blieb, als nach den Büchern zu greifen. Obwohl die „Autobiographie“ trotz zahlreicher Versprechen aus Zeitmangel unvollendet blieb, bildet sie eine wichtige Quelle zum Lebenslauf Scherschniks. Umso wichtiger ist ihre Aufnahme in die Edition.

Die Biographie wird von den nicht weniger bedeutenden „Miscellanea“ ergänzt, einer Ansammlung von Notizen aus der Hand von Scherschnik. Ein Sammelsurium, das dem breiten Interessenskreis des Präfekten Rechnung trägt. Mineralogischen („Bemerkungen über Bludowitz. Zur Minealogie“) und sprachwissenschaftlichen Beobachtungen („Mit lateinischen übereinstimmende polnische Wörter“) folgen astronomische („Merkwürdige Erscheinungen beim Thermometer“), und naturwissenschaftliche („Verzeichnisse von Bäumen und Sträuchern“ aus seinem Garten beim Freistädter Tor). Selbst ein Verzeichnis von wahrgenommenen Erdbeben wurde notiert!

Seinen theologischen Überlegungen hat der Präfekt den Titel „Beweise für das Dasein Gottes“ vorangestellt: „Ein Mensch muß seine Vollkommenheit entweder von einem anderen Wesen oder von einem Nichts erhalten haben. Von einem Nichts kann niemand etwas erhalten, also von einem anderen Wesen. [...] Der Leib des Menschen wird in Staub aufgelöset, also ist der Leib Erde und Ursprung derselben. Es muß daher auch diese Erde eher als der menschliche Körper gewesen seyn. Wenn aber die Erde eher gewesen ist, auf was Art ist der Leib aus der Erde gemacht worden? Wie konnte die Erde die Vollkommenheit dem Menschen mittheilen, die sie nicht hatte?“⁵ Insgesamt sind die „Miscellanea“ ein umfangreiches Zeugnis für die große Gelehrsamkeit des Jesuiten.

⁴ Ebenda, S. 120.

⁵ Ebenda, S. 280.

„[...] kein Christ darf daran zweifeln, daß die Menschen der Gottheit durch nichts so nahe kommen, als wenn sie ihren Nebenmenschen zur Wohlfahrt verhelfen, so findet es dies nirgends mehr statt, als bey den öffentlichen Unterrichtsanstalten“.⁶ Diese programmatische Aussage trifft Scherschnik in einer von zwei in Reinschrift erhaltenen Dankreden. 1809 zeichnete der Kaiser Franz I. den Jesuiten mit dem Titel eines Ehrenprobstes aus, mitsamt dem Recht, das goldene Kreuz zu tragen. Der Präfekt äußerte sich darin zu seinem großen Lebenswerk – dem Gymnasium, der Bibliothek und dem Mineralienkabinett (Museum). „Zu Schulen gehören Bücher und Bibliotheken, oder sie sehen einer Apotheke ohne Arzneyen, oder einer Feste ohne Munition und Kanonen gleich. Ich sorgte nun dafür und legte eine an. Da könnet ihr ohne Kösten, ohne Mühe, ohne Verdruß und Aerger, ohne Furcht vor Verweisen und Pönitenzen und ohne Muß und Zwang, so viel als ihr wollt und so oft als ihr wollt, lesen und lernen.“⁷ Eine direkt an die Schuljugend erfolgte Erklärung für seine damals revolutionäre Idee, eine Bibliothek zu gründen. Die edierten Quellen weisen darauf hin, dass die Bildung stets im Mittelpunkt seines Lebens stand. In der Dankrede folgt die Aufforderung zum Besuch seines „Naturalienkabinetts“, mitsamt Tausenden Exemplaren von Pflanzen und Tieren, und seiner auf 5000 Exemplare angewachsenen Mineraliensammlung. Die Übersicht über die Entwicklung der Natur erweist sich als Scherschniks erklärtes Ziel.

Den letzten Teil der biographischen Materialien bildet eine von Scherschnik selbst verfasste, umfangreiche Aufzählung seiner wichtigsten sozialen, organisatorischen und schulischen Aktivitäten in Teschen in 23 (!) Punkten. „Wie er präzise Berechnete, brachte er durch seine Opferbereitschaft, für die er weder eine Vergütung erwartete, noch verlangte oder erhielt, dem Staats Ersparnisse in einer Gesamthöhe von ca. 60000 Gulden“.⁸ Der Empfänger des Briefes war Kaiser Franz I., das Ziel die Befreiung von der Gebühr für den verliehenen Titel des Ehrenprobstes. Ein erneutes Schreiben nach zwei Jahren war vom Erfolg gekrönt. Der Brief ist eine sehr aufschlussreiche und für die Scherschnik-Forschung wertvolle Quelle.

Der Leser erfährt über seine Leitung des Wiederaufbaus Teschens nach dem verheerenden Brand 1789, den Bau des Gymnasiums und der Kirche, Förderung des Unterrichts – der Opferung seines ganzen erworbenen Verdienstes dem Wohl der Jugend und des Allgemeinen.

Nur ein Bruchteil der privaten Korrespondenz des Jesuiten, die im zweiten Themenbereich der Edition vorgestellt wird, ist erhalten geblieben. Die 63 Originalbriefe stellen ein Zeugnis für die Vernetzung des Jesuiten mit der damaligen Gelehrtenwelt dar und liefern wichtige Informationen über den Präfekten, seine wissenschaftliche Pläne und Aktivitäten. Er erweist sich als Instanz bei mineralogischen Funden, berichtet über die Angelegenheiten des Gymnasiums und tauscht Handschriften und Bücher. Eine sehr willkommene Entscheidung der Herausgeber stellt die kurze Zusammenfassung des Inhalts dar, die jedem Brief vorangestellt ist.

⁶ Ebenda, S. 222.

⁷ Ebenda, S. 226.

⁸ Ebenda, S. 594.

Die amtliche Korrespondenz liegt in Form des Schriftverkehrs Scherschniks mit dem Behörden. Er betrifft vor allem sein Lebenswerk (Gründung der Bibliothek und des Museums). Die Edition dieser Quellen lässt den mühevollen und kraftraubenden Entstehungsprozess der Sammlung mitsamt den auftretenden Schwierigkeiten erstmals gut nachvollziehen – eine unbezahlbare Quelle für die Erforschung des Bildungswesens in der damaligen Zeit. Im seinem in der Edition enthaltenen Testament stellt Scherschnik den ganzen Büchervorrat zum öffentlichen Gebrauche, lässt sein Vermögen verzinsen und stellt es dem Allgemeinwohl zur Verfügung. Dem Testament folgt die Gründungsurkunde der Stiftung Scherschniks.

Die Quellen im vierten Themenbereich zeigen den Jesuiten als Lehrer und Pädagogen. Interessant ist die Lektüre des Lehrplans für den Rhetorikunterricht – wie die Herausgeber selbst konstatieren, „[...] nicht nur eine Aufzeichnung seiner Lehrtätigkeit, sondern auch eine Quelle zur Unterrichtspraxis in der österreichischen Monarchie des ausgehenden 18. Jhs.“⁹ Es folgen u.a. Beiträge zur Kenntnis des Teschner Landes aus der Feder des Präfekten.

Für die Herausgabe geplante, doch nie veröffentlichte Texte, bilden den letzten Teil der Edition. Im Mittelpunkt steht die Geschichte des Teschner Gymnasiums (Scherschnik war sein Schüler, Lehrer und Direktor). Die „Beschreibung der Gegend und der Gärten um Teschen“ und seine „botanisch-mineralogischen Spaziergänge“ ergänzen die Ausführungen zur Gründung des botanischen Gartens in der Freistädter Vorstadt. Eine 200 Jahre alte bis dato unbenutzte Quelle, die erstmals nach ihrer Erstveröffentlichung in den Wiener „Vaterländischen Blättern“ 1812 fehlerfrei und ungekürzt wiedergegeben wird. Nach der Lektüre des letzten Themenbereichs, wird der große Beitrag Scherschniks zugunsten der lokalen Gesellschaft erstmals im Gänze deutlich.

Abgeschlossen wird die Edition von einem interessanten „Glossar der Kindersprache“, die Veröffentlichung bildet das nächste Beispiel für die sprachwissenschaftlichen Interessen des Jesuiten.

Der Band wird mit einer Bibliographie, einer Auflistung der veröffentlichten Dokumente und sowohl einem Personen-, als löblicherweise auch einem Ortsregister zur besseren Orientierung in dem umfangreichen Werk versehen. Die Ergebnisse der im Band unternommenen Untersuchungen verdienen es, einem breiten Publikum zur Verfügung gestellt zu werden. Äußerst begrüßenswert bleibt in dem Kontext die Zusammenfassung in deutscher und tschechischer Sprache am Ende des Bandes.

Ein Novum in der *Bibliotheca Tessinensis*-Reihe rundet den Band perfekt ab. Dem Buch liegt eine optische Disk bei, die Digitalisate aller edierten Quellen in PDF-Format beinhaltet und auf jedem geläufigen Rechner oder Mobilgerät eingesehen werden kann. Bei einer so vielfältigen, aus verschiedenen Archiven stammenden Quellenbasis, ein großes und kompliziertes Unterfangen, das vorbildlich umgesetzt worden ist. Die digitalisierten Quellen erscheinen in der gleichen Reihenfolge, wie ihre gedruckte Transkription im Band, was die Orientierung wesentlich erleichtert. Die Qualität der Scans lässt keine Wünsche offen. Die CD bietet echten Mehrwert –

⁹ Ebenda, S. 597.

unter den Quellen finden sich einige, die in gedruckter Form nur gekürzt präsentiert worden sind und nun komplett eingesehen werden können.

Eine stichartige Überprüfung fraglicher Stellen bestätigte die hohe editorische Qualität der Transkription. Das Studieren der Handschrift Scherschniks, seiner stellenweise zahlreichen Streichungen, Korrekturen, Zeichnungen, bleibt stets interessant und faszinierend. Die Disk bleibt ein ständiger Begleiter bei der Lektüre des Bandes. Nach dem Studium von *Malo invidiam quam misericordiam* bleibt der Wunsch, dass sich optische Medien bei wissenschaftlichen Editionen als Standard durchsetzen.

Es gibt im Teschner Land wohl keine Persönlichkeit, die eine grundlegende Edition mehr verdient hätte, als Leopold Johann Scherschnik. Janusz Spyra und Grzegorz Chromik stellen dem Leser eine große Auswahl handschriftlicher, mit einem kritischen Apparat versehener Quellen aus der Feder des Jesuiten zur Verfügung. Neue Erkenntnisse liefert der Band vor allem über den weniger bekannten Lebensabschnitt des Präfekten in seiner Heimatstadt. Die Autoren skizzieren insgesamt ein umfangreiches Bild des Schaffens des wichtigsten Vertreters der Teschner Aufklärung und erweisen dabei nicht nur dem einzigartigen Menschen, sondern der ganzen Kulturlandschaft Teschener Schlesiens einen großen Dienst.

Seit 2006 steht im Friedenspark in Teschen das neue Denkmal von Leopold Johann Scherschnik. Mit der vorliegenden Edition liefern die Autoren eine wichtige Grundlage, um dem Jesuiten ein literatur- und kulturwissenschaftliches Denkmal in Form einer Monographie zu setzen.

Literaturverzeichnis:

- Milan Kudělka: L. J. Šeršnik (1747-1814). Život a dílo. Ostrava 1957.
- Janusz Spyra: Dzieje Cieszyzna od 1653 do 1848 roku. In: I. Panic (Hrsg.): Dzieje Cieszyzna od pradziejów do czasów współczesnych. Cieszyn w czasach nowożytnych 1528-1848, Cieszyn 2010, S. 137-355.
- Janusz Spyra: Książd Leopold Jan Szersznik – życie i działalność. In: J. Budniak, K. Mozor (Hrsg.): Towarzystwo Jezusowe na Śląsku Cieszyńskim. Studium ekumeniczne. Kraków 2005, S. 165-177.
- Janusz Spyra (Hrsg.): 190 lat założenia Muzeum i Biblioteki Leopolda Jana Szersznika 1802-1992. Cieszyn 1993.
- Hanna Łaskarzewska, Anežka Bad'urová (Hrsg.): Ks. Leopold Jan Szersznik znany i nieznaný. Cieszyn 1998.
- Janusz Spyra: Leopold Jan Szersznik a sprawy szkoły i wychowania. In: M. Hałub, A. Mańko-Matysiak (Hrsg.): Śląska Republika Uczonych / Schlesische Gelehrtenrepublik / Slezka vedecka obec. Bd. 5, Dresden – Wrocław 2012, S. 209-228.

Terra incognita entdecken. *Verlagsmetropole Breslau 1800–1945*

Im Dezember 2015 kam das lang erwartete Buch *Verlagsmetropole Breslau 1800–1945*¹ heraus. Es ist die Krönung einer langjährigen Arbeit am Thema, derer erste Ergebnisse oder vielmehr auftauchende Forschungsfragen schon während eines Oldenburger Workshops im Jahre 2009 (im Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa)² definiert wurden. Angesichts des Projektsubjekts, insbesondere des zu behandelnden Zeitrahmens und der in Deutschland und Polen befindlichen Quellen, war die Nachbarländerkooperation ein Muss. So vereinigten ihre Kräfte das Germanistische Institut der Universität Wrocław, das BKGE und das Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig.

Die Provinzhauptstadt Breslau gehörte bis 1945 zu den bedeutendsten, produktivsten und wirkungsmächtigsten Verlagszentren im deutschsprachigen Raum.³ Nichtsdestotrotz bildete bis dato die Verlagsgeschichte Breslaus in dem Zeitraum 1800–1945 keinen Gegenstand eingehender Forschung und Quellenrecherche.⁴ Sieht man von Beiträgen zum Korn Verlag ab, spielte die Aufarbeitung der anderen Häuser eine eher marginale Rolle und begrenzte sich zu kleineren Studien, biographischen Abrissen oder kurzen Skizzen. Umso erfreulicher ist es, die

¹ Urszula Bonter, Detlef Haberland, Siegfried Lokatis, Patricia Blume (Hrsg.): *Verlagsmetropole Breslau 1800 – 1945* (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 62), München 2015, 500 S.

² Einige Ergebnisse des im Dezember 2009 veranstalteten Workshops *Zur Problematik und Perspektive regionaler Verlagsgeschichtsschreibung: Verlage in Breslau 1800-1945* wurden in: *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*. Band 18. (2010), München 2011, S. 177-240, veröffentlicht.

³ Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels*, München 1999.

⁴ u.a. Teilbände der *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*: Georg Jäger (Hrsg.): *Das Kaiserreich 1871-1918*. Bände 1.1-1.3. Frankfurt am Main, Berlin, New York 2001-2010; Ernst Fischer, Stephan Füssel (Hrsg.): *Die Weimarer Republik 1918 – 1933*. Bänder 2.1-2.2. München, Berlin, Boston 2007-2012; Elżbieta Gondek: *Rynek książki na Śląsku pod panowaniem pruskim w XIX wieku. Drukarnie, księgarnie, płatne wypożyczalnie publikacji* (Der Buchmarkt in Schlesien unter preußischer Herrschaft im 19. Jh.), Katowice 2001; Monika Estermann: *Zur Problematik der Verlagsgeschichtsschreibung Breslaus für die Zeit von 1800 bis 1845*, in: *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*. Band 18. (2010), München 2011, S. 178-192.

Verlagsmetropole Breslau 1800–1945 auf dem Verlagsmarkt begrüßen zu dürfen. Die Relevanz und (vielleicht) Unentbehrlichkeit derartiger Projekte im Dienste der wissenschaftlichen Interdisziplinarität bringt Detlef Haberland vortrefflich auf den Punkt: „Dieser Forschungsbereich erschließt im Kontext je unterschiedlicher politischer, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, religiöser und ethnischer Voraussetzungen einen kulturellen Horizont, der in keiner Weise nur eine nebensächliche Ergänzung zu historischen oder kulturhistorischen Forschungen darstellt, sondern geeignet ist, einen substantiellen Beitrag zu einer Geistes- und Wirtschaftsgeschichte der Deutschen im östlichen Europa im Zusammenwirken mit anderen Ethnien und Nationen zu leisten.“⁵

Der vorliegende Band erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, im Gegenteil – er hat die Lücken zu erfüllen – sich in eine terra incognita zu begeben. Eine Vielzahl wichtiger Verlage wird in sehr ausführlichen Studien, die auf zahlreichen archivalischen Quellenforschungen beruhen, vorgestellt. Sieben Beiträge wenden sich den einzelnen Verlagshäusern zu: dem Verlag von Josef Max,⁶ Georg Philipp Aderholz,⁷ Ferdinand Hirt,⁸ Eduard Trewendt,⁹ Salo Schottlaender,¹⁰ M. & H. Marcus¹¹ und Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau¹² (allerdings in den Jahren 1929–1945). Ein einführender Beitrag¹³ (dazu später) und zwei weitere Beiträge ergänzen die Verlagslandschaft um den Gauverlag NS-Schlesien¹⁴ und mehrere kleinere und mittlere jüdische Verlage in Breslau.¹⁵ Dem Leser wird allerdings das Auswahlkriterium gerade der obigen Verlage bzw. das Hinweisen auf weitere vergleichbar starke Verlage Breslaus vorenthalten.

⁵ Detlef Haberland: *Breslauer Verlage 1800 – 1945. Desiderate – Forschung – Perspektive*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 23.

⁶ Patricia F. Blume: *Ein „solider sowohl als splendider Verleger“*. *Der Breslauer Verlagsbuchhändler Josef Max*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 25-138.

⁷ Alexandra Fritsch: *Die Verlagsbuchhandlung Georg Philipp Aderholz*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 139-184.

⁸ Łukasz Bieniasz: *Verleger, Kulturmissionar und Schmuggler – Ferdinand Hirt und sein Verlag 1832 bis 1879*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 185-228.

⁹ Leszek Dziemianko: *Der Verlag von Eduard Trewendt (1845–1903). Eine Breslauer Erfolgsgeschichte*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 265-290.

¹⁰ Urszula Bonter: *Der Presse- und Buchverlag S. Schottlaender*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 291-333.

¹¹ Krzysztof Żarski: *M. & H. Marcus Verlag. Zwischen Idealismus und Geschäft*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 335-376.

¹² Ulrike Geßler: *„Von friderizianischer Tradition erfüllt, sind die Mauern des Hauses“*. *Die letzten Jahre der Buchverlage Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau (1929–1945)*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 377-456.

¹³ Detlef Haberland: *Breslauer Verlage 1800 – 1945. Desiderate – Forschung – Perspektive*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 9-23.

¹⁴ Berthold Petzinna: *Der Gauverlag NS-Schlesien (1930–1945). Presse-Krake und Buchmarkt-Amateure*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 457-486.

¹⁵ Barbara Breysach: *Kleinere und mittlere jüdische Verlage in Breslau. Juden als Verleger – deutsch-jüdische Verlagsgeschichte*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 229-264.

Die Fülle der verzeichneten Quellen stellt die Vielfalt des benutzten Materials (u.a. private und Geschäftsbriefe, Zeitungsartikel, Geschäfts Rundschreiben, staatliche Akten) und somit auch die Akribie der Forscher unter Beweis. Von Mitarbeitern des Projekts wurden vielzählige Institutionen, Bibliotheken und Archive in Anspruch genommen. Als zuverlässigste Bezugspunkte verdienen es, genannt zu werden u.a. das Archiv und Bibliothek des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e. V. im Buch- und Schriftmuseum der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig, das Deutsche Literaturarchiv in Marbach am Neckar, das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin sowie die Breslauer Einrichtungen, wie das Staatsarchiv, die Nationalbibliothek Ossolineum oder die Universitätsbibliothek.

Ein Rezipient wünschte sich einen „technischen“ roten Faden in dem Band. Dass die einzelnen Beiträge ähnlich strukturiert wären (je nach Beitrag die Struktur der einzelnen Unter-/Kapitel nach: Inhabern des Verlages, oder den mit dem Verlag mitarbeitenden Autoren, oder Phasen des Unternehmens, oder dem Verlagsangebot, oder auch nach einzelnen herausgegebenen Werken), dass sie ähnlich lang wären (80-seitige Unterschiede zwischen den einzelnen Texten) und zuletzt, dass sie alle auch eine Art des Vorwortes und entweder des Resümees oder Schlusswortes aufweisen würden. All dies ist naturgemäß durch die Vorstellung des Autors und vor allem durch die Quellenart und -quantität bedingt. Die (oft) fehlenden ausführlicheren Einleitungen in die einzelnen Beiträge rekompensiert weithin der Beitrag von Detlef Haberland, dank dem der Forschungsstand, die Desiderate, das Forschungsverfahren der Verlagsgeschichte (auch explizit in puncto der schlesischen Verlagsgeschichte) sowie der den damaligen Verlagsmarkt beeinflussende historisch-kulturelle Umriss und insbesondere die Breslauer Verlagslandschaft selbst (oder vielmehr Breslau als Verlagsstandort) beleuchtet werden. Diese „Einleitung“ markiert außerdem die Leitlinien der weiteren Texte, skizziert ihre Schwerpunkte und deutet die Aufarbeitungsarten des Sujets an. An dieser Stelle ist es auf die Relevanz der oben erwähnten und oft vernachlässigten Bausteine des wissenschaftlichen Textes hinzuweisen (Vorwort, Schlusswort). Diese mangelnden Elemente erlauben dem Leser oft nicht, den genannten Verlag auf der Breslauer bzw. Schlesischer Verlagsbühne zu platzieren, die Beitragsübersicht kennenzulernen, verschwiegen den Forschungsgang nachzuvollziehen. Außer seiner zusammenfassenden Eigenschaft könnte es wiederum dank dem Rückblick bzw. Ausblick (quasi als Gegenstück zur Einführung und als Anregung zu fortsetzenden Forschungen) präzisiert werden, was und weswegen in der Arbeit nicht behandelt wurde oder auch die weiterführenden Fragestellungen könnten genannt werden, die allenfalls in zukünftigen Forschungsarbeiten aufzuarbeiten sind.

Wie oben angedeutet variieren in dem Band unterschiedliche Perspektiven der Präsentation und die Herangehensweisen der Forscher zu den Verlagen. Aus den verschiedenen Facetten entsteht ein spannendes und umfangreiches Panorama der Verlagsmetropole Breslau. Ein Panorama, das durch die Verlage, ihre Bestände, durch die Verleger, Autoren und ihre Einzelwerke sowie durch die Zeit geschrieben wurde.

Geschichte der Verlage als die Geschichte der Verleger

Die Geschichte der Verleger ist ihre persönliche Geschichte¹⁶ – Geschichte der Männer, die aus verschiedenen Milieus stammten, ihren beruflichen Werdegang gestalteten, Freundschaften pflegten, familiäre Schläge erlebten und mit unterschiedlichsten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Der Leser lernt ihr Privatleben mehr oder weniger kennen, so auch z. B. die Geschichte von Georg Philipp Aderholz,¹⁷ den zielstrebigen Jungen aus Göttingen mit dem verlegerischen Talent, der sich hocharbeitet und rasch den großbürgerlichen Lebensstil (sogar mit Adels Zügen) genießen kann, dessen Erfolge aber persönliche Verluste überschatten. Sein erster Sohn verstirbt im frühen Kindesalter, zweiter mit 15 Jahren, seine erste Ehefrau auch viel zu früh nach einem 14 Jahre lang andauernden Leiden. Oder Guido Porsch, rechte Hand und treuer Diener von Aderholz, der sein Vertreter war, seine Frau bei den Kurbädern begleitete und die (auch persönlichen) Briefe im seinem Namen schrieb. Nach dem Tod seines Vorgesetzten übernimmt Porsch das Geschäft und seit diesem Punkt wird er von der Familie Aderholz abgestoßen, was für ihn ein Schlag war und Verbitterung über den Undank auslöst.

Die Geschichte der Verleger wurde auch durch die Kriege geschrieben. Als pars pro toto erwähne ich hier Richard von Bergmann-Korn, der während des 1. Weltkrieges an der Westfront kämpfte, in die russische Kriegsgefangenschaft geriet, aus der er nach Jahren flüchtete. Während des 2. Weltkrieges kämpfte er als Volkssturmmann in der Festung Breslau, geriet nach der Kapitulation Deutschlands wieder in die russische Kriegsgefangenschaft, aber diesmal war es ihm nicht vergönnt, Breslau erneut zu erblicken – er starb bei seiner Deportation nach Polen.¹⁸

Die Geschichte der Verleger ist auch ihr beruflicher Werdegang,¹⁹ der in manchen Fällen zweigleisig lief. So engagierte sich z.B. Eduard Trewendt pro publico bono politisch und gesellschaftlich, indem er diverse Ämter inne hatte, gemeinnützige Initiativen unterstützte und als Förderer tätig war.²⁰ Das Gros der dargestellten Verleger verstand sich überdies als Mäzene, als Patrioten, die die Kulturgeschichte der Region wachhielten und den Bedürfnissen der gelehrten Welt in Breslau entgegenkamen. Ein Paradebeispiel hierzu wäre die Tätigkeit von Ferdinand Hirt, der die Kultur- und Bildungsmission konsequent erfüllte, indem er sich par exemple in den schlesischen

¹⁶ *Die deutschsprachige Presse. Ein biographisch-bibliographisches Handbuch.* Bearbeitet von Bruno Jahn, München 2005.

¹⁷ Alexandra Fritsch: *Die Verlagsbuchhandlung Georg Philipp Aderholz*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 139-184.

¹⁸ Ulrike Geßler: „Von friderizianischer Tradition erfüllt, sind die Mauern des Hauses“. *Die letzten Jahre der Buchverlage Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau (1929–1945)*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 377-456.

¹⁹ Zu den typischen Karriereverläufen siehe Monika Estermann: *Ausbildungsverhältnisse und Arbeitsmarkt*, in: *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert.* Bd. 1: *Das Kaiserreich 1871-1918.* T. 3. Im Auftrag der Historischen Kommission hg. v. Georg Jäger. Berlin, New York 2010, S. 60-65.

²⁰ Leszek Dziemiątko: *Der Verlag von Eduard Trewendt (1845–1903). Eine Breslauer Erfolgsgeschichte*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 265-290.

Ortschaften für den Alphabetisierungsprozess einsetzte oder die Dorfbibliotheken mit Büchern versorgte.²¹ Am Beispiel von Theodor Marcus ist wiederum das Engagement in die Entwicklung des Verlagswesens und seiner Qualität eklatant. Der Verleger betätigte sich in der Jugendbuchhändlerbewegung, nahm an den vom Verband der deutschen Buchhändler der Tschechoslowakischen Republik organisierten Kursen (auch als Redner) teil. Außerdem beteiligte er sich an den um Eugen Diederichs veranstalteten sog. Sommerakademien, die ebenso u.a. der Ausbildung des buchhändlerischen Nachwuchses dienten und an den in Lauenstein 1922-23 organisierten Treffen von Buchhandelsvertretern, wo beispielsweise praktisch-betriebliche Dimensionen des Buchhändlerberufes ausdiskutiert wurden.²²

Last not least lernt der Leser der *Verlagsmetropole Breslau 1800 – 1945* die Verleger als Geschäftsmänner kennen. Einen Extremfall bildet hierzu das in dem Band näher gebrachte Verlagsimperium von Salo Schottlaender, der sein Unternehmen systematisch um neue Zeitschriftentitel und Reihenveröffentlichungen erweiterte. Sein Drang nach dem kommerziellen Erfolg widerspiegelte sich in der gezielten Anwendung der Marktstrategien, etwa das Konzept der Verbreitung von Literatur zu niedrigen Preisen oder die Huldigung jeder neuen literarischen Mode. Ständig war er auf der Jagd nach prominenten Schriftstellern, die er großzügig entlohnte, aber wiederum den Nischenautoren höchst ungünstige Honorarverhältnisse anbot. Beispiellos ist aber das von ihm so leidenschaftlich praktizierte Prinzip der Mehrfachverwertung. Da sich sein Imperium weit über die Grenzen Schlesiens erstreckte und die Absatzmärkte, auf denen er tätig war, sich nicht überlappten, stand nichts im Wege, dass die in seiner Firma veröffentlichten Texte z.B. ihren Vorabdruck in der Schlesischen Presse erlebten, später als eine individuelle Buchausgabe erschienen und danach in seinem *Berliner* dreist publiziert wurden.²³

Geschichte der Verlage als die Geschichte der (Haus-)Autoren

Der Band gewährt auf eine ungezwungene Art und Weise interessante Einblicke in die Biographien zahlreicher Autoren – sowohl der heute noch anerkannten als auch der Großen damaliger Zeit. Dank der Annäherung der Ersten gewinnt der Band eine Unterhaltungsnote, dank den Anderen strikte informativen Charakter. Diesbezüglich berufe ich mich auf den Beitrag von Alexandra Fritzsch,²⁴ weil sie in ihrem Text die beiden doch so unterschiedlichen Perspektiven vortrefflich entfaltet. In einem Kapitel schildert sie die über zwei Jahrzehnte andauernde Freundschaft zwischen Aderholz

²¹ Łukasz Bieniasz: *Verleger, Kulturmissionar und Schmuggler – Ferdinand Hirt und sein Verlag 1832 bis 1879*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 185-228.

²² Krzysztof Źarski: *M. & H. Marcus Verlag. Zwischen Idealismus und Geschäft*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 335-376.

²³ Urszula Bonter: *Der Presse- und Buchverlag S. Schottlaender*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 291-333.

²⁴ Alexandra Fritzsch: *Die Verlagsbuchhandlung Georg Philipp Aderholz*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 139-184.

und Hoffmann von Fallersleben. Basierend auf den hier bezogenen Quellen (v.a. Hoffmanns *Mein Leben* und Briefwechsel zwischen den Herren), wird dem Rezipienten näher gebracht, wie sie gemeinsam ihre Zeit mit Plaudereien verbrachten, Wanderungen unternahmen, Schneekoppe eroberten, wie Hoffmann noch während seines Staatsdienstes täglich ein Stündchen im Aderholzes Buchladen verbrachte und nach seiner Entlassung von dem Verleger besucht wurde. Aderholz war ihm nicht nur ein treuer Freund sondern auch sein Verleger, sein Postbote, ihm Hinblick auf den Buchhandel sein Lehrer sowie sein Gastgeber, bei dem Hoffmann bequem Logis nehmen konnte. Als Beispiel einer informativen biografischen Darstellungsweise des Autors ist hier das *Fünfmännerwerk*. In einem Unterkapitel werden fünf damals bekannte, heute weitestgehend vergessene Juristen dargestellt. Dank diesem Teil des o.g. Beitrages, dank den skizzierten Lebenswegen (mit dem Schwerpunkt: juristische Berufswege) von Heinrich Gräff, Christian Friedrich Koch, Ludwig Moritz Peter von Rönne, August Heinrich Simon und August Wentzel, erfährt der Leser über die damalige Elite des Rechtswesens, die in Schlesien und Preußen namhaft war.

Naturgemäß wird in dem Band die ganze Spannweite der Autoren und ihren Beziehungen mit den Verlegern repräsentiert. Autoren, die ihre Karriere in Breslau anfangen, Autoren, für die Breslau nur eine kurze Episode war und die mit der Provinzhauptstadt lebenslang verbunden waren, Einwerk-Autoren, Autoren, die ständig unter Geldnot litten, die den Verlegern treu waren und die die Verleger auszutricksen versuchten, Autoren, die in ganz Europa bekannt waren und deren Ruhm nicht über Schlesiens Grenzen reichte, die mit Verlegern in freundschaftlichen Beziehungen standen und die sich zu streiten pflegten, die von Verlegern beraten, ermahnt, ermuntert oder auch belehrt wurden.

Geschichte der Verlage als Vernetzungssysteme

Ein weiterer Aspekt der Betrachtung der Verlagsmetropole Breslau ist ihr Bild als ein System der voneinander abhängigen bzw. sich einander beeinflussenden Unternehmer, Unternehmen und der mit der Entstehung eines Werkes verbundenen Personen. Der Beitrag von Patricia F. Blume²⁵ widerspiegelt aus verschiedensten Perspektiven diese Vernetzungen um die Person des Breslauer Verlagsbuchhändlers Josef Max und die relevantesten Betrachtungsweisen der um den Verlag aufgebauten Konstellationen.

Als Ausgangspunkt für die Entwicklung der Beziehungen von diesem Verlag gilt das Jahr 1811 (obwohl Max schon früher angefangen hat seinen Einflussbereich zu erweitern). Mit der Vereinigung von Leopoldina mit Viadrina gewann Breslau u.a. einen Gelehrtenstab und die Breslauer Verlage nicht nur neue Kundschaft sondern auch eine Legion von Autoren. Dies verschärfte natürlich den Wettbewerb erstens um die dort lehrenden und schriftstellerisch tätigen Professoren, zweitens auf der Ebene

²⁵ Patricia F. Blume: *Ein „solider sowohl als splendor Verleger“*. *Der Breslauer Verlagsbuchhändler Josef Max*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 25-138.

des Sortimentsbereichs. In dem oben genannten Beitrag ist zwischen den Verlagen ein Autorenverkehr deutlich zu erkennen, z.B. auf der Linie: Max – Hirt – Aderholz. Dass z. B. Aderholz oder Trewend ihre Lehrzeit bei Max absolvieren durften, bildet eine weitere Art der Vernetzung, in Anbetracht dessen, dass sie später Mitbewerber auf dem gleichen Markt waren.

Zum Gedeihen des Verlagsbuchhändlers Josef Max trugen entscheidend die von ihm mit Duzenden angesehenen Gelehrten geknüpften Kontakte. Unter den Schriftstellern genoss Max einen makellosen Ruf – er legte großen Wert auf die Qualität des Korrektorats und der Arbeit der Druckerei. Nicht einem Autor griff er finanziell unter die Arme. Außerdem pflegte er, pünktlich und angemessen zu bezahlen (die von ihm angebotenen Honorare standen diesen von Cotta oder Reimer nicht nach). Die Autoren überzeugte auch seine Tüchtigkeit und Anständigkeit. Aus diesen Gründen erweiterte sich der Kreis der mit ihm arbeitenden Schriftsteller und Gelehrten durchgehend und systematisch. Z.B. als Max der Verleger von Henriette von Paalzwor wurde, folgten ihr, ohne ihr direktes Einwirken, weitere Autorinnen (wie Henriette von Bissing, Karoline von Danckelmann oder Henriette von Keller) nach. Dank diesem Geblecht hatte Max einen Autorenkreis um sich, der bei einer Fülle der Funktionen behilflich war. Er zog sie gerne zurate, was poetische oder fachlich-wissenschaftliche Qualität von Manuskripten anbelangte, sie redigierte, korrigierte, verfasste Übersetzungen oder rezensierte einzelne Werke. Henrik Steffens, der mit Max freundschaftlich und als Autor verbunden war, empfahl ihm sogar Bücher und beriet in der Programmgestaltung. Durch die oben geschilderte Vernetzung um die Person Max' kamen die Autoren, je nach Aufgabe, die sie bei einem gegebenen Werk erfüllten, indirekt in Berührung. Sie brachten in den Verlag auch ihre Kontakte ein, z.B. dank der Veröffentlichung der bedeutendsten wissenschaftlichen Schriften von Hagen trat Max in Beziehung mit Büsching oder Ludwig Tieck. Ein ausgesprochen deutliches Beispiel der breiten und geschickten Netzwerkaktivitäten bei einem bestimmten Projekt stellt die Arbeit bei der Sammlung *Geschichten, Märchen und Sagen* dar. Seinen festen Freunden – Hagen und Steffens anvertraute Max die Herausgabe und Organisation dieses Werkes. Beide bemühten sich, den Dichter Ludwig Tieck für die geplante Sammlung zu gewinnen. In ihren Briefen lobten sie Max in höchsten Tönen. Über Vermittlung des Autors Karl Ernst Schubarth fragte Max bei Goethe an, Schall fragte bei Hoffmann und Hoffmann bei Jean Paul. Weder Jean Paul noch Tieck beehrten die Sammlung mit ihren Texten. Trotzdem entstanden dank diesem Vorhaben engere Bindungen zu den Schriftstellern, deren Frucht die späteren Veröffentlichungen bei Max waren.

Als Erfolgsrezept sah Max, das Gesamtwerk eines angesehenen Autors an seinen Verlag zu binden. Auf diese Art und Weise beabsichtigte er Schlesien mit den bekannten Schriftstellern seiner Zeit zu vernetzen und dadurch zum Ansehen seiner Provinz einen Beitrag zu leisten. Seine Bemühungen um den Kleist-Nachlass, die Märchen der Brüder Grimm oder die Gesamtausgabe von Goethe oder Jean Paul blieben jedoch erfolglos. Erst als Steffens Max auf den dänischen Romantiker Adam Oehlenschläger hinwies, gelang es Max eine Gesamtausgabe der Werke einer Prominenz zu verlegen.

Max wusste, wie man sich dieses umfangreiche Netzwerk zu Nutze macht. Seine in Göttingen, Berlin oder München ansässigen Freunde fragte er nach Empfehlungen oder Vermittlung, um auf neue Autoren gezielt einzugehen und seinen Einflussbereich auf weitere Gebiete auszudehnen. Seine Neuerscheinungen versandte Max an wichtige Multiplikatoren, um einerseits das Wohlwollen der Empfänger zu erlangen, andererseits um geradezu im Gespräch zu bleiben. So wurde z.B. Steffens, der in Berlin enge Beziehung zu Friedrich Wilhelm IV. pflegte, beauftragt, Exemplare von Paalzows *St. Roche* dem König zu überreichen. Den Geschenken wurden von dem Verleger des Öfteren Bitten um eine Rezension beigelegt, wie in dem Falle von E.T.A. Hoffmann, der den ersten Band von Steffens *Anthropologie* zur Besprechung in einer Berliner Zeitung bekam.

An etlichen Beispielen ist es zu beobachten, dass Max ein ernstzunehmender Konkurrent für die namenhaften Verlage Preußens war. Die in dem Beitrag sichtbarste Konstellation bestand aus den Verlagen: Max – Reimer – Cotta – Brockhaus. Dass sich diese Firmen in die Quere kamen, ist nicht selten den im eigenen Interesse (ohne dabei ihren Verpflichtungen nachzugehen) handelnden Autoren zu verdanken, oft konkurrierten die Verlage einfach um die Veröffentlichung der einzelnen Werke. Beispielsweise Tieck jonglierte mit seinen drei wichtigsten Verlegern Max, Brockhaus und Reimer, indem er manchen von ihnen gleiche Versprechungen machte, um sich den Aufschub aus mehreren Quellen zu gewähren (indem er z.B. seine Memoiren Max anbot, obwohl er zwei Jahre zuvor dies Brockhaus zugesprochen hat).

Geschichte der Verlage, die vom Zeitgeschehen geschrieben wurde

Eine besondere Art der Vernetzung stellen die Beziehungen zwischen den Verlagen/Verlegern und der Staatsgewalt (v.a. mit den Zensurorganen) dar. Das Zeitgeschehen beeinflusste die Neugründungen und das Dasein der Verlage sowie die Gestaltung der Verlagsprogramme enorm. Überlebenschancen auf dem Markt erhöhten die flott und geschickt eingeführten Anpassungsmaßnahmen. Die Anwendung derartigen Schritte thematisiert Ulrike Geßler in ihrem Beitrag zu dem Buchverlag Wilhelm Gottlieb Korn in den turbulenten Jahren 1929–1945.²⁶ Korn gilt als Beispiel eines Verlages, dem es dank der entsprechenden Programmgestaltung und den strukturellen Veränderungen gelang, sich von nationalsozialistischer Einflussnahme und Ideologie freizuhalten (natürlich nicht ohne Publikationen, die in Konflikt mit herrschenden Leitlinien und propagierter Außenpolitik gerieten). Im Namen der deutsch-polnischen Verständigungspolitik (u.a. Nichtangriffspakt) gab sich der Nationalsozialismus als Förderer polnischer Literatur aus. Die Schwerpunkte der „Polnischen Welle“, die ihr Spiegelbild in dem Verlagsprogramm Korn widerfinden, lagen beispielsweise in den Werken, in denen es dem Marschall Piłsudski gehuldigt wurde (z.B. Heinrich

²⁶ Ulrike Geßler: „Von friderizianischer Tradition erfüllt, sind die Mauern des Hauses“. *Die letzten Jahre der Buchverlage Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau (1929–1945)*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 377-456.

Koitz, *Männer um Pilsudski*, 1934; auch Publikation der Reden und Schriften von Piłsudski), in den Schilderungen polnischer Geschichte, die das Feindbild Russland festigen (z.B. Friedrich Wilhelm von Oertzen, *Alles oder Nichts – Polens Freiheitskampf in 125 Jahren*, 1834) oder in den Übersetzungen polnischer Belletristik (z.B. Maria Dąbrowska, *Nächte und Tage*, 1938). Der Polenfeldzug drückte sich wiederum auf belletristischer Ebene in antipolnisch geprägten Werken aus (z.B. Arnold Ulitz, *Der große Janja*, 1939). Festen Programmpunkt des Verlages bildeten in den Vor-/Kriegsjahren selbstverständlich die Preußenthematik und die glorifizierte Gestalt Friedrichs des Großen.

Zeitbedingt und aufgezwungen war die Gründung des Gauverlages in Breslau, somit hatte der Verlag ganz anderen Charakter als sonstige in dem Band dargestellten Verlage, die quasi auf natürlichem Weg entstanden. In dem Beitrag von Berthold Petzinna²⁷ werden die Maßnahmen dargelegt, die der Gauverlag NS-Schlesien in den Jahren 1930–1945 ergriff, um seiner Funktion als NSDAP-Zentralorgan des Gaus nachzukommen. Der Breslauer Gauverlag kann für einen parteigesteuerten und politisch abhängigen Verlag, exemplarisch verstanden werden, der den Markt schrittweise monopolisierte und der Agitation der Bevölkerung diene.

Vom Zeitgeschehen wurde auch die Geschichte der Juden geschrieben. Die jüdischen Verlage wurden in der *Verlagsmetropole Breslau* in vielen Hinsichten dargestellt – als Geschichte der verschwundenen, vernichteten oder geretteten Bestände, der zerstörten oder fragmentierten Archive, als Geschichte der Verleger, die auswanderten oder ins Exil gingen, als Geschichte der Verlage, die ein Objekt der antisemitischen Hetze waren. Schon das Ende des 19. Jh. war von starken antisemitischen Tendenzen geprägt – am eigenen Leib erlebte es der Verleger Schottlaender, der in den Kulturkampf hineingerissen wurde.²⁸ Die katholische *Schlesische Volkszeitung* erkannte in seiner *Schlesischen Presse* – in jenem „Judenblatt“ – den Hauptfeind des Katholizismus, wovon eine intensive Auseinandersetzung in den genannten Blättern zeugt. Die *Schlesische Volkszeitung* prophezeite Jahrzehnte früher mögliche Enteignung, Konfiszierung und Vertreibung des Judentums. Die Geschichte des jüdischen Verlagswesens und vor allem seine Rückentwicklung in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft fokussiert der Beitrag von Barbara Breysach.²⁹ Im Kontext des wachsenden Interesses an Auswanderungen verschoben sich die publizistisch bedeutenden Themenkomplexe in Richtung Palästina, was auch vermehrte Herausgabe von Hebräisch-Sprachkursen bzw. Wörterbüchern anbelangte. In Folge der NS-Verfolgungspolitik gingen die Umsätze der jüdischen Verlagshäuser zurück, Neuerscheinungen wurden immer seltener, Buchbesprechungen der jüdischen Autoren, solange sie überhaupt veröffentlicht und verlegt werden durften, immer boshafter, ein Großteil der jüdischen Verlagstitel wurde vernichtet, die jüdischen Verlagshäu-

²⁷ Berthold Petzinna: *Der Gauverlag NS-Schlesien (1930–1945). Presse-Krake und Buchmarkt-Amateure*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 457-486.

²⁸ Urszula Bonter: *Der Presse- und Buchverlag S. Schottlaender*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 291-333.

²⁹ Barbara Breysach: *Kleinere und mittlere jüdische Verlage in Breslau. Juden als Verleger – deutsch-jüdische Verlagsgeschichte*, in: *Verlagsmetropole Breslau ...*, S. 229-264.

ser wurden aufgesplittert, zwangsliquidiert (u.a. Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens). Demgemäß war die Geschichte der Verlagshäuser unter- oder meist vollständig abgebrochen.

* * *

Die *Verlagsmetropole Breslau* enthüllt ein Stück der Vergangenheit, die aus sich einander durchdringenden, einflechtenden, anknüpfenden und ergänzenden Motiven in den einzelnen Beiträgen gewoben wurde. Der auf der komplexen Analyse und reichem Forschungsmaterial basierende Band bringt fast 150 Jahre nicht nur der Verlagsgeschichte sondern auch der Geschichte Breslaus auf eine unsagbar facettenreiche Art und Weise zur Darstellung. Eine hervorragende Publikation und ausgesprochene Forschungsleistung!

Bibliographie

- Urszula Bonter, Detlef Haberland, Siegfried Lokatis, Patricia Blume (Hrsg.): *Verlagsmetropole Breslau 1800 – 1945* (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 62), München 2015, 500 S.
- Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa.* Band 18. (2010), München 2011, S. 177-240.
- Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels*, München 1999.
- Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*: Georg Jäger (Hrsg.): *Das Kaiserreich 1871-1918*. Bände 1.1-1.3. Frankfurt am Main, Berlin, New York 2001-2010; Ernst Fischer, Stephan Füssel (Hrsg.): *Die Weimarer Republik 1918 – 1933*. Bänder 2.1-2.2. München, Berlin, Boston 2007-2012.
- Elżbieta Gondek: *Rynek książki na Śląsku pod panowaniem pruskim w XIX wieku. Drukarnie, księgarnie, płatne wypożyczalnie publikacji* (Der Buchmarkt in Schlesien unter preußischer Herrschaft im 19. Jh.), Katowice 2001. Monika Estermann: *Zur Problematik der Verlagsgeschichtsschreibung Breslaus für die Zeit von 1800 bis 1845*, in: *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa.* Band 18. (2010), München 2011, S. 178-192.
- Die deutschsprachige Presse. Ein biographisch-bibliographisches Handbuch.* Bearbeitet von Bruno Jahn, München 2005.
- Monika Estermann: *Ausbildungsverhältnisse und Arbeitsmarkt*, in: *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*. Bd. 1: *Das Kaiserreich 1871-1918*. T. 3. Im Auftrag der Historischen Kommission hg. v. Georg Jäger. Berlin, New York 2010, S. 60-65.

Flucht und Vertreibung im deutschen Gedächtnis. Anmerkungen zu einem Handbuch der Medien und Praktiken¹

Die Grenzverschiebung in Ostmitteleuropa war eine der Folgen des Zweiten Weltkriegs, die letztendlich zu den massiven Aussiedlungen bzw. Vertreibungen vor allem der deutschen und der polnischen Bevölkerung geführt hat. Im Potsdamer Abkommen wurde beschlossen, dass alle deutschen Bürger Polen, die Tschechoslowakei und Ungarn zu verlassen hatten. Diese Ereignisse beeinflussten das kollektive Gedächtnis der Deutschen und der Heimatverlust wurde ein Teil ihrer Identität. Deswegen wurde diese Problematik in verschiedenen Medien wie Büchern, Presse, Hörfunk und Fernsehen thematisiert, wie auch während der Heimattreffen, die von Vertriebenen organisiert wurden. Von großer Bedeutung ist auch der Gedenktag vom 20. Juni für die Opfer von „Flucht und Vertreibung“. Die Erinnerung an „Flucht und Vertreibung“ führte im öffentlichen Diskurs zu großen Kontroversen, die sich besonders auf die deutsch-polnischen Beziehungen negativ ausgewirkt haben und zur Entstehung gegenseitiger Vorurteile und Ängste führte. „Flucht und Vertreibung“ als Forschungsgegenstand steht im Zentrum des Interesses vieler deutscher wie polnischer Wissenschaftler. Auf deutscher Seite ist hier exemplarisch eine Reihe von Publikationen zu nennen wie: Ein grundlegendes Studium *Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte* von Eva und Hans Henning Hahn, die Dissertation *Verwaltete Erinnerung – symbolische Politik. Die Heimatsammlungen der deutschen Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler* von Cornelia Eisler oder der Sammelband *Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa*, herausgegeben von Kurt Dröge, in dem u.a. Albrecht Lehman (*Erinnern und Vergleichen. Flüchtlingsforschung im Kontext heutiger Migrationsbewegung*) sowie Karen Görner (*Familiale Traditionen in der Betrachtung über mehrere Generationen – ein Vergleich zwischen Einheimischen und Vertriebenen*) ihre Beiträge zum Thema „Flucht und Vertreibung“ veröffentlicht haben. Auf polnischer Seite ist *Wysiedlenia, wypędzenia i ucieczki 1939-1959. Atlas ziem Polski*² herausgegeben von Witold Sienkiewicz und Grzegorz Hryciuk besonders hervorzuheben. Zu erwähnen ist auch die Monographie *Wysiedlenie ludności niemieckiej z Polski w latach 1945-1949* von Ber-

¹ Stephan Scholz, Maren Röger, Bill Niven (Hrsg.): *Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung. Ein Handbuch der Medien und Praktiken*. Ferdinand Schöningh Paderborn, 2015, 452 S.

² *Atlas Zwangsumsiedlung. Flucht und Vertreibung. Ostmitteleuropa 1939-1959*.

nadetta Nitschke, die ins Deutsche übersetzt worden ist (*Vertreibung und Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus Polen 1945 bis 1949*).

Bei der Verarbeitung von „Flucht und Vertreibung“ sind es stets die Medien – als Träger des kollektiven Gedächtnisses –, die von besonderer Relevanz sind. Ziel des besprochenen Sammelbandes: *Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung. Ein Handbuch der Medien und Praktiken* herausgegeben von den Historikern Stephan Scholz, Kulturwissenschaftlerin und Historikerin Maren Röger und Professor für deutsche zeitgenössische Geschichte Bill Niven war es, „einen ersten, möglichst umfassenden Überblick über die wichtigsten Erinnerungsmedien und –praktiken, die für die Konstruktion und Vermittlung kollektiver Erinnerungen an „Flucht und Vertreibung“ in Deutschland von Bedeutung waren und sind“³ darzustellen.

Das vorliegende Werk besteht aus 35 Aufsätzen von prominenten Wissenschaftlern, die sich auf ein Medium (Buch, Fernsehen, Rundfunk, Internet, bildende Kunst, Briefmarken, Dauerausstellungen in historischen Museen, Sonder- und Wanderausstellungen, Denkmäler, Fotografien, Karten, Presse, Musik, Chroniken, Plakate, Straßennamen, oder Wappen und Farben) konzentrieren. Erforscht werden auch Orte, bzw. Ereignisse und Tätigkeiten (Praktiken), die eine große Rolle bei der Pflege und Verbreitung der Erinnerung an „Flucht und Vertreibung“ spielen: Heimattreffen, mündliches Erzählen, Ostkundeunterricht, Festzüge, Gedenktage, Heimatstuben, Landesmuseen und Patenschaften.

Den Sammelband eröffnet ein Kapitel über Belletristik in der Bundesrepublik, das von der Germanistin Karina Berger verfasst wurde. Sie stellt die sog. „Vertreibungsliteratur“ dar, die seit den 1950er Jahren bis in die Gegenwart entstanden ist, und die wie folgt definiert wird:

(...) Texte aller Genres [gelten] als Vertreibungsliteratur, die die folgenden Aspekte erhalten: die Erfahrung der Zeit unmittelbar vor der Ankunft der Roten Armee, die darauffolgenden Feindseligkeiten, Flucht, Erfahrungen von Gewalttaten und Racheakten, Hunger, Verhaftung, Enteignung, sowjetische, polnische oder tschechische Verwaltung, ‚wilde‘ Vertreibungen, Heimatverlust, Ankunft im Westen, Integration, Erinnerungen an die Heimat, sowie Rückkehr in die Heimat.⁴

Die Autorin betont, dass nicht in allen „Vertreibungsromanen“⁵ alle erwähnten Themen berührt werden. Wichtig ist dabei der Paradigmenwechsel, der sich im Laufe der Zeit vollzieht. So betont Berger, dass im Mittelpunkt der Vertreibungsromane in den 1950er und 1960er Jahren das deutsche Leid steht. Man vermied damals die Frage nach Schuld und Verantwortung. Von Bedeutung war die Ästhetik des Verlustes und als typische Handlungselemente erwähnt sie den Heimatverlust, die langen Trecks, die Angriffe der Roten Armee, Hunger, Kälte, Angst und Tod. Als Beispiele gibt Berger die Romane *Das vorletzte Gericht* (1953) von Ruth Strom, oder *Feuer im Schnee* (1965) von Jens Rehn. Die nächste Zäsur in der Vertreibungsliteratur bilden – so Berger – die 1970er

³ Zit. nach: Scholz, Röger, Niven, wie Anm. 1, S. 11.

⁴ Zit. nach: Karina Berger: *Belletristik in der Bundesrepublik*. In: ebd. S. 16.

⁵ Ebd.

und 1980er Jahre. Die Verfasserin des Aufsatzes steht auf dem Standpunkt, dass man in den damaligen Vertreibungsromanen manchmal mit den Familiengeschichten in der Weimarer Republik anfang, um „eine Verbindung mit der Zeit vor dem Nationalsozialismus herzustellen; das heißt, eine Verbindung mit positiven Aspekten der deutschen Geschichte.“⁶ Die jüngste Phase bilden die 1990er Jahre und das beginnende 21. Jahrhundert, in denen man einen ‚Memory-Boom‘ beobachten kann. Das Narrativ in dieser Zeit stellt die Deutschen in die Opferrolle. Eine der bedeutendsten Veröffentlichungen dieser Periode ist die Novelle *Im Krebsgang* von Günter Grass.

William Niven (Nottingham Trent University), unterscheidet drei Phasen, die für die Belletristik in der DDR charakteristisch waren: In den 1950er und 1960er Jahren wurde vor allem die Integration der Vertriebenen in das sozialistische Ostdeutschland thematisiert. Deswegen bezeichnet Niven diese erste Phase als ‚Literatur der Integration‘⁷. Der visumfreie Reiseverkehr zwischen Polen und der DDR, der im Jahre 1972 eingeführt worden war, brachte auch eine neue Periode in der Vertreibungsliteratur mit sich, in der die Protagonisten in ihre verlorene Heimat zurückkehren und sich dort nicht nur mit der Vergangenheit, sondern auch mit ihren aktuellen, persönlichen Sorgen auseinandersetzen konnten. Die Literatur dieser Zeit (1970er Jahre) bezeichnet Niven als „Literatur der Rückkehr“⁸. Ein Beispiel dafür sind die Romane *Sommerreise* (1976) von Christa Wolf und *Fische auf den Zweigen* (1980) von Maria Rauchfuß.

„Wenn die ‚Literatur der Rückkehr‘ die Frage nach der anhaltenden Bedeutung einer angeblich überwundenen Vergangenheit in der alten Heimat stellte, erschienen in den späten 70er und 80er Jahren in der DDR Prosawerke, die noch kritischer mit dem Thema Flucht und Umsiedlung umgingen.“⁹ Die Vereinsamung des Individuums in der sozialistischen Gesellschaft führte zur „völligen Verfremdung oder gar Selbstentfremdung“¹⁰, sowie zur Kritik an der DDR-Gesellschaft, „obwohl sie nie den Glauben an den Sozialismus als Idee verlor.“¹¹

Berger und Niven beschäftigen sich in diesem Sammelband auch mit einem anderen Bereich der Literatur, und zwar den *Kinder- und Jugendbüchern*. Die Kinderliteratur der beiden deutschen Länder zeigte die Sozialisation von Kriegswaisen nach einem neuen Gesellschaftsmodell, im Falle der DDR in einer sozialistischen Gesellschaft, etwa durch Adoption von Flüchtlingskindern durch Eltern, die im Krieg ihre eigenen Kinder verloren hatten.

Darüber hinaus wurde das Thema „Flucht und Vertreibung“ in Schulbüchern, sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR behandelt. Stephan Scholz weist auf die Bipolarität der Darstellung von „Flucht und Vertreibung“ in beiden Staaten hin: Einerseits ein relativ konstantes Bild in der DDR, wo man über „Umsiedler“ sprach und „die völkerrechtliche Verbindlichkeit des Potsdamer Abkommens und

⁶ Zit. nach: ebd., S. 21.

⁷ Vgl.: William Niven: *Belletristik in der DDR*. In: wie Anm. 1, S. 31.

⁸ Vgl.: ebd., S. 35.

⁹ Zit. nach.: ebd., S. 37.

¹⁰ Zit. nach.: ebd.

¹¹ Zit. nach: ebd., S. 38.

die Anerkennung der Ostgrenze durch die DDR¹² betonte und andererseits eine wechselhafte Darstellung von „Flucht und Vertreibung“ in der alten Bundesrepublik und im vereinigten Deutschland: Vor der Wende sind in der BRD zwei Perioden zu unterscheiden: 1949-1969 und 1969-1989. In den ersten zwanzig Jahren dominierte das Bild der als ungerecht und unverschuldet empfundenen Vertreibungen, die in expressiver und stark von Emotionen geprägter Sprache geschrieben worden sind. In den 1970er und 1980er Jahren reduzierte man das Thema in den Schulbüchern und verzichtete auf die emotionale Darstellung der Vertreibung. Die Schulbücher im wiedervereinigten Deutschland wiederum sind erneut auf diese Gefühlsseite der Ereignisse ausgerichtet und weisen Merkmale des Opfermythos auf.

Ein weiteres Medium zur Weitergabe der Erinnerung an „Flucht und Vertreibung“ im Schulwesen sollte der sogenannte Ostkundeunterricht sein, den die Historikerin Britta Weichers in ihrem Beitrag vorstellt. Die Aufgabe des in den 1950er und 1960er Jahren entworfenen Unterrichts war es Wissen zum Thema „Flucht und Vertreibung“ zu vermitteln. Dieses Bild von Vertreibung war jedoch subjektiv und sehr emotional.

Die Kultur- und Literaturwissenschaftlerin sowie Historikerin Beata Halicka beschäftigt sich in ihrem Aufsatz mit Memoiren und Autobiographien. Halicka weist darauf hin, dass solche Erinnerungen zumeist von älteren Menschen verfasst werden, weswegen ein solches Erinnern durch den zeitlichen Abstand, der eine Fragmentierung der Erinnerungen oder Gedächtnislücken verursachen kann, geprägt ist.

Der Historiker Mathias Beer thematisiert in seinem Beitrag ‚Fachbücher‘ die Merkmale der Forschung von „Flucht und Vertreibung“ und unterscheidet u.a. zwischen der Forschung, die die Aspekte sozialpolitischer Folgen von Flucht und Vertreibung und die damit verbundene Integration der Vertriebenen in die Mehrheitsgesellschaft analysiert und den Untersuchungen der Ursachen und Umstände von „Flucht und Vertreibung“. Weiterhin beleuchtet Beer in seinem Aufsatz am Beispiel folgender drei Veröffentlichungen die populärwissenschaftliche Geschichtsschreibung: „Es begann an der Weichsel“ von Jürgen Thorwald, „Ein Bericht aus Ost- und Westpreußen 1945-1947. Aufzeichnungen von Hans Graf von Lehndorff“ herausgegeben von Theodor Schieder und „Die Stunde der Frauen“ von Christian Graf von Krockow.

Die Vertreter der sog. ‚Erlebnissgeneration‘ verfassten auch Heimatbücher, wie sie von der Historikerin Jutta Faehndrich vorgestellt wurden. Faehndrich stellt fest, dass diese Veröffentlichungen keine Geschichtsbücher im wissenschaftlichen Sinne sind, sondern „Geschichtenbücher“, die das Gedächtnis der Vertriebenen widerspiegeln. Ähnliche Rolle spielen die im Beitrag von Dirk Thomaschke besprochenen Ortschroniken der Aufnahmegesellschaft, die etwa das Leben der Vertriebenen in den Lagern zeigten und sich mit dem Einzelschicksalen beschäftigten.

Behandelt wurden auch Fernsehen, Rundfunk und Internet. Die Medienwissenschaftlerin, Maren Röger, zeigt die Vielfalt der Thematik in Kino- und Dokumentarfilmen auf, die in der BRD ausgestrahlt worden sind. Bill Niven wiederum beschäftigt sich mit dem Film und Fernsehen in der DDR, das von der Staatspropaganda instrumentalisiert wurde. Der Geschichtswissenschaftler, Journalist und Politologe Christoph Hil-

¹² Zit. nach.: Stephan Scholz: *Schulbücher*. In: wie Anm. 1, S. 386.

gert, betont in seinem Aufsatz zum Thema „Hörfunk“ die Probleme, die im deutschen Rundfunk angesprochen wurden: Es handelt sich z.B. um die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen, die in der DDR als „Umsiedler“ bezeichnet worden sind. Nicht ohne Bedeutung waren auch die Schwierigkeiten der Kinder von Vertriebenen. Auch das Internet ist zum Medium geworden, in dem das Thema „Flucht und Vertreibung“ präsent ist. Dieser Frage widmet sich Maren Röger und zeigt die Vielfalt des Internets auf, die sich in zahlreichen Materialien widerspiegelt, die nicht immer objektiv sind.

Von großer Relevanz für dieses Handbuch sind auch Beiträge von Volkskundlerinnen wie Cornelia Eisler und Heinke M. Kalinke, die die Heimatstuben und Heimattreffen von Vertriebenen erforschen.

Für Kalinke ist mündliches Erzählen von „Flucht und Vertreibung“ ein wichtiger Forschungsgegenstand: „(...) das erste Medium des Austausches über ‚Flucht und Vertreibung‘ war das gesprochene Wort, also mündliche Erzählungen über Erfahrungen, bzw. Schilderungen von Ereignissen aus eigener Anschauung.“¹³

„Flucht und Vertreibung“ in der bildenden Kunst ist eine Sache, mit der sich die Kunsthistorikerin Johanna Brade beschäftigt. Die Autorin verweist darauf, dass es trotz der beachtlichen Zahl solcher Werke an einer „Erinnerungssikone“ fehlt, die für das ganze Thema in der Bildenden Kunst repräsentativ wäre. Außerdem sind für Stephan Scholz Denkmäler die wichtigen Gedächtnisorte, die an „Flucht und Vertreibung“ erinnern. Des Weiteren charakterisiert die Historikerin Stefanie Menke die Dauerausstellungen in historischen Museen zum Thema „Flucht und Vertreibung“, die u.a. aus den Überresten (alten Fotografien, Hausschlüsseln und anderen Gegenständen, die die Flüchtlinge und Vertriebene mitgebracht hatten) von „Flucht und Vertreibung“ bestehen. Im Gegensatz dazu stellt der Historiker Tim Völkerling die Sonder- und Wanderausstellungen vor, die er als „temporäre[s] und ortsungebundene[s] Medium“¹⁴ definiert. In diesem Zusammenhang sind auch die Landesmuseen zu erwähnen, die Kurt Dröge bespricht. Er hebt dabei den §96 des Bundesvertriebenengesetzes hervor, in dem die Pflege des deutschen Kulturerbes in den ehemaligen deutschen Ostgebieten festgelegt ist.

Als Teil der Erinnerungskultur gelten auch die Festzüge, die von der Volkskundlerin Elisabeth Fendl behandelt werden. Für das kollektive Gedächtnis sind darüber hinaus Daten und Gedenktage von Relevanz. Deswegen beschäftigt sich Stephan Scholz mit der Diskussion über die Einführung eines Gedenktages zu Flucht und Vertreibung. Endlich wurde entschieden, der Zwangsmigrationen am 20. Juni zu gedenken, der im Jahre 2000 von der UNO zum Weltflüchtlingstag bestimmt wurde.

Ein anderer wichtiger Gedächtnisträger ist die Presse, der im vorliegenden Band drei Aufsätze gewidmet worden sind. Maren Röger zeigt die Darstellung von Flucht und Vertreibung in der BRD-Presse. Der Historiker Claas Neumann erklärt wiederum am Beispiel der Oldenburger Zeitung (*Nordwest-Zeitung*) das Problem des kollektiven Gedächtnisses in der lokalen Presse. Schließlich beschäftigt sich der Historiker Matthias Stickler mit der Vertriebenenpresse: dem *Schlesier* und der *Preußischen Allgemeinen Zeitung*.

¹³ Zit. nach: Heinke M. Kalinke: *Mündliches Erzählen*. In: wie Anm. 1, S. 275.

¹⁴ Zit. nach: Tim Völkerling: *Sonder- und Wanderausstellungen*. In: wie Anm. 1, S. 397.

Zu nennen sind auch die Aufsätze von Elisabeth Fendl im Bereich Briefmarken, sowie die von Maren Röger und Stephan Scholz, die sich mit Fotografien befassen, von Christian Lotz und Tobias Weger, die das Problem von Landkarten thematisieren, sowie die Beiträge von Tobias Weger über Plakate und über Wappen und Farben. Alle diese Texte sind ein Beweis dafür, dass Abbildungen eine wichtige Rolle in der Erinnerungskultur spielen, weil sie „nicht nur als mediale Träger ein Bild von etwas Vergangenen [zeigen], sondern selbst als materielle Überreste der Vergangenheit wahrgenommen [werden]“¹⁵. Darüber hinaus betont Ulrike Präger die Bedeutung der Musik in der Freizeitkultur der Vertriebenen.

Last but not least sind auch Patenschaften zu erwähnen, deren Aufgabe es war, die Vertriebenen in die neue Gesellschaft zu integrieren, was Mathias Beer ausführlich beschreibt. Kontrovers in diesem Prozess waren z.B. die Straßennamen in der Bundesrepublik, die an östliche Gebiete erinnerten und die Integration der Vertriebenen in die Aufnahmegesellschaft erschweren mochten, wie Tobias Weger in seinem Aufsatz erörtert.

Dieses ausgezeichnete Handbuch ist ein Beweis dafür, dass das Themengebiet von „Flucht und Vertreibung“ immer noch ein aktueller Forschungsgegenstand ist. Es weist nicht nur auf die Aspekte hin, die schon relativ gut erforscht wurden, sondern zeigt auch die Forschungslücken, die noch zu schließen sind und bildet so ein komplexes Bild zu den Medien und Praktiken im Spannungsfeld „Flucht und Vertreibung“ ab. Wegen seiner hervorragenden Qualität ist es zweifellos für all diejenigen empfehlenswert, die ein vielschichtiges Wissen zur Frage nach der Präsenz und Relevanz des Themas „Flucht und Vertreibung“ in der früheren wie heutigen deutschen Öffentlichkeit erwerben möchten.

Bibliographie

- Dröge, Kurt (Hrsg.): *Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in und aus dem östlichen Europa*. München Oldenbourg, 1995.
- Eisler, Cornelia: *Verwaltete Erinnerung – symbolische Politik. Die Heimatsammlungen der deutschen Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler*. De Gruyter Oldenbourg München, 2015.
- Hahn, Eva; Hahn, Hans Henning: *Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte*. Ferdinand Schöningh Paderborn, 2010.
- Hryciuk, Grzegorz; Sienkiewicz, Witold (Hrsg.): *Wysiedlenia, wypędzenia i ucieczki 1939-1959. Atlas ziem Polski*. Demart S.A., Warszawa 2008.
- Nitschke, Bernadetta: *Wysiedlenie ludności niemieckiej z Polski w latach 1945-1949*. Wyższa Szkoła Pedagogiczna im. Tadeusza Kotarbińskiego Zielona Góra, 1999.
- Scholz, Stephan; Röger, Maren; Niven, Bill (Hrsg.): *Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung. Ein Handbuch der Medien und Praktiken*. Ferdinand Schöningh Paderborn, 2015.

¹⁵ Zit. nach: Maren Röger, Stephan Scholz: *Fotografien*. In: wie Anm. 1, S. 153.

Dotychczasowy stan badań oraz *novum* w zakresie użycia i interpretacji fraz¹

Niniejsza pozycja stanowi zbiór pierwszej z trzech części referatów wygłoszonych podczas V międzynarodowej konferencji „Linguistische Treffen in Wrocław” [Spotkania Lingwistyczne we Wrocławiu] w 2014 roku, której tematem przewodnim było użycie struktur i interpretacja fraz. W ubiegłych latach poruszano takie kwestie jak lingwistyka w strukturach interdyscyplinarnych (2011), fundamenty lingwistyki (2007), natomiast serii *extra muros* poświęcono aż dwa spotkania (2009 i 2010). Konferencja odbywa się co dwa lata i za każdym razem traktuje o tendencjach i kierunkach rozwoju współczesnej lingwistyki (przede wszystkim w ujęciu germanistycznym).

Na początku tomu znajduje się przedmowa od wydawców, którzy zapowiadają, że znajdziemy w nim zagadnienia od ogólnej problematyki fraz, poprzez ich definicję i budowę aż po ich semantykę i pragmatykę. Potwierdzają to dwadzieścia cztery artykuły naukowe napisane w języku niemieckim, które niniejszy tom zawiera. Pierwsze trzy poświęcone są świętej pamięci profesorowi Eugeniuszowi Tomiczkiemu, któremu owa publikacja jest dedykowana, natomiast pozostałe mieszczą się w ramach tematycznych, przy czym zdecydowana ich większość porusza zjawisko frazeologii. Jak dowiadujemy się z referatu Renaty Nadobnik, od lat jest ono bardzo często podejmowanym tematem – powstało bowiem ponad trzysta prac naukowych o parach językowych i dwadzieścia siedem słowników niemiecko-polskich. Na ostatnich stronach pozycji znajdują się abstrakty wszystkich artykułów w języku angielskim.

Tom otwiera artykuł Iwony Bartoszewicz, profesor i obecnej dyrektor Instytutu Filologii Germańskiej Uniwersytetu Wrocławskiego, kierownika Zakładu Języka Niemieckiego. Na czterech stronach szkicuje ona postać profesora Eugeniusza Tomiczki, uprzedniego dyrektora IFG (02.2006 – 12.03.2013), a także prodziekana Wydziału Filologicznego (przez dwie kadencje), dziekana WF (przez jedną kadencję), założyciela i kierownika Zakładu Lingwistyki Stosowanej, a także jednego z głównych mentorów konferencji LTW, jako osobę o szerokich zainteresowaniach naukowych, a przy tym człowieka o wielkim sercu i ogromnej cierpliwości, który potrafił inspirować, odpowiednio motywować i zapalać do działania nie tylko swoich kolegów z pracy, ale także studentów. Z następnego artykułu dowiadujemy

¹ Phrasenstrukturen und -interpretationen im Gebrauch I [Struktura i interpretacja fraz w użyciu I] red. Iwona Bartoszewicz, Joanna Szczęk, Artur Tworek. Wrocław, Drezno: Neisse 2014, 271 s. ISSN 2084-3062.

się, że prof. Tomiczek był nie tylko pragmalingwistą zajmującym się lingwistyką porównawczą (język polski i niemiecki), socjolingwistyką, grzecznością w języku, glottodydaktyką, czy teorią aktów mowy, ale także znawcą kulturowych stosunków polsko-niemieckich, zaangażowanym w badania nad obszarem Śląska. Marek Hałub i Anna Mańko-Matysiak, profesorowie w Zakładzie Kultury Krajów Niemieckojęzycznych i Śląska w Instytucie Filologii Germańskiej Uniwersytetu Wrocławskiego, podkreślają w swoim artykule rolę prof. Tomiczka w projektach śląskoznawczych, m.in. w „Śląskiej Republice Uczonych”, natomiast Alina Jurasz, Elżbieta Kucharska-Dreiß i Hanna Gondek przygotowały obszerny, bo aż ośmiostronicowy spis jego osiągnięć, dzieląc je m.in. na monografie, eseje, podręczniki i dysertacje, które profesor recenzował, bądź pełnił obowiązki opiekuna naukowego².

Kolejne artykuły stanowią naukową refleksję nad istotą i użyciem fraz w języku mówionym i pisanym. Alina Jurasz (Uniwersytet Wrocławski) i Danuta Rytel-Schwarz (Uniwersytet w Lipsku) zbadały zjawisko grzeczności w języku na przykładzie komunikacji e-mailowej. Korpus złożony z 298 polskich i 221 niemieckich e-maili otrzymanych od studentów stał się dla autorek podstawą do analizy występowania poszczególnych fraz od zwrotu do adresata na początku wiadomości elektronicznej po jego zakończeniu i podpis. Przytaczane przykłady to szeroka gama wariantów mniej lub bardziej zgodnych z regułami grzeczności w języku, które pozwalają wnioskować, że konwencja pisania wiadomości e-mail w języku polskim różni się od tej w języku niemieckim (np. w kwestii użycia tytułu naukowego czy nazwiska odbiorcy). Nieco głębiej zjawisko grzeczności omawia Silvia Bonacchi z Instytutu Komunikacji Specjalistycznej i Interkulturowej Uniwersytetu Warszawskiego w swoim artykule pt. „(Un) Höflichkeitsforschung im interkulturellen Vergleich: Stand, Ausblick, Perspektiven” [Badania nad (nie)grzecznością w porównaniu interkulturowym: stan, ujęcie, perspektywy]. W obliczu globalizacji, rozwoju nowych mediów i portali społecznościowych autorka wskazuje nowe perspektywy badawcze opisywanego zjawiska, które wzbudza szerokie zainteresowanie nie tylko wśród językoznawców, ale także wśród psychologów, badaczy historii i kultury języka oraz socjologów, którzy badają poszczególne aspekty w sposób często dalece odbiegający od perspektywy językoznawczej. Katrin Ankenbrand, lektorka reprezentująca Niemiecką Służbę Wymiany Akademickiej (niem. DAAD) w Instytucie Filologii Germańskiej Uniwersytetu Wrocławskiego koncentruje swoje badania na analizie dwóch rodzajów form wyrażania wdzięczności w języku niemieckim: podziękowanie wzbogacone o dobre słowo oraz podziękowanie w formie napiwku. W swoim artykule dochodzi do wniosku, że oba rodzaje podziękowania są zautomatyzowane i społecznie wyuczone, jednak towarzyszą im również emocje.

Frazy, będące grupą powiązanych ze sobą wyrazów, tworzą w języku niemieckim złożenia (niem. Komposita), które mogą przybierać różną postać: idiomu, cytatu, tytułu itp. „Słowotwórstwo frazowe”³ jest zjawiskiem morfologicznym, które wy-

² Spis dorobku prof. Tomiczka dostępny jest również na stronie Instytutu Filologii Germańskiej Uniwersytetu Wrocławskiego: http://www.ifg.uni.wroc.pl/persons/4/4-10/download/Eugeniusz_Tomiczek_biogram.pdf

³ Z języka niemieckiego: „Phrasenkomposita”.

stępuje w języku niemieckim i nie ma swojego odpowiednika w języku polskim (np. der Die-Katze-im-Sack-kaufen-Effekt – rezultat kupowania kota w worku). Anna Dargiewicz z Uniwersytetu Warmińsko-Mazurskiego w Olsztynie dokonuje w swoim artykule analizy hybryd językowych, tj. złożeń powstających z połączenia elementów obcych z rdzennymi, co według autorki tekstu staje się nadzwyczaj popularne w dobie rosnącego wpływu języka angielskiego na język niemiecki – wzrost tej tendencji zaobserwować można nie tylko w mediach, ale również w życiu codziennym, w którym posługiwanie się tego typu złozeniami postrzegane jest jako modne (np. Learning-by-doing-Technik – technika uczenia się, która polega na uczeniu się poprzez działanie czy też pleonazm Fair-Play-Spiel – gra fair play).

Frazy w ujęciu syntaktycznym mogą zajmować różne pola w zdaniu. Daniela Elsner, profesor lingwistyki germańskiej na Uniwersytecie w Lipsku, bazując na teorii Wolfganga Imo, analizuje występowanie fraz w tzw. Nachfeld, czyli w ostatnim polu według topologicznej analizy pól w linearnej strukturze zdania. Na licznych przykładach udowadnia, że zarówno u dzieci jak i u dorosłych najczęściej na tej pozycji pojawiają się frazy przysłówkowe i przyimkowe.

Jarosław Aptacy z Uniwersytetu Adama Mickiewicza w Poznaniu w swoim artykule pt.: „Phrasenstruktur und Genitiv der Negation im Polnischen – Anzeichen eines Sprachwandels?” [Struktura frazy i dopełniacz po negacji w języku polskim – oznaka zmiany językowej?] zadaje pytanie, w jakim przypadku powinna występować fraza w bierniku po negacji. W wielu językach słowiańskich (np. rosyjskim, ukraińskim czy słowackim) dostrzegalna jest skłonność do używania dopełniacza, jednakże powołując się na Hannę Jadacką i Krystynę Pisarkową, autor podkreśla tendencję w języku polskim do wypierania dopełniacza za pomocą biernika, co intuicyjnie zdaje się brzmieć obco (np. *Nie możemy to ignorować* zamiast *Nie możemy tego ignorować*).

W tekstach Grażyny Strzeleckiej z Instytutu Germanistyki przy Uniwersytecie Warszawskim, Georga Schuppenera z Uniwersytetu w Lipsku, Věry Höpperovej z Wyższej Szkoły Ekonomicznej w Pradze i Magdaleny Lisieckiej-Czop z Uniwersytetu Szczecińskiego znajdziemy analizy najczęściej używanych fraz w językach specjalistycznych. Strzeleckiej jako korpus do badań posłużyła prasa gospodarcza z przełomu XIX i XX wieku ze szczególnym uwzględnieniem takich dziedzin jak handel, przemysł, rynek pracy i finanse. Autorka dzieli przykłady fraz na te, które wyszły z użycia, te, których znaczenie uległo zmianie i te, które po stu latach zachowały swój pierwotny sens. Zauważa również, że dziennikarze mają skłonność do tworzenia nowych fraz, które nie nadają tekstowi „podmuchu fachowości” (jak twierdzą), a tylko utrudniają jego zrozumienie. Artykuł Schuppenera traktuje z kolei o języku prawniczym ze szczególnym uwzględnieniem języka członków partii skrajnie prawicowej, który autor nazywa językiem schematycznym, tzn. takim, w którym można wyróżnić pewne schematy, np. argumentacji. Analizując korpus zgromadzony w oparciu o forum internetowe (www.nationale-revolution.net) autor zauważa, że w formułowaniu powitań i pożegnań dominuje nawiązanie do językowych schematów z okresu narodowego socjalizmu i Trzeciej Rzeszy. Oprócz tego w wielu życzeniach (np. świątecznych) dostrzegalna jest skłonność nawiązywania do tradycji Germanów i niemieckiej mitologii oraz odrzucenie religii chrześcijańskiej. Nicolai

Czemplik z Uniwersytetu w Lipsku podejmuje z kolei temat języka (ze szczególnym uwzględnieniem frazeologizmów) z okresu i obszaru byłego NRD, w którym pewne grupy stałych związków wyrazowych znane są jedynie konkretnej grupie społecznej, dla innych są nieznane bądź zupełnie niezrozumiałe.

Höpferova podkreśla w swoim artykule, że 52,4% frazeologizmów (czyli w tym przypadku nieidiomatycznych związków wyrazowych) pochodzi z korespondencji handlowej w stosunkach gospodarczych z zagranicą. Autorka powołuje się głównie na kolokacje, które są swoistego rodzaju mostem pomiędzy frazeologią i nie-frazeologią, a którym w ostatnim czasie poświęca się coraz więcej uwagi⁴. Lisecka-Czop także podkreśla rolę kolokacji w języku marynarzy, którego podstawa jest pochodzenia germańskiego, i który od późnego średniowiecza zasilają zapożyczenia z języka włoskiego, hiszpańskiego, arabskiego, jak i niderlandzkiego i angielskiego. Podobnie do Strzeleckiej autorka dzieli korpus zebranych przykładów na te frazeologizmy z XVIII wieku, które wyszły z użycia, te, które zachowały swoją pierwotną formę i znaczenie i na te, w których dzisiaj dostrzegalna jest zmiana pod względem formalnym bądź semantycznym.

Marginalne traktowanie kolokacji byłoby zatem zgodnie z trafnym tytułem jednej z publikacji Franza-Josefa Hausmanna, a mianowicie: „Wortschatzlernen ist Kollokationslernen”⁵ [Uczenie się słownictwa jest uczeniem się kolokacji] czymś niewłaściwym z punktu widzenia zarówno gramatyki jak i dydaktyki języka obcego.

Jak już wcześniej wspomniałam, niniejszy tom zawiera szereg artykułów traktujących o frazeologizmach w rozumieniu Fleischera, czyli takich, które wykazują cechy idiomatyczności, leksykalizacji, reproduktywności i stabilności⁶. Michail Kotin z Zakładu Gramatyki i Historii Języka Niemieckiego w Instytucie Filologii Germańskiej Uniwersytetu Zielonogórskiego przychyliła się do rosyjskich uczonych z Sowieckiej Szkoły Badań nad Frazeologią, którzy twierdzą, że frazeologia ze swoimi synchronicznymi metodami badań powinna być traktowana jako osobna, samodzielna nauka, a także, że frazeologizacja powinna być stawiana naprzeciw frazeologii jako gotowemu produktowi nominacji frazeologicznej. Renata Nadobnik z Pracowni Badań nad polsko-niemieckimi kontaktami językowymi w Państwowej Wyższej Szkole Zawodowej im. Jakuba z Paradyża w Gorzowie Wielkopolskim przygląda się w swoim artykule zmianie, jaka zachodzi w Polakach i Niemcach w zakresie używania związków frazeologicznych. Obok całkowitej zgodności w parze niemiecko-polskiej (np. Auge um Auge, Zahn um Zahn – oko za oko, ząb za ząb)

⁴ por. Hausmann, Fanz, Josef (2007): *Die Kollokationen in Rahmen der Phraseologie, Systematische und historische Darstellung*, w: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 55, s. 217-234 oraz Kromann, Hans-Peter (1989): *Kollokationen und Phraseologismen in Übersetzungswörterbüchern*, w: Europhras 88. *Phraseologie contrastive*. Actes du Colloque International. Klingenthal/Strasbourg, s. 265-271 i Gläser, Rothe (1986): *Phraseologie der englischen Sprache*. Tübingen.

⁵ Hausmann, Franz, Josef (1984): *Wortschatzlernen ist Kollokationslernen. Zum Lehren und Lernen französischer Wortverbindungen*, w: *Praxis des neusprachlichen Unterrichts* 31, s. 217-234.

⁶ por. Fleischer, Wolfgang (1997): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.

autorka wskazuje na lustrzane odbicie niemieckich frazeologizmów w polskich odpowiednikach (np. auf Leben und Tod – na śmierć i życie), a także na jednostronną niezgodność w ekwiwalencie polskim (np. ohne Rast und Ruh – bez przerwy) – w ten sposób Nadobnik podkreśla wagę zjawiska w translatoryce oraz dydaktyce. Również Hanna Kaczmarek z Akademii im. Jana Długosza w Częstochowie nawiązuje w swoim artykule pt. „Zum phraseologischen Bild der Emotion FREUDE in zweisprachigen deutsch-polnischen Lernbüchern” [O frazeologicznym obrazie emocji RADOŚĆ w dwujęzycznych niemiecko-polskich podręcznikach] do znaczości frazeologii w nauczaniu języka niemieckiego jako języka obcego. Autorka wzięła pod lupę dwa słowniki: polsko-niemiecki i niemiecko-polski Hueber (2012), a także niemiecko-polski słownik Teresy Mrozowskiej (2011), przy czym głównym przedmiotem badań były frazeologizmy zawierające leksemem *Freude* [radość], których liczba w słownikach okazała się bardzo znikoma.

Ciekawy problem we frazeologii porusza Mariusz Frąckowiak z Uniwersytetu Opolskiego poświęcając swój artykuł fenomenowi anty-przysłów, czyli przysłowiom zmodyfikowanym na potrzebę uzyskania określonego efektu, np. komizmu bądź ironii – stąd też owy zabieg często nazywany jest frazeologiczną modyfikacją. Autor wymienia trzynaście jej typów i podkreśla, że ma ona istotny wpływ na jakość tekstu – świadczy bowiem o jego nowoczesności i niebanalności przez co opisywane zjawisko zyskuje na popularności, szczególnie w dziedzinie reklamy. Z tekstu Agnieszki Poźlewicz z Uniwersytetu Adama Mickiewicza w Poznaniu dowiadujemy się natomiast o tym, które frazy mogą posłużyć jako tekstowe uwydatnienie bądź wzmocnienie. Równie przykuwającym uwagę tekstem jest przyczynek Janusza Pociaska z Uniwersytetu Karola Wielkiego w Bydgoszczy, który w swojej analizie koncentruje się na frazeologizmach pojawiających się w tytułach referatów i artykułów naukowych. Ich funkcja okazuje się być jednak niejednoznaczna – raz frazeologizmy te są parafrazą tekstu, innym razem nieznacznie nawiązują do jednego, specyficznego aspektu tekstu, bądź też wcale nie przyczyniają się do zrozumienia tematu i wymagają uzupełnienia lub ograniczenia. Niezaprzeczalnym pozostaje jednak fakt, iż tytuł, który je zawiera, staje się automatycznie atrakcyjniejszy dla potencjalnego czytelnika. Na tę technikę zdają się powoływać Joanna Szczek i Marcelina Kałasznik z Instytutu Filologii Germańskiej Uniwersytetu Wrocławskiego, nadając swojemu artykułowi tytuł: „*Der Mensch lebt nicht vom Brot allein – Trophotismen im deutschen Phraseolexikon*” [*Nie samym chlebem żyje człowiek – kulinaryzmy w niemieckim leksykonie frazeologicznym*]. Jest to jedyny tekst w całym tomie zawierający cytaty w języku polskim wplecione w tekst niemiecki, które w sposób oddziaływujący na zmysły tłumaczą powód, dla którego autorki podjęły ten dotąd rzadko poruszany w językoznawstwie temat.

W niniejszym tomie swoje miejsce znalazły również dwa artykuły, które ukazują frazy duńskie w ujęciu konfrontatywnym i kontrastywnym do języka niemieckiego. Andrzej Szubert z Katedry Skandynawistyki na Uniwersytecie im. Adama Mickiewicza w Poznaniu dochodzi do wniosku, że porównując leksem *tid* i *Zeit* [czas] w użyciu frazeologicznym między oboma językami zauważamy więcej podobieństw niż różnic. Michał Smułyński z Pracowni Skandynawistyki w Instytucie Filologii

Germańskiej Uniwersytetu Wrocławskiego porusza natomiast problematykę okolicznika miejsca, który w języku niemieckim jest rozumiany w sposób dwoisty – tzn. *Situativergänzung* (kiedy zadajemy pytanie: „gdzie?” i gdy mamy do czynienia z czasownikami stanu, np. być) i *Direktivergänzung* (gdzie pytamy: „dokąd?” i bierzemy pod uwagę czasowniki przemieszczenia, np. iść). W języku polskim podział ten nie jest widoczny, natomiast w języku duńskim autor artykułu szczególną uwagę poświęca tym czasownikom, które rządzą oboma okolicznikami, a decydującymi elementami w zdaniu są przysłówki kierunku.

Tom V międzynarodowej konferencji LTW zamyka krótki artykuł Marka Halo i Richarda Rothenhagena z Masarykova Univerzita w Brnie traktujący o nowości wydawniczej, jaka ukazała się w Republice Czeskiej, mianowicie o VI tomie serii „Český jazykový atlas”, którego tematem przewodnim jest słownictwo dotyczące roślin i zwierząt. Całość napisana jest w języku niemieckim – jedynie streszczenia poszczególnych rozdziałów zredagowano w języku czeskim.

Podsumowując przedstawiony zarys wszystkich artykułów, należy uznać recenzowaną publikację za godną uwagi. Autorzy tekstów postarali się o heterogeniczny obraz fraz, rzadko bazując na obecnym stanie wiedzy, a stawiając na innowacyjność. Ze względu na szerokie spektrum omawianych badań i wnioski zaprezentowane w przyczynkach, niniejszy tom niezaprzeczalnie ma charakter uniwersalny – może zatem posłużyć do dalszych celów naukowych oraz badawczych.

Bibliografia

- Fleischer, Wolfgang (1997): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.
Gläser, Rothe (1986): *Phraseologie der englischen Sprache*. Tübingen.
Hausmann, Franz, Josef (1984): *Wortschatzlernen ist Kollokationslernen. Zum Lehren und Lernen französischer Wortverbindungen*, w: *Praxis des neusprachlichen Unterrichts* 31, s. 217-234.
Hausmann, Franz, Josef (2007): *Die Kollokationen in Rahmen der Phraseologie, Systematische und historische Darstellung*, w: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 55, s. 217-234.
Kromann, Hans-Peter (1989): *Kollokationen und Phraseologismen in Übersetzungswörterbüchern*, w: *Europhras* 88. *Phraséologie contrastive. Actes du Colloque International*. Klingenthal/Strasbourg, s. 265-271.

Błogosławieństwo i przekleństwo pamięci¹

Przygotowana przez Marię Kłańską monografia jest wynikiem wieloletniego obcowania z Rose Ausländer – austriacką autorką o żydowskich korzeniach. Do owego dialogu, prowadzonego na wielu płaszczyznach, wszak Ausländer to „uniwersum poezji”, otwartych pytań i nierozstrzygniętych sporów, zostaje wciągnięty także czytelnik. Nie może być zresztą inaczej, skoro twórcy koncepcji intertekstualnych, wśród nich przede wszystkim Julia Kristeva i Roland Barthes, za istotę dzieła literackiego uznali właśnie dialogiczność. Najpierw z szeroko pojętą tradycją literacko-filozoficzną przyjdzie zmierzyć się samemu autorowi, a gdy dzieło jego życia jest już gotowe, zaczyna ono czerpać życiodajną moc z interakcji z czytelnikiem.

W myśl podziału zaproponowanego przez Gérarda Genette’a studium krakowskiej germanistki jawi się jako modelowy przykład intertekstu, metatekstu i paratekstu. Po pierwsze, autorkę cechuje imponująca erudycja. Jej narracja to wielogłos, na który składają się liczne cytaty, nawiązania, odniesienia, aluzje. Po drugie, prace krytycznoliterackie nie istnieją bez wyzwajających je aktów. Na intertekstualnej osi czasu Rose Ausländer poprzedza wysiłek badaczy jej twórczości, co oznacza, że pełniejsze zrozumienie omawianych w książce problemów umożliwią czytelnikowi dopiero odpowiednie kompetencje kulturowe. W tym konkretnym wypadku będzie to choćby pobieżna znajomość życia i dzieła austriackiej poetki – rzecz pomocna w ukontekstowaniu rozważań Kłańskiej pomimo ich ewidentnie popularyzatorskiego charakteru. Po trzecie w końcu, istnieje wspólny mianownik dla książek i obrazów. Jedne i drugie posiadają bowiem ramy. W literaturze ich rolę pełnią tytuły, podtytuły, dedykacje, motta, przedmowy i posłowia, ilustracje, noty odautorskie i uwagi wydawcy, robocze notatki i szkice. Czytelnik nie zdąży jeszcze zapoznać się z pierwszym zdaniem danego utworu, a już uwikłany jest w żywy spór z jego autorem (bohaterem) i reprezentowanym przez niego światopoglądem. Taka definicja paratekstu, a więc tego, co Genette określa mianem peryferii tekstu, otwiera przed czytelnikiem książki Kłańskiej szerokie możliwości interpretacyjne. „Wszelkie peryferie tekstu są »niewątpliwie jednym z najbardziej uprzywilejowanych obszarów pragmatycznego wymiaru dzieła, to jest jego oddziaływania na czytelnika«”². W wypadku omawianej

¹ Recenzja książki Marii Kłańskiej, *Między pamięcią a wyobraźnią. Uniwersum poezji Rose Ausländer*, Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT 2015, 419 S.

² Jolanta Dygul, *Parateksty polskich przekładów z literatury włoskiej w czasach stalinowskich*, „Italica Wratislaviensia” 2010, nr 1, s. 80.

tu książki symbolicznego wymiaru tekstu i – co za tym idzie – jego bogatej egzegezy dowodzą tytuł, podtytuł i dedykacja.

Już sam tytuł monografii – *Między pamięcią a wyobraźnią* – jest bardzo frapujący. Wydaje się, że podjęte na jej kartach rozważania mogą stanowić refleks sporu prowadzonego z przedstawicielami francuskiej szkoły historycznej Annales. Na myśl przychodzi poczynione przez Jacquesa Le Goffa rozróżnienie między pamięcią a historią. Polaryzacja przywołanych podejść wobec przeszłości, a więc (inter)subiektywnej pamięci będącej głosem wykluczonych z jednej, jak i materiałów źródłowych i archiwów w łonie środowisk, które zdominowały dyskursy historyczne, z drugiej strony, pokrywa się do pewnego stopnia z kategoriami wyodrębnionymi przez Kłańską. Preferowane przez Le Goffa i Kłańską pojęcia są wprawdzie odmienne, to jednak stanowiska i treści częściowo zbieżne.

Refleksje Ausländer na temat pamięci i historii wydają się do pewnego stopnia pokrywać z zaproponowanymi przez Nietzschego rozwiązaniami. Dodajmy: w rozwiązaniach tych tkwi klucz nie tylko do zrozumienia dwudziestowiecznych teorii historiozoficznych, także badacze pamięci społecznej, od Halbwachsa po Assmannów, szukali u niemieckiego filozofa wsparcia dla swych rewolucyjnych tez. Rzecz dotyczy określonego stosunku do historii, przy czym przyszłość zarezerwowana jest wyłącznie dla jednostek i grup, którym uda się przezwyciężyć historię. Chodzi o umiejętność uwolnienia się od tego, co było, i o zaangażowanie sił w kształtowanie współczesności i przyszłości. Gdyby przenieść ów pogląd na życie jednostki, okazałoby się, że dopiero niepamięć o traumatycznych doświadczeniach pozwala żyć. Innymi słowy: tylko ten, kto posiadał sztukę zapominania, potrafi się jeszcze uśmiechać. Uwidaczniają się tu pozytywne strony zapominania lub negatywne pamiętania. Trójczłonowa relacja między historią, pamięcią i zapomnieniem, tak silnie obecna w twórczości Ausländer, usprawiedliwia pytanie, czy poetka, której udało się przetrwać Zagładę, chciała zapomnieć o Shoah, czy też jako reprezentantka zdziesiątkowanego narodu żydowskiego zobowiązana była złożyć świadectwo prawdzie? Z pewnością jedno i drugie. Poza pamięcią jako idealizacją czy łudzącym wyobrażeniem pojawia się u niej rodzaj moralnego prawa i ostrzegającego głosu: biorąc na siebie ciężar pamiętania, nie pozwala się członkom wymordowanej społeczności umrzeć po raz wtóry. Zgodzić się bowiem trzeba, że niepielegnowanie pamięci o umarłych, wymazanie ich z ludzkich serc i umysłów jest straszniejsze i okrutniejsze od samego czysto fizycznego zgonu. Gdyby nie pamięć o przodkach, nie byłoby cywilizacji. „Cechą każdej kultury ludzkiej jest szacunek wobec śmierci i kult zmarłych, w którym wyraża się ludzka tęsknota do nieśmiertelności”³. Jednocześnie pamięć o piekle na ziemi musi się odbić na szczęściu osobistym, potęguje bowiem stany depresyjne i bezsenność, rodzi koszmary i lęki. Tragiczne żniwa zbierają poobozowe następstwa chorobowe – jednostka staje się wtedy ofiarą wspomnień, najlepiej dla niej byłoby jak najszybciej uwolnić się od prześladowających obrazów z upiornej przeszłości. „Istnieją pewne granice przeżyć ludzkich i bezkarnie nie można ich przekraczać; jeśli się to

³ Antoni Kępiński, *Refleksje oświęcimskie*, wybór i wstęp Zdzisław Jan Ryn, Kraków 2005, s. 24.

stanie, gdy wyjdzie się »poza«, wówczas już nie ma powrotu do dawnego. Zmienia się coś w zasadniczej strukturze; człowiek już nie jest ten sam, co kiedyś⁴. Można zatem stwierdzić, że swymi wierszami Ausländer wpisuje się w trwający od zarania dziejów dyskurs pamięci, że tworzy „pamięć poetyczną”⁵ jako alternatywę dla pamięci kolektywnej. Jej refleksyjna poezja ma sens o tyle, o ile nie pozwala zapomnieć o tym, co się wydarzyło. Istnieje jednak druga strona medalu. Trzeba być zdolnym do odwrócenia perspektywy: ażeby móc żyć, należy zapomnieć. Czy nie dałoby się w tym kontekście uznać zapomnienia za pewną formę ucieczki, do czego zresztą prowokuje silna identyfikacja Ausländer z Odyseuszem? Gdyby odwołać się do psychoanalizy, błędzący przez wiele lat po morzach bohater greckiego eposu jawiłby się nie jako ten, któremu los nie sprzyjał czy utrudniał powrót do żony i syna, lecz ten, który nieświadomie przed nimi uciekał bądź sam powrót w rodzinne strony odwlekał.

Za znak o bogatym symbolicznym potencjale należy uznać podtytuł omawianej pracy: *Uniwersum poezji Rose Ausländer*. Ten wielce obiecujący podtytuł zwraca uwagę na uniwersalny charakter czy też totalny wymiar dzieła poetki. Z pewnością jej wiersze, tłumaczone przez Leszka Szarugę i Ryszarda Wojnakowskiego, obejmują kosmos idei, z których każda wymaga osobnego opracowania. Wprawdzie studium Kłańskiej przybliża jedynie ich wybór, to i tak szacunek budzi skala filozoficznych dociekań Ausländer. W ich świetle iluzoryczna bądź utopijna okaże się każda próba kompleksowego ujęcia dzieła poetki, zamknięcia jej w jakiejś ostatecznej formule. Dlatego strategia, aby oprzeć rozważania na kilku kluczowych zagadnieniach, wydaje się najbardziej trafna. Raz, że zadanie to nie przekracza możliwości badacza, dwa, unika się w ten sposób niepotrzebnych, choć z pewnością kuszących i poręcznych uproszczeń, a więc nie działa się na szkodę twórcy. Kronikarski obowiązek zmusza do odnotowania, że Kłańska odnosi się, mniej lub bardziej obszernie, do następujących kompleksów tematycznych: pamięć i jej różne warianty (np. idealizacja przeszłości, w tym dzieciństwa; ucieczka w mityczne i archetypiczne obrazy; pamięć autobiograficzna), Shoah, ojczyzna, tożsamość, wygnanie / emigracja, religia, filozofia języka, ideowy testament Platona, Spinozy i Brunnera. W końcu zaletę omawianej książki dopełnia fakt, że Kłańska nie ogranicza się do suchego podziału twórczości Ausländer na fazy i zakresy tematyczne, lecz sytuuje je również na tle ówczesnych realiów i historycznych wydarzeń. Dzięki tej niepowtarzalnej okazji odbycia swoistej podróży w czasie czytelnik dociera do miejsc, których próżno by dziś było szukać na mapie. Przy okazji więc dowiaduje się znacznie więcej, aniżeli sugerowałby sam tytuł pracy. Owo bogate ukontekstowanie życia i dzieła Ausländer dokumentuje bogata, sporządzona przez Kłańską bibliografia przedmiotowa.

W teorii o znakowych (semiotycznych) podstawach kultury wpisuje się dedykacja. Dla uważnego czytelnika okaże się ona prawdziwą skarbnicą wiedzy. Lepszemu wyeksplikowaniu dedykowanych matce słów winien posłużyć ich zapis w pełnym brzmieniu: „Pamięci Anny Kłańskiej z domu Śliz, mojej najdroższej Matki i Przy-

⁴ Tamże, s. 114–115.

⁵ Klaus Werner, *Bukowina und (k)ein Ende*, w: tenże, *Schriftsteller und Gesellschaft. Beiträge zu 'östlichen' deutschen Literaturen*, Dresden – Wrocław 2011, s. 184.

jaciółki, z którą prowadziłam nieraz rozmowy o Rose Ausländer”. Nadmieniono już wcześniej, że publikacja Kłańskiej ma ambicje popularyzatorskie. Jej celem było nie tylko skreślenie portretu i zaprezentowanie dzieła austriackiej poetki przez pryzmat wybranych kompleksów tematycznych, co także przybliżenie jej polskiemu czytelnikowi. Gdy jeszcze da się zrozumieć nieobecność Ausländer na polskim rynku wydawniczym, to już z pewnością dziwić czy wręcz razić musi jej niemal całkowita nieznajomość wśród polskich germanistów. Dość powiedzieć, że przekładano ją na język polski jak dotąd tylko trzy razy.⁶ A przecież austriacka poetka ma na swoim koncie ok. 2500 napisanych wierszy i dokładnie 30 opublikowanych tomików. „O jej twórczości ukazały się w Niemczech, Austrii, USA i innych krajach dziesiątki monografii, rozpraw doktorskich i habilitacyjnych (...). Tymczasem w Polsce nie ma ani jednej monografii, ani jednej obszerniejszej i mającej większe ambicje naukowe pozycji na temat jej dzieła” (s. 10). Z jednej strony nie istnieje więc coś takiego jak polska recepcja Ausländer, i zabiegi popularyzatorskie Kłańskiej czasu bynajmniej nie cofną, z drugiej zaś krakowska germanistka informuje w dedykacji o prowadzonych z matką przez wiele lat rozmowach na temat wierszy Ausländer. Dotykamy tu zjawiska recepcji w jego ulotnym, kruchym, nieweryfikowalnym kształcie. Można powiedzieć, że recepcja dokonuje się na trzy sposoby. Jawne i ukryte zapożyczanie cudzych myśli sprowadza się do sposobu kodowania informacji. Podczas gdy pierwsze nie budzi wątpliwości co do zapożyczeń (np. opatrzone cudzysłowem cytaty), w drugim przemilcza się źródła inspiracji: stąd zawoalowany, meandryczny, podskórny charakter transferu idei. Tym dwóm rodzajom recepcji towarzyszy jeszcze trzecia forma obcowania z cudzą myślą. Można ją przyrównać do pozostawionych na piasku śladów, które zatrze bezpowrotnie nadchodząca fala. Taki sam ulotny i nienamacalny charakter nosi wiele świadectw recepcyjnych, wśród których miejsce szczególne zajmują rozmowy. Faktu, że w prowadzonych na przestrzeni lat dyskusjach przewijało się nazwisko Ausländer, nie odnotowuje żadna kronika. A przecież niezbity to dowód na żywotność jej idei i obecność w polskiej kulturze. Można więc stwierdzić, że Kłańska składa materialne i niematerialne świadectwo transferu kulturowego. Swą książką dokumentuje materialny wymiar owych procesów, swą dedykacją z kolei przypomina o niezwykle istotnych, choć jednocześnie ulotnych śladach twórczego obcowania z podchwyconymi myślami.

Studiowanie utworów Ausländer pozwala odkryć związki łączące matkę (*Mutter*), macierze (*Mutterland*) i język macierzysty (*Muttersprache*). Czysto lingwistyczne uwarunkowania czy też zbieżności językowej natury czynią z pojęć fenomeny, dają podstawy do sformułowania tezy o ich ideowym pokrewieństwie. Jest to jeden z kluczowych rozdziałów w życiu i jeden z ważniejszych kompleksów tematycznych w twórczości Ausländer – niemieckojęzycznej autorki o żydowskich korzeniach i kilku paszportach (austriackim, niemieckim, amerykańskim). Fascynujące i jednocześnie niezwykle skomplikowane były jej życiowe losy. To samo zresztą tyczy się

⁶ Rose Ausländer, *25 wierszy*, przeł. Leszek Szaruga, Szczecin 1994; też, *W kotle czarownic. Wybór poezji*, wybrał i przeł. Andrzej Pańta, Katowice 1995; też, *Głośne milczenie. Schallendes Schweigen*, wybrał i przeł. Ryszard Wojnakowski, Wrocław 2008.

miejsca jej dzieciństwa, kolorowego bazaru kultur przeistoczonego w ciągu zaledwie kilku lat przez hitlerowski i stalinowski reżim w monokulturę. Poetka przyszła na świat w Czerniowcach, a więc w wysuniętej najbardziej na wschód prowincji Monarchii Austro-Węgierskiej. Dorastała w otoczeniu wielu kultur i języków, grup narodowościowych i etnicznych. Niczym mantrę powtarzała, że Prut mówi czterema (pięcioma lub sześcioma) językami. Stolicę Bukowiny czy, jak zwykło się wówczas mawiać, „małego Wiednia” zamieszkiwali bowiem – zgodnie ze spisem ludności z roku 1910 – w kolejności od największej do najmniejszej grupy Żydzi, Ukraińcy (Rusini), Polacy, Rumuni, Niemcy. Niewielkie wspólnoty tworzyli Rosjanie, Węgrzy, Czesi, Ormianie, Romowie.⁷ Owa różnorodność stała się nieodłączną cechą biografii poetki: pisała wiersze – nieczęsta to sytuacja – po niemiecku i angielsku, wielokrotnie zmieniała kraje przebywania. W tym ostatnim przypadku trzeba dodać, że nawet wtedy, gdy nie ruszała się z miejsca, zmieniał się kraj zamieszkania. Rzecz dotyczy skomplikowanej historii krajów Europy Środkowo-Wschodniej, przechodzących zwłaszcza w wyniku obu wojen światowych z rąk do rąk. Autorka urodziła się na Bukowinie austriackiej, mieszkała przez jakiś czas na Bukowinie rumuńskiej i radzieckiej. Śmierć Ausländer w 1988 roku nie pozwoliła jej doczekać rozpadu sowieckiego imperium i przyłączenia ojczyzystych stron do Ukrainy. Częsta zmiana politycznego statusu Bukowiny, a w konsekwencji tułaczka życie, wygnanie i emigracja sprawiły, że trzeba było przedefiniować swoje podejście do tożsamości i ojczyzny. Gdy ta ostatnia sprowadzała się do języka rodzimego, a więc niemieckiego, wówczas należało go w sobie jako język morderców zagłuszyć (*Muttersprache* = *Mördersprache*). Związki łączące ojczyznę i język okazały się jednak na tyle silne, że Ausländer – po znalezieniu w języku angielskim antidotum na kryzys – powróciła do pisania po niemiecku. W tym wypadku jej życie zatoczyło mityczne koło. Zgoła inaczej prezentowała się ojczyzna, jeśli podstawą jej określenia miało być pochodzenie. Tu do głosu dochodziła niewątpliwie tradycja żydowska i austriacka. Wprawdzie jedna (np. sztetle) i druga (ck-monarchia) bezpowrotnie zniknęły, to jednak ożywały we wspomnieniach i wierszach. W konsekwencji Ausländer stała się m.in. jednym z wielu piewców tzw. mitu Austrii, idealizującego czasy rządów i samą postać Franciszka Józefa. Istnieje co najmniej jeszcze jedno obecne w twórczości poetki spojrzenie na ojczyznę. Gdy sytuacja geopolityczna najpierw zmuszała do opuszczenia stron rodzinnych, a następnie pozbawiała możliwości powrotu, należało jako wygnaniec i emigrant po raz kolejny odnieść się do własnych korzeni. Ausländer uznała, że ojczyznę określa nie geografia, lecz aura. W ten sposób nigdy nie można być jej pozbawionym; tak samo jak nie można być wypędzonym z raj. Gdy dojdzie do utraty kraju, zaczyna się go nosić w sercu. Taka definicja ojczyzny winna być szczególnie bliska Polakom – narodowi pozostającemu przez ponad sto lat bez własnego państwa. W gruncie rzeczy przemawia ona jednak do wszystkich wypędzonych i przesiedlonych. W tego rodzaju kryzysowych momentach ból po utracie czegoś lub kogoś bliskiego należy przekuć w duchową siłę. Uczyniła tak Marion Dönhoff,

⁷ Inaczej prezentował się skład ludności zamieszkującej całą Bukowinę. Najliczniejsi byli Rusini, następnie Rumuni, Żydzi, Niemcy, Polacy, Węgrzy.

której przyszło opuścić na zawsze rodzinną posiadłość Friedrichstein w Prusach Wschodnich: „A może to najwyższy stopień miłości: kochać – nie posiadając”⁸.

Ausländer wciela się w rolę propagatora mitu Austrii w ogóle i mitu Wschodu w szczególności. W przypadku autorów żydowskiego pochodzenia jest to dość zrozumiałe, wszak Bukowina w okresie międzywojennym mimo coraz bardziej skrajnego antysemityzmu i radykalizowania się postaw nacjonalistycznych wydawała się po latach w porównaniu z Holocaustem niemal czymś błogim. Owa idealizacja pogranicza między Europą a Azją miała również swoją polską tradycję. Lwów i Wilno zostały wyniesione w naszej pamięci historycznej do rangi *sacrum*, miejsc pamięci o kluczowym dla narodowej tożsamości znaczeniu. Już sam Piłsudski porównał niegdyś Polskę z obwarzankiem, sugerując, że to, co najbardziej wartościowe, znajduje się właśnie na obrzeżach. Ta sama idea *genius loci*, a w konsekwencji wyższości Galicji czy Bukowiny⁹ nad cywilizacją Zachodu, przewagi mitu nad logosem, religijności i duchowości nad racjonalnością i utylityzmem, pierwotnej jedności nad współczesnymi podziałami, wspólnoty nad społeczeństwem – posługując się terminologią Ferdinanda Tönniesa, przyświecała również Ausländer. Dla niej obraz utraconej ojczyzny sprowadzał się do „szczególnego krajobrazu, szczególnych ludzi”. Tam „baśnie i mity wisiały w powietrzu, wdychało się je” (s. 73).

Dziś z pewnością atmosfery owych czasów i miejsc odtworzyć się nie da, tak samo jako niemożliwa wydaje się narracja o Zagładzie. To jednak nie zwalnia twórców z podejmowania prób choćby częściowego przybliżenia tego, co bezpowrotnie odeszło i co wymyka się ludzkiemu poznaniu. Zadanie to bierze na siebie austriacka poetka, a jej refleksyjna liryka stanowi przekonujący argument w sporze z Adorno i jego słynnym pytaniem, czy można pisać wiersze po Auschwitz.

Bibliografia

- Ausländer Rose, *25 wierszy*, przeł. Leszek Szaruga, Szczecin 1994.
 Ausländer Rose, *W kotle czarownic. Wybór poezji*, wybrał i przeł. Andrzej Pańta, Katowice 1995.
 Ausländer Rose, *Głośnie milczenie. Schallendes Schweigen*, wybrał i przeł. Ryszard Wojnakowski, słowo wstępne Maria Kłańska, Wrocław 2008.
 Dönhoff Marion, *Kindheit in Ostpreußen*, Berlin 1988.
 Dygul Jolanta, *Parateksty polskich przekładów z literatury włoskiej w czasach stalinowskich*, „Italica Wratislaviensia” 2010, nr 1.
 Kępiński Antoni, *Refleksje oświęcimskie*, wybór i wstęp Zdzisław Jan Ryn, Kraków 2005.
 Werner Klaus, *Bukowina und (k)ein Ende*, w: tenże, *Schriftsteller und Gesellschaft. Beiträge zu 'östlichen' deutschen Literaturen*, Dresden – Wrocław 2011.

⁸ Marion Dönhoff, *Kindheit in Ostpreußen*, Berlin 1988, s. 221.

⁹ Warto w tym miejscu przypomnieć, że na Bukowinie żyli i tworzyli w tym samym czasie m.in. Paul Celan, Alfred Margul-Sperber, Moses Rosenkranz, Alfred Kittner, Immanuel Weißglas, Manfred Winkler, Klara Blum, Isaac Schreyer.

Romualda M. Łuczyńskiego nowa książka o uzdrowiskach sudeckich¹

W ostatnich latach tematyka poświęcona dziejom polskich i zagranicznych uzdrowisk podejmowana jest w ujęciu interdyscyplinarnym w różnych polskich ośrodkach naukowych². Dzięki temu pojawiło się cały szereg interesujących i nowatorskich opracowań poświęconych szeroko pojętej kulturze uzdrowiskowej. Przynoszą one informacje o przeszłości i rozwoju kurortów w dawniejszych czasach, jak również przybliżają ich stan, problemy i możliwości rozwoju współcześnie. Autorzy podejmują nie tylko zagadnienia związane z najbardziej znanymi kurortami, ale także przybliżają dzieje zapomnianych uzdrowisk, które w przeszłości przyciągały nieraz setki kuracjuszy i gości poszukujących relaksu i kontaktów towarzyskich.

Wśród obecnie funkcjonujących polskich uzdrowisk do najważniejszych i najczęściej odwiedzanych należą miejscowości położone w regionie sudeckim. Na ich temat powstało już szereg poważniejszych i drobniejszych opracowań o charakterze naukowym, popularno-naukowym, encyklopedycznym. Przynoszą one informacje o funkcjonowaniu kurortów, o zabiegach leczniczych, infrastrukturze uzdrowiskowej, życiu codziennym kuracjuszy, a ponadto o rozmaitych atrakcjach, którymi zachęcano gości do przybycia na leczenie „do wód”. Dominują jednak opracowania dotyczące okresu do wybuchu drugiej wojny światowej, kiedy sudeckie kurorty znajdowały się jeszcze poza granicami państwa polskiego oraz publikacje (nieraz sponsorowane) dotyczące się czasów współczesnych. Natomiast funkcjonowanie uzdrowisk w latach drugiej wojny światowej oraz w pierwszych latach bezpośrednio po zakończeniu działań wojennych nie doczekały się poważniejszych i całościowych opracowań monograficznych.

Romuald M. Łuczyński zdecydował się wypełnić lukę w polskiej historiografii i przygotował monografię, w której zamieścił szereg nieznanych informacji z dziejów miejscowości uzdrowiskowych w Sudetach funkcjonujących bezpośrednio po zakończeniu drugiej wojny światowej. Były to pierwsze lata, kiedy kurorty te do-

¹ Romuald M. Łuczyński, *Uzdrowiska sudeckie w latach 1945-1950*, Wyd. Kartograficzne EkoGraf Sp. z o.o., Wrocław 2015, ss. 192.

² Należy podkreślić dużą zasługę prof. Bożeny Płonki-Syroki w zainicjowaniu tych badań w ciągu ostatnich kilku lat. Jest ona pomysłodawczynią i organizatorką kilku już konferencji w ramach realizacji projektu „Kultura uzdrowiskowa w Europie”. Efektem tych cyklicznych spotkań naukowych polskich i zagranicznych badaczy są kolejne tomy serii wydawniczej „Kultura uzdrowiskowa w Europie”.

stały się pod polski zarząd, chociaż niekiedy można mieć pewne obiekcje co do takiej konstatacji, gdyż nieraz, jak Autor podawał w wielu miejscach monografii, w miejscowościach tych przebywali sowieccy żołnierze, korzystający z obiektów uzdrowskowych. Autor monografii jest jak najbardziej predestynowany do napisania takiej publikacji, gdyż jest cenionym badaczem dziejów Dolnego Śląska, autorem kilkunastu książek dotyczących zamków i pałaców znajdujących się w tej przestrzeni oraz prac dotyczących dziedzictwa i krajobrazu kulturowego regionu dolnośląskiego.

Cezury monografii (1945-1950) nie budzą zastrzeżeń, gdyż Autor podjął realizację projektu poświęconego sudeckim uzdrowiskom w okresie od zakończenia wojny do końca 1950 r., czyli w latach kiedy podlegały one Naczelnej Dyrekcji „Uzdrowiska Polskie”. Od 1 stycznia 1951 r. jej działalność zastąpiła nowa struktura, a mianowicie Centralny Zarząd Uzdrowisk. Również dobór 12 miejscowości jest jak najbardziej uzasadniony, gdyż Romuald M. Łuczyński wybrał te, które spełniały wymogi stawiane przez obowiązującą zaraz po wojnie Ustawę o uzdrowiskach z 23 marca 1922 r. (posiadały cieplice lub źródła lecznicze) z późniejszymi jej uzupełnieniami.

Monografia została napisana w oparciu o źródła różnej proveniencji. Autor wykorzystał szereg źródeł archiwalnych z zespołów przechowywanych w Archiwum Państwowym we Wrocławiu oraz w jego terenowych oddziałach w Jeleniej Górze i Kamieńcu Ząbkowickim. Podejrzewam, że liczba przejrzanych przez Autora sygnatur jest z pewnością dużo większa niż wykazano w zestawieniu bibliograficznym, ale w wielu z nich nie znaleziono informacji wartych wykorzystania.

Ze względu na poważne braki w materiałach archiwalnych, szczególnie dotyczących działalności uzdrowisk w pierwszych powojennych latach, Autor czerpał szereg informacji z ówczesnej prasy regionalnej. Pomimo, że publikacje prasowe niejednokrotnie zawierały błędy wynikające z niewiedzy publicystów i korespondentów, a ponadto pisane były ściśle według wymogów ideologicznych ówczesnych czasów, Autorowi udało się znakomicie wydobyć wszelkie niuanse i informacje dające barwny obraz sudeckich uzdrowisk powojennego pięciolecia. Jednocześnie Romuald M. Łuczyński bardzo dobrze łączy lokalny rozwój miejscowości uzdrowskowych z uwarunkowaniami politycznymi funkcjonowania państwa polskiego w ówczesnym okresie.

Uzupełnieniem źródeł archiwalnych i prasy okresu były akty prawne, nieliczne wspomnienia oraz przewodniki, informatory i foldery. Fakty wydobyte z wykorzystywanych materiałów źródłowych Autor uzupełniał o różne informacje zawarte w literaturze przedmiotu poświęconej sudeckim uzdrowiskom.

Monografia ma układ problemowo-chronologiczny, a konceptualizacja tematu została zawarta w czterech zasadniczych rozdziałach. Pracę otwiera wstęp zawierający przede wszystkim analizę tematu i przyjętych cezur oraz wyjaśnienie kilku najistotniejszych dla rozumienia problemu pojęć i nazewnictwa. Poprzedzony on jest wykazem stosowanych skrótów, przydatnym ze względu na wielokrotne używanie w tekście niektórych nazw instytucji.

W dalszej części wprowadzającej Autor omówił stan badań, organizacje zajmujące się kwestią funkcjonowania uzdrowisk w latach 1945-1950. Ponadto przybliżył warunki i czynniki determinujące funkcjonowanie uzdrowisk w pierwszych miesi-

cach po zakończeniu działań wojennych, kiedy dostały się one w „polskie ręce”. Tę część kończy fragment poświęcony reklamie sudeckich uzdrowisk w interesującym Autora okresie.

Rozdział pierwszy zatytułowany „Sezony 1946-1950 w uzdrowiskach sudeckich” można traktować jako wprowadzający do bardziej szczegółowych rozważań w kolejnych trzech rozdziałach. W rozdziale tym Romuald M. Łuczyński w syntetyczny sposób omówił uwarunkowania funkcjonowania, rozwoju, bądź stagnacji sudeckich kurortów w rozbiciu na poszczególne sezony uzdrowiskowe: od 1946 r. po 1950 r.

Kolejne trzy rozdziały poświęcone zostały omówieniu sudeckich uzdrowisk z zastosowaniem podziału na trzy regiony uzdrowiskowe, w których usytuowanych jest 12 miejscowości (nie wliczając tzw. uzdrowisk zapomnianych). Przy prezentacji poszczególnych kurortów Autor starał się przeprowadzać analizę w odniesieniu do kilku zasadniczych płaszczyzn, a mianowicie: lecznictwo; hotele, pensjonaty, restauracje; obyczajowość; życie kulturalne i rozrywki; „nie wszystko układało się pomyślnie”; kuracjusze i frekwencja. W kilku wypadkach z powodu braków źródłowych nie udało się zachować tego schematu, a w innych rozszerzono ten układ o charakterystyczne dla danego kurortu elementy, jak np. wizyta Bolesława Bieruta (Świeradów-Zdrój, Szczawno-Zdrój), czy Festiwal Chopinowski (Duszniki-Zdrój).

Rozdział drugi pt. „Region jeleniogórski” poświęcony został kilku uzdrowiskom położonym na terenie wyartykułowanego w tytule regionu geograficznego. Są to w kolejności: Cieplice Śląskie Zdrój, Czerniawa-Zdrój i Świeradów-Zdrój. Ponadto ostatnia część tego rozdziału zawiera krótkie informacje dotyczące tzw. zapomnianych uzdrowisk położonych w regionie jeleniogórskim, a mianowicie Jerzmanice-Zdrój, Opolno-Zdrój i Wleń.

Z kolei rozdział trzeci „Region wałbrzyski i Przedgórze Sudeckie” poświęcony jest trzem niezbyt dużym kurortom: Jedlina-Zdrój, Szczawno-Zdrój i Przerzeczyn-Zdrój. Ta ostatnia miejscowość omówiona została dosyć skrótowo ze względu na stan zachowanych źródeł. Ponadto, podobnie jak w poprzednim rozdziale, znalazło się omówienie zapomnianych uzdrowisk z tego regionu, czyli Bolków-Zdrój i Stare Bogaczowice.

W końcu, w rozdziale czwartym pt. „Region kłodzki”, Autor skupił się nad następującymi uzdrowiskami: Długopole-Zdrój, Duszniki-Zdrój, Kudowa-Zdrój, Lądek-Zdrój oraz Polanica-Zdrój. Region kłodzki to obszar największego zagęszczenia źródeł wód mineralnych, a tym samym uzdrowisk i to tych najbardziej znanych i cenionych w Sudetach. W tym regionie Autor „nie znalazł” żadnego z tzw. zapomnianych uzdrowisk, gdyż wszystkie prowadziły swą działalność po zakończeniu działań wojennych.

Uzupełnieniem informacji i analiz zawartych w poszczególnych rozdziałach jest aneks, w którym Autor podał nazwiska dyrektorów Zarządów Państwowych Uzdrowisk wraz z latami (miesiącami) pełnienia tych obowiązków.

Romuald M. Łuczyński w przygotowanej monografii wielokrotnie przytacza różne fragmenty zamieszczane w ówczesnej prasie, w wielu przypadkach głównie „ze względu na ich koloryt, specyficzny język, który doskonale oddaje charakter i mentalność tamtych czasów”. Jak najbardziej rozumiem motywację Autora dlaczego

zdecydował się na takie rozwiązanie, ale wydaje mi się, że miejscami te cytaty są zbyt obszerne i można by pokusić się o zastąpienie chociaż części z nich własną narracją.

Monografię uzupełniają: zakończenie, które jest dosyć syntetyczne, ale zawiera w zasadzie najistotniejsze wnioski końcowe, a dalej bibliografia, spis ilustracji, spis tabel i indeks osobowy. Szkoda, że zabrakło kilkustronicowego streszczenia, chociażby w języku niemieckim, gdyż publikacja powinna zainteresować nie tylko polskich badaczy, ale również niemieckich podejmujących tematykę przeszłości uzdrowisk sudeckich.

Aparat naukowy, którym opatrzona została monografia został sporządzony bardzo skrupulatnie i fachowo. Widać bardzo dobry warsztat naukowy Autora, co wcale nie jest dzisiaj charakterystyczne dla wielu prac, a konstatacja ta nie dotyczy tylko badaczy młodszego pokolenia. W monografii zamieszczono blisko 90 ilustracji najczęściej dotychczas nieznanych, które co należy podkreślić, są odpowiednio dobrane i związane ściśle z treścią publikacji. Indeks osobowy w tego typu publikacji ułatwia zdecydowanie korzystanie z niej czytelnikom poszukującym konkretnych postaci.

Monografię czyta się bardzo dobrze, została napisana poprawnym i dobrym stylem. Z obowiązku recenzenta muszę wskazać jedynie na występujące pojedyncze i drobne usterki, najczęściej literówki w tekście.

Konkludując, uważam, iż monografia Romualda M. Łuczyńskiego jest bardzo wartościową pozycją. Zawiera ona szereg istotnych faktów, wniosków i tez dotyczących funkcjonowania uzdrowisk sudeckich w trudnych, powojennych czasach, kiedy przejmowano je na własność państwa polskiego. Uważam, że praca ta wypełnia lukę w naszej historiografii i bardzo szybko powinna znaleźć się nie tylko w ogólnopolskim w obiegu naukowym. Może sam Autor podejmie próbę, albo swoją monografią zainspiruje innych badaczy, do poszukiwań materiałów i przygotowania publikacji dotyczącej funkcjonowania i roli uzdrowisk podczas drugiej wojny światowej.

Bibliografia

- B. Płonka-Syroka, A. Kaźmierczak (red.), Historia kultury uzdrowiskowej w Europie. Kultura uzdrowiskowa w Europie, t. 1, Wydawnictwo Arboretum, Wrocław 2012.
- B. Płonka-Syroka, A. Syroka (red.), Historia kultury uzdrowiskowej w Polsce. Kultura uzdrowiskowa w Europie, t. 2, Wydawnictwo Arboretum, Wrocław 2012.
- B. Płonka-Syroka, A. Kaźmierczak (red.), Historia kultury uzdrowiskowej na Dolnym Śląsku w kontekście europejskim, t. 1-2. Kultura uzdrowiskowa w Europie, t. 3-4, Wydawnictwo Questio, Wrocław 2013.

Metoda narracyjna w nauczaniu języka obcego na wczesnym etapie edukacyjnym – nowa monografia poświęcona badaniu empirycznemu nad efektywnością tej metody¹

Od 1 września 2015 roku obowiązkową nauką języka obcego zostały objęte wszystkie pięcioletnie przedszkolaki. Natomiast od 1. września 2017 roku obowiązkowa nauka języka obcego ma być wprowadzona także dla pozostałych dzieci przedszkolnych. Powyższy stan rzeczy skłania do refleksji nad stosowanymi w przedszkolnym nauczaniu języka obcego metodami oraz nad kwalifikacjami, jakimi powinni legitymować się nauczyciele, uczący języka obcego dzieci w tym przedziale wiekowym. Między innymi wyżej wymienione kwestie porusza monografia pod redakcją Jana Iluka *„Nauczanie języków obcych w przedszkolu i na etapie wczesnoszkolnym na przykładzie języka niemieckiego”*.

Monografia ta jest końcowym efektem projektu pod tytułem *„Nauczanie języka niemieckiego metodą narracyjną w przedszkolu i na pierwszym etapie edukacyjnym”*, który został zrealizowany w 2015 roku w Uniwersytecie Śląskim, w ramach programu *„Akademickie Centrum Kreatywności”*. Część dydaktyczną projektu realizowano w okresie od 16 lutego do 24 czerwca 2015 w Szkole Podstawowej nr 59 im. Jana Matejki w Katowicach oraz w trzech przedszkolach: w Miejskim Przedszkolu nr 90 im. Wróbelka Elemelka w Katowicach, Miejskim Przedszkolu nr 34 im. Jasia i Małgosi w Katowicach i Niepublicznym Przedszkolu „Elfik” w Sosnowcu (J. Iluk 2015: 10). Głównym celem projektu było zbadanie efektywności metody narracyjnej w nauczaniu języka obcego, tutaj niemieckiego, na etapie przedszkolnym i wczesnoszkolnym. W Instytucie Filologii Germańskiej Uniwersytetu Śląskiego podjęto już wcześniej badania w zakresie stwierdzenia efektywności nauczania języka obcego metodą narracyjną oraz w celu wypracowania jej założeń teoretycznych. Ich wyniki zostały opublikowane między innymi w 2002 roku w monografii Jana Iluka *„Jak uczyć małe dzieci języków obcych?”* oraz przedstawione w 2006 roku w rozprawie doktorskiej Jolanty Gładysz *„Effizienz des frühen Fremdsprachenlernens”*. Projekt *„Nauczanie języka niemieckiego metodą narracyjną w przedszkolu i na pierwszym*

¹ Iluk, J. (2015) (red.): *Nauczanie języków obcych w przedszkolu i na etapie wczesnoszkolnym na przykładzie języka niemieckiego*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.

etapie edukacyjnym” jest zatem kontynuacją podjętych już wcześniej w tym Instytucie badań w tym zakresie.

Pod względem kompozycyjnym książka składa się z artykułów autorstwa koordynatora wymienionego wyżej projektu oraz uczestniczących w nim tutorów. Na końcu każdego artykułu znajduje się wykaz literatury. Ponadto publikacja zawiera opinie studentów, realizujących ten projekt w wymienionej wyżej szkole podstawowej i trzech przedszkolach, a także ich dyrektorów oraz opiekunów grup. Do książki została dołączona również płyta DVD, przedstawiająca różnorodne aspekty zrealizowanego projektu. Na końcu monografii znajdujemy także jej streszczenie w języku angielskim.

Autorem pierwszych dwóch artykułów jest koordynator projektu – Jan Iluk. W pierwszym z nich Autor przedstawia aspekty organizacyjne zrealizowanego projektu „*Nauczanie języka niemieckiego metodą narracyjną w przedszkolu i na pierwszym etapie edukacyjnym*”. Natomiast w drugim dokonuje krytycznej analizy rozporządzenia Ministerstwa Edukacji Narodowej z dnia 30 maja 2014 w sprawie podstawy programowej wychowania przedszkolnego. Ponadto Autor przedstawia alternatywne propozycje przygotowania dzieci do nauki języków obcych w przedszkolach, wymieniając powody przydatności tekstów narracyjnych do celów edukacyjnych oraz opisując ogólne założenia metody narracyjnej w nauczaniu języków obcych.

Kolejny artykuł, autorstwa Jolanty Gładysz, pełniącej rolę tutora w przedstawionym wyżej projekcie, traktuje o kryteriach wyboru tekstów narracyjnych dla potrzeb nauczania języków obcych. Autorka przedstawia zarówno kryteria ogólne, jak i językowe. Prezentuje etapy pracy z tekstami narracyjnymi oraz na przykładzie bajki „*Trzy świnki*” szczegółowo pokazuje jak zaadaptować oraz zdydaktyzować tekst tej bajki na potrzeby nauczania języka angielskiego i niemieckiego na etapie przedszkolnym oraz wczesnoszkolnym. Artykuł ten jest w moim przekonaniu pewnego rodzaju przewodnikiem metodycznym, który w sposób dokładny i staranny pokazuje, jak wykorzystywać teksty narracyjne w nauczaniu języka obcego.

Iwona Wowro, kolejny tutor, w swoim artykule bardzo skrupulatnie prezentuje wyniki przeprowadzonego w ramach projektu, o którym mowa wyżej, badania empirycznego nad efektywnością stosowania metody narracyjnej w nauczaniu języka niemieckiego na etapie przedszkolnym i wczesnoszkolnym. Znajdujemy tutaj m. in.: opis grup badawczych, narzędzia badawcze, hipotezy badawcze i ich weryfikację, oraz interpretację uzyskanych wyników. Mimo iż przeprowadzony eksperyment nie nosi znamion klasycznego eksperymentu badawczego ze względu na brak grup kontrolnych, to uzyskane wyniki są bardzo istotne dla nauczania języka obcego na wczesnym etapie edukacyjnym. Weryfikacja hipotez badawczych wykazała, że metoda narracyjna stwarza odpowiednie warunki, uwzględniające naturalne mechanizmy przyswajania języka oraz predyspozycje poznawcze, charakterystyczne dla dzieci przed- i wczesnoszkolnych, dla rozwoju umiejętności słuchania ze zrozumieniem oraz dla zapamiętywania większości prezentowanego słownictwa. Ponadto rozwinięta u dzieci sprawność rozumienia ze słuchu nie odnosi się do rozumienia pojedynczych słów, występujących w izolacji, lecz do

rozumienia treści zanurzonych w kontekst zdaniowy. Co więcej zarejestrowany na nośniku wideo przebieg zajęć oraz opinie osób prowadzących zajęcia, pozwalają stwierdzić, że metoda narracyjna wpływa na zwiększenie motywacji dzieci do nauki, na ich kreatywność oraz na wzrost ich pewności siebie (I. Wowro 2015: 89 i n.).

W ostatnim artykule, kolejny tutor projektu – Mariusz Jakosz, omawia specyficzne kwalifikacje, jakimi legitymować powinni się nauczyciele języka obcego na przedszkolnym i wczesnoszkolnym etapie nauczania, stosujący w nauczaniu metodę narracyjną. Szczegółowo omówione zostają kompetencje psychologiczno-pedagogiczne, dydaktyczno-metodyczne, językowe, narracyjne oraz umiejętności prawidłowego posługiwania się pacynką, wykorzystywaną w procesie dydaktycznym. Na zakończenie Autor prezentuje w postaci katalogu przykładowe treści nauczania w zakresie stosowania metody narracyjnej. Lektura tego artykułu uświadamia jak dużymi kompetencjami musi odznaczać się osoba, stosująca metodę narracyjną w nauczaniu języka obcego na etapie przedszkolnym i wczesnoszkolnym. Zaprzecza także powszechnemu często stwierdzeniu, że nauczyciele na tym etapie edukacyjnym mogą odznaczać się niską kompetencją językową.

Na uwagę zasługują również zamieszczone na końcu publikacji pozytywne opinie studentów, realizujących projekt „*Nauczanie języka niemieckiego metodą narracyjną w przedszkolu i na pierwszym etapie edukacyjnym*”, a także dyrektorów oraz opiekunów grup przedszkoli, w których odbywały się zajęcia dydaktyczne.

Reasumując należy stwierdzić, że monografię tę należy ocenić bardzo pozytywnie. Jest to istotna publikacja w kontekście obecnej polityki edukacyjnej w naszym kraju m. in. dlatego, ponieważ znajdujemy w niej odpowiedź na pytanie o efektywność stosowania konkretnej metody w nauczaniu języka obcego na wczesnym etapie edukacyjnym. Powinna ona trafić przede wszystkim do następującego grona odbiorców: studentów studiów neofilologicznych, realizujących specjalizację nauczycielską oraz nauczycieli, uczących w przedszkolach języka obcego. Z monografią tą powinni zapoznać się także nauczyciele akademicy, aby móc włączyć treści nauczania w zakresie metody narracyjnej do modułów metodycznych na studiach neofilologicznych.

Bibliografia

- Gładysz, J. (2006): *Effizienz des frühen Fremdsprachenlernens*. Katowice, nieopublikowana rozprawa doktorska.
- Iluk, J. (2002): *Jak uczyć małe dzieci języków obcych?* Katowice: Wydawnictwo Gnome.
- Iluk, J. (2015): *Realizacja projektu „Nauczanie języka niemieckiego metodą narracyjną w przedszkolu i na pierwszym etapie edukacyjnym” w ramach programu „Akademiczkie Centrum Kreatywności”*. W: Iluk, J. (red.): *Nauczanie języków obcych w przedszkolu i na etapie wczesnoszkolnym na przykładzie języka niemieckiego*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.

- Iluk, J. (2015) (red.): *Nauczanie języków obcych w przedszkolu i na etapie wczesnoszkolnym na przykładzie języka niemieckiego*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.
- Wowro, I. (2015): *Pomiar efektywności i ewaluacja wyników nauczania języka niemieckiego metodą narracyjną w przedszkolach i szkole podstawowej*. W: Iluk, J. (red.): *Nauczanie języków obcych w przedszkolu i na etapie wczesnoszkolnym na przykładzie języka niemieckiego*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.

Metodyka prowadzenia zajęć z języka niemieckiego jako języka obcego – nowy podręcznik zintegrowany z zadaniami praktycznymi¹

Renata Czaplikowska oraz Artur Kubacki są pracownikami Katedry Językoznawstwa Niemieckiego Instytutu Neofilologii (Filologia Germańska) Uniwersytetu Pedagogicznego im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie. Ich bogaty dorobek naukowy liczy kilkanaście pozycji książkowych oraz artykułów poświęconych zarówno glottodydaktyce, kształceniu przyszłych nauczycieli języka niemieckiego, jak i doskonaleniu zawodowemu nauczycieli. Do najważniejszych publikacji z tego zakresu autorstwa Czaplikowskiej i Kubackiego zaliczyć należy: „*Grundlagen der Fremdsprachendidaktik. Unterrichtsbuch*”; „*Dydaktyzacja stron internetowych – wskazówki do praktycznego wykorzystania Internetu na lekcjach języka niemieckiego*”; „*Doskonalenie zawodowe nauczycieli języków obcych w zakresie stosowania technologii informacyjnych i komunikacyjnych*”; „*Rola i efektywność praktyk pedagogicznych w kształceniu nauczycieli*”; „*Rola ćwiczeń tłumaczeniowych na lekcji języka niemieckiego*”; „*Awans zawodowy nauczycieli języków obcych. Z doświadczeń eksperta MEN*”; „*Z gramatyką na bakier. Z doświadczeń egzaminatora matury z języka niemieckiego w 2007 roku*”.

Powstanie recenzowanej publikacji jest efektem bogatego doświadczenia dydaktycznego Autorów, ich zaangażowania w jakość kształcenia przyszłych nauczycieli języka niemieckiego oraz zwiększanie poziomu zajęć językowych prowadzonych przez adeptów zawodu. Wysoka ocena jakościowa publikacji dotyczy nie tylko prezentowanych treści merytorycznych, ale także zastosowanych rozwiązań formalno-edytorskich. Wartym docenienia jest umieszczenie wykazu użytych skrótów i skrótowców oraz symboli, sporządzenie i udostępnienie glosariusza, jak również materiałów dodatkowych i propozycji rozwiązań poszczególnych zadań².

Mimo eksplicitnego wskazania w tytule odbiorców publikacji, ich grupę rozszerzyć można również o studentów odbywających praktyki dydaktyczne, nauczycieli stażystów rozpoczynających swoją karierę zawodową, nauczycieli z wyższym stopniem awansu zawodowego (nauczycieli kontraktowych), placówki i osoby kształcące

¹ Czaplikowska, R., Kubacki, A.D.: *Methodik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache. Lehr- und Übungsbuch für künftige DAF-Lehrende*, Chrzanów 2016, s. 240, ISBN 978-83-937905-2-4.

² Czaplikowska, Kubacki 2016: 5-6, 181-192, 201-233.

nauczycieli języka niemieckiego (organizatorzy studiów podyplomowych, kursów doskonalenia zawodowego itp.), a także obcokrajowców chcących podjąć pracę na stanowisku nauczyciela w Polsce.

Dla praktykantów oraz nauczycieli rozpoczynających swoją karierę zawodową, publikacja może stanowić formę samokształcenia pozwalającą na opanowanie istotnych zagadnień teoretycznych związanych z procesem dydaktycznym. Może być ona pomocna w planowaniu zajęć dydaktycznych w szerszej perspektywie czasu (tworzeniu rocznego planu pracy z uwzględnieniem formy późniejszego planu wynikowego), tworzeniu konspektu zajęć, doborze odpowiednich i przede wszystkim kreatywnych metod pracy rozwijających określone sprawności językowe u uczniów. Realizację tych celów umożliwiają liczne objaśnienia zagadnień teoretycznych dotyczących organizacji pracy nauczyciela i doboru odpowiednich metod pracy na poszczególnych etapach zajęć lekcyjnych. Co więcej, treści teoretyczne opatrzone są także tabelami, rysunkami i asocjogramami, czyniąc prezentowany materiał bardziej przystępnym dla odbiorcy. Po wstępach teoretycznych umieszczone zostały zadania systematyzujące wprowadzone treści, przykłady atrakcyjnych form ćwiczeń lekcyjnych mających na celu kształcenie omawianych kompetencji i ćwiczenie poszczególnych form pracy. W publikacji znaleźć można również odniesienie do wykorzystywania aktualnych, dostępnych pomocy wspierających proces dydaktyczny (odsyłacze do ćwiczeń online), interesujące podrozdziały poświęcone zasadności zadawania zadań domowych i ich formie, użyciu języka ojczystego w czasie zajęć, a także spis pomocnych zwrotów w języku niemieckim, używanych przez nauczyciela podczas zajęć lekcyjnych³.

Podrozdział poświęcony kształceniu nauczycieli języka niemieckiego w Polsce, funkcjonowaniu szkoły (akty prawne regulujące jej funkcjonowanie oraz pracę nauczyciela), awansowi zawodowemu nauczyciela oraz zakresowi jego obowiązków, stanowić może cenne źródło wiedzy dla obcokrajowców chcących podjąć pracę na tym stanowisku w Polsce⁴.

Walorem niniejszej publikacji są także pytania do ewaluacji własnej umieszczone pod koniec większości podrozdziałów wraz z wykazem literatury. Pytania ewaluacyjne zwiększają koncentrację czytelnika na prezentowanych treściach teoretycznych. Potrafiąc na nie odpowiedzieć, czytelnik ma pewność opanowania poszczególnych zagadnień teoretycznych oraz satysfakcję z bieżącego, widocznego progresu stanu własnej wiedzy. Umieszczenie literatury pod koniec podrozdziałów pozwala – w przypadku większego zainteresowania daną tematyką – natychmiastowo sięgnąć po odpowiednie pozycje książkowe, bez konieczności wyszukiwania ich w bibliografii zbiorczej, umieszczonej standardowo na końcu publikacji.

Publikacja Czaplukowskiej i Kubackiego stanowi bogate źródło wiedzy teoretyczno-praktycznej z zakresu organizacji pracy szkoły i nauczyciela, organizacji zajęć języka niemieckiego oraz poszczególnych ich etapów, wraz z doбором odpowiednich metod nauczania kształcących poszczególne kompetencje językowe. Z pewnością spełni ona oczekiwania osób chcących za jej pomocą podwyższyć swoje kwalifikacje

³ Czaplukowska, Kubacki 2016: 110, 137-144, 234-237, 230-232.

⁴ Czaplukowska, Kubacki 2016: 23-31.

zawodowe lub nabyć wiedzę teoretyczną dotyczącą metod pracy i ich zastosowania w praktyce dydaktycznej.

Bibliografia

- Czaplikowska, R., Kubacki, A.D.: *Methodik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache. Lehr- und Übungsbuch für künftige DAF-Lehrende*, Chrzanów 2016.
- Czaplikowska, R., Kubacki, A.D.: *Grundlagen der Fremdsprachendidaktik. Unterrichtsbuch*, Kraków 2010.
- Czaplikowska, R.: *Dydaktyzacja stron internetowych – wskazówki do praktycznego wykorzystania Internetu na lekcjach języka niemieckiego*, Warszawa 2007.
- Czaplikowska, R.: *Doskonalenie zawodowe nauczycieli języków obcych w zakresie stosowania technologii informacyjnych i komunikacyjnych*, Warszawa 2009.
- Czaplikowska, R.: *Rola i efektywność praktyk pedagogicznych w kształceniu nauczycieli*, Warszawa 2009.
- Kubacki, A.D.: *Rola ćwiczeń tłumaczeniowych na lekcji języka niemieckiego*, Poznań 2010.
- Kubacki, A.D.: *Awans zawodowy nauczycieli języków obcych. Z doświadczeń eksperta MEN*, Poznań-Kalisz 2009.
- Kubacki, A.D.: *Z gramatyką na bakier. Z doświadczeń egzaminatora matury z języka niemieckiego w 2007 roku*, Warszawa 2007.

Inhalt

Contents – Sommaire – Spis treści

<i>Reinhard Rösler</i> „Vaterland, du riefst den Sänger . . .“. Theodor Körners patriotische Lyrik	5
<i>Marcin Golaszewski</i> Ernst Wiecherts Werk – Dichtung und Deutung	21
<i>Halina Ludorowska</i> Weibliche Körper- und Generationenerfahrungen in Christa Wolfs <i>Sommerstück</i>	31
<i>Marek Kryś</i> Das Vertreibungsmotiv in der DDR-Belletristik am Beispiel von Armin Müllers <i>Der Puppenkönig und ich</i>	51
<i>Ewa Jarosz-Sienkiewicz</i> Herta Müller aus der Sicht der Polen. Ein Beitrag zur Rezeption bis 2015.....	61
<i>Anna Gręda</i> Walter Benjamins <i>Erzähler-Aufsatz</i> : Erzählung, Roman und Erinnern.....	77
<i>Magdalena Popławska</i> Soziale Lage der Frauen um die Revolution 1848 anhand des Werks <i>Schloss und Fabrik</i> der Frauenrechtlerin Louise Otto-Peters	89
<i>Edward Bialek</i> Otto Forst de Battaglias Idee der „geistigen Abrüstung“ und seine Übersetzung des Romans <i>Die Walstatt von Liegnitz</i> von Zofia Kossak	103
<i>Kwiryna Proczkowska</i> Emotive Sprache am Beispiel des Films <i>Lola rennt</i> und dessen audiovisueller Translationen ins Polnische und Englische.....	127
<i>Joanna Szczęk, Marcelina Kalasznik</i> <i>Essen auf den ersten Klick</i> – Zur Multimodalität und Multikodalität im Bereich des Kulinarischen.....	141
<i>Luiza Ciepielewska-Kaczmarek</i> „Deutsch ist gar nicht so schwer“. Frühes Fremdsprachenlernen in ungewohntem Kontext.....	155

<i>Jana Juhásová</i> Das Niveau der Entfaltung des verstehenden Hörens slowakischer Schüler der ausgehenden Sekundarstufe I in der Fremdsprache Deutsch.....	167
<i>Anna Kapuścińska</i> Typographie als Träger der Identität in den Doodles	195
<i>Ewa Turkowska</i> Remediation der Literatur im Web 2.0 und ihre Rolle in der Literaturdidaktik	217
<i>Tomáš Godiš</i> Wandlungen des publizistischen Stils in der deutschen Tagespresse nach der Wende – 1990 bis zur Gegenwart (Forschungsbericht)	239
<i>Elżbieta Skorupska-Raczyńska</i> Zmienność granic normy językowej (na materiale źródeł leksykograficznych). Cz. I: Prohibita w polszczyźnie XX wieku.....	245
<i>Halina Uchto</i> O podręcznikach polskich cyrylicą pisanych i próbach latynizacji pisma rosyjskiego	261
<i>Beata A. Orłowska</i> Czy język łemkowski należy do grupy języków zagrożonych?	277
<i>Mariola Jaworska</i> Nauczyciel języka obcego wobec problemu indywidualizacji procesu nauczania.....	289
<i>Ewa Matkowska, Krzysztof Polechoński</i> Literatura polska w dokumentach cenzury NRD. <i>Manipulacja</i> Iredyńskiego	301
<i>Anna Wzorek</i> Sandomierz w życiu i twórczości Bonifacego Miązka	317
<i>Jakub Skurtys</i> Cena narracji: kryminalne gry w poezji Kiry Pietrek	331
<i>Magdalena Gołaczyńska</i> Między Krzyżową a Jagniątkowem – pamięć miejsca teatralnego	345
<i>Aleksandra Woźniak</i> Historia, sacrum i mit w <i>Końcu świata w Breslau</i> we Wrocławskim Teatrze Współczesnym.....	355
<i>Ewelina Kordiak-Gołębska</i> Napiętnowani i „normalsi” – w teatrze osób niepełnosprawnych intelektualnie	365
<i>Anna Warakomska</i> Kompas moralny <i>Okrętu błaznów</i> . Związki literatury i filozofii w bestsellerze epoki renesansu	377
<i>Andrzej Denka</i> O co toczy się spór literacki? – kontrowersje literackie wokół literatury niemieckojęzycznej 1945–1966–1990.....	397

<i>Aleksandra Idczak</i> Pamięć, historia i <i>sacrum</i> w <i>Cudownym miejscu</i> Jana Jakuba Kolskiego	415
<i>Marek Bratuń</i> Józefa Jana Tadeusza Mniszcha opisanie Kantonu Berneńskiego	431
<i>Olga Halub</i> Patriotyzm konstytucyjny i tożsamość narodowa w obliczu procesu integracji europejskiej	441
<i>Matylda Kumpin</i> Methods and techniques used in translating equestrian terms	451
<i>Angelika Szopa</i> “There’s An Empty Chapel, Only The Wind’s Home”: Intersectional Reading Of Doris Lessing’s <i>The Grass Is Singing</i>	471
<i>Joanna Gospodarczyk</i> Internationale, interdisziplinäre, wissenschaftliche Konferenz im Zyklus „Sprachliche Wurzeln der Identität” unter dem Titel „Von dem Glück, Janosch gekannt zu haben“ in Zabrze 11.03 – 12.03.2016. Ein Bericht	481
<i>Michał Gąska</i> Sprawozdanie z międzynarodowej konferencji „Mehrsprachigkeit und Multikulturalität im translatorischen und glottodidaktischen Paradigma”	485

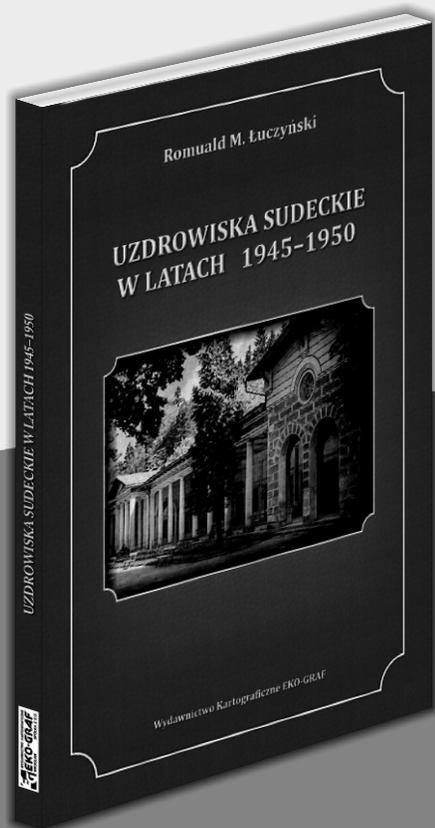
Bücher

Books – Livres – Książki

<i>Christiane Baumann</i> Universalität, die ins Heute zielt: Der Dichter, Publizist, Übersetzer und Pädagoge Johann Heinrich Voß im Fokus einer Konferenz	489
<i>Joanna Szczęk</i> Sammelband zur beruflichen Kommunikation aus wissenschaftlicher Perspektive ...	495
<i>Joanna Szczęk</i> Sammelband zur Sprache der Wissenschaft	499
<i>Joanna Szczęk</i> Neue Publikation zur Stereotypenforschung	503
<i>Mariusz Dzieweczyński</i> Der Gottheit nahe kommen	507
<i>Kinga Oworuszko</i> Terra incognita entdecken. <i>Verlagsmetropole Breslau 1800–1945</i>	513
<i>Joanna Bohun</i> Flucht und Vertreibung im deutschen Gedächtnis. Anmerkungen zu einem Handbuch der Medien und Praktiken	523

<i>Paulina Kluczna</i> Dotychczasowy stan badań oraz <i>novum</i> w zakresie użycia i interpretacji fraz	529
<i>Grzegorz Kowal</i> Błogosławieństwo i przekleństwo pamięci	535
<i>Jarosław Kita</i> Romualda M. Łuczyńskiego nowa książka o uzdrowiskach sudeckich	541
<i>Katarzyna Sowa-Bacia</i> Metoda narracyjna w nauczaniu języka obcego na wczesnym etapie edukacyjnym – nowa monografia poświęcona badaniu empirycznemu nad efektywnością tej metody	545
<i>Justyna Sekuła</i> Metodyka prowadzenia zajęć z języka niemieckiego jako języka obcego – nowy podręcznik zintegrowany z zadaniami praktycznymi	549

ilość stron: 192
format: 16,2 × 23,7 cm
ISBN 978-83-61157-77-9



Seitenzahl: 192
Maße: 16,2 × 23,7 cm
ISBN 978-83-61157-77-9

**Nowa książka
Romualda M. Łuczyńskiego:**

UZDROWISKA SUDECKIE W LATACH 1945-1950

Książka przybliży czytelnikowi dzieje uzdrowisk sudeckich tuż po zakończeniu drugiej wojny światowej. Opisano tu m.in. lecniczo uzdrowiskowe, życie codzienne kuracjuszy oraz funkcjonowanie i atrakcje miejscowości uzdrowiskowych.

**Ein neues Buch von
Romuald M. Łuczyński**

DIE KURORTE DER SUDETEN IN DEN JAHREN 1945 BIS 1950

Das Buch beschreibt die Geschichte der Kurorte der Sudeten unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Es beinhaltet neben einer Darstellung der Heilquellentherapie den routinemäßigen Tagesablauf der Patienten und die Arbeitsweise sowie auch die Gründe für die Anziehungskraft der beschriebenen Kurorte.

WYDAWNICTWO KARTOGRAFICZNE
EKO-GRAF
WROCLAW SPÓŁKA Z O.O.

ul. S. Wystoucha 58, 52-433 Wrocław
tel./fax 71 337 06 48, 502 319 652
www.ekograf.pl ekograf@ekograf.pl

